Nünzmannüllers

und

das Schwarzokaspale.

Ein Lebensbild

aus dem Bregenzerwalde

von

Franz Michael Felder.

Lindau.
Verlag von Johann Thomas Stettner.
1863.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Vorrede.

Hiemit übergebe ich den Freunden der Dorfgeſchichte ein Werkchen, in welchem ich Leben und Sitten der Bregenzerwälder darzuſtellen ſuchte, wie ich ſie aus eigener Anſchauung kennen gelernt habe. Einfach und zwanglos in Form und Sprache, wie das Wälderleben überhaupt, iſt auch dieſe Schilderung eines Familienlebens aus der Zeit, wo die „Wälder“ nach einer beinahe tauſendjährigen Abgeſchloſſenheit von der Welt in etwas lebhaftern Verkehr mit derſelben kamen, indem die ärmeren Leute häufig auswanderten, und dann mit fremdem Geld und fremden Sitten wieder in die Heimath zurückkehrten. Nur der hintere Theil des „Waldes“ hat ſich in Sitten, Kleidung und Sprache noch völlig ſo erhalten, wie es von den Vorfahren ſeit Jahrhunderten überliefert wurde, während ſich nach auswärts die Eigenthümlichkeiten des „Waldes“ von Dorf zu Dorf immer mehr verlieren. Ich habe daher ohne Scheu das hinterſte Dorf, meinen Geburtsort, zum Schauplatz dieſer Darſtellung gewählt, obſchon man dort des alten Rümmamüllers Häuschen jetzt vergebens noch ſuchen würde.

Die hier geſchilderten Sitten, Thatſachen und Gebräuche ſind aus dem wirklichen Leben entnommen, ſo zum Beiſpiel weiß in meiner Heimath noch jetzt faſt Jedermann etwas vom Schwarzhannes zu erzählen. Die eingeſtreuten Sagen und Lieder ſind, ſo viel ich weiß, bisher noch in keiner gedruckten Sammlung erſchienen.

Schoppernau, den 26. Dezember 1862.

Franz Michael Felder.

Oben im Dorf, hart am Brunnobächle, da, wo alle Bettler wieder kehrum abwärts machen, weil man es den schlechten Häusern noch weiter oben auf alle Weite ansieht, daß dort schon arme Leute genug sind, steht des alten Nümmamüllers Häuschen, mit dem Gesicht gegen das Unterdorf hinablugend. Man sieht's an dem Häuschen hinten und vorn, daß ordentliche und fleißige Leute darin wohnen, denn so etwas sieht man jedem Bauernhause schon von außen an; der Stall hinten daran ist neu gebaut, die Stubenwand mit gerundeten Schindeln angeschlagen, und alles ordentlich hergerichtet, so daß fast kein Nagel mehr fehlt. Auch ein Gärtchen haben Josef und Michel vorn vor der Stubenwand gemacht, welches aber zur Zeit, wo diese Geschichte beginnt, fußhoch mit Schnee bedeckt ist.

Es ist Abend, und das ein recht stürmischer, wilder, so daß man nur hie und da einen Augenblick das Avemarialäuten von der Kirche herauf hören kann, und Schnee macht's, als ob der Sturm dem Winter auf einmal seine ganze Vorrathskammer ausleeren wolle. Aus dem „Häusle" heraus, in dem man ein lustiges Feuer prasseln hört, kommt das Mikle, [1]) mit der Laterne und dem Melkkübel

1) Mikle — Maria Katharina.

in den Stall gehend, wie allemal, wenn die Buobo — so nennt man alle noch unverheiratheten Mannsleute — nicht daheim sind. Der alte Rümmamüller sitzt, seine Pfeife rauchend, in der Stube beim warmen Ofen, und das ist wohl das Gescheideste, was so ein alter Mann im Winter thun kann. Auf der breiten Bank neben dem Ofen saß er fast den ganzen Winter, spaltete Schwefelhölzer, oder that sonst so eine brodlose Arbeit, die er leicht verrichten konnte. Dabei erzählte er viel von guten und bösen Tagen aus der Vergangenheit, und er konnte schon erzählen, denn er hatte etwas erlebt in seinen sechzig Jahren. Die Hauptschicksale seines Lebens sind schon in seinem Namen enthalten, — nicht in seinem Taufnamen Georg, obschon er in seinen frühern Jahren, wie dieser Heilige, eine roßmäßige Kraft gehabt hatte, sondern in seinem Uebernamen „Rümmamüller" (nicht mehr Müller), den man ihm allgemein gegeben.

Das war so gegangen: Die schöne Mühle unten im Dorf, die noch jetzt so stolz über die andern Häuser hinausragt, hatte er, kaum 25 Jahre alt, von seinem Vater übernommen, aber auch viele Schulden dazu. Er hatte nie kein Glück, so lange er auf der Mühle war, Unfall kam auf Unfall, und nichts that ihm recht; so durchtrieben wie mancher Andere war er auch nicht, und daher kam es dann bald, daß er die Mühle verkaufen und hinaufziehen mußte in's kleine Häuschen am Brunnobächle. Seit damals nannte man ihn allgemein Rümmamüller. Er hörte das, besonders im Anfang, nicht gerade am liebsten, aber nach und nach mußte er sich an das und an noch viel Aergeres gewöhnen.

Es ist auf der Welt gerade, als ob jeder Mensch einmal zum Kreuz kriechen müsse, mancher kommt dann sein' Lebtag' nie mehr davon; aber dem alten „Müller" — so nenne ich ihn beliebter Kürze wegen — hatten seine vier braven Kinder wieder ordentlich herausgeholfen aus Mangel und Noth. Das Mikle verstand so gut als Eine, das Hauswesen zu führen, und die andern drei konnten das ganze Jahr hindurch sehr viel verdienen. Auch heute waren Michel und Josef auf dem Taglohn, und der Müller schien jetzt mit Ungeduld ihre Heimkehr zu erwarten, denn schon mehr als einmal hatte er das Bäbele, welches beim Licht saß und stickte, geheißen, es solle sehen, ob sie noch immer nicht kommen. Aber nicht zehn Schritte weit hätte es in die stürmische Nacht hinaus sehen und hören können!

Endlich kamen sie. Draußen hörte man sie den Schnee von sich stampfen und schlagen. Das Bäbele holte geschwind trockenes Häß,[1]) um es noch ein wenig beim Ofen zu wärmen. Jetzt kamen sie herein mit der um diese Zeit üblichen Frage: „Habt ihr Feierabend?" und gingen dann, die kalten Hände reibend, ein paar Mal in der Stube auf und ab. Diesen beiden hätte es wohl schwerlich Einer angesehen, daß sie Brüder seien, so ungleich waren sie. Michel, der ältere, war klein von Person, wie Zachäus im Evangelium, aber „b'setzt" (von festem Körperbau) und stark wie der hörnerne Siegfried; der Ausdruck seines sonnverbrannten Gesichtes war nicht schön, aber gutmüthig. Josef dagegen war länger und

1) Häß — Kleider.

auch hübſcher. Seine Augen und Haare waren ſchwarz wie die Mikles, ſeiner ältern Schweſter, mit der er überhaupt ſehr viele Aehnlichkeit hatte, und die für eine der ſchönſten Motla [1]) im ganzen Dorfe galt.

„So, jetzt nur recht auf Die, wo noch draußen ſind und keinen Hut aufhaben!“ ſagte Michel. „Es thät' mich grad wild machen, wenn es jetzt aufhören thät' mit Stürmen, ſobald wir unter Dach und Fach ſind.“

„Ja, ich hätte gemeint, ihr thätet den Metzger mit Holzziehen auf beſſeres Wetter vertröſten. Es hat ja geſtürmt und geluftet, daß man nicht einmal mehr in's Unterdorf hinab hat ſehen können!“ ſagte der Müller.

„Wir wollten eben heut' fertig werden, weil vielleicht ſpäter die Lawinen den Weg unſicher machen, wenn einmal viel Schnee auf den Bergen iſt.“

Bäbele gab den Buben das warm gewordene Häß vom Ofen, und ſie wollten eben damit in's Gado, [2]) um ſich trocken anzulegen, als man durch das Toſen des Sturmes hindurch ein Geſchrei hörte, grad wie das Blöken eines jungen Kalbes. „Was iſt das?“ fragte Michel, unter der Gadothür ſtehen bleibend, „hat äppa [3]) d'Kuoh —?“

„Jau, a prächtig ſchöas Kalb heat's ghea!“ [4]) ſagte der Müller.

Die Buben warfen das trockene Häß auf die Ofenbank neben der Gadothür, und barfuß in des Vaters

1) Motla — Mädchen. Nach Oppermann und Andern nennt man die Mädchen im Bregenzerwald „Schmelg.“ Im vordern Wald iſt das auch der Fall, im Hinterwalde aber ſagt man allgemein Motla, Motol. 2) Gado — Schlafzimmer neben der Stuöe. 3) äppa — etwa. 4) heat's ghea — hat ſie gehabt.

Hölzlarn [1]) ſprang Michel fort, während Joſef die vorhin abgethanen gefrorenen Schuhe wieder anlegte, und dann auch dem Stalle zueilte. Der Müller und Bäbele gingen hintennach. Als des Müllers ganze Familie im Stall beiſammen war, zeigte das Mikle den Andern freudig die viele Milch, die es ſo eben gemolken hatte, und lobte dann die Kuh, wie ſie ſich ſo gern hab' melken laſſen. Bäbele aber warf friſche Streu unter das Kalb, Joſef befühlte das Euter der Kuh, und Michel war ſchon beſchäftigt, das Kalb trinken zu lehren. Mit zufrieden lächelndem Blick überſchaute der alte Müller die frohe Geſchäftigkeit ſeiner Kinder, und hielt die Milch in den Händen, die er dem Mikle abgenommen hatte.

Das Nachteſſen, das naſſe Häß und alles war vergeſſen. Bald ſchaute man dem Kalb zu, wie es ſchon ſo ordentlich trinken konnte, bald ſtreichelte und liebkoste man die Kuh. Das Mikle gab ihr noch einmal geweihtes Dreikönigſalz aus der Hand zu lecken, und das Bäbele erinnerte jetzt, da auch Michel mit dem Kalb fertig geworden war, daran, daß das Nachteſſen auf dem Tiſch ſtehe und kalt werde. Da ſagte der Müller: „Zuerſt wollen wir dem heiligen Wendelin und Martin noch zwei Vaterunſer beten, daß ſie uns alles geſund erhalten!" Die ſchon offene Stallthür that er wieder zu, daß es dem Kühle nicht zu kalt werde, die Buben nahmen ihre Zipfelkappen ab, und Alle beteten laut und vielleicht mit mehr Ernſt und Andacht, als am Sonntag in der Kirche; dann

1) Hölzlar — Holzſchuhe.

ging man wieder in die Stube, um nun auch Hunger und Näſſe abzuhelfen.

Nachdem ſich die Buben trocken angelegt, der Müller die Pfeife ausgeklopft und das Mikle den Tiſch gedeckt hatte, ſetzte man ſich zum Eſſen. Gleich nach dem Tiſchgebet redete man wieder von dem, was man ſoeben im Stall geſehen hatte. Das Kalben der Kuh war ein Ereigniß, welches man ſchon lang mit Furcht und Hoffnung erwartet hatte; denn ſchon manche ſchöne Kuh hat man beim Kälbern fortthun müſſen. Auch der Müller hatte ſo vor 18 Jahren ſeine letzte, einen prächtigen Schecken, verloren. Der Michel mochte es noch gar wohl denken, wie er damals geweint hatte, obwohl er den Unfall erſt nachher recht empfand, als man die Milch kaufen und daher auch ſparen mußte. Damals hatte die Mutter ſelig zu ihm geſagt: „Nun hätten er und Alle die guten Tage gehabt; ein Kühle vermöge man keins mehr zu kaufen, und ſo müſſe man das Heu alle Jahre hergeben, daß man Milch kaufen könne. Aber wenn einmal er und Joſef groß ſeien und ſchaffen können, dann hätten ſie bald wieder ſo viel verdient, daß man das Heu behalten und ein Kühle anſtellen könne.“

Es war gegangen, wie die Mutter geſagt hatte. Aber ſie erlebte die Zeit nicht mehr, wo auch der Schluß ihrer Prophezeiung eintraf. Schon vor 14 Jahren war ſie geſtorben, und der Vater hatte faſt den Tod erleiden müſſen mit den vier kleinen Kindern, bis ſie ein wenig größer wurden und etwas verdienen konnten. Jetzt aber ging es beſſer und beſſer. Die Buben hatten am letzten Herbſt baare zweihundert Gulden, lauter Goldſtückle, aus

dem Elſaß heimgebracht, denn ſie waren gute Maurer geworden und konnten es jetzt, da ſie einmal einen Boden gelegt hatten, ſchon wieder zu etwas bringen.

Man war eins, das Kalb zu ziehen. „Wenn die nächſten beiden Jahre auch nur halb ſo viel Geld aus dem Elſaß in's Haus käme, als die letzten zwei, ſo könnte man noch mehr Gut kaufen, und dann zwei Kühe wintern.“ Eben war der „Bleaz [1]) am Eſch“ wieder feil, der in beſſern Tagen auch dem Müller gehört hatte, und man beſchloß, ihn zu kaufen. Freilich mußte dann Michel daheimbleiben und heuen, aber das war ihm gar keine große Buße, und „neben ſeiner Arbeit,“ ſagte er, „könne er auch da als gereister Maurer noch viel verdienen; es komme blos darauf an, ob Joſef allein noch fortgehen wolle.“

Joſef ſagte: „Wenn Michel dableibt, ſo nehme ich halt einen Andern aus dem Dorf mit, daß ich doch einen Kameraden hab', etwa das Schwarzokaſpale, das kann doch da im Dorf nichts thun, als auf den Taglohn gehen; mit Rechenmachen wird es wohl nicht das ganze Jahr Arbeit haben. Das wär' ein Kurzweiliger. Wenn's heut' auf die Rathſtubat [2]) kommt, ſo muß ich mit ihm darüber reden.“

Das Eſſen war vorbei, es hatte nicht halb ſo lang gewährt, als die Abendandacht, welche nun folgte; jedoch wurde der Roſenkranz oft geſtört durch das Kommen der Rathſtubat. Zuerſt kamen das Schwarzokaſpale und der

1) Bleaz — Platz, ein Stück Gut. 2) Rathſtubat — nächtliche Zuſammenkunft, Nachtſtube.

Senn; ſeit letzterer auf Metzgers Hochzeit mit dem Bäbele getanzt hatte, fand er alle Abende ſich hier ein. Auch vier benachbarte Stickerinnen kamen mit ihren breiten Maſchinen (Stickrahmen). Das Mikle ſtellte ihnen die mit Waſſer gefüllten Glaskugeln an's Licht, und der Schein fiel dadurch hell und voll auf das ausgeſpannte Stück, an dem die Stickerinnen ſofort zu arbeiten begannen.

Auf ſolchen Rathſtubata iſt es faſt immer kurzweilig; denn zum erſten kommen da lauter junge ledige Leute zuſammen, und dann, das iſt die Hauptſache, faſt immer nur ſolche, die zuſammenfügen, denn Gleich und Gleich geſellt ſich gern, und wenn es Einem an einem Ort nicht mehr gefällt, ſo geht er auch nicht mehr dorthin, ſucht ſich eine andere Rathſtubat auf, oder bleibt daheim. Auf der Rathſtubat erzählt nun Jedes, was es den Tag hindurch gethan und was es etwa wieder Neues gehört hat. Alles, was in der ganzen Gemeinde geſchieht, erzählt und hört man da, und nimmt auch an Allem den lebhafteſten Antheil. Und wie könnte oder ſollte das anders ſein in einem kleinen Dörfchen, wo ein paar hundert Menſchen in völliger Abgeſchloſſenheit von der Welt, aus der nur ſelten eine ſpäte ungewiſſe Nachricht durch Bettler, Fremdler und Reiſende zu ihnen kommt, friedlich und fleißig beiſammenleben; an einem Orte, den Viele im Leben noch nie auf länger als höchſtens eine Nacht verlaſſen haben? Die gleiche Schule und der Landsbrauch haben Alle erzogen zu einer einzigen großen Familie, in der Jeder am Schickſal Aller Antheil nehmen kann.

Man erzählte nun von Dieſen und Jenen, wie ſie es machen und wie weit ſie es bringen. Der alte Müller

wußte viel zu erzählen aus frühern Zeiten von Solchen, die es durch Glück und Fleiß von der Armuth bis zu einer schönen Bauerschaft gebracht hatten, von Andern, die wegen schlechter Bewirthschaftung oder durch Unfälle um Sack und Bindol [1]) gekommen waren. Die Buben saßen oder lagen auf den Bänken herum, rauchten ihr Pfeifchen, und hörten dem Müller zu. Draußen stürmte es noch immer wie wild, und hatte soeben den letzten noch offenen Fensterladen zugeschlagen, daß die Stickerinnen erschrocken von den Stühlen auffuhren. Die Buben lachten und meinten: „Die Motla müssen kein gutes Gewissen haben, daß sie wegen dem so erschracken." Da sagte das Schwarzokaspale: „Das Gescheidest' ist, ihr Motla da singt uns wieder einmal a Lustigs vom Tod, daß man das Gerumpel da draußen nicht mehr hört."

„Jau," sagte der Senn, „äppa: „Uf'm Bergel" oder a so an Alpolcod (Alpenlied)."

Und das Bäbele, dem die Andern gleich folgten, fing an:

„Uf'm Bergel ben i g'seasso,
Könnt i nu a mal wieder hin;
Ja i kann's schier nöd vergeasso,
O wie lustig ist es g'sin!
D'Vögel hind so lieble g'sungo,
Schöne Nestle hand se baut,
Lämmle seand im Grüno g'sprungo,
Und dieß alles hean i g'schaut."

„Ach," schrie das Bäbele, von einem heftigen Windstoß erschreckt, „wer mag da das Lied vom Sommer und von dem Bergel hören, wenn es so luftet und thut?"

1) Bindol — das Bändchen, womit der Sack zugebunden wird.

„Nu vorwärts beigutt!“ [1]) ermuthigte der Senn, und man ſang weiter:

„Und durch's Thäle bin i gango,
Da iſt's Bethle [2]) zu mer ku;
Dort am Bächle, wo's ſo ruſchot,
Hand mer blaue Blümle g'nu,
Hand anandor Kränzle g'flochto,
Hand anandor Sträußle g'macht;
Aeppas g'ſagt, das beide g'freut hat,
Und dann wieder herzli g'lacht.

Ueber d'Matta ſand mer g'ſprungo,
O wie hat üs das erfreut!
Schöne Liedle hand mer g'ſungo,
Daß as tönt hat weit und breit,
Und vor's Hüttle ſeand mer g'ſeaſſo,
Da ſeand Vögel zu üs ku;
Denket nu: ſie hand us 's Freaſſo
Us do Händo uſſar g'nu!

Und uf's Bergel gang i wieder,
Und ſo bald i numma ka,
Denn dem Bethle muß i halto,
Was i ihm verſprocho ha.
Wie i z'letzt von ihm bea gango,
Und ſchon oadle wit [3]) bea gſin,
Hat as mir no nauchi g'ruofo [4]):
„Häusle, gelt, du denkſt an mi!“

1) beigutt — bei Gott. Ausdrücke wie „beigutt,“ „beigrott,“ „Sakarmenſch“ kommen bei den Wäldern häufig vor; aber „bei Gott,“ „Sakrament“ zu ſagen, hält man für eine große „Sünde,“ daher wird ein Buchſtabe hinzugefügt oder geändert. 2) Bethle — Eliſabeth. 3) oadle wit — ziemlich weit. 4) nauchi g'ruofo — nachgerufen.

„'s Liedel iſt g'ſungo,
Der Kreuzer iſt g'wunno,
Und wer mir a nöd geit,
Dem ſing i auf beit.“ [1])

„Prächtig iſt es gangen!“ riefen die Buben, und der Senn ſagte: „Mir iſt unter dem Singen in Sinn kommen, was der Pfarrer-Vetter einmal g'ſagt. Da er noch g'lebt hat, und ich ein kleiner Bub' geweſen, da bin ich alle Jahr' einmal mit dem Vater zu ihm zur Stubat, [2]) und da hat er mir dann allerhand ſehen laſſen. Einmal hat er mir ein Buch geben, faſt ſo groß wie ein Meßbuch, und hat g'ſagt, ich könn' da etwas d'rin aluogo. [3]) Herkules, aber da ſind Thierer und Dinger abgemalt geweſen! Ich hab' da, wie es ſo bei kleinen Buben der Brauch iſt, die größt' Freud' g'habt, dieſe Thierer mit Zähnen vor dem Maul und angewachſenen Sätteln auf dem Rücken zu ſehen, und darunter zu leſen, wie ſie heißen. Der Pfarrer-Vetter hat dann g'fragt: „wie mir das gefalle?“ „Recht!“ hab' ich g'ſagt. „Aber warum iſt denn da keine recht ſchöne Kuh abgemalt oder ein luſtig's Kalb? Das thät' ich recht gern ſehen!“ Da hat der Pfarrer Vetter g'lachet und hat g'ſagt: „Die brauchſt du nicht abgemalt, die ſiehſt ja ſonſt alle Tag', und dieſe Thierer ſiehſt du dein' Lebtag' nie, d'rum kannſt du ſie da anſchauen. Die fürnehmen Leut',“ ſagte er dann, „kaufen im Winter Roſen und im Sommer Eis, die Bauern aber ſingen im Winter ihre Alpenlieder, und

1) auf beit — umſonſt. 2) zur Stubat — auf Beſuch. 3) aluogo — anſehen.

denken dabei an das frohe freie Leben im Sommer da droben; und im Sommer bleibt wohl etwa einer bei einer Lawine stehen, und denkt an die kurzweiligen Winterabende, die er im Kreis seiner Eigenen verlebte.“ Dann hat mir der Pfarrer noch viel g'sagt, wie der Mensch sich immer das wünsche und einbilde, was er nicht habe. „Am liebsten sinne man dem nach, was man nicht verstehe, und das Neue und Ungewöhnliche sehe man am liebsten, d'rum würden so viele Bilderbücher gemacht und verkauft.“ So hat er mir noch viel g'sagt, aber ich weiß nicht mehr recht, wie es auseinandergangen, und hab' viel davon wieder ganz vergessen; nur das mit dem Alpenlied ist mir später vielmal in Sinn kommen, und heut' auch wieder. Ich hab' Nachmittag sauber nichts zu thun gewußt; zum in's Feld gehen ist mir das Wetter zu schlecht gewesen, und zu schlafen hätt' ich mich fast geschämt vor dem hellen Tag, und ich hab', beigutt! verflickt lange Weil' gehabt. Da hab' ich dann den Kalender zur Hand genommen und hab' ausgerechnet, wie lang es etwa noch sei, bis man das Vieh wieder auslassen könne; denn ich muß sagen, ich hab' grad das Heimweh gehabt auf die Alp'. Aber es ist noch eine halbe Ewigkeit herauskommen, als ich die Täg' gezählt habe. So bin ich nun in den Stall gangen, hab' die Kühe gestriegelt, und dabei aus purer Langweil' „die Sennerin“ gesungen und gejolt, daß die Kühe ihre Köpfe hoch aufrichteten und horchten. O! sie hören die Alpenlieder und das Juzen und Jolen so gern, als ob auch *sie* das Heimweh hätten nach der frischen grünen Weide in den freien gesunden Höhen, — und ich bin auch lieber droben auf den Bergen bei den Kühen,

wenn ich es im Dorf auch zehnmal ruhiger und besser hätte. Da hab' ich dann denkt: Heut' müsset ihr mir die schönen Alpenlieder wieder einmal singen, wie im letzten Sommer, wo ihr bei mir droben zur Stubat gewesen seid."

„Ja," sagte das Bäbele, „dort hab' ich das erstemal mein' Lebtag' gesehen, wie ihr da oben hauset und hofet; aber mir hätt' das gar nicht gefallen. Man hat a nicht einmal eine warme Stube, und kein anderes Bett, als im Heu droben so nah unter'm Dach, daß man den Kopf daranschlägt, wenn man sich blos a bitzle aufrichten will. Da, wenn es den ganzen Tag rauhes und kaltes Wetter gewesen, und man nun am Abend halb erfroren und tropfnaß mit dem Vieh heimkommt, so kann man sich nicht einmal ordentlich in der Stube wärmen, weil keine da ist, man muß zum Feuer oder gar zu den nassen Kühen in den Stall, und da mit ihnen wieder erwarmen und sich das Häß am Leib trocken werden lassen, und — na, ich möcht' gar nicht reden, aber das wär' mir zu unlustig! Wenn ich ein Bub' wär', einen Alpknecht gäb' ich schon keinen; ich thät' viel lieber das Schreinern oder das Malen oder so etwas lernen, daß ich doch in einem ordentlichen Haus in der warmen Stube bleiben und schaffen könnt', und lauter saubere Arbeit hätt', die Jeder gern sähe. Aber in eine Alp' ging ich um viel Geld nicht!"

„Du hast es grad wie die Alpenrose, die ist auch nur da gern, wo sie gewachsen ist," sagte der Senn.

„Ich wollte mir das von daheim Fortgehen schon gefallen lassen; aber dann wollt' ich halt irgend wohin,

wo ich es beſſer hätt' als in den Alpen und als daheim."

Dem Michel gefiel es gar nicht, daß das Bäbele „irgend wohin möchte, wo es beſſer wär' als daheim," und er ſagte:

„Ja, wo dir die gebratenen Vögel ſchnurgrad in's Maul flögen, da möchteſt du hin, wie alle deines Gleichen, die immer die vollen Schüſſeln und Häfen haben möchten, aber am liebſten ſchon grad gekochet, daß ſie dann gar nichts mehr thun müßten, als den Schnabel aufſperren wie a halbjähriga Gog." [1])

„Mir thät' das Leben auf den Alpen ſchon gefallen," ſagte das Kaſpale, „aber man ſollte nicht ſo allein ſein müſſen! Wenn man ganze Wochen keinen Menſchen ſieht und hört als den Pfiſter, [2]) der noch dazu a Gog iſt, na da wär' mir die Weil' zum Sterben lang."

„Ich hätte geglaubt, du hätteſt in deiner Klauſnerei das Alleinſein am beſten gewöhnen können; da kommt ja wochenlang kein Menſch zu dir!" ſagte Michel.

„Aber ich ſehe doch Leut', und kann zu ihnen, wenn ich mag, — und recht hab' ich ſogar da das Alleinſein noch nicht gewöhnt; ich glaub' faſt, man kann's gar nicht, einmal ich nicht."

„Was thuſt denn immer da oben, daß dir die Weil' ſo lang iſt? Haſt keine Arbeit mehr?" fragte Joſef.

„Ich will's euch jetzt ſagen, wie ich heut' den Tag zu todt geſchlagen habe, und dann wißt ihr's von geſtern und morgen auch. Am Morgen bin ich erwachet, es iſt

1) Gog — Kind. 2) Pfiſter — Kühbub. von 8 bis 10 Jahren.

ſchon heller Tag gſin,[1]) der Fenſterladen hat mich geweckt, da ihn der Luft tüchtig zuſchlug. Früher hat mich allemal mein Hund geweckt, aber vorgeſtern hat ihm der Beck[2]) mit einem buchenen Prügel einen Schlaftrunk geben, daß er auch nie mehr erwachen thut. Ich glaub', wenn man alle Schelmen ſo ſtrafen thät', ſo könnt' dem Becken wohl auch ſchlecht gehen. Mein Spitz hat ihm, als er, mit ſeiner Brodtrucke[3]) auf dem Schlitten, hauſirte, für drei Kreuzer Göttibrod[4]) daraus genommen. Das war wohl nicht recht, aber todtwerfen hätt' er ihn drum doch nicht ſollen, ich hätt' ihm das Brod ſchon zahlt. Aber es iſt grad, als ob es ſein ſollte, daß ich gar nix Leabigs[5]) mehr habe, und ganz allein ſei. Wir haben ſtets ſo gut zuſammen gelebt, ich und der Spitz, faſt beſſer und friedlicher, als vielmal Mann und Weib; aber jetzt iſt's ſo ödelig[6]) in meiner Klausnerei, wie in einem Grab. Die Uhr war mir aufgangen, ich hab' ſie geſtern Abends aufzuziehen vergeſſen, und nichts hat ſich geregt, ſo lang ich ruhig gelegen bin. Da beim Aufſtehen hab' ich dann denkt: „So ein Bauer hat es doch immer recht gut! Wenn er ſich einmal verſchläft, wie ich heut', und er kommt dann ſpäter als ſonſt in den Stall, ſo ſind die Kühe ſchon alle aufgeſtanden, und warten auf ihn; aber auf mich wartet gar nichts, nicht einmal ein Vieh. Ich könnt' die ganze Woche daliegen und ſchlafen, es thät' mich kein Menſch mangeln, auch der Beck nicht; denn wenn ich dem

1) gſin — geweſen. 2) Beck — Bäcker. 3) Brodtrucke — Brodtruhe. 4) Göttibrod — Weißbrod. 5) nix Leabigs — nichts Lebendiges. 6) ödelig — öde, einſam.

am Montag kein Brod abkaufen thät', ſo müßt' ich ihm am Donnerstag keines zahlen. Wenn ich erſt am Donnerstag einſchlafen thät', dann würde mich der Beck ſchon wecken." Das war ſo mein Morgenbeten. Dann kochte ich und aß, und das war geſchwind vorbei, — denn kurzes Haar iſt bald gebürſtet, — und dann machte ich Rechen. Zu Mittag ſott ich Erdäpfel, und hörte ihnen zu, wie ſie mir aus der Pfanne heraus das Lied vom armen Mann ſangen. Nachmittag ſchaffte ich wieder, und da es Nacht war, that ich alle zwei Läden meines Hauſes zu, daß der Luft keine Arbeit mehr damit haben müſſe, und ſagte dann zu mir ſelbſt: „So, ſchon wieder einen Tag näher bei der Hohzig!""

Das Mikle lächelte. „Näher beim Tod, wirſt du wohl gemeint haben!" ſagte es.

Aber nun hatte das Mikle keinen ruhigen Augenblick mehr. „Es müſſe einen Widerruf thun und ſagen, es, das Kaſpale, ſei heut' einen Tag näher bei der Hochzeit als geſtern." Das Mikle wollte nicht, aber das Kaſpale ſagte: „es werde es dazu zwingen," und nahm dem Mikle bald Dieß, bald Jenes. Während es noch die Nadel ſuchte, wurde ihm ſchon auch der Fingerhut genommen; es that aber doch noch keinen Widerruf, ſondern ſuchte ſich einen andern Fingerhut und wollte wieder ſticken. Aber da ging das Kaſpale zum Licht, und machte mit den Fingern allerhand kurioſe Schattenbilder auf Mikle's Stuck, ſo daß es keinen Stich mehr thun konnte. Nun gab das Mikle denn doch nach und ſagte: „Das Kaſpale ſei heut' wirklich um einen Tag näher bei ſeiner Hohzig als geſtern, wenn es — Gott's Will' ſei."

Alle lachten über dieſe Rede, und als es wieder ſtiller wurde, ſagte der Senn: „Es iſt gerade nicht ſo ſelten, daß Einer oder Eine, denen man es gar nicht anſähe und nicht gezählt hätte, auf ganz gute Art zum Heirathen gekommen ſind; vielmal Leute, die rein ſauber nichts gehabt haben, als ein ſchönes Geſicht, eine geſchickte Hand oder einen guten Kopf — und das alles hätt' ja das Kaſpale auch. Ich habe in Pfarrer-Vetters Büchern auch ſchon Geſchichten von ſolchen Leuten geleſen, und die ſind dann recht hübſch und gefallen mir ganz gut."

„Hei, Senn, erzähle uns wieder einmal eine Geſchichte!" rief das Bäbele, und Alle ſtimmten ſeiner Bitte bei. „Vorgeſtern," ſagte Joſef, „haſt du beim Kronenwirth auch eine erzählt, der junge Schmied hat's geſagt. Erzähle uns die, wenn dir ſonſt grad keine in den Sinn kommt, wir haben ſie noch nie gehört."

„Ja, die Geſchichte vom reichen Iſidor und der armen Chriſtine, die fügt eben zu dem, was ich vorhin geſagt habe, die will ich euch gleich erzählen."

Und der Senn erzählte vom Iſidor, wie das ein reicher Bauernſohn geweſen, wie man ihn ſo gut erzogen, und wie er der frömmſte und reichſte weit und breit geweſen ſei; dann erzählte er, wie die Chriſtine ſo arm geweſen, daß ſie einen Magddienſt habe ſuchen müſſen. Auf dem Wege rettete ſie durch ihren Muth dem Iſidor das Leben, und wurde nun von letzterm als Magd angeſtellt; aber ihre Tugendhaftigkeit, ihr unermüdlicher Fleiß und alles an ihr gefiel dann dem Iſidor ſo gut, daß er ſie am Ende noch gar heirathete, und Chriſtine so ein reiches Bauernweib wurde.

Alles hatte aufmerksam zugehört, und es war so still im Stüble, wie in der Kirche unter der Predigt. Als nun der Senn mit Erzählen fertig war, fragte Josef das Kaspale, wie ihm die Geschichte gefallen habe.

„Sie ist schon recht gewesen; aber noch lieber hörte ich jetzt erzählen, wie es gegangen wäre, wenn auch der Isidor so arm gewesen wär', wie die Christine."

„Warum?" fragte der Senn.

„Der Isidor hat alle Kisten und Kasten voll gehabt, die Christine hat ihm gefallen, und drum hat er mit ihr geheirathet. [1]) Er hat gut heirathen gehabt! Wenn Einer so ein Vermögen hat, so kann er machen wie er will."

„Das ist ja recht gewesen — oder?"

„Ja, ja, ganz recht; aber ich hörte lieber erzählen, wie es ein armer Tropf, der hinten und vorn nichts hat, als genug Mangel, wie es ein solcher machen thät', wenn er einen Schatz [2]) überkäm', der so arm wäre, als er. Den wollte der arme Tropf nun nicht mehr aufgeben, und könnte doch nicht mit ihm heirathen. Es hat ja auch schon Leut' gegeben, die in unsern Jahren nicht mehr gehabt haben, als unsereiner, und die haben es dann doch noch zu einem hochdachstuhligen Haus gebracht, so schön von außen und von innen, als die Häuser in Dornbirn draußen. Da möcht' ich nun hören, wie es dieſen gegangen sei, und wie ſie es gemacht haben. Wenn man ein schuldenfreies Gut, zwölf Küh' im Stall und tausend Gulden im Sack hat, da ist es dann keine Kunst, sich

---

1) Der Wälder sagt nicht: „er heirathet ſie," sondern: „er heirathet mit ihr." 2) einen Schatz — eine Geliebte.

wohl ſein zu laſſen und zu heirathen, wenn man will. Von ſo Einem mag ich nichts mehr hören; aber das möchte ich hören, wie es Einer hat machen müſſen, daß er das alles bekommen hat."

„Aber die Chriſtine iſt auch arm geweſen!"

„Ja, die hat aber Nichts thun müſſen, als ſich heirathen laſſen; und was iſt das, da ſie einen ſo reichen und braven Liebſten gehabt hat, Beſonderes geweſen?"

„Sie muß, beigutt! doch auch etwas nutz geweſen ſein, ſonſt hätte ſie dieſes große Glück nie verdient. Aber dir gefallt's halt nicht, daß ſie einen Reichen genommen hat."

„Wohl freilich, das iſt ſchon recht."

„Oder hätt' ſie ihn nicht nehmen ſollen?"

„Allerdings, aber du verſtehſt mich gar nicht recht!"

„Wohl, ich verſteh' dich ſchon. Du wähnſt halt, die rechten Leut' ſeien alle einmal Bettler geweſen, oder ne? — !"

„Na, ich meine blos, daß man noch auf mehrere Arten, als blos durch Heirathen mit reichen Iſidoren, glücklich werden könne — durch Fleiß, Häuslichkeit, oder ſo und ſo."

„Beigutt — hätt' ich bald g'ſagt — ſo ein armer Teufel muß noch froh ſein, wenn ihn ein Reicher oder eine Reiche mag!"

„Ja, aber der Reiche muß, wenn er die Arme gern hätte, doch auch froh ſein, wenn ſie ihn nimmt!"

„Aber da trüge Einer oder Einem das Eigenköpfig- und Stolzſein nicht viel ein. Wenn freilich ſo Eins lieber

Knecht und Magd, als reicher Herr oder reiches Weib ſein wollte, ſo könnte ihm das Niemand wehren; aber närriſch wär's doch, und dann zudem müßte ſo Eins auch als Knecht oder Magd noch froh ab dem Reichen ſein, der ihm ja Koſt und Lohn gibt. . ."

„Aber nicht froher als die Reichen ab Dem, der ihnen die Arbeit thut!"

„So — du närriſches Kaſpale, wähnſt du, die Reichen ſeien ab deinem Vater, dem Schwarzhannes, ſo froh geweſen, als er ab ihnen, wenn ſie ihm etwas geſchenkt haben?"

Man ſah es dem erſchrockenen Mikle an, daß es fühlte, wie ungeſchickt dieſe Rede ſei und wie weh ſie dem Kaſpale thun müſſe, und den Sennen ſchaute es an, als ob er auch ihm auf den Schuh geſtanden ſei. Das Kaſpale aber ſtand auf, legte die Hand auf's Herz, und that, als ob es geſchwind etwas ſagen wollte; dann kam ihm aber noch früh genug in den Sinn, es ſei dem Sennen fünf Gulden und vierundzwanzig Kreuzer ſchuldig. Es ſetzte ſich daher wieder ordentlich nieder, und war mäusleſtill.

„Seid doch nicht närriſch wegen ſo einer G'ſchicht', die am Ende nicht einmal wahr iſt!" ſagte der Müller.

„Ja, glaubet Ihr, Vater, die G'ſchicht' vom Iſidor ſei nicht wahr?" fragte das Bäbele.

„Derlei Geſchichten werden alle von Studenten und ſolchen Stutzköpfen erdenkt für die fürnehmen Leut', die ſonſt nichts zu thun hätten und nichts zu ſorgen. Etwas muß halt Alles zu ſinnen und zu ſorgen haben, und da leſen dann die Fürnehmen ſolche Geſchichten und Sachen,

aben Angſt und Sorgen um die Leut', von welchen ſie eſen, als ob das ihre beſten Freund, Brüder und Nach-auern wären, und wiſſen doch, daß alles rein erlo-en iſt."

„Das iſt doch kurios!"

„Verſteht ſich, aber ich hab' früher, da ich noch ſelbſt ach Bregenz gefahren bin, genug ſolcher Leute kennt; nd das Kurioſeſte dabei iſt: ſie leſen ſolche Dinger, ähgod [1]) dazu die hellen Tropfen, und wähnen dann Wunder, wie mitleidige Herzen und Seelen ſie hätten, nd wenn alle Leut' wären wie ſie, ſo ſtünd' es viel eſſer auf der Welt, und Elend und Noth hätten auf inmal ein Ende. Nach meiner Anſicht wär' es freilich eſſer, wenn Solche, anſtatt blos mit erdenktem oder ein-ebildetem Unglück Mitleid zu haben, und dieſes Mitleid los währen zu laſſen, ſo lange man lieſt, wenn ſie..."

Ein heftiger Schlag an den Fenſterladen unterbrach lötzlich die Rede des Müllers. Joſef öffnete ganz ruhig nd rief hinaus: „Halloh, was gibt's da draußen?"

„Steck' den Kopf nicht zu weit 'naus!" warnte der Müller.

„Ich möcht' doch Den kennen, der hier mehr Recht at, als unſereiner!" ſchrie Joſef hinaus, und hui! zog den Kopf, um eine Erfahrung und eine Ohrfeige rei-er, wieder zurück.

Alle in der Stube lachten, und Joſef lachte mit und achte ein Geſicht dazu, als ob er den geſtrigen Tag uchen wolle.

---

1) rähgod — weinen.

„Wer iſt es gſin? haſt ihn nicht kennt?“ fragten Alle.

„Ja, bei der Nacht ſind alle Küh' ſchwarz.“

Jetzt that man das Fenſter auf, und ein alter Mausfallenhut, in welchem vermuthlich ein Kopf ſteckte, kam herein. Aus dem Hut hörte man etwas, das mehr dem Mauen einer Katze, als einer Menſchenſtimme glich, das heißt man „d'Red' verkehren.“ In der Tirolerſprache maute es lange ſo aus dem Hut, und bat endlich um Einlaß.

Die Stickerinnen hielten Rath, wer das wohl ſein möge, denn keine kannte ihn am Redverkehren; ſie wollten Niemand hereinlaſſen, bevor man recht rede. Aber ſchon handirten die draußen an der Hausthür, und der Müller ſchickte das Mikle hinaus, es ſoll ihnen nur geſchwind aufthun, bevor ſie weiß Gott was anſtellen thäten.

Es kam keinem Menſchen in den Sinn, das Betragen der Buben übel aufzunehmen oder gar „wild“ zu werden, denn Alle wußten, daß es ja bei den Nachtbuben ſo der Brauch iſt. Vor dem Häusle lärmten und juzten die Buben, und auch in der Stube war Alles in Bewegung; die Stickkugeln, das Kugelgeſtell und die Maſchinen wurden in's Gado geräumt, der Tiſch aber zum alten Müller in den Ofenwinkel gezogen, und die Stühle daraufgeſtellt. Denn man wußte ſchon im Voraus, daß die Buben draußen nicht kommen, um auf eine Bank zu hocken und den Stickerinnen zuzuſehen, ſondern daß ſie etwas thun wollten, entweder tanzen oder ſonſt ein Krakeel machen.

Draußen hörte man die Ankommenden mit dem Mikle reden und lachen; nun kamen ſie herein, im Takt eines Walzers den Schnee von ſich ſtampfend. Jeder ſuchte Platz in der engen Stube zu bekommen, und ein Reden und Lachen war und ein Tumult, daß man keinen Menſchen verſtand, als den jungen Schmied. Dieſer erzählte dem Joſef: „Es ſei ihnen heut' zu kalt und unluſtig geweſen zum Imfeldherumvagiren, und da ſeien ſie dann räthig worden, ſie wollen da herauf; denn ſie hätten wohl gewußt, daß das Kaſpale auch da ſei. Die Ohrfeige ſoll er nicht übel nehmen, es ſei blos Spaß geweſen, und wenn Buben vor dem Haus ſeien, müſſe man halt den Kopf nicht zum Fenſter hinausſtecken; es ſei Andern, die das auch gethan haben, noch viel ſchlechter gegangen."

„Kaſpale!" ſchrie man jetzt von allen Ecken.

„Was iſt los?"

„Jetzt mußt du gleich etwas anfangen, wir ſind nur wegen deiner gekommen, hallegora!"

So war es immer: wo eine Geſellſchaft junger Leute beiſammen war, mußte das Kaſpale den Rädleführer machen, wenn es dabei war, und wenn es nicht dabei war, ſo wurde es auch bei weitem nicht ſo luſtig; denn zu ſo etwas war es ſo gut aufgelegt, als Einer. Immer kamen ihm neue Geſellſchafts- und Pfänderſpiele in den Sinn, und auch das Alte wußte es durch ſeine luſtigen Einfälle wieder neu und beliebt zu machen. Eine beſondere Eigenſchaft aller neuen Spiele, welche das Kaſpale einführte, war, daß da alles friſch aus dem Leben genommen war. Aus allen Verhältniſſen fand es das

Lächerliche heraus, und wußte es so zusammenzustellen, daß ein Spiel daraus wurde, bei dem dann das Kaspale allemal das Schwerste übernahm und zur allgemeinen Zufriedenheit ausführte.

Nachdem sich die Gesellschaft eine Zeitlang mit Pfänderspielen unterhalten hatte, wollte man noch „heirathen," und das Kaspale mußte dabei zuerst die Rolle des Vaters und dann auch die des Pfarrers spielen, welcher die Paare examinirt und ihnen ihre Pflichten an's Herz legt. Zuerst wurden Buben und Mädchen abgesondert; die Buben saßen auf der obern, die Mädchen auf der untern Bank. Nun fragte das Kaspale jedes Mädchen besonders, „welchen von diesen Buben es haben wolle," und die Mädchen sagten es ihm still in's Ohr. Das Kaspale setzte sich nun auf die Ofenbank, und die Buben kamen einer nach dem andern, und fragten um die väterliche Erlaubniß zum Heirathen. Das Kaspale lobte den einen, tadelte den andern, und sagte dann zuletzt zu allen, „sie könnten gehen," und gab ihnen auch noch etwa einen guten Rath mit, natürlich alles so, daß man lachen mußte. Zum Schmied sagte es, er solle sein Weib nur gleich nach der Hohzig anbinden, wenn er eine überkomme, und als der Schmied wissen wollte warum, sagte es: „Weil dich keine nähm', wenn sie nicht zum Anbinden närrisch und verrückt wär'." Zum Sennen sagte es: „Er soll blos auf Eine mit viel Geduld sehen, Vermögen habe er selbst genug." So sagte es zu Jedem, was ihm grad in den Sinn kam, und das war allemal etwas Lächerliches. Jedoch etwas Unsittliches hörte man vom Kaspale nie.

Der Senn ging vom Kaspale zum Bäbele, und er

die Rechte gerathen. Von den andern Buben er-
keiner Diejenige, welche ihn vom Kaſpale gefordert
. Das Kaſpale legte nun ein weißes Hemd über
andere Häß an, und nahm als Pfarrer den Sennen
das Bäbele in's Examen, wobei es wieder viel zu
n gab. Dann nahm es ein dickes Buch in die Hand,
mitten in die Stube, und ſagte: „Es wolle jetzt
Glücklichen, die nichts überkommen haben, noch eine
trede halten.“ Es ſchlug das Buch auf und las,
that doch, als ob es leſe:

„In derſelben Zeit
Nahm der Herr ein Scheit,
Und prügelte das Weib;
Dazu kam der Knecht,
Und ſagte: Das iſt recht!“

Und nun hielt es eine Predigt, worin die Weiber
Mädchen nicht grade am beſten wegkamen.
„Als Gott den Adam erſchaffen hatte,“ fing es an,
ſagte er: es ſei alles gut; aber bei der Eva, da hat
ichts mehr ſagen mögen. Es iſt dem lieben Gott
dem erſten Weib vermuthlich gangen wie dem Grütz-
r in der Au, den hat man einmal gefragt: „Wie
ſeine Magd gefalle?“ da hat er geſagt:

„I lob' ſie nöd und ſchelt ſie nöd,
Und wer ſie lobt, der kennt ſie nöd.“

Die Weiber ſind grad wie die Luſtnauer Salb': ſie
n alles Böſe an ſich und — behalten es. So lang
en Männern gefolgt haben, ſind ſie recht geweſen,
ich weiß ganz gewiß, daß früher die Weiber beſſer
ſen ſind als jetzt; denn ſolche, wie man jetzt an vie-

len Orten findet, darf man nicht glauben, daß Gott im Anfang erſchaffen habe. Das wär' Gotteslästerung, wenn man ihm ſo etwas zumuthen wollte."

Dann ſagte es noch: „Im Alter ſei es nützlich und gut, wenn man noch mit Einer heirathe; denn zum erſten werde dann die Luſt am Zeitlichen und die Furcht vor dem Tode kleiner, und es könne ſich Einer dadurch auch das Fegfeuer abverdienen. Alle, welche verheirathet geweſen ſind, werden im Himmel als Martyrer behandelt; aber Die, welche zweimal heirathen und Weiber nehmen, werden vom heiligen Petrus ſchon vor der Himmelsthür für verrückt erklärt und zu den ungetauften Kindern geſchickt, denn Narren kann man im Himmel keine brauchen." Mit dieſen Worten ſchloß es unter allgemeinem Beifall die Predigt.

Nun ſollten der Senn und das Bäbele noch tanzen, aber das Kaſpale hatte heut' die Zither daheimgelaſſen, daher mußte man jetzt einen Walzer ſingen. Buben und Mädchen ſtanden in einen „Ring," das tanzende Paar trat in die Mitte, und man ſang:

„Die Spiellent' ſind kommo, die Spiellent' ſind da,
Ei leih' mir dei Dirndel, das mei iſt nöd da!
's Dirndel verleiho, das wär' mer nöd recht,
Du könnteſt's verderbo, daß es mi nümma möcht'.
Und wenn du ſo heikel im Dirndel willſt ſein,
So nimm a Papierle und wickel's darein;
Und nimm a roth's Bindele, knüpf's damit zu,
So kommt dir kein andrer Schmarotzer dazu.
Und ſperr's in a Büxel und ſchieb' es in Sack,
So haſt du dein Dirndel bei Tag und bei Nacht.
Bald gras i am Acker, bald gras i am Rain,
Bald hab' i a Schätzel, bald bin i allein.

Sind nn nöd all' dinna, ſind nn nöd all' dau,
Der mei iſt nöd dinna, frag' Andern nix nan.

Und wenn er nur käm',
Und daß er mi nähm',
Und daß i do Leuto aus o Füſſo 'naus käm'!
Jetz iſt er halt kommo, jetz iſt er halt da,
Jetz biet' i ihm die Hände und trallalala."

Das Kaſpale hatte nicht mitgeſungen, aber ſchon ehe
s Lied angefangen wurde, rutſchte es auf der Bank
en das Mikle hinauf, welches auch ſitzen geblieben war.
s man nun das Lied anfing, faß das Kaſpale hart
en dem Mikle, und ſagte zu ihm:

„Singſt du nicht?"

„Du ſingſt auch nicht."

„Ja, wo der Senn ſchreit, will ich lieber das Maul
en."

„Er hat dich erzürnt, aber ſo wild ſollteſt du doch
nicht ſein!"

„Bin ich denn wild? Ich glaub' nicht, daß mir von
n Buben, wo ſpäter zu uns auf die Rathſtubat kom
ſind, einer nur a bitzle 'was ang'ſehen hat."

„Aber wild biſt doch!"

„Ich will dich nicht lang anlügen — herzlich wild
ch geweſen, und hab' mir's nur nicht mögen anſehen
t. Aber weh hat es mir gethan!"

„Ja, aber ſo den Hanswurſt machen ſollteſt du doch
nicht; da denken die Leut': du ſeieſt grad wie
Vater, der Schwarzhannes, und über den lacht ja
."

„Aber du doch nicht? Mein Vater iſt ein ſo guter

Mann gewesen, allewil [1]) so zufrieden und geduldig, — und das sind doch die schönsten Tugenden, die so ein alter armer Mann, wie er, an sich haben kann. Alle Die, wo über ihn lachen, wären gewiß nicht besser gewesen, wenn sie in seiner Haut gesteckt hätten."

„Ich hab' ihn noch ganz gut kennt."

„Und hast du ihn ein einzig's Mal wild gesehen, oder etwas Böses von ihm gehört?"

„Nein."

„Ja g'wiß nicht. Er ist gut gewesen, so g'wiß ich da bin, und ich thu' mich kein bitzle [2]) schämen, daß ich sein Bub' bin, die Leut' mögen jetzt sagen was sie wollen. Aber Mikle, glaub' es nicht, wenn man Böses vom Schwarzhannes sagt; thu' das mir zu Lieb'! Willst?"

„Ja, aber du mußt auch nicht gar so thun, daß Alles ob dir lacht!"

„Du lachest doch auch gern und bist froh, wenn es immer recht lustig bei euch zugeht, daß viel Buben kommen; oder?"

„Ich lach' schon gern, aber nicht über dich, und wenn keine Buben mehr kommen, so ist es mir auch grad gleich; der Pfarrer hat es g'wiß auch nicht gern, wenn es bei uns allewil so zugeht."

Das Lied war zu Ende. Mikle und Schwarzokaspale standen auf, drückten sich noch die Augen, als ob sie sagen wollten: „wir haben uns jetzt verstanden," — und dann schaute jedes in eine andere Ecke, als ob sie nie mit einander geredet hätten, und das Kaspale sang:

---

1) allewil — immer. 2) kein bitzle — nicht im mindesten.

„Luſtig, ihr Bettler,
Thut nümma trauro;
Der Teifel iſt z'frido
Mit da richa Bauro!"

Alle lachten und ſahen dabei den Sennen an, der aber
kein Wörtle, und biß nur ungewöhnlich ſtark auf
n Freaßtobak, [1]) als ob er an dem ſeine Wilde ver-
n wollte. Der Schmied aber ſang:

„Aus iſt's mit der Luſtbarkeit,
Schatz, mach' mer d'Schuldigkeit!" [2])
„D'Schuldigkeit iſt ſchon g'macht,
Schatz, gute Nacht!"

Das war das Zeichen zum Aufbruch. Die Stickerinnen
n ihr Geſchirr aus dem Gado, und nun ging es
nander. Die Buben begleiteten die Mädchen heim,
blieben noch lange bei ihnen auf dem Strich. [3])
Nur das Schwarzokaſpale begleitete Niemanden. Es
ſtill und ganz allein nach ſeiner Klausnerei droben
dem Brunnobächle. Unruhig und ſtürmiſch wie in
Nacht draußen war's drin in ſeinem Gemüth, wäh-
es ſo zwiſchen den Häuſern der armen Geißbauern,
den neugefallenen Schnee dem Armenhauſe zuſchritt.
unter einem Dach mit den ärmſten Leuten der
rinde, hatte es ſeit dem letzten Herbſt ſeine Wohnung.
enges Zimmer und eine Küche war das, was es
Klausnerei nannte. Aber auch die war eigentlich
ſein, es hatte ſie blos auf ein halbes Jahr von der

1) Freaßtobak — Kautabak. 2) d'Schuldigkeit — die
3) Strich — wenn ein Bub' allein bei einem Mädchen iſt.

Gemeinde gemiethet. Ihm gehörte nichts als ein guter Humor, der sich in alles schicken konnte, und das, was man gewöhnlich einen guten Kopf nennt, die Gabe, alles geschwind und leicht aufzufassen und zu lernen. Mit diesen zwei Stücken hat schon Mancher sein Glück gemacht; aber das Kaspale hatte es, wie man sieht, noch nicht gar weit damit gebracht, denn ein Umstand stellte sie gewaltig in Schatten, ja, machte sie bei Vielen sogar verhaßt. Und dieser Umstand war: Der Beitler Schwarzhannes war Kaspales Vater gewesen. Das mußte das Kaspale immer hören, wo es einmal den Kopf ein wenig aufrichten wollte. Seinen Muth und seine Charakterfestigkeit legte man ihm für Bettlerstolz aus, und sagte fast allgemein, daß die Spitzfindigkeit seines Vaters und der Eigensinn der Mutter noch in Kaspales Kopf geiste.[1]) Das hatte dem Kaspale schon manche böse Stunde gemacht, aber noch nie so wie heute. Denn im Hause des Nümmamüllers, der sich früher nie geschämt hatte, mit seinem Vater in der Kirche beim Vertheilen des Armenbrodes zu bleiben, in diesem Hause hatte es gehofft, nichts Leides von seinem Vater hören zu müssen. Aber seit die Buben[2]) da so viel Geld aus der Fremde brachten, und man den Stall wieder wärmen konnte, war's halt anders! Jetzt kamen auch die Buben aus dem Dorf herauf, und versperrten dem Kaspale den Platz, und doch konnte es sich unmöglich vornehmen, nicht mehr hinzugehen. Denn es war auch gar zu langweilig, immer mutter

1) geiste spuke. 2) Buben die Söhne des Nümmamüllers.

lenallein daheim in der Klausnerei zu bleiben, und in
üllers Häusle war ihm schon vielmal so wohl gewe-
, wenn es etwa dem Mikle Faden auf die Spule
nd unter der Bedingung: es müsse dafür beim Sticken
es denken. Freilich hatte man in letzter Zeit ein
ulrad gekauft, und nun war diese Freude wohl für
mer dahin. . . Früher hatte auch das Mikle zu sei-
n lustigen Einfällen allemal herzlich gelacht, und ihm
r dann so wohl geworden, und die lustigen Einfälle
ren so schnell nach einander gekommen, als ob es sie
s den Aermeln herausschütteln könne; seit aber der
nn kam, und von nichts als von seinem Pfarrer-Bet-
, von Kühen, Alpen und ungeheuer reichen und from-
n Bauern erzählte, wollten seine Späße nicht mehr
t gefallen, und es sollte immer dasitzen so still und
ig wie ein gebackener Brodmann. Erst heut' Abend
te ihm das Mikle wieder eine Predigt gehalten, zu
es das Evangeli ganz gewiß aus dem Unterdorf
te. Und wenn auch Josef und Michel, die, als sie noch
n waren, so vielmal mit ihm bäslot [1]) hatten, und so
n gewesen als es, jetzt besser daran waren; wenn man
sogar eingeladen hatte, sich in die Zunft einschreiben
lassen: so unterdörflerisch und stolz brauchten sie und
Ihren jetzt doch auch nicht zu werden.

Unter solchen Betrachtungen war das Kaspale in
rr Klausnerei angelangt. Noch nie war sie ihm so
lich vorgekommen, als jetzt; traurig schaute es zwi-
n den Häusern hinunter in's Dorf, und über manche

1) bäsle — spielen.

gute Küche hinaus. Eben kam beim Müller der Michel mit der Laterne aus dem Stall. „Ja, die sind jetzt wieder Bauern, die haben gut lachen," dachte es; „aber wer hier zu Land kein Bauer ist, der ist nichts und bringt's zu nichts. Doch Josefs und Michels Thaler sind auch nicht daheim gewachsen, und klingeln deßwegen doch so gut als andere. Wie wär's denn jetzt, wenn ich auch auf eine Zeitlang zum Loch hinausginge? Verspielen könnte ich nichts dabei. Aber wohin? — Zu den Soldaten einmal schon nicht, da kann man nicht einmal unschenirt das Bauchweh haben, geschweige denn einen guten Tag. Grad ein wenig Selbherr möcht' ich dann doch auch sein. Fort geh' ich jetzt, damit Punktum, und komme dann entweder mit Geld und als ein rechter Kerle, oder gar nie mehr in den Bregenzerwald zurück."

Wenn dem Kaspale einmal etwas recht im Köpfle umging, so hatte es keinen ruhigen Augenblick mehr, bis es auch einen Ausweg fand. Um die Ausführung des einmal gemachten Planes war ihm dann nicht mehr bange. Nachdem es jetzt einmal zu einem Entschluß gekommen, rückte es sich sein Kopfkissen zurecht, und schlief beruhigt ein.

Am andern Morgen, als Michel mit der vom Kalb noch übrig gelassenen Milch in die Stube kam, um sehen zu lassen, wie viel das Kühle schon einschenke, sagte er: „Heut' hab ich gedacht, das Kaspale hab' gestern Abend doch recht gehabt: es thut Einem so wohl, wenn äppas Leabigs auf Einen wartet, dem man Gutes thun kann, und wenn's auch blos ein Stückle Vieh ist. Als ich heut'

in den Stall kommen bin, ſind die Kuh und das Kalb ſchon aufgeſtanden geweſen, und es iſt grad gſin, als ob ſogar das junge Thierle ſchon froh ab mir ſei. Da hab' ich dann gefüttert, und mir iſt dabei wöhler worden, als früher allemal im Bett. Zu der Zeit, wo wir noch den leeren Stall gehabt haben, iſt mir vielmal faſt gangen, wie geſtern dem Kaſpale, wenn ich aus der Kammer in's Unterdorf hinabſchaute, wo dann die Bauern mit dem Licht im Stall geweſen ſind. Ich hab' dann nie mehr ſchlafen können, und viel dutzendmal hab' ich das Mikle dem Vater in der Stube rufen hören: „Vator! Luogod, ob Eohr nöd no äppa an Groſcho feandod, ätta ih dar nüo Liblistäſcho, odor ſus numma, daß ma Milch konſo künnt!“ [1])

„Ja, Gottlob,“ ſagte der Müller, „wir überkommen jetzt wieder eigene Milch!“

„Und Kredit hat Einer auch mehr, wenn er Vieh hat, und noch manche Freud' und Kurzweil dazu. Das hab' ich heut' unter dem Melken auch zu mir ſelbſt geſagt, und das Kühle iſt mir mit jedem Schoppen Milch, den es geben hat, lieber worden. Ich glaub', jetzt müſſe mich der Vater nie mehr wecken, daß ich bei Zeiten in den Stall komme, Ihr werdet ſehen, ich ſtehe jetzt allemal ungeweckt früh genug auf. Das Kaſpale hat ſich heut' auch nicht mehr verſchlafen, ſchon lang hab' ich Feuer und Licht bei ihm geſehen. Es hat, da ich im Stall ge-

1) „Vater! Sehet, ob Ihr nicht noch etwa einen Groſchen findet, vielleicht in der neuen Weſtentaſche, oder ſonſt irgendwo, daß man Milch kaufen könnte!“

wesen bin, den Weg durch den Schnee, der über Nacht gefallen ist, zum Brunnen gemacht; dabei hat es gesungen, und ist hudelwohlauf gewesen."

Das Mikle hatte unterdessen das Morgenessen gerichtet. Man betete zu Tisch, und setzte sich zum Essen. Der tiefe Boden der Suppenschüssel wurde da früher gesehen, als ein Wörtle gehört. Beim Erdäpfelschälen hatte man dann wieder Zeit zum Plaudern. Ob man dabei an den Ausspruch Salomons, „daß es eine Zeit zum Reden und eine Zeit zum Schweigen gebe," dachte, ist sehr ungewiß; aber mit der Suppe war auch die Zeit des Schweigens vorbei, und Michel sagte: „Es nehme ihn Wunder, ob das Kaspale mit Josef in die Fremde gehen werde, oder nicht."

„O das geht gern mit!" meinte der Vater.

„Das glaub' ich auch; aber wenn es dann kein Gut bei mir thäte?" sagte Josef.

„Das mußt du gar nicht fürchten; lernen kann das grad was es will, und wenn es zum Mauern keine Lust hat, so geht es gar nicht mit. Was das Kaspale einmal angefangen, das hat es auch ausgemacht, es hat sein mögen was es wollte."

„Aber wenn es sonst kein Gut bei mir thäte, oder gar fortliefe? Es ist am letzten Herbst beim Nazi [1]) auch fortgelaufen. Oder wie ist es denn dort gangen? Wir sind zu der Zeit noch in der Fremde gewesen, und ich hab' es noch nie recht erzählen hören."

„Damals hat das Kaspale ganz Recht gehabt, daß es

1) Nazi = Ignaz.

gegangen iſt, wenn ihm der Nazi ſchon früher, nachdem der Schwarzhannes geſtorben, viel, viel Gutes gethan hat. Ja, zu der Zeit hat der Nazi geſagt: „Er werde das Kaſpale für immer annehmen, wenn es wolle.“ Das Kaſpale und die ganze Gemeinde ſind froh geweſen, daß es ſo ein gutes Oertle überkommen hat, und Alles hat geglaubt, das Kaſpale könne jetzt dann den Nazi erben, wenn er ſterbe. „Denn heirathen thu' der Nazi nicht mehr, dazu ſei er zu alt.“ Einmal hat er es thun wollen, mit einem viel jüngern Geſchwiſterkind; aber er hat lang machen können bei Pfarrer und Biſchof, und hat es doch nicht z'weg 'bracht. Das Thareſele iſt dann bei ihm Magd worden, da es ihm nicht hat dürfen heirathen. Beim Nazi hat es nun das Kaſpale recht gut gehabt, — und beim Thareſele die letzten Jahr' her faſt noch beſſer. Dem Kaſpale freilich iſt es um das Thareſele ganz gleich geweſen, und es hat es blos ausgelacht. Am letzten Herbſt nun iſt das Kaſpale etlichemal bei uns zur Rathſtubat geweſen, und dageblieben bis um Zehne. Aber potz Saker-lott, da hat's Riß geben zwiſchen ihm und dem Thareſele! Das Kaſpale mußte ein Nachtſchwärmer, ein Thunichtgut, ein hergelaufener Bettler und alles Leide ſein. „Eins von ihnen müſſe fort, und es (das Thareſele) gehe einmal nicht; es hab' in den beſten jungen Jahren auch bei dem Alten hocken und Trübſal blaſen müſſen. Den und Den hätt' es damals heirathen können, und hätt's dann viel beſſer überkommen; aber es ſei ledig blieben nur dem alten Nazi z'Lieb.“ — So räſonnirte das Thareſele, daß das Kaſpale und der Nazi Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatten; da hat dann der Nazi einmal zum Kaſpale geſagt: „Es ſei bös machen;

das Thareſle könne er nicht fortſchicken, Eltern hab' es keine, und heirathen, glaub' er, mög' es jetzt auch Keiner mehr." Das Kaſpale ſagte: „Es wolle ſchon gehen. Wenn's nur den Winter ein Quartier hätt', dann nachher wolle es ſchon fortkommen. Es ſei jung und ſtark, und könne ſich ſchon fortbringen; es danke ihm für alles Gute, das er ihm gethan, und woll's ihm vergelten, wenn es könne." Da hätt' aber das Kaſpale ſchwerlich ein eigenes Quartier gefunden, wenn der Tod nicht im Armenhaus ein Loſchament leer gemacht hätte. Dahin zog nun das gute Kaſpale mit ſeinem Spitz, den ihm der Nazi noch ſchenkte. Der Nazi hat dem Kaſpale noch den Hauszins für das erſte Halbjahr an die Gemeinde gezahlt, und ſie ſind mit naſſen Augen von einander. So hat es der Nazi an der Allerweltskilbe [1]) beim Kronenwirth erzählt."

„Da hat das Kaſpale Recht gehabt, daß es gangen iſt!"

„Ja," fuhr der Müller fort, „aber ein Theil Leut' haben dann doch geſagt, es hätt' ſollen bleiben, und dem Thareſle blos gute Wörtle geben. So könne es jetzt auch nichts mehr erben, wenn der Nazi ſterbe."

„Das iſt gleich," ſagte Michel. „Wer ſich auf's Erben und auf den Mond verläßt, iſt übel dran. Der Nazi kann ſo alt werden als ein Ihne, [2]) und dann müßt's Einer ja mit Warten verdienen."

„Mich nimmt Wunder, wie dem Kaſpale das Fremdlerhäß anſteht! Da muß dann Einem faſt angſt vor ihm werden am Herbſt, wenn's heimkommt," ſagte das Mikle.

1) Allerweltskilbe — allgemeines Kirchweihfeſt am 3. Sonntag im Oktober. 2) Ihne — Großvater.

Dem entgegnete Michel: „Er glaube nicht, daß das Kaspale so geschwind wieder heimkomme. Es sei gescheid, jung und hübsch, und für den Bregenzerwald füge es vielleicht weniger als für die Welt, wo vielmal die ärgsten Luftspringer mehr Glück als Verstand haben.“

„Ich kann nicht begreifen,“ meinte jetzt das Bäbele, „warum das Kaspale beständig so gut aussieht; es kann doch unmöglich gut zu essen haben.“

„Das kommt davon,“ sagte der Müller, „daß es stets guotma [1]) ist, und zufrieden mit dem, was es hat. Du hast viel besser zu essen als es, und bist immer so mager wie ein Geißfuß; das kommt daher, weil du nicht so zufrieden und guotma bist, wie das Kaspale.“

Das Essen war vorbei, das „vom Tisch beten“ währte grad so lang, als man beim Weber mit den Kühen beim Brunnen war, dann gingen auch Michel und Josef dem Stalle zu. Josef trieb das Kühle zum Brunnen, während Michel den Stall räumte, und frische Streu eintrug, um dem Vieh damit ein gutes Bett zu machen.

Es war schon so hell, daß das Bäbele sogleich mit Sticken wieder anfangen konnte. Da, grad neben dem Blättlestock am hintern Stubenfenster, war sein Plätzle. Den ganzen Tag saß es da, und war fast sein' Lebtag' da gesessen. Aber nicht umsonst; manchen schönen Thaler, ja sogar Goldstückle schon, hatte es mit Sticken verdient. Die beste Stickerin war es unter allen im Dorf, und konnte Röste machen fast so schön, wie sie unser Herrgott am Frühling im Gärtle draußen machte.

1) guotma — gut gemuthet.

Manchem Mädchen wär' so das ganze Jahr beim Stickstock die Weile fast zum Sterben lang worden; aber das Bäbele hatte schon seine Freude, etwas recht Hübsches zu machen, und drum that es auch das Sticken unter aller Arbeit am liebsten, während das Mikle das Hauswesen besorgte.

Der alte Müller aber stand am halboffenen Fenster, und schaute über die schneebedeckten Häuser hinab zur Mühle, die einst ihm gehört hatte. Das that er früher nicht oft im Jahr, und er wußte wohl, warum; denn es ist kein Warum ohne Darum.

Vielmal in jenen Tagen des Mangels war der Schmalznapf so leer, daß man damit hätte zu Mittag läuten können, und der Mehltrog tönte wie eine Trommel. Es war daher kein Wunder, wenn der Müller wehmüthig hinabschaute zur alten Heimath, die sich noch wie früher stolz über die andern Häuser erhob. „Da wäre Mehl so genug als Wasser," dachte er, „während ich und die Meinen für viel Geld Hunger leiden müssen."

Aber er merkte dann wohl, daß es ihm ging, wie der angebundenen Geiß, wenn sie sieht, daß man alles gute Heu dem Kälble neben ihr gibt. Er war dann noch viel unzufriedener mit seiner Lage, alles kam ihm widerwärtig und beschwerlich vor, und es erelendete [1]) ihn, daß ihm die Augen naß wurden. Drum ließ er später das Hinabmuhen [2]) lieber sein, und ging in solchen Augenblicken geschwind an die Arbeit. Freilich war es dann

1) erelenden — im Innersten weh thun. 2) muhen — sich nach etwas sehnen, Heimweh haben.

gut für ihn, daß er nichts mit Glas oder Porzellan zu thun hatte, denn was er da in der Desperation in die Hände nahm, drückte er so fest zusammen, daß Wasser hätte herausrinnen mögen, und die blauen Adern auswendig an der Hand kamen heraus, vielleicht ärger, als früher beim Fuhrwerk, wenn er ein zweizentneriges Faß auf den Wagen trug. Wenn Einer einmal die guten Tage eines Fuhrmanns erlebt hat, so kommt es ihn halt hernach hart an, auf den Taglohn zu gehen wie der Müller.

Das alles aber war jetzt vorbei, und auch das kleine Häuschen am Brunnobächle war ihm nun lieb geworden. Seine Buben hatten es wohnlich und bequem hergerichtet, und ihm schon manche Freude darin gemacht. Jetzt, da er nichts Nöthiges mehr mangeln mußte, und wieder mit Gott und der Welt zufrieden war, jetzt durfte er schon hinablugen, bis ihm der Luftzug am Fenster zu stark wurde. Dann that er das Fenster zu und ging zum Ofen, den seine Buben vor zwei Jahren gemacht hatten, und der war so traulich und warm, wie es selbst der glänzende Kachelofen in der Mühle nicht gewesen war. Hier überdachte er nun sein vergangenes Leben von der Zeit an, da seine Mutter selig ihm immer Milch und Zucker beim Kachelofen gewärmt hatte, bis daher, und er fand, daß er dem lieben Gott doch für manchen guten Tag zu danken habe. Manches Jahr hatte er schon erlebt, und jedes hatte auch für ihn gute Zeiten gehabt, — und das Schicksal hatte diese so regelmäßig in sein ganzes Leben vertheilt, daß er es selbst nicht besser hätte austheilen können.

Als er noch zu jung für die Schule war und doch

daheim ſchon den ganzen Tag lernen mußte, weil ihn ſein Vater recht viel wollte lernen laſſen, und ſich etwas darauf einbildete, daß ſein „Jeorg" im ſechsten Jahr, wo Andere erſt das Täfele nehmen, ſchon ordentlich leſen konnte, — da war ihm der Winter grenzenlos lang. Auch in die Schule ging er nie gern, das Lernen war ihm ſchon vorher arlodot.[1]) So gab es dann keine größere Freude für ihn, als wenn der Frühling wieder kam. Da konnte er die Schulbücher alle in den hinterſten Winkel der Rumpelkammer werfen, und hinaus, hinaus in das grüne Feld, die erſten Schneetröpfle,[2]) die erſten Wieſtängle[3]) zu ſuchen. An den neuergrünten Bäumen konnte er hinaufklettern bis zu oberſt, und dann hinausjuzen und hinauslugen weit, weit über's Dorf. All' die Spiel- und Lieblingsplätze früherer Jahre fand er wieder mit friſchem Gras bedeckt. Das war alles recht prächtig, aber das Prächtigſte war eben doch, wenn der Vater und die Nachbauern das Vieh wieder ausließen zum Etzo.[4]) Die größern Kühe hatten alle Schellen am Halſe hängen, und die größte Schelle hatte ihr Bläß, die war faſt ſo groß, als das Engelglöckle im Kirchthurm. Das war dann luſtig, wenn die Kühe ſo aus den Ställen hinausjuckten und gumpten, und ihre langgeſparte Kraft wieder einmal aneinander probiren konnten; denn an's Freſſen dachte beim erſten Hinauslaſſen keines der Thiere. Am Abend ging dann der Bläß, ſtolz auf ſeine vielen

1) arlodot — verleidet, zuwider. 2) Schneetropfle — Schneeglöckchen. 3) Wieſtängle — Aurikeln. 4) zum Etzo — auf die Weide.

Siege, den andern Kühen voran in den Stall, und ließ sich hier willig den Hälsling anlegen, denn er wußte wohl, daß man ihn morgen wieder auslassen werde. Auf diese Weise war für den jungen Jeorg natürlich mehr zu sehen, als in einem alten Namenbüchle, und dabei war er frei und Selbherr, denn es hatte Niemand Zeit, auf ihn Acht zu geben. Das war ein Leben; „wenn es doch nur immer Frühling wär'!“

Endlich waren die acht Schuljahre mit all' den Ohrfeigen, welche dazu gehörten, glücklich überstanden. Der junge Mühljeorg mußte zuerst dem Vater beim Fuhrwerk helfen, und als er einmal war, daß man ihm Roß und Wagen überlassen konnte, ließ man ihn auch allein fahren. Da lernte er dann in kurzer Zeit alle Fuhrleute im Bregenzerwald kennen, — lauter junge muntere Kerle, grad wie er, mit denen er manchen lustigen Tag verlebte.

Im Sommer fuhr er in die Alpen, saumte das Molken[1]) herab, und juzte und jolte dabei wie der fürnehmste Küher, daß man's weithin hörte, und die Rosse läuteten mit den Saumschellen dazu. Die schönsten Rosse hatte er weit und breit, und konnte stolz sein darauf und sie schon auch ziehen und tragen lassen fast noch einmal so viel, als Andere. Und wenn er hinausfuhr gi Bregaz,[2]) so gab es allemal etwas Lustig's mitzumachen, und der Vater blieb daheim und half heuen, war mit seinem Sohn wohl zufrieden, und sagte zuweilen sogar: „So, Jeorg! Laß es den Leuten nur sehen, daß du Geld hast

1) das Molken — Butter, Käse und überhaupt alles, was aus Milch bereitet wird. 2) gi Bregaz — gen Bregenz.

und brauchen darfst!" Das ließ sich Jeorg natürlich nicht zweimal sagen, und bald wußte Alles, von den Alpen bis „gi Bregaz," vom Mühlejeorg zu erzählen. Er aber dachte oft, wenn er von Bregenz oder aus den Alpen heimfuhr: „Wenn's doch immer Sommer wär'!"

Leider kam es nur zu bald anders. Als Jeorg, wie bereits erwähnt, noch sehr jung die Mühle übernahm, erhielt er natürlich auch Kenntniß von den vielen Schulden, die darauf hafteten, und von denen er früher gar keine Ahnung gehabt hatte, — und wie weggeblasen war sein guter Humor für immer. Dem Rath seines Vaters folgend, heirathete er dann ein Mädchen, welches er für sehr reich hielt, und mit dessen Vermögen er sich aus der Enge zu helfen hoffte. Doch er hatte sich bös verrechnet: das Mädchen war nicht reich, und zum Mühlgeschäft paßte es noch weniger, als er. Auf der Mühle aber lebte man noch immer, als ob der Bach die Kronenthaler bringe, denn der alte Vater meinte: „Wenn man auch nothig [1]) sei, so dürfe man sich das nicht ansehen lassen, sonst verliere man den Kredit." Jeorg folgte dem Rath seines Vaters auch in diesem Stück, und das war vollends sein Verderben; denn der Bregenzerwälder läßt sich durch den Schein nicht so leicht blenden. „Auf der Mühle wird's wohl bald einen Rumpel geben, man ist viel zu hoch daran!" hieß es fast allgemein, und die Schulden [2]) wurden immer unruhiger. Unvermuthet heirathete auch noch ein Vetter Jeorgs, den man viel lieber hätte sterben

1) nothig — in bedrängten Umständen. 2) Schulden — Gläubiger.

ſehen, weil ſowohl Jeorg als ſeine Gläubiger ſchon lange auf die Erbſchaft gerechnet hatten, die nun dahin war. Ferner verunglückte dem Müller beim Fuhrwerk ſein einziges noch übriges Pferd, (die andern hatte er bereits verkauft,) und ſo kam ein Unfall nach dem andern. Die Schulden aber ſollten und mußten bezahlt ſein, und da weder Geld noch Geldeswerth da war, mußte Jeorg zuletzt die Mühle dem einzigen Liebhaber, der ſich meldete, zu einem Spottpreis überlaſſen, und froh ſein, daß ihm, nachdem er Alles bereinigt hatte, noch ſo viel blieb, um das kleine Häuschen am Brunnobächle kaufen zu können. In das zog er nun mit ſeinem Weib und den vier Kindern, die er indeß erhauſet hatte. Sein einziger Troſt war noch, daß er an dem Unglück nicht ſelbſt ganz ſchuldig ſei. Nie hatte ihm ſein Vater geſagt, in wie ſchlechten Schuhen er ſtehe, bis es zu ſpät war. Und was konnte der auf nichts abgerichtete, in Sorgloſigkeit erzogene Jeorg dann thun, als ſich in's Unvermeidliche fügen? — Der Vater hatte den Verkauf der Mühle nicht mehr erlebt, aber er ſah ihn voraus, und ging daher gern ſeinem Weib in die Ewigkeit nach. Jeorg, welcher nie gelernt hatte, ſich aus Verlegenheiten herauszuhelfen und von einem Nagel an den andern zu hängen, war nun ganz ohne Beiſtand und Hülfe. Denn auch Diejenigen, welche einſt die beſten Freunde des reichen Mühlijeorg geweſen waren, mochten mit dem armen Rümmamüller nichts mehr zu thun haben.

Auf dem Taglohn verdiente jetzt der Mann ſein Brod, den vor zehn Jahren das ganze Dorf beneidet hatte. Die Buben verdingte er in die Alpen als Pfiſter, faſt ſo bald

ſie die Kleider ſelbſt anlegen konnten; das Mikle mußte, ſchon da es erſt zwölf Jahre alt war, das Hausweſen führen, und das Bäbele ſticken, ſo bald es die Maſchine erlangen mochte. Im Herbſt nun, wenn die Buben den Sommerlohn heimbrachten und man dem Mikle in der Nachbarſchaft Fleiſch, Obſt, Erdäpfel u. dergl. ſchenkte, hatte man wieder eine Zeitlang ordentlich zu eſſen, und der Müller ſagte dann oft: „Wenn es nur immer Herbſt wäre!“ Er war nun inne geworden, was genug zu eſſen haben heißt, nachdem er auch das Hungerleiden erfahren hatte. Früher, ſo lang er im Ueberfluß lebte, hatte er an ſo etwas nie gedacht.

Immer geduldig war der Nümmamüller freilich auch nicht, und vielmal, wenn er bei den Bauern auf dem Tagdienſt war, die er früher ausgelacht hatte, dachte er: „Schlechter hätt' ich's doch nicht überkommen, wenn ich grad die ärgſte Bettlerin geheirathet hätte oder ledig geblieben wär'! Ich hab' nur dem Vater folgen wollen, ſonſt hätt' ich gar nicht mehr heirathen mögen; es wär' ja genug geweſen, wenn ich allein einen Bettler abgeben hätt'. Aber der Vater hat immer gewähnt, wenn ich Die überkomme, dann ſei gar keine Noth mehr — und jetzt muß es ich und 's Weib und die unſchuldigen Tröpfle büßen. — Und das iſt doch auch nicht wahr, was in dem vierten Gebot ſteht. Da heißt es: „Wenn man dem Vater folgen thue, ſo lebe man lang, und es gehe Einem wohl auf der Welt.“ Lang leben thu' ich ſchon, aber vom Wohlgehen merke ich nicht viel, und dann nützt Einem das Langleben auch nichts. Ich wollt' lieber, ich hätt' auch ſterben können wie mein Weib ſelig, ſo wär' ich jetzt

erlöst!“ So brummelte er vielmal. Aber wenn er dann ſeine vier braven Kinder wieder anſchaute; wenn er ſah, wie ſie an Sonntagen alle verdienten Kreuzer zuſammenzählten und dem Mikle gaben, daß es dafür Brod kaufen könne, und keinen Pfennig für ſich behielten, — dann bemeiſterte ſich eine Bewegung ſeines Herzens, daß er hätte weinen mögen Tage lang. Und er war dann doch wieder froh, daß er geheirathet hatte; war ja doch ſein Weib ſelig die Mutter dieſer braven Kinder, von denen er noch eine beſſere Zukunft erwartete!

Man rieth ihm, er ſolle ſeine Buben, obwohl Joſef erſt 6 Jahre alt war, als Hirten in's Schwabenland verdingen, wie andere arme Leute es thaten; aber das wollte der Müller nicht. „Sie können hier auch verdienen,“ ſagte er; „ſie ſollen vor allem die Wälderarbeit lernen und einen Wälderhumor überkommen!“ Und ſo geſchah es dann auch.

Als die Buben erwachſen waren, gingen ſie in's Elſaß, lernten dort das Mauern, und verdienten dabei ſehr viel Geld, ſo daß man jetzt das Heu nicht mehr für Brod und Mehl hergeben mußte, ſondern es ſelber behalten und wieder eigenes Vieh anſtellen konnte. Der Müller ſah jetzt, daß unſer Herrgott doch Recht gehabt habe: — es ging ihm nun noch wohl, und ſeine Kinder machten ihm manchen guten Tag!

Nur ſelten einmal war an einem Werktag Alles bei einander daheim. Im Frühling, Sommer und Herbſt waren die Buben in der Fremde, und im Winter wollte ſie Jeder, der Taglöhner haben mußte, weil ſie die beſten und fleißigſten Arbeiter im Dorfe waren. Deßwegen hatte

der alte Müller ſolche unfreundliche Wintertage wie der heutige, an denen einmal Alles daheim bei einander bleiben mußte, am liebſten. Da konnte man wieder einmal zuſammen plaudern nach Herzensluſt, und ſo ein Tag ging vorbei, man merkte gar nicht wie. Wenn der Müller noch nicht erfahrener geweſen wäre, als früher, ſo hätte er jetzt gewünſcht: „Wenn es doch nur immer Winter wäre!“ Aber er wußte nun wohl, daß alle Zeiten Gutes und Böſes bringen können, und daß Einer auch das Böſe ertragen muß, wenn ihm das Gute Freude machen ſoll.

Während der Müller ſo in Gedanken ſein ganzes Leben mit allen guten und böſen Tagen überſchaute, waren Joſef und Michel mit der Stallarbeit fertig geworden, und kamen jetzt mit Mächelholz [1]) und altem Geſchirr in die Stube. Den alten Melkſtuhl hatte man nun ſchon achtzehn Jahre nicht mehr gebraucht, — er war unterdeß wurmſtichig geworden, daher wollte Joſef heute einen neuen machen; Michel aber pfuſchte dem Küfer in's Handwerk, und that neue Reife an den alten Melkkübel. Denn rechte Bauern machen alles ſelbſt; wenn's dann auch nicht allemal grad hübſch geräth, ſo iſt es doch wohlfeil, und „winn as blos hebt, as iſt dinn för a Burohus bauld guod gnuog, und a Pfarrar brucht's nöd.“ [2]) So hatte Michel vielmal geſagt, Joſef dagegen wäre ſchon exacter geweſen; der war halt ſchon kein ſo ganzer

1) Mächelholz — Holz zum Anfertigen einer beſtimmten Arbeit. 2) „wenn es nur hält, es iſt dann für ein Bauernhaus bald gut genug, und ein Pfarrer braucht's nicht.“

ıer, wie der Michel, doch war er wegen dem auch
ß recht und brav. Er konnte ja in die Fremde, dort
tig Geld verdienen, und Michel war so froh, als „a
ste Seel'," [1]) daß er daheimbleiben konnte. Das Leben
er Fremde hatte ihm gerade so wenig gepaßt, als
lange Häß am Sonntag. Damals, als Josef und
Mikle gesagt hatten: „als Fremdler müsse er jetzt
Fremdlerhäß machen lassen und anlegen," hat-
sie ihn das erste- und einzigemal sein' Lebtag' recht
rnt, und er hatte sich gewehrt bis auf den Letzten
gesagt: „Dann gehe er gar nicht in die Fremde; er
e geglaubt, wenn Einer schaffe und thue was er könne,
sei das auch für einen Fremdler die Hauptsache. Daß
ı sogar mit dem Häß scheuirt wäre, sei ihm nie in
Sinn gekommen." Doch als ihm dann auch der
er ernstlich zuredete und sagte: „man müsse immer
ı wie es der Brauch sei, das sei das Hübscheste," da
Michel, obwohl murrend, nach. Wie er nun am er-
Sonntag im langen Röckle Parade machte, dünkte es
das einemal zu lotterig, und wenn er dann wieder
Knöpfe daran zuthat, zu eng, so daß er die halbe
henzeit mit Auf- und Zuknöpfen Arbeit hatte. Mit
langen Hosen ging es ihm auch nicht besser. Wenn
e so an seinen dicken Waden herumlotterten, war es
immer, als ob der Hosenträger lugg gelassen [2])
e, und er griff bald vorn, bald hinten, ob nicht etwa
Knopf herausgefallen sei. Das Aergste aber war
), daß die Leute ihn nach dem Gottesdienst überall

1) „eine erlöste Seele." 2) lugg gelassen — nachgelassen.

auslachten, er mochte es hören oder nicht: „'s Fremdlarhäß," hieß es, „stauht deam rotho Michol grad ah, wie ar Su a Scheallo und ar Kuoh a Schmisett." [1]) Das war dann doch zu viel für Michels Geduldsack, und es war kein Wunder, wenn er ein Loch bekam.

Freilich, grad der Allerhübscheste war Michel auch im Wälderhäß nicht. Die rothgelben Haare auf dem breiten Kopfe lagen und standen so wirr durch einander, wie das dürre Herbstgras in einem abgeholzten Walde, und wenn er am Sonntag in der Predigt saß und schlief, — und das war allemal so gewiß, als die Predigt, — so legte er das untere Maul vor das obere, als ob er im Traum fürchte, das aufgerichtete Haar falle ihm über die breite Tätschnase herab, und er müsse es mit dem Maule aufhalten. Nur wenn dann der Pfarrer einmal recht laut predigte, richtete sich Michel allsgemach auf, und schaute mit den grauen Augen rings umher, als ob er sich besinne, wo er sei. Der Müller hatte schon vielmal mit ihm g'kibot [2]) und gesagt: „das Schlafen in der Kirche sei so ärgerlich;" aber in diesem Stück hat Michel nie gefolgt. Er sagte: „Wenn man von einer Sünd' predige, so denke er: unser Herrgott werde das wohl nicht gar so genau nehmen. Grad in der Absicht, ihn zu beleidigen, thue wohl kein Mensch etwas Unrechtes, und wenn Einem einmal etwas entrinne, daß es ihn darnach reue, da sei er doch nicht schuldig, und könne wegen

1) „Das fremde Gewand steht dem rothen Michel gerade an, wie einem Schwein eine Schelle und einer Kuh ein Chemisette."
2) g'kibot — gezankt.

noch kein Sünder genannt werden. Und wenn man guten Werken, vom Leſen, Beten, in die Meſſe u. dgl. predige, denke er: An Sonn- und Feſttagen er in die Kirche und leſe und mache, wie es die le eben gebe, [1]) und an Werktagen habe er zu ſol- Dingen, die allerdings gut und recht ſein können, Zeit, da ſchaffe er in Gottesnamen, und laſſe die ziner beten. So denke er allemal, und dann, bevor merke, ſei er wieder eingenickt. Das Beſte ſei, daß s Amenſagen allemal ſogleich höre, ſonſt könnten e Leute und der Pfarrer leicht merken, daß er ge- ſen habe."

Aber ſonſt war es ein herzguter Michel, wenn er ſeit ſeinem vierzehnten Jahre keine ganze Predigt gehört hatte; dem Vater folgte er — das Schlafen r Kirche ausgenommen — auf's Wörtle, und auch Schweſtern that er manche kleine Arbeit, zu der ſich nderer Bub' wohl für zu gut gehalten hätte.

Jetzt, als die Buben bei ihrer Arbeit ſaßen, plau- man mit einander, wie es in den Häuſern der Brauch wo Alles feſt zuſammenhält und die Eigenen froh wenn ſie einen Tag ungeſtört bei einander ſein kön- Michel ſagte, was er den Sommer hindurch alles un und am Häusle zu richten im Sinne habe. Beim n verſprach ihm das Mikle zu helfen. Es habe den n Sommer auch, und mutterſeelenallein, geheuet. Bäbele würde ihm wohl geholfen haben, wenn es durchaus gewollt hätte; aber es habe gedacht: „Das

1) Das heißt: „wie es eben kommt und ſich ſchickt."

Bäbele könne das Sticken beſſer, als das Heuen, und thue es auch lieber; da ſei es das Geſcheideſte, wenn jedes thue, was es am beſten könne. So habe es gedacht, und habe das Bäbele beim Stickſtock ſitzen laſſen."

Während das Mikle das erzählte, rechneten Joſef und das Bäbele mit einander aus, wie viel ſie beide allenfalls bis zum Herbſt verdienen, wenn alles recht gehe, — und ſie brachten ein Hübſches heraus, ſo daß der Müller freudig ſagte: „Ja, dann können wir den Bleaz am Eſch ſchon wieder kaufen, das iſt ein prächtiges Stück Gut. Es iſt mir faſt ab der Seel' herab gangen, da ich es hab' verkaufen müſſen. Zu der Zeit wäre mir freilich eher der Tod in den Sinn kommen, als daß wir es einmal wieder kaufen könnten. Aber Gott Lob und Dank, wir haben es ſchon wieder weit gebracht, und bringen es, will's Gott! noch viel weiter, wenn ihr recht zuſammenhaltet und nicht ſo früh anfängt zu kareſſiren; denn wenn man das einmal anfangt, ſo gefällt's Einem daheim gleich nicht mehr ſo wohl, und der Hausfrieden, das Geld und alles iſt hin."

„Hörſt, Bäbele, mit deam ſeand nöd d'Schwaubo g'moant!" [1]) bemerkte Michel, der Müller aber ſagte: „Er glaube nicht, daß das Bäbele ſo närriſch ſei und ſich einbilde, der Senn komme wegen ihm jetzt faſt alle Abende; denn was ſollte Einer, wie der Senn, mit ſo einer armen Stickerin thun? Ihm wäre es ganz recht," fuhr er fort, „wenn jetzt gar keine Buben kämen. Nöd wägo deam, daß er do Motla nix gunno thät; abor

1) „mit dem ſind nicht die Schwaben gemeint!"

hütigs Tags iſt as dor Bru, ſabauld Buobo in a Hus kund, wedod d'Motla vum Hoffartsteifol b'ſeaſſo, ud die ergſto Schloarga wedod ſo wäh, as d'Stadtfröule." [1])

„Jau, glächtorig iſt as," ſagte Michel, „wie ma Motla ſieht, die dahoam nöd meh as oa Ahlegat Häß hind, und doch allewil ſo butzot und ſo g'ſchleakot und ſo g'ſtrählt dauher kund, wie us am Büxle; dau heißt as halt, lioba Gott: Ußna g'wixt und inna nix!" [2])

So ging es mit Reden von Einem zum Andern; Jedes ſagte, was es wußte. Nur das Bäbele ſagte kein Wort mehr; ihm ging es noch im Köpfle um, daß vorhin der Vater geſagt hatte: „Was ſollte Einer, wie der Senn, mit ſo einer armen Stickerin thun?" Der Senn hatte doch grade geſtern Abend erſt eine Geſchichte erzählt, wo auch ein Reicher eine Arme heirathet, und hatte hernach ſelbſt geſagt, jener Reiche habe es recht gemacht, und ſolche Geſchichten ſeien recht hübſch. „Oder hat es etwa der Senn mit den Geſchichten, wie der Vater mit dem Tabakrauchen?" fragte es ſich ſelbſt. „Der ſagt auch vielmal: „Tauſend Gulden ſei Einer mehr werth,

---

1) „Nicht wegen dem, daß er den Mädchen nichts gönnte; aber heutiges Tages iſt es der Brauch, ſobald junge Leute in ein Haus kommen, werden die Mädchen vom Hoffartsteufel beſeſſen, und die, welche ſonſt am wenigſten auf ihr Aeußeres verwendeten, werden ſo ſtolz, wie die Stadtfräulein." 2) „Ja, lächerlich iſt es, wie man Mädchen ſieht, die daheim nicht mehr als einen Anzug Kleider haben, und doch immer ſo geputzt und ſo geſchleckt und ſo gekämmt daherkommen, wie aus einem Büchschen; da heißt es halt, lieber Gott: Außen gewichst und innen nix!"

wenn er keinen Tabak rauche!“ und dabei zündet er seine Pfeife an, raucht was gibst was hast, und macht einen Nebel in die Stube, daß man einander fast nicht mehr sieht. Es kommt ihm nur nie in den Sinn, daß er zuerst sich selbst bei der Nase nehmen sollte. Der Senn findet an Andern vielleicht auch schön und lobt, was ihm nie in den Sinn kommt, selbst zu thun.“

Wenn beim Müller Eines das Andere auslachte, oder ihm einen guten Rath gab, so wurde wegen dem Keines wild, [1]) sondern es dachte eine Zeitlang darüber nach, und sagte zuletzt, wie es ihm vorkomme; dann redete man wieder davon, — und auf diese Weise machte man fort, bis man eins war. Das ist nur in solchen Häusern möglich, wo weder Selbstsucht noch Eigenliebe Zwietracht und Unfrieden stiften. Beim Müller sorgten und schafften Alle für Eines und Eines für Alle; zwar waren ihre Ansichten und Neigungen etwas ungleich, aber in der Liebe zu ihrem Vater waren Alle eins, diese Liebe war die Triebfeder all' ihrer Handlungen, und brachte Frieden und Wohlhabenheit in's Haus.

Der Vormittag war schnell vorbeigegangen, und die Buben waren jetzt mit ihrer Arbeit fertig. Nach dem Mittageſſen, als Josef zum Kaspale hinauf, Michel beim Kühle im Stall und das Mikle in der Küche war, sagte das Bäbele nach langer Stille: „Vater!“

„Was?“

„Meint Ihr, ich sollte nichts haben mit dem Sennen?“

„Ja — hat er etwas mit dir?“

---

1) wild — ärgerlich, zornig.

„Nein, aber —“

„Möchteſt du ihn?“

„Ja — ich thät' ihn ſchon nehmen; ich hätt' bei ihm geſorgtes Brod, und Ihr hättet dann einen rechten Tochtermann. Es wäre Euch und beſonders den Buben viel nutz, wenn man auch einen rechten Mann mit Geld in der Verwandtſchaft hätte.“

„Aber du hätteſt es gewiß nicht gut beim Sennen! Du haſt nicht mehr gelernt als Sticken, Kaffee machen, und im Fall der Noth eine Suppe brennen. Bisher iſt das für dich, und weil das Mikle alle Arbeit that, auch für uns genug geweſen; aber für den Sennen wäre das gar nichts, da ſollte Eine alle Arbeit in Haus und Stall können, wie ein Knecht. Das Mikle wäre noch viel eher für ihn.“

„Wenn er jetzt aber mich wollte?“

„Sei doch nicht ſo närriſch! Er will gewiß nicht. Das Heirathen kommt ihm nie in den Sinn, ſo lange ſeine Schweſter bei ihm bleibt, das hat er ſelbſt ſchon vielmal geſagt. — Siehſt, Bäbele, wir haben es jetzt daheim viel beſſer, als man es hat, wenn man heirathet! Du verdienſt viel, das Mikle und die Buben thun auch, was ſie können, und ſo erhauſen wir ja genug. Es geht auf die Art freilich nicht ſo raſch, das iſt wahr, als wie wenn man auf einmal ſo etwa fünf- bis zehntauſend Gulden und Haus und Hof erheirathen könnte; aber allsgmach geht's doch auch, und wenn's blos tröpflet. — Das Geſcheideſt' für dich iſt, du ſinneſt dem gar nie mehr nach. Der Senn wär' dem Humor nach gar nicht für dich, und blos wegen Geld muß man nicht

heirathen. Wenn dann einmal Einer kommt, der nicht mehr hat als du, daß er deine Stickgulden auch etwas äſtimirt und dir nicht Bettlerin ſagen darf — wenn ſo Einer einmal kommt und er gefällt dir, ſo iſt's gut und recht — und ſonſt auch. Das Mikle iſt älter als du, und hat auch noch Keinen."

Viele Eltern meinen, es ſei alles gerathen, wenn nur ihre Kinder an recht reiche und fürnehme Leute verheirathet ſeien; aber daß das nicht allemal wahr iſt, wußte der Müller aus eigener Erfahrung. Wie wohl war ihm in ſeinen ledigen Jahren geweſen! Er galt für einen der Reichſten im Dorf, und ſein Vater that, was er konnte, daß man das möglichſt lang glaube, wenigſtens ſo lang, bis ſein „Buob" verheirathet ſei. Freilich gab's in der Mühle Schulden wie Schitt'rbiga, [1]) aber darum lebte man doch fort und fort in Saus und Braus, und Jeorgs Vater tröſtete ſich: „Wenn's Hausweſen auch Löcher hat, mit Mätzlers Thalern kann man ſie wieder vermachen." Dem jungen Jeorg hatte man die dicken Schuldenbücher noch nie ſehen laſſen, und ihm war auch noch nie in den Sinn gekommen, darnach zu fragen.

Er mußte und ſollte es aber doch endlich inne werden. Als er einſt mit ſeinem Vater nach Bregenz fuhr, ſagte dieſer zu ihm, mit dem Finger auf ein kleines Häusle zeigend: „Siehſt, Jeorg, dort das ſchlechte Häusle, ſo miſerabel und armſelig wie ein Schulhaus? Das iſt meine Heimath geweſen. Später, ſo in deinem Alter, bin ich dann als Fuhrknecht auf unſere Mühle gekommen,

1) Schitt'rbiga — Holzbeigen.

und da hat mir das Glück wollen, daß ich dem alten Müller, Gott tröst' ihn! die einzige Tochter, deine Mutter selig, mit sammt der Mühle habe abschwätzen können. Es ist uns dann gangen, wie es halt mit den Weibern geht. Alleweil Frieden und gar alle Glori [1]) hat man nicht, wenn man schon heirathet, aber um so ein Ahg'richt [2]) wie die Mühle, kann sich Einer schon etwas gefallen lassen. — Schau', Jeorg! Die Mutter ist todt, und zum Hauswesen sollte man doch eigene Leut' haben. Wie wär's, wenn du jetzt die Mühle übernähmst, und heirathen thätest wie ich? — Wenn du eine recht Reiche nehmen würdest, so könntest du die Schulden zum Haus hinauswerfen, wärest der Erste im Dorf, und thätest am End' noch Vorsteher und weiß Gott was alles werden. Und das alles durch eine Heirath mit Mätzlers Mariann'. He, was sagst dazu?"

„Ich hab' im Ernst noch nie an's Heirathen denkt; aber ich hätte gemeint, zuerst müßte man auf eine Geschickte, Ordentliche sehen, Vermögen hätte ich ja selbst genug. . ."

„Ei," sagte der Vater, „grad eine Reiche hat am besten gelernt, zur Sach' zu sehen und viel zu versorgen!"

„Aber so eine Reiche bildet sich dann auf Vaters Thaler, von denen sie doch keinen einzigen selbst verdient hat, mehr ein, als die Schwarzenberger auf den Landamma, blos weil er in ihrem Dorf daheim ist."

„Sie darf aber auch. Mätzlers Mariann' hat am

---

1) Glori — Glorie, Herrlichkeit. 2) Ahgricht — Anwesen.

erſten Tag ſchon mehr, als eine Arme ihr' Lebtag' erhauſet und verdient."

Jeorg ſchüttelte den Kopf.

„So willſt nicht?" fragte der Vater, ein wenig wild werdend.

„Nein, einmal jetzt noch nicht."

„So — dann kannſt aber auch zulugen, wenn wir die Mühle und alles verkaufen müſſen!"

„Warum verkaufen müſſen?"

„Weil die Schulden gezahlt ſein wollen, und wir kein Geld haben dazu. Wenn wir heimkommen, kannſt du die Schuldenbücher ſelbſt durchſehen, und dann nachſinnen, ob wohl ein andrer Ausweg möglich iſt, als eine Heirath mit Mätzlers Mariann'. — Ich will dich machen laſſen; aber merk's, lächerlich iſt das Ding nicht; es heißt eben jetzt Vogel friß oder ſtirb!"

Das war keine gute „Hörat" für den luſtigen Jeorg. In ſeinem Kopf arbeitete es, wie in Vaters Mühle daheim oder noch ärger. So waren jetzt die luſtigen Tage für immer dahin, und er ſollte heirathen, pur blos darum, daß er Geld überkomme.

„Nun, es muß jetzt ſchon ſein; Geld müſſen wir haben, und das iſt doch am Ende das einzige Mittel, daß wir eines überkommen. Am liebſten thät' ich grad fortlaufen an ein Ort, wo mich kein Menſch kennen würde, und thät' dann dort arbeiten wie andere Leut'. Das wär' mir das Liebſte, wenn der Vater nicht wär'; aber den darf ich jetzt nicht verlaſſen, und d'rum muß ich thun, was ich kann. In Gottes Namen denn, und dem Vater zu Lieb'! Er hat ja auch geheirathet. Die Mariann' hat

grad nicht das beste Lob, aber bisher bin ich mit allen Leuten gut auskommen, und es wird mit der schon auch gehen, wenn wir einander einmal gewohnt haben. Der Vater ist ein Erfahrener in dem Stück, und der sagt immer: „Das ärgst' Uebel sei Mangel, der bring' den Klangel.“ [1]) Und Geld haben Mätzlers schon, da wird's dann wohl noch recht werden.“

So dachte der gute Jeorg, und gab dem Vater das Versprechen, er wolle thun, was er könne, — die Mühle übernehmen, und die Mariann' heirathen. Und er hielt Wort. Aber leider konnte dieses Opfer nicht mehr retten, denn auch beim Mätzler lag der Speck nicht halb so dick, als man gemeint hatte, und Jeorg, dessen Vater und einziger Helfer bald nach der Hochzeit gestorben war, hatte nun keine fröhliche Stunde mehr. Das Weib, noch verwöhnter und jetzt auch noch mißmuthiger und ungeduldiger als er, saß jammernd daheim, und vom Hausen, Sparen und sich in sein Schicksal ergeben, wollte sie schon gar nichts hören. Durch die bittersten Vorwürfe quälte sie den geplagten Mann Tag und Nacht, und hielt es ihm hundertmal vor, wie er sie angeführt habe, und jetzt noch um den letzten Kreuzer bringe. So entmuthigte auch das Weib ihn noch mehr, kurz, Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben. Der Müller hätte nun Bankerott machen und sein Vermögen noch geschwind dem Weib und den Kindern geben können, wie das schon damals im Bregenzerwald sehr häufig geschah; aber dazu war er zu redlich. Lieber verkaufte er die Mühle und alles, um die Schulden zu zah-

1) Klangel — Zank und Streit.

len, und zog dann hinauf in's kleine Häuschen am Brunnobächle.

Hier lebte er mit Weib und Kindern in Armuth und Noth, verlassen von allen seinen frühern Freunden, und mußte täglich die Vorwürfe seines Weibes hören, bis dieses endlich nach sechs Jahren der Last des Kummers erlag und vom Tod erlöst wurde. Später sah er dann an seinen braven Kindern, daß nur Fleiß und Arbeitsamkeit einer Haushaltung Wohlstand und Segen bringen. D'rum schauderte ihm jetzt, da er sein unerfahrenes Bäbele von seinen Hoffnungen auf eine Geldheirath reden hörte. Er hatte sich schon vielmal vorgenommen, in dieser Sache seinen Kindern väterlich nach Pflicht und Gewissen zu rathen und zu wehren, aber nie zu befehlen. Heute hatte sich nun die beste Gelegenheit dazu gegeben.

Lange stand er nach obigem Gespräch sinnend neben seinem Kinde, dann sagte er:

„Bäbele!"

„Was?"

„Bist nicht mehr gern daheim?"

„Wohl, Vater, gewiß!"

„So bleib' daheim!"

„Aber Vater! Ich könnt' Euch und den Eigenen doch mehr helfen, wenn — —"

„Du kannst daheim helfen genug, wenn du willst!" Da jetzt das Mikle hereinkam, schritt der Müller langsam ein paarmal in der Stube auf und ab, bis es wieder hinaus war, dann sagte er: „Es nimmt mich nur Wunder, warum heut' das Mikle gar so still und dusam

iſt! Sonſt, wenn es niemand Fremdes gehört hat, da hat es immer geſungen und iſt hudelwohlauf geweſen.“

„Ich glaube, das Mikle ſieht es gar nicht gern, daß das Kaſpale fortgeht mit dem Joſef,“ erwiederte das Bäbele.

„Wähnſt?“ ſagte der Müller und ſetzte ſich auf die breite Ofenbank nieder. Heute war es das erſte Mal, wo ſeine „Motla“ ihn daran erinnerten, daß ſie nun *auch* gewachſen und *ledig* ſeien. Durch ihre bisherige kindliche Folgſamkeit hatten ſie ihn daran gewöhnt, ſie immer noch für Kinder zu halten. Aber die heutige Entdeckung machte ihn nicht im geringſten traurig, denn auf dem Dorf iſt man noch nicht ſo weit „fortgeſchritten,“ daß ein Vater für Ehre und Tugend ſeiner „Motla“ beſorgt ſein muß, wenn dieſe mit Buben aus der G'*meind*' eine Liebſchaft haben; mit *fremden* Buben — ja, da wär' es ſchon ärger!

Im Grund war dem Müller das Kaſpale grad der Rechte. Es war ein geſcheider Kopf, der ſich in allen Fällen zu helfen wußte, und hatte auch Widerwärtiges ertragen gelernt, — und was dieſe zwei Stücke für einen Mann werth ſind, glaubte der Müller ſelbſt nur zu gut erfahren zu haben gerade dadurch, weil ſie ihm *gefehlt* hatten. Schon vielmal hatte er geſagt: „Das Kaſpale werde es verhältnißmäßig noch viel weiter bringen als Alle, die es jetzt auslachen.“ Dabei ging es dem Müller vielleicht auch wie man zu ſagen pflegt: „Man liebt den Hund wegen ſeinem Herrn.“ Das Kaſpale war ihm auch noch mehr an's Herz gewachſen wegen ſeinem Vater, dem

Schwarzhannes. Denn als es einmal so mit ihm gestanden, daß ihm sein Sonntaghäß nicht mehr so viel kostete, als einst sein Bäsolzüg, [1]) da hatten ihn, wie bereits erwähnt, alle seine Freunde allein machen lassen, nur der Schwarzhannes war ihm geblieben. Der war grad so arm wie er, und doch hatte er immer einen Humor wie acht Tage gutes Wetter. Man hätte es ihm nie angemerkt, daß er auf der Welt nichts habe, als das kleine Kaspale und ein giftböses Weib. Er war nicht im Dorf geboren und hatte zu den Bettlern gehört, die sich damals schaarenweis in den Wäldern des Bregenzerwaldes aufhielten, und da ein Leben wie die Herren führten. Die Bauern im Bregenzerwald lebten damals noch in völliger Abgeschlossenheit von der Welt, und waren ganz sich selbst überlassen, und keine Polizei und Niemand kümmerte sich um sie; aber die Bregenzerwälder befanden sich trotz diesem Verlassensein ganz wohl, entrichteten an die Regierung ihre jährlichen Abgaben, und hatten ihre eigenen Gesetze. Damals war das Geld noch rar im Ländle, aber Lebensmittel hatte Alles genug, und dabei lebte man so frei, wie die Gemse auf den Bergen. Die Leute waren mildthätig gegen die Armen, die aus dem Schwabenland und der benachbarten Schweiz kamen und bettelten. So hielten sich ganze Haufen solcher Bettler in den Wäldern auf, von der Gutherzigkeit der Bauern lebend, und es war kein Wunder, wenn das freie sorglose Leben, bei reichlich erhaltenem Almosen, viele Müssiggänger herzog und diesen dann so wohl gefiel, daß sie

1) Bäsolzüg — Spielzeug für Kinder.

mehr an die Heimath dachten. Ein solcher war auch Schwarzhannes gewesen. In Graubünden, wo er oren war, hatte er das Schuhmachen lernen sollen, aber bald davon, und kam nach vielen Kreuz- und erzügen in den Bregenzerwald, wo er dann, wie noch rere seiner Landsleute, sein' Lebtag' blieb.

Dort, wo der „Bettlerbach" zwischen Bergen und ldern heraus in die Ach läuft, hielten sich oft ganze aaren solcher Bettler auf. Sie kochten und schliefen en dicken Wäldern auf beiden Seiten des Baches, deßwegen noch heute den Namen „Bettlerbach" hat. Winter zogen sie mit den im Sommer erbettelten nsmitteln in die öden Alpenhütten, und ließen sich herzlich wohl sein. Den Tag über saßen sie beim r, oder wenn gutes Wetter war, vor der Hütte im nenschein. Zuweilen ging es dann schon recht lustig hnen zu; etwa Einer hatte eine Zither bei sich, und te damit aufmachen, und da tanzten dann die Andern, es stob, und juzten zu den Thüren und Fenstern s, daß man's im Dorf drunten hörte.

Alle Jahre kam noch mehr solches Gesindel, von ein Mensch wußte woher, und man war endlich ge- gt, diesem Treiben ein Ende zu machen. Aber „zum inaus treiben" konnte man sie nicht mehr, denn Viele ihr' Lebtag' dagewesen, und wußten von keiner th und von nichts, — und so beschloß man denn, sie Gemeinden zu vertheilen. Der Gemeinde Schop- hatte es beim Theilen den Schwarzhannes und Geliebte, Johanna, getroffen. Da sie sich nicht von einander trennen wollten, so wurden sie

vom Pfarrer copulirt, und lebten von da an im Armenhause.

Die meisten dieser so in die Gemeinden hineingesteckten Leute wurden von den Einheimischen theils gefürchtet, theils gehaßt; nicht so der Schwarzhannes. Dieser war bald der Eulenspiegel der ganzen Gegend, und schnell kannte er die Verhältnisse und Launen eines Jeden. Mit den Bauern redete er vom Vieh, mit den Buben von den Mädchen und mit den Mädchen von den Buben, und ohne einen lustigen Einfall von ihm gehört und belacht zu haben, ging Keiner von ihm, er mochte ihn im Sonntaghäß auf dem Kirchenweg oder mit dem Bettelsack auf dem Rücken vor den Hausthüren antreffen. Allemal wußte der Hannes einen Wurf zu thun, und traf dabei immer an den rechten Ort.

Als des Sennen Vater sein neues Haus gebaut hatte, sagte der Hannes zu ihm: „Er hätte das Haus mit dem hintern Theil hart an den Berg neben dem Dorf bauen sollen, dann hätt' er nicht mehr fürchten müssen, daß ihm das Hauswesen hintersich gehen thäte."

Der Hannes hatte aber nicht etwa blos ein paar Dutzend solcher Späße auswendig gelernt, sondern es war grad, als ob er's immer aus den Aermeln schütten könne.

Wenn er beim Betteln zu einem Weib sagte: „er überkomme in vielen Häusern ein ganzes Pfund Schmalz;" so wollte sie natürlich auch nicht die Schlechteste sein im Geben, und gab ihm gleichfalls ein Pfund. Darauf versicherte er: „Sie sei doch unter Allen im Dorf weitaus die Beste. Die Andern gäben ihm so wenig, daß man es ohne Brille fast nicht sehen könne, und eben

rum überkomme er nur in vielen Häusern ein Pfund!“
as Weib mußte so herzlich lachen als Hannes, und sie
gte dann: „Sie gönne es ihm von Herzen, wenn ihm
s noch bei Mehreren gerathe, der Spaß sei schon ein
und Schmalz werth!“

Der Schwarzhannes ging nun in ein anderes Haus.
a fand er Niemanden in der Stube; er machte sich
her in den Stall, und da war man gerade am Melken.
Was ist's,“ sagte er, „gilt's einen Pfennig, ich trink' da
ganzen Kübel voll Milch sauber aus?“

„Ja, gelt, Hannes, du wolltest mir's machen, wie da
Nachbäuerin? Du thätest trinken bis d' genug hättest,
dann thätest sagen: „Ich hab' verspielt; aber die
lch, wo ich trunken hab', ist schon einen Pfennig
th.“ Der Nachbäuerin hast's auch so g'machet, aber
wirst dasmal nicht z'g'schid! [1]) Es wär' mir nicht
en der Milch, aber wegen dem Auslachen wär's mir.
nn du Milch willst, so nimm nur da den Kübel, und
g damit in die Stube; das Brod ist im Kasten neben
Thür, das kannst selb' nehmen, und dann essen und
ken, bis d' g'nug hast, ich gönn' es dir von Herzen.
r z'g'schid wirst mir dasmal nicht!“

Der Hannes ging, wie man ihn geheißen hatte, in
Stube, und ließ sich's prächtig schmecken. Neben sich
dem Tisch sah er einen Sechsbätzig (Vierundzwanziger)
n, er rührte ihn aber nicht an, und als er genug
ssen und getrunken hatte, kam er wieder in den Stall
sagte: „So, jetzt hab' ich scharmant gessen und trun-

1) z'g'schid werden — überlisten.

ken; aber Dank, wähn' ich, sei ich dir keinen dafür schuldig, denn ich habe dir einen Sechsbätzig auf dem Tisch liegen lassen." Das Weib sagte, das brauche es nicht, den Sechsbätzig solle er nur mitnehmen! Sie dachte nicht mehr daran, daß sie selbst ihn am Morgen auf den Tisch gelegt habe, und daß er diesen habe liegen lassen. Schwarzhannes bedankte sich recht schön, und ging fröhlich seines Weges. Später brachte er dann dem Weib den Sechsbätzig wieder, denn er war bei all' seinen Sprüngen doch eine grundehrliche Haut, und sagte: „Es sei ihm nicht um das Geld gewesen, sondern blos, daß er ihr z'g'schid werde." Das Weib aber entgegnete lachend: „Er solle das Geld jetzt nur behalten, es sei ihr ganz recht geschehen."

So verdiente sich der Schwarzhannes sein Brod, denn zum Arbeiten hatte er nie eine rechte Lust, er meinte immer, das müssige Umherschweifen sei etwas viel Schöneres. Aber er war doch bei Jung und Alt beliebt, was sonst eigentlich bei keinem Müssiggänger der Fall ist. An Sonntagen besuchte er gewöhnlich den Nümmamüller, der ihn auch recht gern hatte, und erzählte da von seinen lustigen Streichen, die er im ganzen Walde ausführte, und der Müller hätte dann lachen müssen, und wenn er neben seinen mancherlei Plagen auch noch das Zahnweh gehabt hätte. Schwarzhannes war nun schon lange todt, aber von seinen lustigen Einfällen wußte man noch überall zu erzählen. Der Müller hatte schon vielmal gedacht: „Das Kaspale ist grad so g'scheid wie sein Vater, aber das braucht seinen guten Kopf gewiß noch besser und zu etwas Besserem, als er; das gibt dann noch einmal einen Kerle ab, daß sich die Leute darüber verwundern." Darum war das

aſpale dem Müller gar nicht zuwider, und er wollte
r noch das Mikle ausforſchen, was es vom Kaſpale
nke, um zu hören, ob das Bäbele mit ſeiner Ver-
uthung Recht habe. Als daher das Mikle mit der
ausarbeit fertig war und wieder in die Stube kam,
gte er:

„Jetzt redet Joſef mit dem Kaſpale; ich glaube, es
rd froh ſein, wenn es mit kann.“

„Ja, ich glaube das auch; und doch wär' es viel-
ht beſſer für es, wenn es dabliebe.“

„Warum beſſer?“

„In der Welt draußen gibt's viel, viel böſe und
echte Leut', die kein Gewiſſen und kein Chriſtenthum
en, da ſieht es allerhand und hört allerhand; jung
luſtig iſt es noch und gern dabei, und da könnte es
n am End' noch gar liederlich und ſchlecht werden.“

„O, bei Leib' nicht! Joſef und Michel ſind jetzt auch
n etliche Jahr' fort, und wegen dem doch noch immer
li [1]) und brav geblieben.“

„Ja, aber mit dieſen iſt es etwas ganz Anderes,
haben ein eigenes Haus, und darin einen lieben Vater
Eigene. [2]) Wißt Ihr noch? der Joſef hat im letzten
mmer aus dem Elſaß geſchrieben: „Wenn ein ſchöner
vorbei iſt und es wird Abend, ſo wiſcht ſich Michel
Schweiß von der Stirne und ſagt: „In dem ſakers
ß kommt einem ſogar das leid und widerwärtig vor,
man daheim immer ſo gerne hat! Heut' macht man
daheim wieder viel hundert Zentner dürres Heu, und

1) hüsli — häuslich. 2) Eigene — Geſchwiſter.

dankt unſerm Herrgott für das prächtig ſchöne Wetter, und unſereiner muß unterdeß faſt verbrennen vor Hitz'." Und wenn es geregnet hat, und die Arbeit ſo naß und unluſtig iſt, ſagt er: „Gelt, Joſef, heut' wär' uns wieder wohl daheim?" Dann erwiedere ich ihm: „Aber Michel, es iſt doch auch eine Freud' für uns und für den Vater und für Alle, wenn wir im Herbſt heimkommen, geſund und brav, und recht viel Geld mitbringen!" Wenn ich ihn allemal mit dem tröſte, ſo vergißt er das Heimweh wieder, und wird ganz zufrieden und wohlauf." So hat Joſef geſchrieben."

„Ja, das hat er, du kannſt es noch gut auswendig; aber was willſt du damit jetzt denn eigentlich?" fragte der Müller.

„Weil unſere Buben das Heimweh gehabt, und an die Eigenen gedacht haben den ganzen Sommer bei gutem und bei rauhem Wetter, darum haben ſie in der Fremde keine Kameraden und keine Geſellſchaften aufſuchen mögen. Aber das Kaſpale hat kein Haus und gar nichts Eigenes daheim, das ihm lieb wäre; beim Nazi hat es auch nichts zu thun, und es könnte jetzt die ganze Woche ſchlafen, es würde von wenig Leuten gemangelt, wie es geſtern Abend ſelbſt geſagt hat. In der Welt draußen, fürcht' ich, vergißt es die Heimath und Alles; kein Menſch weiß, was ihm da in den Kopf kommt, und welche Bekanntſchaften, welche verderbliche Bekanntſchaften es macht — und wenn es am End' auch noch von Joſef geht, ſo hat es gar Niemand mehr, der es gut und redlich mit ihm meint."

Michel kam in die Stube geſprungen, denn er hatte

Josef kommen sehen und wollte nun gleich hören, was das Kaspale zu seinem Antrag gesagt habe. Sobald Josef unter die Stubenthüre kam, rief ihm Michel entgegen: „Was sagt es? will es mit?“

„Ja, von Herzen gern; mein Plan hat ihm sogleich gefallen. Als ich gegen seine Klausnerei gekommen bin, habe ich es darin handiren und singen hören, und ich habe lange an der geschlossenen Thüre rumpeln und lärmen müssen, bis es mir aufgethan hat. „Es sei so streng in der Arbeit,“ hat es dann gesagt, während ich ihm in die Stube nachgegangen bin, „daß es nicht einmal höre, wenn alle Monate einmal Jemand zu ihm kommen wolle; aber es sei, glaube es, schon so Brauch, daß Jeder mit seinem Beruf ein Gerumpel mache, und etwas Anderes gar nicht mehr höre. Dem Sennen sei gestern auch so gegangen, er habe auch so mit den Thalern der reichen Bauern gerumpelt, daß er kein vernünftiges Wort mehr hören konnte oder wollte. Er und seine Nachbauern da unten haben es zuweilen gerade wie die kleinen Buben; sie stehen auch auf Vaters Misthaufen hinauf und schreien: ‚Huogod, wie bean i so groß!‘“ [1]) „Aber hast du denn es noch nicht vergessen?“ hab' ich es dann gefragt. „So hart solltest du es mit Reden bei dem Sennen doch auch nicht nehmen!“ Da sagte das Kaspale: „Du hast's gut leider vergessen; aber ich stecke halt in engern Schuhen. Siehst, Josef, das Nest da ist am Herbst, als ich herge-

1) „Seht, wie bin ich so groß!“ — Je größer der Viehstand des Bauern, desto größer sein Düngerhaufen; daher hört man oft: „Der ist stolz auf seinen hohen Misthaufen!“

zogen bin, faſt noch leerer geweſen, als meine Taſchen. Ein Tiſch, zwei Stühl' und a butzlära [1]) Kaſten, das iſt die ganze Hauseinrichtung geweſen. So hab' ich natürlich allerhand kaufen müſſen, Küchengeſchirr und Handwerkszeug, und das Ding hat ein verflixt's Geld gekoſtet. Da hab' ich einmal den Sennen gefragt, ob er nicht ſo gut wär' und mir bis auf den Joſefotag zwei Kronenthaler leihen thät'? Der Senn hat „ja" geſagt, und mir das Geld gleich gegeben. Es iſt jetzt erſt Lichtmeß vorbei und noch lang nicht Joſefotag, aber ich thät' dem Senn ſein' Sach' gern wiedergeben, und wollt's lieber dir ſchuldig ſein, wenn du ſo gut wärſt und mir's leihen thäteſt!" Ich ſagte, ich wolle es ihm geben, wenn es heut' auf die Rathſtubat komme. „Du ſollteſt jetzt dann grad mit in's Elſaß, da kocht man dir; und wäſcht dir, und in 2 bis 3 Jahren verdienſt Geld wie Laub." „Ja," ſagte das Kaſpale, „blos hat's keine Stiel' und iſt nicht ſo viel, gelt?" „Mir ſei Ernſt," ſagte ich dann; „der Michel ſei daheim und bleibe daheim, und wenn es wolle, ſo könne es für ihn mit mir." „Heißt und gilt!" ſagte es und gab mir die Hand darauf. Dann erzählte es mir, es hab' dieſen Winter wieder Rechen gemacht, das hab' es ſchon beim Nazi gelernt, und nun hätt' es das Schreinern probiren mögen; mit dem Rechenmachen hab' es wollen ſich einen Samen zum Lehrlohn verdienen. Aber es habe nicht viel erhauſet. Bis Einer Koſt und Häß und das Handwerkszeug habe, brauche es ungemein viel, und es, das Kaſpale, habe ſich daher ſchon mehrmal vor-

1) a butzlära — ein ganz leerer.

nommen, es wolle eine Zeitlang zum Loch hinaus, bis
im Stand ſei, etwas Beſſeres anzufangen, als im
menhaus hocken, Erdäpfel eſſen und Rechen machen.
o komme ihm denn der Antrag grad recht. Das
hreinern laſſe es jetzt eine gute Sach' ſein, und fange
mal das an, was ſich ihm am beſten ſchicke."

„So," ſagte das Mikle, „geht es jetzt ſo gern fort?"

„Ja, ja, recht herzlich gern, das hat man ihm grad
geſehen! „Jetzt hab' es den Sommer Arbeit und Ver-
nft, könne etwas lernen, und am beſten freue es das
h, daß es keinem Reichen dafür danken müſſe.""

Dem Mikle war doch wohler, als es hörte, daß das
ſpale gar ſo gern fortgehe, und es gönnte ihm dieſe
nde von Herzen, wenn auch es ſelber dabei litt. Und
Michel? Wenn er in ſeinem Leben einmal hätte hübſch
annt werden können, ſo wäre es dieſen Augenblick ge-
en, ſo zufrieden und glücklich ſchaute er d'rein, und
ſein Geſicht herum ging etwas, ähnlich einem herz-
n Lächeln. Bisher hatte er ſich noch nicht ohne Rück-
dem frohen Gedanken überlaſſen dürfen, daß er nun
imbleiben könne das ganze liebe lange Jahr; aber
war er deſſen gewiß. Es litt ihn nicht mehr in der
be, und er ging in den Stall hinaus zum Kühle,
ſtreichelte er und gab ihm Heu, indem er ihm er-
e, daß er nun Frühling, Sommer und Herbſt da-
e, und ihm und dem Kalb recht vieles und gutes
für den Winter gewinnen wolle. Dabei war Micheln,
ob das Kühle erſt jetzt recht ihm gehöre.

In der Stube aber ſagte der Müller: „Es iſt gut
das Kaſpale, wenn es eine Weile fortgeht und etwas

Recht's abgibt, ohne daß die Leut' da im Dorf sehen, wie? Denn man meint in dem Stück, die Menschen wären lauter Weiber. Wenn die ein Kind im ersten Jahr sehen und dann vielleicht nicht mehr, bis es achtzehn Jahr' alt ist, so sagen sie ganz erstaunt: „Iz grusot as mi ah, so ist dear Gog so gnoth gwassо!“ [1]) — und bei ihren Eigenen können sie es fast nicht erwarten, bis sie sechs Jahr' alt sind. Und das, glaub' ich, kommt neben Anderm auch davon, weil sie die eigenen Kinder alle Tage vor sich sehen; es wächst etwas viel schneller, wenn man's nur selten sieht, es kommt einmal Einem so vor. Wenn jetzt bis in etwa 3 oder 4 Jahren das Kaspale einen rechten Kerle abgibt, so hat bis dann Alles sauber vergessen, daß es heuer im Armenhause gewesen ist.“

„Ja,“ sagte Josef, „aber sonst ist ihm sogar im Armenhaus noch wohl, und es macht auch dort G'späß grad g'nug. Vorhin hab' ich auch ab ihm lachen müssen. Als wir so im fürnehmsten Tischkurs gewesen sind, ist Metzgers langhalsige Gret' vor dem Haus vorbeigangen; da hat das Kaspale g'sagt: „Das sei die reichest Motol, und doch hab' sie es am schlechtesten unter Allen im Dorf, und sei am ärgsten zu erbarmen. Denn die überkomme das ganze Jahr nichts Warm's in den Magen: auf der Reise durch den langen Hals werde ihr alles eiskalt.““

„Das Kaspale soll nur nicht zu viel sagen,“ meinte der Müller. „Im Sprüchwort heißt's: „was man nicht

1) „Jetzt graust es mich an, (ich bin erstaunt,) so ist das Kind so schnell gewachsen!“

will, das muß man," — und das Kaſpale könnte Greten am End' auch noch heirathen müſſen."

„Ja," ſagte das Mikle, „wenn es die nähm', ſo könnte man denken, es hätte ſie nehmen müſſen; aber Gret nähm' das Kaſpale auch nicht, die iſt z'wäh [1]) dazu."

„Das iſt noch ungewiß," meinte der Müller. „Wenn man ſie noch ein paar Jahr' hocken läßt, ſo wär' ſie dann am End', im Fall das Kaſpale unterdeß etwas Recht's worden iſt, noch froh ab ihm. Aber dann könnte ihm mit der Gret' wohl auch gehen, wie es ſeinem Vater, dem Schwarzhannes, mit ſeinem Weib gangen iſt."

„Das muß eine böſe Hechel geweſen ſein," ſagte Joſef; „einmal wenn man jetzt von einer rechten Wetterhex' erzählt, ſagt man: „Die iſt grad ſo leid und bös, wie Schwarzhanſens Weib.""

„Ja, der Hannes hat vielmal g'ſagt: „Es reue ihn nix ärger, als daß er ſie nöd g'freaſſo hei, [2]) da ſie ihm noch zum Freaſſo lieb gſin ſi. Jetzt ſteh' ſie ihm nümma am rechten Ort, und lieg' ihm nümma am rechten. Stehen ſollte ſie blos im Seelzeadol, [3]) und liegen auf dem Friedhof, damit auch er im Frieden ruhen könnte.""

„Das war aber doch nicht ſchön vom Hannes geredt, oder?"

„Ja, aber das Weib iſt ſchon auch darnach geweſen! Nicht blos mit dem Hannes, mit Allen im Dorf hat ſie Riſſ' überkommen. Eurer Mutter, meinem Weib ſelig, iſt

1) z'wäh — zu ſtolz. 2) hei — habe. 3) Seelzeadol — Verzeichniß der Verſtorbenen.

einmal auch schlecht gangen mit der Johanna. Sie haben am Brunnobächle Streit und Händel mit einander überkommen; da hat Hansens Weib g'schwind einen Katzenfuß aus dem Sack genommen, und ist meinem Weib damit in's Gesicht gefahren, und es hätte bös gehen können, wenn mein Weib nicht davongegangen wär'."

„So," sagte das Bäbele, „dann muß das Kaspale auf seine Aeltern auch nicht grad stolz sein!"

„Das muß Niemand," sagte schnell das Mikle; „aber zu schämen braucht sich wegen seinen Aeltern auch Niemand. Nur mit dem, was man selbst thut, verdient man sich Ehre oder Schande."

Jetzt kamen ein paar Nachbäuerinnen, um sich von Mikle auf morgen neue Zöpfe machen zu lassen, das Bäbele hatte mit dem Besen und der Bürste zu schaffen, Josef aber ging zum Michel in den Stall, um ihm vielleicht etwas zu helfen, oder dem Kühle für morgen das Heu zu richten. Denn der morgige Tag war ein Sonntag, und da schafft man nicht gern mehr, als man grade muß.

Der Samstag ist ein „heiliger Abend," dem Andenken der Verstorbenen geweiht. Der Mensch, der die ganze Woche für das Zeitliche sorgt und arbeitet, soll nun auch an den Tod, an die Vergänglichkeit des Irdischen denken, und so sich vorbereiten auf den Sonntag. „Am Samstag Nachmittag," so erzählt man, „geht die Mutter Gottes in's Fegfeuer, und nimmt allemal die Seelen, die entweder durch fremde Fürbitte, oder weil sie nun alles abgebüßt haben, erlöst sind, des Abends mit in den Himmel; die andern aber tröstet sie und verspricht ihnen, bei

ihrem Sohne für sie zu bitten.“ Als das Mikle noch ganz klein war, so daß es noch nicht einmal die Juppe anlegen durfte, außer am Sonntag, hatte es die Mutter gelehrt und ihm befohlen, allemal am Samstag zu Nacht folgendes Gebetlein zu beten:

„Hinnath [1]) am heiligo Samstag z'Nath,
Als üſa Frou [2]) im Bettle lag,
Iſt Jeſus kommen ud ſagte:
O weh, o weh, o weh!
Wie thuond mer die heiligo fünf Wunda ſo weh,
Die klino wie die groſſo,
Die falſcho Judo hind mer's g'ſchlago und g'ſtoſſo!
Wenn i nu noſſan [3]) hätt',
Der mer all' Samstag z'Näth [4])
Das Gebeatle beato thät',
Deam gäb' üſa Herrgott da ewigo Luoh [5])
Ud die himmliſcho Kruo.“ [6])

Jetzt betete das Mikle freilich bei weitem nicht mehr alle Gebete, die es die Mutter ſelig gelehrt hatte; aber es hatte ſie doch noch nicht vergeſſen, ſo wenig als die Zeit, wo es von der Mutter einſt das Beten gelernt hatte.

Auf der Nathſtubat war es heute ganz ſtill. Es blieb Alles daheim, nur das Kaſpale kam, um den Seelenroſenkranz beten zu helfen. Als dieſer zu Ende war, und der Müller das Rüſter [7]) wieder an den Nagel neben der Uhr aufhängte, ſagte Joſef:

„Heut' iſt es wieder a bitzle ſtiller und ruhiger, als

1) hinnath — heute Nacht. 2) üſa Frou — unſere Frau, die Mutter Gottes. 3) noſſan — Jemanden. 4) z'Näth, z'Nath — zu Nacht; näth — geſtern Abends. 5) Luoh — Lohn. 6) Kruo — Krone. 7) Rüſter — Roſenkranz.

näth; man merkt's wohl, daß es Samstag iſt. Im Elſaß ſieht man auf ſo etwas viel minder."

„Ja," ſagte Michel, „dort feiert man den Samstag nicht, und den Sonntag auch nicht."

„Das iſt wahr," fuhr Joſef fort. „Am Samstag Abend zahlt man den Arbeitern den Lohn, und da gehen dann viele in's Wirthshaus, und bleiben dort, bis er wieder ſauber fertig iſt. Dabei denken ſie natürlich ſo wenig an den Tod, als an's Hauſen und an ihre alten Tage."

„Dann glaub' ich gern, daß ſie auch den Sonntag nicht recht halten," ſagte das Mikle; „ich einmal kann am beſten beten, wenn ich vorher an den Tod denke. Und dazu iſt ja der heilige Feierabend! Die Mutter ſelig hat uns einſt erzählt, daß man früher am Feierabend ſchon um Sechſe mit Schaffen aufgehört habe; das ſei ſo kommen: „Es ſei einmal ein alt's Weible geweſen, das hab' gar fromm g'lebt; dabei hab' es Tag und Nacht g'ſchafft und g'huſet, daß es ſeiner Schweſter und deren Kindern recht viel hinterlaſſen könne, wenn es ſterbe. Zu dem Weible ſei nun an einem Samstag Abend eine überaus ſchöne Frau kommen, die hab' eine Sichel in der Hand gehabt und hab' g'ſagt: „Sie ſei die heilige Walburga und komme blos, ihr zu ſagen, daß es Gott wohlgefallen würde, wenn ſie am Samstag früher Feierabend machte. Wer am Samstag keinen Feierabend habe, der bekomme nach dem Tod auch noch lang keinen." Das habe die Heilige g'ſagt, und ſei dann verſchwunden."

„Solche Geſchichten höre ich recht gern erzählen," ſagte das Kaſpale, „aber glauben thu' ich dann doch nicht

viel davon. Wenn man einmal gestorben und in der Ewigkeit ist, so wähn' ich, lasse man Keinen mehr zurück, es mag ein Heiliger oder ein Spitzbub' sein."

Der Müller legte die Pfeife neben sich auf das Ofensims und sagte: „Wenn man von einem Ort berichtet, es sei ein Geist dort oder so Etwas, so denk' ich allemal, es sei wenigstens einmal etwas Merkwürdiges da passirt. Wie z. B. in der Au, da erzählt man auch von einem Geist, der in der Bünt,[1]) etwa eine Viertelstund' ob Rehmen, sein soll. Habt ihr die G'schicht' noch nie gehört, die man davon erzählt?"

„Nein," sagten Alle, und baten den Müller, ihnen dieselbe zu erzählen.

„Das Häusle," begann der Müller, „in dem die G'schicht' passirt ist, steht jetzt noch. Wenn man bei gutem Wetter von hier nach Rehmen hinabgeht, so sieht man die Fensterscheiben glitzern im Sonnenschein. In diesem Häusle lebte vor viel, viel Jahren ein alter Mann ganz allein mit seinen zwei Kühen. Er hatte auch einen Buben gehabt, aber der war in die Welt hinaus, und schon lange hatte man nichts mehr von ihm gehört. Und der alte Mann hatte jetzt wochenlang keine andere Kurzweil, als mit seinen Kühen im Stall. In einem Winter merkte er nun etlichemal, daß man ihm über Nacht Heu gestohlen. „Den Schelm muß ich haben, und wenn ich drei Wochen auf ihn passen müßte!" dachte er, nahm an einem rauhen Winterabend eine Axt, und ging damit in den Stall, um Wacht zu halten; denn er meinte, so ein

1) Bünt - ein eingezäunter (gebundener) Bauernhof.

Abend ſei grad recht zum Stehlen, heut' komme der Schelm gewiß wieder. Die ganze Nacht ſchaute er fort und fort zum Fenſterchen in der Stallthür hinaus, entdeckte aber nichts; erſt gegen Morgen kam Einer allsg'mach auf ſein Haus zu. „Wart', Kerle," dachte er, „du wärſt heut' leichter hinter'm Ofen blieben; jetzt will ich dich ſchon zeichnen, daß man dich morgen noch kennt!" Und indem er ſo dachte, nahm er die Axt in die Hand, und ging damit vor die Stallthür hinaus. Als nun der Andere, ohne ihn zu merken, an ihm durch den dunkeln Schopf vorbei wollte, gab ihm der Mann mit der Axt eins an den Kopf, daß er gleich niederfiel und keinen Schnupfer mehr that. Freilich erſchrak der Bauer jetzt faſt zum Tod, denn erſchlagen hatte er den Schelm nicht wollen, ſondern ihm blos zeigen, „woher Barthle den Moſt holt." Zitternd vor Schrecken und Angſt eilte er in's Häusle, um Licht zu holen; aber da wollte nichts brennen und nichts recht thun, und es brauchte lange Zeit dazu, bis er endlich eine Kerze gefunden und angezündet hatte. Bei deren Schein ſah er nun, daß es ein Fremder war, der ihm gewiß kein Heu geſtohlen hätte. Er verſuchte auf alle Weiſe, denſelben noch zum Leben zu bringen, aber umſonſt. Einen Doktor hatte man damals im ganzen Revier noch keinen, und ſo lief der gute Mann denn zum Pfarrer, und erzählte ihm die ganze traurige Geſchichte. Dieſer ging gleich mit ihm hinauf, ſah aber, daß da alle Hülfe vergebens und der Fremde ſo todt ſei, wie Lazarus. Er ſuchte nun deſſen Taſchen aus, und fand da etwas Geld und ein Gebetbüchlein, in dem man auch ſeinen Namen fand. . . Es war des

Bauern eigner Bub', den er da erſchlagen hatte. Vor Kummer, Angſt und Gewiſſensqual iſt dann der Vater bald darnach erkrankt und ſeinem Buben in die Ewigkeit nachgefolgt, und ſeit der Zeit ſieht man vielmal einen Mann ohne einen Kopf, mit einer Axt in den Händen, dort umhergehen, und wer nicht recht herzhaft iſt, der dürfte um viel Geld keine Nacht in dem öden Häusle oben bleiben und ſchlafen."

„Ich einmal nicht," ſagte das Bäbele.

Das Mikle wäre ſchon herzhafter geweſen. „Man brauche nichts zu fürchten, wenn man in der Gnad' Gottes ſei und ein gutes Gewiſſen habe."

Noch eine Zeitlang redete man über ſolche Dinge, und Jedes erzählte, was es davon glaube und gehört habe; als es aber neun Uhr ſchlug, ſtand das Kaſpale auf und ſagte: „So, jetzt iſt's für heute Zeit in's Bett. Schlafet wohl!"

„Ja, will's Gott, und du auch!" ſagten die Andern, in der dunkeln Stube zurückbleibend, während das Mikle mit dem Licht ihm hinauszündete.

Am Sonntag ging das Kaſpale mit Nümmamüllers Buben Morgens zur Kirche. Auf dem Plätzle vor derſelben redeten ſchon alle Leute davon, daß jetzt der Michel einen Bauern abgeben, und für ihn das Kaſpale mit Joſef gehen wolle. Man ſagte allgemein: „Der Michel thue ganz recht, der verſtehe 's Bauern wie Wenige im Dorf, das habe man ihm ſchon als Bub' auf den Alpen angeſehen, wo er Pfiſter geweſen ſei." „Jetzt

müsse ihnen der Michel im Sommer auch auf den Taglohn kommen, wenn er Zeit dazu habe," sagten Andere. „Schaffen thu' er so viel als sonst zwei nicht grad von den Schlechtesten, und dabei sehe man's ihm kaum an, so leicht gehe ihm alles aus der Hand. Der bringe sein Haus wieder in's Unterdorf hinab." Das sollte bedeuten: er werde noch ein Bauer gleich den reichen Unterdörflern werden.

Auch das Kaspale sah man heute mit ganz andern Augen an, als sonst. Es war grad gewesen, als ob bisher Alles geglaubt habe: es müsse sein' Lebtag' im Armenhaus bleiben; aber jetzt, wo einige Aussicht vorhanden, daß es vielleicht einmal noch etwas Rechtes werden könne, that wieder Jeder freundlich mit ihm. Die alten Kameraden aus dem Unterdorf kamen von allen Seiten, und fragten: „Ob es wahr sei, daß es einen Fremdler abgeben wolle?" Das Kaspale sagte kurz: „Ja, das ist wahr!" und suchte den Sennen auf. Diesem gab es verstohlen die schuldigen zwei Kronenthaler, die es gestern Abends von Josef erhalten hatte, und bedankte sich; dann ging es in die Kirche. Josef und Michel waren schon vorher hineingegangen. Daß sie noch hinten in den Stuhl kommen, darauf sehen ordentliche Buben immer ganz besonders. Vorn ist der sogenannte Müllerplatz. Wenn nun ein fremder Mann in die Kirche kommt, und wissen möchte, welches die gleichgültigsten Christen in der Gemeinde sind, dann braucht er blos zu sehen, wer in den vordern Stühlen ist, — diese werden gewöhnlich von den zuletzt Gekommenen besetzt.

Die Kirche steht am Fuß eines Berges, auf einem

Felſen, und man kann von dort aus mit einem Blick das ganze Dorf überſehen. Auf dem Plätzle vor dem Eingang kommen nach dem Gottesdienſt alle Männer und Buben des Dorfes zuſammen. Hier wird, auch im Winter, beſonders wenn die Sonne ſo warm und freundlich über die Künzel [1]) herausſcheint wie heut', über Alles von Allen geredet. Der Vorſteher und die „geſalbten Häupter" (ſo nennt man die Gemeinderäthe) ſtehen etwas höher als die Andern auf einer ſteinernen Stufe, wie ſie auch „in der Gemeinde" höher ſtehen, und in der Kirche ſogar einen eigenen Stuhl, den ſogenannten Herrenſtuhl, haben. Die übrigen Männer aber bilden auf dem Plätzle einen Halbkreis, und hören dem Vorſteher zu, der ihnen hier die gerichtlichen Bekanntmachungen vorlieſt und erklärt; denn wie ſollte ein ehrlicher, einfacher Bauer verſtehen können, wie es die Federfuchſer auf den Kanzleien gemeint haben? Hierauf erzählt der Vorſteher wohl auch das Neueſte aus der Zeitung, die er, der Pfarrer und der Schullehrer alle Wochen einmal vom Boten überkommen. Die Zuhörer vergleichen dann das Erzählte mit dem, was ihnen etwa ein Handwerksburſch' oder Hauſirer erzählt hat, und ſo unterhält man ſich recht gut und vielleicht um ſo beſſer, weil man eigentlich an nichts großen Antheil nimmt, wenn es nicht das eigene und das Wohl des Landes, oder das der Freunde und Bekannten in der Fremde betrifft. Die Herren in Paris und Konſtantinopel können einander die Naſe abbeißen, oder thun was ſie wollen, wenn nur Friede im Land bleibt, das iſt für

1) Künzel — ein ſüdlich von Schoppernau gelegener, beiläufig 7,500 Fuß hoher Berg.

den Bauern das Wichtigste; um das andere Lirum Larum, wenn er auch gern davon erzählen hört, kümmert er sich nicht viel, denn er weiß wohl, daß für ihn das Gescheideste ist: „I d'Kilko gau, winn as lüt, und zahlo, was ma büt.“ [1])

Während die Männer sich so unterhalten, stehen die Buben auf der andern Seite, und sehen den Mädchen nach, die durch den Weiberweg an der Säge hinabgehen. Denn auch zu und von der Kirche hat jedes Geschlecht seinen eigenen Weg, die Männer beim Kaufhaus, die Weiber bei der Säge hinab, und man thät' einen Buben auslachen, würde er durch den Weiberweg zur Kirche gehen.

Der alte Nümmamüller ging bei so kaltem Wetter, wie es diesen Morgen war, nicht in die Kirche. Er hatte letzten Herbst den Pfarrer gefragt: „ob er im Winter an kalten Sonntagen nicht daheimbleiben dürfe?“ und der Pfarrer hatte es ihm erlaubt, und ihm ein Buch gegeben, daß er während der Kirchenzeit allemal darin lesen könne. Unter dem Mittagessen erzählten ihm nun die Buben alles Neue, das sie auf dem Plätzle gehört hatten, und dann sagte Josef auch, wie es schon so sonnig und warm gewesen, fast wie im Frühling. „Die Kirche steh' doch auf dem schönsten Platz im Dorf, und man hätte in der ganzen Gemeinde kein besseres Ort für sie finden können.“

„Ja,“ sagte der Müller, „habt ihr noch nie gehört, wie es gangen ist, daß man die Kirche grad dorthin gebaut hat?“

„Nein!“

---

1) „In die Kirche gehen, wenn es läutet, und zahlen, was man gebietet.“

„Man hat zuerſt die Kirche mitten zwiſchen die Häuſer im Unterdorf hineinbauen wollen; aber was man am Abend allemal gebaut hatte, war am Morgen fort, und ſtand grad ſo, wie man es unten gemacht hatte, oben auf dem Felſen, wo es jetzt noch ſteht. Da ſah man dann wohl, daß Gott ſein Haus ob den Häuſern der andern Leut' haben wolle."

Nach dem Eſſen kam das Kaſpale mit der Zither, und machte etliche neue „Stückle" auf, die es wieder gelernt hatte, und dann tanzten Joſef und das Mikle die „drei ledernen Strümpf'," einen alten Wäldertanz, [1]) der aber hauptſächlich durch Geſtikulationen mit den Händen ausgeführt wird, und ſangen dazu:

„Drei liederne Strümpf'
Und zwei dazu gibt fünf;
Mein Vater hat a Kartog'ſpiel,
Sind nix als lauter Trümpf'.
Drei liederne Schuh',
A Motal und a Buo,
A Gilotle, a Häusle,
A Ställe an dazuo u. ſ. f."

Das Bäbele aber ſaß mäusleſtill wie ein Stiefkind in einem Winkel, und ſtickte eine abgemalte Blume auf ein Tuch. So war es bei Bäbele immer, nicht einmal am Sonntag wollte es ſich Raſt und Ruh' gönnen, — es hatte dann ſtets etwas Apartes zu thun und zu machen, „das," wie Michel ſagte, „Gott und der Welt nichts nützte." Auch der Müller hatte ſchon vielmal ge-

1) Wälder — ſo nennen ſich die Einwohner des Bregenzerwaldes kurzweg.

ſagt: „Am beſten hätt' das Bäbele ein Kloſterfräule abgeben, da könnt' es den ganzen Tag die ſaubern leichten Pantöffele anhaben, und Altartücher und Meßgewänder und derlei Herrlichkeiten machen. Solche Leut', die bei der Bauernarbeit gar nicht helfen mögen, und, wie es, noch wild werden, wenn man ſie etwas Anderes thun heißt, als beim Stickſtock hocken, ſolche ſind grad recht in's Mittelberger Kloſter."

In ähnlicher Weiſe äußerte ſich der Müller auch jetzt; da ſagte das Bäbele: „Thun denn Joſef und das Mikle etwas Beſſeres als ich, wenn ſie tanzen? — Ich hab' doch mit Sticken ſchon manchen ſchönen Gulden in die Haushaltung verdient, und jetzt ſagt man, meine Arbeit nütze Gott und der Welt nichts, und ich thue Euch nicht helfen!"

„Du mußt nicht gleich mit dem Waſchwaſſer auch die Erdäpfel ausſchütten," ſagte der Müller. „Das Sticken iſt ſchon recht, aber wenn man gar nichts iſt als eine Stickerin, ſo iſt das dann doch wohl zu wenig. Man kann nicht ſein' Lebtag' immer ſticken, und ſollte auch die andere Arbeit lernen, daß man das Hausweſen gehörig ranſchiren könnte, wenn man auch nicht gerade an's Heirathen denkt. Man ſoll eben immer thun wie ander' Leut', an Sonntag und Werktag, dann geht Einem auch wie andern Leuten."

Das Kaſpale ſah ſchalkhaft lächelnd auf ſeine Zither und ſagte: „Es glaub' auch, daß es dem Sennen viel beſſer gefallen thät', wenn er das Bäbele dem Kühle Waſſer in den Stall bringen ſähe, als wenn es eine Blume ſticke, ſo groß wie die Stubenthür."

Das Mikle war auf die Kammer gegangen, um wieder das „Kilkohäß" anzulegen; denn ihm that es allemal weh, und es mochte nicht dabei ſein, wenn man einem Menſchen etwas ſagte, das er nicht gern hörte. Auch das Bäbele legte ſeine Arbeit in einen Winkel, und ging dem Mikle nach. Bald kamen beide in den tauſendfältigen, glänzendſchwarzen Juppen, die die ſchneeweißen Strümpfe faſt ganz verdeckten, wieder in die Stube. Hier ordneten ſie noch vollends ihren Anzug, banden vor dem Spiegel das Halstuch feſt, brachten den Bleaz [1]) in Ordnung, und gingen dann zur Kirche, wohin ihnen nach kurzer Zeit auch die Buben folgten.

Nach der Chriſtenlehre gingen Joſef und das Kaſpale zum Kronenwirth, um zuſammen eine Maß Bier auf gute Kameradſchaft in der Fremde zu trinken. Hier hoben von allen Tiſchen die andern Buben und Männer die Gläſer in die Höhe, daß Joſef komme und Beſcheid thue, und Viele fragten, ob nicht er oder Michel dieſe Woche noch einen Tag zur Arbeit zu haben ſeien, — ſo daß Joſef, obſchon er ſich und Micheln auf die ganze Woche verſprach, dennoch Manchem abſagen mußte. Die Reichern im Dorf forderten jetzt die Karten vom Wirth, und fingen zu ſpielen an; Joſef und das Kaſpale aber machten ſich, ſobald ſie ihr Bier getrunken hatten, in aller Stille heim. Erſterer erzählte im Gehen dem Kaſpale: „Daß er im Willen habe, nach Mühlhauſen im obern Elſaß zu gehen, dort baue man jetzt viel neue Häuſer, Arbeit ſei

1) Bleaz — ein quer über die Bruſt gehender Streif, mit dem gewöhnlich in Gold geſtickten Namen der Eigenthümerin.

also dort genug, und 30 Kreuzer könne Einer täglich neben dem Essen leicht verdienen. An oder nach Josefotag wollten sie gehen, das sei also grad noch fünf Wochen." Das Kaspale erwiederte: „Ihm wär's recht, wenn schon morgen Josefotag wär'. Mit Rechenmachen sei eben nicht viel zu verdienen, wenn man, wie es, noch das Holz dazu kaufen müsse."

Als sie zu Nümmamüllers Häuschen kamen, lud Josef das Kaspale ein, es solle nur mit ihm hineingehen, und grad bei ihnen zu Nacht essen. Das Kaspale ließ sich dieß nicht zweimal heißen; es ging mit, und blieb, bis man zu Bette ging. Wieder in seiner Klausnerei dann angelangt, machte es sich Vorwürfe, daß es nicht beim Mikle auf dem „Strich" geblieben sei. Es hatte sich schon lang vorgenommen, einmal recht von Herzen mit ihm zu reden, und das hätte sich noch selten so gut geschickt, wie heut' Abend, da kein Mensch, als es, dort auf der Rathstubat gewesen.

„Sobald es wieder einmal so gute Gelegenheit gibt wie heut', will ich sie benützen," dachte es; „und wenn die Gelegenheit nicht von selbst kommt, so mache ich sie."

Michel, der dem Vater versprochen hatte, von jetzt an alle Morgen selbst zur rechten Zeit zu erwachen, hielt redlich Wort. Um Fünf, gleich nach dem Avemarialäuten, stand er jedesmal auf und ging in den Stall. Da versorgte er das Vieh mit Futter, und machte ihm ein frisches Bett aus trockener Streu, und nun weckte er den Josef, damit sie zusammen auf den Taglohn gingen. Arbeit hatten sie immer, denn fleißige und geschickte junge Leute sind ja

überall willkommen. Jetzt, um Faſtnacht herum, gab's übrigens Geſchäfte und Verrichtungen, wobei Kraft und Geſchicklichkeit in beſonderm Maße erforderlich waren. Es hatte im Dorf gut ſeine 4 Fuß Schnee, auf den Bergen noch mehr, und das war gerade die rechte Gelegenheit zum Heuziehen.

Hoch über den Alpen, da, wo keine Tanne und kein Baum mehr ſtolz den Wipfel erhebt, und nur noch Föhren und Wachholderſträuche auf dem Boden dahinkriechen; wo nur noch die Gemſe ihre Weide ſucht, und nichts als das Geſchrei der Steinadler die ewige Stille ſtört, — auch da noch ſucht der fleißige Bauer im Sommer das Winterfutter für ſein liebes Vieh. Auf einem ebenen Plätzchen gräbt er dann eine Stange von Tannenholz, die er oft ſtundenweit herauftragen mußte, in den Boden, und um ſie herum legt er das gewonnene Heu. Im Winter ſehen ſolche ſchneebedeckte „Heuſchochen" aus wie ein runder Kirchthurm, und die Stange ragt, ähnlich wie beim Thurme das Kreuz, über den Schochen hinaus.

Dieſes Heu muß nun im Winter, wenn die Berge mit Schnee bedeckt und die Abgründe mit Lawinen ausgefüllt ſind, heimgebracht werden, und das iſt eine mühvolle, ja oft gefährliche Arbeit. Mühvoll iſt ſchon das Bahnen eines ſichern Fahrweges durch den oft klaftertiefen Schnee bis auf die höchſten Berge hinauf; und gefährlich iſt das Herunterfahren mit der ſchweren Heulaſt, wenn man auch nichts von den im Sonnenſchein oft losbrechenden Lawinen zu fürchten hätte.

Aber deßwegen gingen Rümmamüllers Buben doch wohlgemuth und mit ſtolzem Selbſtgefühl an's Tagwerk.

Und sie hatten auch alles Recht zu diesem männlichen Stolz, der in dem Bewußtsein ihrer Kräfte lag; denn das Heuziehen ist jedenfalls eine Arbeit, zu der nicht jeder Krösar [1]) Mann genug ist.

Der Himmel war heiter, die Luft kalt, und im Dorfe trieb man eben die Kühe zum Brunnen, als Josef und Michel eines Morgens mit ihren Schlitten den Bergen zuwanderten, nachdem sie sich durch ein kräftiges Morgenessen auf den langen Tag eingerichtet hatten. Jeder, der ihnen begegnete, wünschte ihnen einen guten Tag und gute Verrichtung. Mancher hätte gern länger mit ihnen geplaudert, aber die Beiden ließen sich von Niemand aufhalten; rasch schritten sie vorwärts, und merkten bald nichts mehr von des Winters Kälte, die nur den Müssiggänger zittern macht, dem Fleißigen aber oft fast lieber ist, als die Hitze des Sommers.

Der Berg war erstiegen, der Weg zum Heimfahren gemacht, und die Brüder ruhten ein wenig aus im Sonnenschein, der gerade mit ihnen auf dem Heuplatz angekommen war. Da, tief unten im kalten, halb dunkeln Thal, lag ihr Dörflein mit seinen friedlichen Bewohnern; dort herrschte frohes Fastnachtsleben heute, und hier oben auf den sonnigen Bergen war Alles so ödelig und still! Kein Vogel, kein Bach, nichts regte sich. Unter der kalten Leichendecke des Winters lagen die tausend Kränze des Sommers welk und begraben. Mochte auch die Sonne warm und frühlingsverheißend ihre Strahlen senden vom blauen Himmel, kein Wesen schien sie grüßen zu wollen, denn Alles war gebannt von der Macht des Winters.

1) Krösar – Schwächling.

Hinausblickend über die eisbehangenen Klippen und Felsen, die im Sonnenschein tausendfältig glänzten und funkelten, gedachten die Brüder der Zeit, wo sie als kleine Pfister das erstemal im Sommer mit den Kühern aus den Alpen hier heraufgekommen waren, und hinausgeschaut hatten über die bekannten Berge ihrer Heimath. Damals hatten sie freudig erstaunt ausgerufen: „O wie ist doch die Welt so groß!“ Unendlich gefreut hatten sie sich damals auf die Zeit, wo auch sie in diese weite große Welt hinaus dürften. Und jetzt hatten sie, besonders der Michel, schon so genug an dem Leben da draußen. Wie die lang vermißte Heimath begrüßten sie die alten Berge, und zeigten sich gegenseitig ihre Lieblingsplätze drunten in den Alpen, wo sie früher die schönsten und glücklichsten Tage verlebt hatten.

Es ward ihnen hier so frei, so wohl, daß sie würden aufgejauchzt haben vor Lust, wenn sie nicht bedacht hätten, daß die Geister der Berge dem frohen Jauchzen oft mit dem Krachen der von ihnen losgelassenen Lawinen antworten, — und eine Lawine hätte, wenn sie auch da oben auf dem Berge nicht zu fürchten war, ihnen doch den eben gemachten Fahrweg verderben, oder etwa andern Heuziehern gefährlich werden können.

Nachdem jetzt der Schnee vom Schochen weggeschaufelt, wurden Seile auf den Boden ausgebreitet, das Heu auf diese Seile gelegt, und viereckig zusammengebunden. Sobald eine solche „Bürde,“ etwa zwei bis drei Zentner schwer, gebunden war, wurde eine andere angefangen, bis der ganze Schochen aufgebunden war. Michel, der zuerst fertig geworden, setzte sich auf eine Bürde, und schaute zu

den eingeſchneiten Alpenhütten hinab, in denen jetzt vermuthlich die Geiſter von verſtorbenen treuloſen Kühern und liederlichen Sennen ihr Weſen trieben. Als dann auch Joſef mit Binden fertig war, holte Michel eine Schnappsflaſche und ein Stückle Brod aus dem Ranzen, und nun ſetzten ſie ſich gemeinſchaftlich auf die Bürde, und langten herzhaft zu. „Bei der Arbeit thut Einem ſo ein Schlückle an Leib und Seel' wohl, und man iſt darum noch kein Lump," ſagten ſie zu einander.

Nach kurzer Raſt banden ſie die Flaſche auf die letzte Bürde, den ſogenannten Hund, und Michel nahm noch einen friſchen Schub „Freaßtobak," indem er ſagte: „Er möchte noch lang da im warmen Heu bleiben an der lieblichen Sonne, wenn's nicht Zeit wär' zum Heimfahren." Dem Eiſe aber an dem Felſen, gerade neben ihnen, ſchien das Sonnenlicht nicht ſo wohl zu gefallen, denn auf einmal ſtürzte krachend das ganze glänzende Säulengebäude des Winters zuſammen. Der donnerähnliche Schall erſchreckte die ganze, an ungeſtörte Stille gewöhnte Gegend. Bis weit hinab ſah man den Schnee aus den Tannen fallen, und ſo weit, als das Krachen gehört werden konnte, ſchien Alles lebendig zu werden. Zwar ſah man hier oben nur kleine Schneemaſſen ſich vom Berge losmachen, aber augenblicklich wuchſen ſie zur ungeheuren Lawine an.

„Wenn man doch nur bei uns daheim das Krachen nicht gehört hat," ſagte Joſef, als es endlich wieder ſtill und ruhig war, „ſonſt hat man faſt zu Tod Kummer wegen uns." Michel meinte: „Es ſei doch gut, daß es losgegangen ſei, bevor ſie am Hinabfahren geweſen; jetzt

kämen ſie jedenfalls ſicher heim, und hätten nichts mehr zu fürchten, denn was heut' hat losbrechen können, ſei nun fort. Wenn es ihnen nur den Weg nicht verderbt habe!"

Sie fuhren nun, jeder mit drei zuſammengekoppelten Bürden, die eine Schwere von ſechs bis acht Zentnern haben mochten, in flugähnlicher Schnelle über ſchnee- und lawinenbedeckte Klippen und Abgründe, bei deren Anblick es im Sommer jedem minder Beherzten ſchwindelte, in's Thal hinab. Der Weg war von keiner Lawine verderbt, und ſo kamen ſie bald und glücklich in der Ebene an.

Jetzt, als ſie das Heu auf die hier zurückgelaſſenen Schlitten luden und heimfuhren, begann aber auch das Juzen und Singen, welches den beſorgten Ihrigen die frohe und glückliche Heimfahrt meldete.

Im Dorf ging es heut' zu, wie im Himmel vor der Thür; denn in jedem, auch dem ärmſten Hauſe, wo ein Weib oder ein Mädchen iſt, ladet man in den letzten Tagen der Faſtnacht einmal die Schweſtern, Baſen, Nachbäuerinnen und Freundinnen zur Stubat ein. Es war am „ſchmutzigo Dunnſtag," dem letzten Donnerſtag in der Faſtnacht. Faſt Alles ging heut' zur Stubat, wer nicht ſelbſt Stubata hatte. Rümmamüllers Mädchen waren mit noch zwölfen beim Weber. Da war heut' Alles ſo ſauber und fürnehm im Haus hergerichtet, wie in einem Pfarrhof. Schon etliche Tage hatten die beiden Töchter des Webers geſcheuert und gerichtet, „daß es a bitzle eats gliche, winn d'Stubata kund." [1]) Und ſie hatten ſchon zu thun. Denn es galt da nicht blos

1) „ein bischen etwas gleich sähe, wenn die Besuche kommen."

den Stuben- und Hausboden ſchneeweiß zu waſchen, und die Küche, in der das ſauber geputzte Geſchirr glänzte, mit Kaffee, Göttibrod, Zucker, Honig und andern bekannten Herrlichkeiten zu verſehen; ſondern Alles im Haus, von unten bis oben, mußte in Ordnung gebracht werden, damit man, ohne ſich ſchämen zu müſſen, den Stubata die ganze Einrichtung ſehen laſſen könne, wie es unter Verwandten und Bekannten der Brauch iſt. Während nun Marie, die ältere Tochter, den Weibern Stall, Küche und Keller zeigte, ging die jüngere mit den Mädchen auf die Kammer, und ließ ihnen die Kaſten voll Häß, die Kommoden voll Bettzeug, das viele Porzellan ꝛc. ſehen. So unterhielten ſich die fremden Weiber und Mädchen ganz gut, lobten, was zu loben war, und erzählten nebenbei auch von ihrem eignen Hausweſen. Nach dem Kaffeetrinken wurde mit Karten geſpielt, bis es zu dunkel dazu war. Dann wurde geſungen, gelacht und allerhand Kurzweil getrieben; denn mit dem Nachteſſen wartete man, bis auch die Buben kämen, und das konnte jetzt, da die Stallarbeit im ganzen Dorf vorbei war, nicht mehr lange dauern. Die Weiber waren unterdeß ſchon lang wieder heim, und die Mädchen, die noch da waren, wußten gewiß, daß ihre Liebhaber und, wenn ſie keine hatten, die Brüder kommen würden, um ſie abzuholen.

Das Kaſpale war den ganzen Tag daheim in ſeiner Klausnerei geblieben, aber hier keineswegs müſſig geweſen. Doch war ſeine heutige Thätigkeit theilweiſe ſehr eigenthümlicher Art.

Neben ſeiner Hobelbank hing nämlich eine großmächtige Schelle, die es vom Nazi entlehnt hatte. Wenn es nun eine Stubat im „beſſern Häß“ vorbeigehen ſah, ſie mochte kommen und gehen wo ſie wollte, ſo läutete es luſtig mit ſeiner Kuhſchelle zum Fenſter hinaus, daß man's im halben Dorf hörte, bis wieder ein anderer Spaßvogel, der ebenfalls zu dieſem Zweck eine Schelle gerichtet hatte, zu läuten anfing. Denn das Kaſpale war in dem Stück nicht der Einzige und nicht der Aergſte. Die Mädchen hatten dieſen Brauch freilich nicht gern, und ſuchten auf alle Weiſe ungeſchellt durchzukommen; einige nahmen ſogar Säcke oder andere Sachen mit, daß man wähnen ſollte, ſie gehen ſonſt wohin; aber faſt allemal wurde ihre Liſt durch irgend eine unverſchämte Schelle zu Schanden gemacht. Es iſt doch grad, als ob auf dieſer Welt keine Freude vollkommen ſein ſolle!

Gegen Abend that das Kaſpale ſeine Fenſterläden zu, nicht weil es fürchtete, man könnte ihm über Nacht etwas ſtehlen, ſondern daß es in ſeinem Stüble nicht gar ſo kalt werde, und es morgen nicht zu viel Holz im Ofen verbrennen müſſe. Denn die Noth lehrt nicht blos beten, ſondern auch Holz ſparen. In dieſem Augenblick kamen Joſef und Michel im beſſern Häß zur Thüre herein. Als Kaſpale eben die heut' ſo oft gebrauchte Schelle zur Seite legte, da fragte Michel: „Haſt unſern Mädchen auch geſchellt?“

„Nein, die hab' ich nicht g'ſehen; ſind ſie auch zur Stubat?“

„Verſteht ſich, beim Weber ſind ſie mit noch etwa einem Dutzend. Heut' geht Alles zur Stubat; willſt nicht auch mit?“

„Wohin?"

„Zum Weber natürlich und die Mädchen holen. Du kannſt die Zither mitnehmen, und uns aufmachen, wenn's luſtig wird, — und wird's nicht luſtig, ſo iſt auch nichts verſpielt. Aber mach' ſchnell, wenn du mit willſt!"

Das Kaſpale ging von Herzen gern mit. Es legte geſchwind das beſſere Häß an, und war bald gerüſtet. Joſef und Michel erzählten ihm auf dem Weg, was ſie heut' gethan, und wie ihnen beim Heuziehen gegangen ſei. Das Kaſpale hörte ihnen aber nur mit halbem Ohr zu, denn es dachte an etwas ganz Anderes: — Vielleicht gab es dieſen Abend Gelegenheit, mit dem Mikle heimzugehen und bei ihm auf dem Strich zu bleiben. Dann konnte es einmal, wie es ſchon lange ſein Wunſch, mit dem Mikle allein und im Vertrauen reden, — wenn nicht auch der Senn beim Weber war und mit dem Bäbele heimging. „Aber das thut der Senn gewiß nicht," dachte das Kaſpale; „mit dem Bäbele iſt's ihm wohl doch nicht Ernſt. Was wollt' ſo ein Bauer, der ein Weib braucht für Haus und Stall, mit einer Stickerin wie das Bäbele thun, die nichts als das Sticken gelernt und gethan hat ihr' Lebtag'? Das Mikle wär' ſchon eher für ihn, aber ich nähm' nicht zehntauſend Gulden, wie gut ich ſie brauchen könnte, wenn dem Sennen das auch in den Sinn kommen thät'. Und doch der Teufel trau'! Ich glaub', ſo für nichts und wieder nichts kommt der Senn gewiß nicht den ganzen Winter alle Abend zum Müller herauf, und wegen dem Bäbele kommt er auch nicht. Jetzt, das iſt ſchon auch wahr, ſo kurzweilig wie beim Müller iſt's

im ganzen Dorf auf keiner Rathſtubat, und äſtimiren thut man den Sennen da auch genug, weil da faſt immer ſonſt nur lauter arme Oberdörfler ſind. Beim Müller im Oberdorf iſt er der Reicheſt' unter Allen, und bei einem Haufen Unterdörfler wär' er nicht mehr als Andere. Wäh iſt der Senn, aber gar ſo ſtolz glaub' ich doch ſei er nicht, daß er blos darum komme; und dann wüßt' ich halt lieber Gott nichts mehr, was ihn ſo heraufzieht, als — Doch man wird es jetzt ſehen! Wenn es iſt, wie ich faſt fürchten thu', ſo iſt heute der Senn beim Weber, und geht mit Müllers Mädchen heim, — und wenn er *nicht* dort iſt, ſo weiß ich, was ich thue, dann geh' grad *ich* mit."

Während das Kaſpale ſo ohne Zahlen im Kopf rechnete, Joſef und Michel aber vom Heuziehen redeten, waren ſie nahe zu des Webers Haus gekommen, aus dem ihnen ſchon von weitem frohes Singen und Lachen entgegenſchallte. Michel ging voran in die Stube, aber ſie waren nicht mehr die erſten Buben in derſelben, und ſo eng war es darin, daß ſie nur noch auf der Ofenbank neben der ſchon z'weg [1]) gerichteten Suppenſchüſſel ein Plätzle fanden.

Der Weber, der ſchon lang mit der Stallarbeit fertig war und bereits wieder im Sonntaghäß prangte, hatte die Stühle um den runden Tiſch geſtellt, der im obern Stubenwinkel ſich befand, wo das Kruzifix hing. Webers Marie trug Suppe und Löffel auf den Tiſch und ſagte: „Jetzt ſoll man kommen, und zuohi ſeotzo!" [2]) Nachdem

1) z'weg — zurecht. 2) „dazu hinſitzen!"

man nun zum Tiſch gebetet, ließ man ſich wohl ſein bei Suppe und Braten. Keines fürchtete etwas Unſchickliches und Dummes zu ſagen und zu thun; Jedes machte ſo gut es konnte und mochte, und den Andern war es ſo recht, denn man dachte da nicht an's Fürnehmthunwollen, und hatte daher auch keine lange Weile.

Nach dem Eſſen wurden die Stühle auf den Tiſch und dieſer in den Uhrenwinkel geſtellt, daß es ein wenig Platz gäbe. Vom Sitzen war jetzt keine Rede mehr. Das Kaſpale mußte ſogleich die Zither holen, die es draußen verſteckt hatte, und nun wollte man ſich mit Tanzen und Geſellſchaftsſpielen unterhalten, wobei es gewöhnlich recht drunter und drüber ging. Denn luſtig mußte es jetzt werden, das hoffte und wünſchte Jedes, und Jedes trug auch gern das Seine dazu bei.

Der Senn war nicht da, und das Kaſpale hatte einen Humor wie „Sida,“ [1]) es war ihm bei allem drum, [2]) daß man's nicht beſſer hätte wünſchen können. Sobald es anfing aufzumachen, wurden alle Bänke leer; jeder Bub' nahm ein Mädchen „beim Flügel,“ und miſchte ſich juzend und ſtampfend in die Reihe der fröhlichen Tänzer. Freilich hat es kein Auge geſehen und kein Ohr gehört, was da das Kaſpale aufmachte, ſo laut ging's zu; aber luſtig war's, ſo daß „Prugger's geiſtliches Exempelbuch“ mit ſammt dem Spiegel, hinter welchem es, von Spinnen eingewebt, ſchon Jahrelang ſteckte, auf den Boden

1) Sida — Seide. 2) einem drum ſein — eine Freude zu etwas haben, gut aufgelegt ſein.

herabfiel und alle Fenſter im Hauſe zitterten. Doch das war blos, bis ſich die Buben ein wenig erſprungen hatten, dann konnten ſie ſchon ordentlich auch thun, und das Walzen ging ſo g'ſatzli [1]) und prächtig, wie ein Spinnrädle. Wenn es dann den Tanzenden zu heiß wurde, ſo ruhte man aus, daß man ſich verſchnaufen könne, und das Kaſpale, welches auch hier, wie überall wo es luſtig herging, der Rädleführer war, unterhielt die Leute mit Geſellſchafts- und Pfänderſpielen. Die Pfänder mußten dann durch Tanzen, Küſſen u. dgl. wieder gelöst werden; aber dabei ging es ganz ordentlich zu, und wenn einem Mädchen aufgegeben wurde, „daß es für ſein Pfand dem Liebſten einen Kuß geben müſſe," ſo gab es den Kuß dem Heiland am Kreuz.

So floſſen die Stunden ſchnell dahin, und es war Allen noch faſt zu früh zum Heimgehen, als die alte Uhr zehne ſchlug; doch es mußte ſein, denn um Zehn iſt es für jedes ordentliche Mädchen die größte Zeit zum Heimgehen, wenn es nicht will, daß ihm die Fledermäuſe in's Haar kommen. Die Buben liefen in Hemd und Hoſen durcheinander, um das übrige, in der Hitze beim Tanzen weggeworfene Häß wieder zuſammenzuſuchen, während die Mädchen ihre runden ſchwarzen Pelzkappen aufſetzten. Dann ging Alles, der Weber mit dem Lichte zuletzt, zur Thür und zum Haus hinaus. Die Stubata bedankten ſich und luden Webers ein, ſie ſollen bald kommen, „'s ga inzühо." [2]) Dann fanden ſich die Paare zuſammen. Das Kaſpale ging mit dem

1) g'ſatzli — in der Ordnung. 2) 's ga inzühо — es einzuziehen, d. i. Gegenbeſuch zu machen.

Mikle, Josef mit dem Bäbele dem Häuschen am Brunnobächle zu; Michel aber allein hintennach, nachdem er gesehen hatte, daß schon zwei Buben mit Webers Mädchen zurück in's Haus gegangen. Er war den ganzen Abend recht lustig gewesen, hatte so viel gejuzet und getanzt als Einer; besonders schien Webers Marie ihm zu gefallen, denn mit der tanzte er so oft er konnte, — und da war es ihm dann nicht zu verargen, wenn er beim Heimgehen ein wenig brummelte. Das Kaspale war schon wohlauf er. Wie hatte sich jetzt alles so prächtig gerichtet! Vor acht Tagen wär' es ihm noch nicht im Traum eingefallen, daß es in dieser „Faschnath" [1]) noch so glücklich sein, und zum Mikle auf den Strich kommen würde. So gut hatte es beim Mikle noch kein Unterdörfler gehabt. Glücklich wie ein Landamma juzte es hinab in's Unterdorf, als ob es der ganzen Gemeinde seine Freude verkünden wolle.

Nachdem sie daheim angekommen waren, Josef die Fensterläden zugethan und das Mikle Licht gemacht hatte, konnte das Bäbele gar nicht genug erzählen, wie die Webers so vieles und so schönes Küchengeschirr und so prächtige Kästen voll Häß hätten. Michel, welcher solche Schüsseldiskurse nie gern hörte und dießmal schon gar nicht, sagte endlich, als es ihm zu lang währte: „Du hättest nothwendig ein paar Schüsseln mitnehmen, und sie in den Tischwinkel neben das Kreuz stellen sollen, da könntest du sie dann immer ansehen, wenn du wolltest!"

---

1) Faschnath — Fastnacht.

Alle lachten. Das Kaſpale aber ſagte: „Es geht ihm eben, wie einmal einer Oberländerin; die hat der Pfarrer in der Kinderlehr' g'fragt: „Ob ſie auch wiſſe, wie viel die Mutter Gottes Söhne gehabt habe?" Statt einer Antwort fragte nun ſie ihn: „Ob er wohl wiſſe, wie viel Fenſter ſie daheim auf der hintern Kammer hätten?" und da der Pfarrer es unwillig verneinte, ſagte ſie: „Drei haben wir. Siehſt, Pfarrer, ſo iſt's auf der Welt: es weißt halt a Jeda Sin's!" [1]) Dem Bäbele geht's jetzt auch ſo. Es weiß halt auch Sin's, und ich thät' Min's [2]) ſchon auch wiſſen; aber ich bin nicht ſo närriſch wie das Bäbele, daß ich's grad ſage. Man thut Eins dafür nichts als auslachen."

„Ich möcht' aber grad auch nichts wiſſen, wenn ich's nie Jemand ſagen dürft'!" meinte das Bäbele.

„Wär's dir auch ſo, Mikle?" fragte das Kaſpale.

„Nein, mir wär's g'nug, wenn ich es wiſſen thät'!"

„Dann will ich Min's lieber dir ſagen."

Joſef winkte jetzt ſeinem Bruder und Bäbele, und ſagte lachend: „Ich glaub', wir Drei können in's Bett. Wenn uns das Kaſpale allenfalls braucht, wird es uns ſchon wecken."

Sie ſtanden auf, thaten die Schuhe ab, nahmen das Weihwaſſer aus dem kleinen zinnernen Keſſelchen neben der Stubenthür, und mit dem gewöhnlichen „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!" gingen ſie zur Stube hinaus.

Das Kaſpale war noch ſein' Lebtag' nie auf dem

---

1) „es weißt halt a Jeda Sin's" — „es weiß halt ein Jeder das Seinige." 2) Min's — das Meinige.

Strich geweſen, weder beim Mikle noch ſonſt bei einem Mädchen; aber zum Mikle hätte es ſchon vielmal gern mögen, wenn ihm nicht zu angſt geweſen wäre. Er hatte auch ſchon Viertelſtunden lang darüber nachgedacht, was es dem Mikle alles ſagen wollt', wenn es einmal allein bei ihm ſein könnte; und jetzt, da es ihm wirklich allein gegenüber am Tiſche ſaß, bei einer Gelegenheit, wo ſonſt die unberedteſten Klötze geſprächig werden, wußte das ſonſt nie verlegene Kaſpale kein Wörtle zu ſagen. Schweigend, oft mit den Blicken ſich begegnend, ſaßen Beide ein paar Minuten da, dann ſagte das Mikle in ſcherzendem Ton:

„Wann ladeſt wohl du uns zur Stubat ein?"

„Sobald ich einen eigenen Herd hab', und euch grüßen kann als Gäſte in meinem eigenen Haus."

„Zu einem eignen Herd kannſt du ſchon kommen, wenn du einmal das Mauren gelernt haſt, die Steine ſind wohlfeil bei uns; aber ein Haus — das braucht ſchon a bitzle mehr!"

Beide lachten, und das Kaſpale meinte: „Das Aergſt' ſei dann noch, eine Köchin in das Haus zu bekommen."

„Na," ſagte das Mikle, „das iſt nicht halb ſo bös. Es ſind eine ganze Kirche voll Mädchen im Dorf, und alle wollen."

„Aber nicht mich!"

„Ja, ſei nur froh! Was wollteſt du mit allen thun?"

„Da haſt auch Recht. Ich wäre wohl zufrieden mit Einer, wenn ſie akkurat wär' wie du!"

„Bſt, Kaſpale, du mußt nicht ſchmeicheln!"

„Gewiß, mir iſt's der baar' Ernſt. Siehſt, Mikle,

es ist jetzt das erstemal mein' Lebtag', daß ich auf den Strich geh'! Das Karessiren und Schönthun kann ich nicht und mag's nicht."

„Und ich kann's auch nicht haben, wenn Einer so hähl [1]) thut wie eine Katz'. Da fügten wir in dem Stück grad zusammen."

„Ich wollt', wir thäten noch in mehr Stücken zusammenfügen, und es wär' dir in allem grad wie mir!"

„Und wie ist es dir?"

„Fast wie zu der Zeit, als ich noch ein kleiner Bub' gewesen bin. O du weißt es gewiß noch, wie ich da alles mit dir und Josef gemein hatte! Wenn ich dann einmal etwas Neues überkam, es mochte ein Stück Häß oder Bäsolzüg sein, so lief ich allemal gleich damit zu euch herab, um es euch sehen zu lassen, dir und dem Josef."

„Ja, das weiß ich noch ganz gut! Und wenn es uns dann nicht gefiel, was du uns sehen ließest, so freute es dich gleich auch weniger; dagegen wenn wir es lobten und sagten, wir möchten auch so etwas, so gingst du zur Mutter selig und batest sie: „Sie soll uns das auch überkommen, wir hätten's so gern; dein Vater sei arm wie sie, und hab' es dir doch gekauft." Einmal hast du neue Schuhe sehen lassen, und da ich sagte: „ich wollt', ich hätt' auch solche!" hast du mir den einen davon schenken wollen. Ich weiß noch ganz gut, wie da meine Mutter selig so herzlich gelacht hat."

„Ja, Mikle, da ist mir noch wohl gewesen, und drei

1) hähl — übertrieben freundlich.

liebe Menſchen hab' ich gehabt, den Vater ſelig und dich und Joſef. Aber jetzt iſt der Vater geſtorben, und ich hab' keine Eigenen mehr auf der ganzen Welt. D'rum möcht' ich wieder, wie als kleiner Bub', alles mit dir gemein haben, dir alles mittheilen, was ich weiß und was ich erwerbe, wie damals."

„Ja, damals biſt ſchon ein recht gut's Kaſpale geweſen. Wenn du andern Leuten, deinem Vater oder Joſef etwas thun konnteſt, ſo hat's dich faſt noch mehr gefreut als ſie."

„Und grad ſo hab' ich's jetzt noch — ich muß einen Menſchen haben, dem ich Freud' machen kann, ſonſt hab' ich ſelbſt auch keine. So ganz allein in der Klausnerei leben, das thät's noch; aber mir iſt es jetzt vielmal faſt, als ob ich allein auf der Welt ſei."

„Das wird nun ſchon anders und beſſer. Du gehſt mit Joſef in's Elſaß, da werdet ihr die beſten Freunde, denn Joſef mag dich recht gern, — und ihr könnt immer bei einander ſein, zuſammenhalten ſo treu und feſt wie Brüder, bis ihr wieder mit einander heimkommt. Oder?"

„Joſef iſt mir ſchon recht lieb, aber —"

„Was?"

„Er wird jetzt Meiſter und ich ſein Lehrbub', und die zwei kommen faſt ſo wenig mit einander aus, als Reich und Arm. Wenn ein armer Teufel einem Reichen Geld ſchuldig iſt, ſo iſt die Freundſchaft zwiſchen ihnen hin, das hab' ich ſelbſt nur zu gut erfahren."

„Du mußt aber doch nicht wähnen, daß Joſef d'rum ſtolz wird, weil du ſein Lehrbub' biſt. Er zeigt dir ge-

wiß alles gern, wenn du mitgehſt, und in der Fremde bei ihm brav bleibſt."

„Ja, das glaub' ich ſonſt auch, es wird ſchon gehen; und dann, wenn ich einmal ſchaffen und etwas verdienen kann, will ich es ganz gewiß weiter bringen, als zu einem Quartier im Armenhaus, da iſt mir nicht bang, — eure Buben haben's auch ſchon weit gebracht. Aber Eins mangelt mir dann halt doch noch, wenn mir ſonſt auch Alles nach Wunſch geht, und das wär' mir grad das Liebſte. Ich wollt' halt, ich hätt' auch ſo ein Mikle daheim, wie Joſef — und wenn's ſchon nicht meine Schweſter wär'."

„Und dann?"

„Dann thät' ich immer, was dem Mikle Freud' machte, und das wär' gewiß nur lauter Gutes. Ich wär' häuslich und brav, und wer das iſt, der kommt zu etwas. Das Mikle aber thät' ich nie mehr fortlaſſen, und wenn es heirathen wollt', ſo thäten's wir grad an einem Tag. Aber jetzt ſag' du Din's auch!"

„Min's iſt der alt' Vater, der ſchon ſo viel für uns erlitten und gethan, und die Geſchwiſter, die mir die Mutter auf dem Todbett empfohlen hat. Das iſt eine Zeit für uns geweſen, eine traurige! Ich war das Aelteſte, und erſt zwölf Jahr' alt. Mich nimmt jetzt noch vielmal Wunder, daß der Vater den Kummer und das Elend überlebte. Er hat es in der frühern Zeit ſo gut gehabt und war's ſo gut gewohnt, und ſo einem Vater muß es doch faſt das Herz abſtoßen, wenn er die Kinder ſo arm und verlaſſen ſieht, und ihnen nicht helfen kann. Wenn

ich ſpäter an dieſe Zeit gedacht habe, hab' ich vielmal zu mir ſelber g'ſagt: Nein, heirathen thu' ich nicht, in ſo ein Elend mag ich mich und ander' Leut' nicht bringen!"

„Du gut's Mikle, es geht aber nicht immer bös auf der Welt! Mein Vater iſt wohl auch arm geweſen und hat viel ausſtehen müſſen mit der Mutter und mir, aber er hat doch vielmal g'ſagt: „Ich ſei ihm das Liebſte auf der Welt, und ſo er mich hab', ſei ihm ſo wohl als den Reichen." Und dein Vater iſt doch auch wohl froh, daß er g'heirathet hat, es wär' ihm jetzt ſonſt nicht halb ſo wohl. Und wenn es unſern Vätern auch vielmal ſchlecht gangen iſt, ſo geht es dann vielleicht grad uns um das beſſer."

„Das iſt noch ungewiß. Ich glaub' ſchon, daß du es nach und nach vorwärts bringſt, aber jetzt iſt dir g'wiß wohler, wenn du nie an's Heirathen denkſt."

„Aber a Schätzele ſollt' Einer halt doch haben, daß er a bitzle wiſſen thät', für wen er ſchafft, und was er einmal zum Lohn für ſein Schaffen und Machen hoffen könnte. Ich hab' früher vielmal ſingen hören:

„I bin a luſtiga Kerle,
Und ſchaff' für drei vier;
An's Schätzele denk' i,
Das iſt beſſer als Bier!"

Zu der Zeit hab' ich dann denkt: „wenn ich recht Durſt hätt', wollt ich eine halbe Bier doch wohl lieber;" aber jetzt weiß ich g'wiß, daß das Versle ſo wahr iſt, als eine Predigt. Es muß Einem recht wohl ſein bei der Arbeit und immer, wenn man a Schätzele hat und denken kann bei allem, was man thut: „das thu' ich für

mich und ſie!“ Ich glaub', das ſei auch eine gute Meinung, und wer die mache, dem geh' alles ring und leicht. Auch hab' ich ſchon oft ſagen hören: Zum Schaffen ſeien zwei Verliebte am beſten, die hätten einen guten Humor dabei, und thäten ſo viel als ſonſt Viere.“

„Da kommt mir in den Sinn, was unſere Buben ſchon vielmal g'ſagt haben: „Sie ſeien auch nicht immer gern im Elſaß; aber wenn ſie daran denken, daß ſie dort der Haushaltung und den Eigenen am meiſten thun können, und wie prächtig es ſei, wenn ſie im Herbſt als brave Buben mit viel Geld heimkommen, und ſo der Haushaltung ſtets beſſer auf die Füß' helfen, — dann,“ ſagten ſie, „hätten ſie wieder gern g'ſchafft, und ſeien dabei wohlauf und luſtig geweſen.““

„Siehſt, das ſag' ich ja auch! Aber für wen ſchaff' i ch? Jetzt hab' ich keinen Vater, keine Eigenen, gar Niemand; d'rum möcht' ich halt a Schätzele haben!“

„Du überkommſt jetzt dann ſchon ein's, wenn du dich gut hältſt. So einen Fremdler, der fleißig und brav iſt, und nicht gar z'ausländiſch thut, mag faſt jedes Mädchen gern.“

„Und wie wär' es dir, Mikle?“

„Du biſt mir ſchon auch lieb und recht, aber ich hab' dir ſchon geſagt, was Min's ſei: der Vater und die Eigenen, und das Verſprechen, das ich der Mutter auf dem Todbett geben hab'. Und dann wird man ja wieder ſehen, was Gott's Will' iſt. Jetzt ſich ſo in den Nebel hinein das Heirathen verſprechen, wär' närriſch. Ich bin erſt 25 Jahr' und du noch zwei Jahr' jünger, da kann man ſchon noch warten. Aber das mußt du dann

auch nicht wähnen, daß ich einen Andern im Sinn hab'; für jetzt denk' ich an Nichts, als die Eigenen."

„Dann hab' ich in meiner Heimath keinen einzigen Menschen, der Freud' und Leid mit mir theilen thut, und der mich gern mag!"

„Wohl freilich! Den Josef hast du, der ist froh, daß du mit ihm gehst, und bis du ein paar Jährle fortgewesen bist, kann sich viel ändern."

„Still, ich hör' draußen lärmen und singen!" sagte das Kaspale, den Kopf wieder aufrichtend, den es bisher hatte hängen lassen. Beide horchten und hörten singen:

„Mädle, nimm kan Schoppernauer,
Es thät' di g'wiß nöd freuo;
Du müßtest da den ganzen Summer
An der Uenscho [1]) heuo!"

„Das sind Auer!" sagte das Mikle. „Still, sie kommen näher!" Und wirklich hörte man sie bald darauf hart vor dem Häusle singen:

„Magst du mi,
So mag i di,
Dann sind mer Beide bei einand'.
Magst du mi nöd,
Mag i di nöd,
So sind mer glei wieder von einand'."

„Das singt der Senn viel hundertmal; ich glaub' fast, er ist auch dabei!" sagte das Mikle. Aber jetzt that's einen Schlag in den Fensterladen, daß es krachte. Das Mikle wußte schon, was in solchen Fällen der Brauch ist, und that den Laden auf. Da steckte sogleich ein Bub'

1) Uenscho — ein 7800 Fuß hoher Berg neben dem Dorf.

n Kopf herein, den er aber, daß man ihn nicht kenne, t einem Schnupftuch verbunden hatte, und mit ver- rter Stimme sagte er: „Man müsse es jetzt nicht gern haben und nicht fuchsteufelswild werden, wenn komme und stören thue! Sie seien, (er und noch liche,) da vorbeigangen und hätten gesehen, daß die nsterläden alle zu seien, da hätten sie denkt: Deßwegen, il man da fürchte, man könnte über Nacht kommen d das Geld stehlen, hätt' der Müller die Läden gewiß ht zu, und den rothen Michel stehle ihm auch Niemand, gen dem müßte man die Läden auch nicht zuthun; da sse sonst''was Teufels in der Stube sein. Wenn sie ußt hätten, daß nichts da sei, als das kohlschwarz' spale, so hätten sie gar nicht stören mögen!"

Jetzt sagte ein Anderer, den das Mikle für den Sennen lt: „Das Kaspale gibt später einmal schon noch etwas es geht in's Elsaß!" Da fingen die Buben an, das spale als Fremdler auszulachen, und der Senn, — n der war es wirklich mit drei Auern, — sagte ein r Verse aus dem „Wälder Buobo," [1]) über welche e in der Stube sowohl, als Die draußen herzlich lachen ßten. Die Verse hießen:

„Die Murar pflutschorod i d'Welt
Im März no vor do Flügo,
Und bringods ou am Hebst ka Geld,
So kunnt's doch huo ga lügo.

1) „Der Wälderbuob, von Josef Feldkircher," abgedruckt in gt's Belvedere der Hochlande, Seite 13 u. folg. Lindau, tner 1846."

Da Brava abor thun i nünz,
Dinn äppa Oanar bringt schu Münz'
Und kunnt am Hebst ga röſto,
Dam gaunzo Hus zum beſto.

Und gaunz mit Recht hind d'Fründlar-Mä
Lange Hoſa übor d'Schinkol,
Dinn die vorſtaund 's groß' Häxowä,
Do Winkol und do Sinkol.
Sie machod, woßt dor Guggar wau!
Viel große Akkörd dum Taufod nau,
Und kunnt dor Stüo und Meatol
So nau und nau vum Beatol" [1])

„So, jetzt gut' Nacht, nix für ungut, wenn ihr wollt, und ſonſt, wenn ihr wild ſeid, ſo betet einen Roſenkranz!" Mit dieſen Worten ſchlugen die Buben den Laden wieder zu, und gingen juzend und ſingend in's Unterdorf hinab.

An ſolche Störungen muß ſich Jeder, der auf den Strich geht, gewöhnen, und er thut am beſten, wenn er die Spöttereien ſolcher Nachtbuben geduldig hinnimmt und thut, als ob ihn das gar nichts angehe. Schon Mancher, der da Spott mit Schimpf bezahlen wollte,

1) „Die Maurer flattern in die Welt Im März noch vor den Fliegen, Und bringen ſie auch im Herbſt kein Geld, So kommen ſie doch heim um zu lügen. Den Braven aber thue ich nichts, Denn etwa Einer bringt ſchon Münze, Und kommt im Herbſt um zu raſten, Dem ganzen Hauſe zum Beſten. — Und ganz mit Recht haben die aus der Fremde zurückkehrenden Männer Lange Hoſen über die Schenkel, Denn dieſe verſtehen das große Hexenwerk, Den Winkel und das Senkblei. Sie machen, weiß der Guckguck wo, Viele große Akkorde dem Tauſend nach, Und kommen durch Stein und Mörtel So nach und nach vom Bettel."

oder gar hinausging, um die Lärmer fortzujagen und Ruh' zu machen, bereute es hernach mit halb zerſchlagenem Kopf, daß er keinen Spaß hatte verſtehen wollen. Dem Kaſpale war es nicht eingefallen, ſo etwas übel aufzunehmen. Auslachen thun die luſtigen Leut' Jeden, ſei er Schuſter, Schneider, Gemeindsrath oder was er wolle; wenn Einer das Auslachen nicht haben könnte, ſo müßte er Pfarrer werden, das iſt der einzige Menſch in der Gemeinde, den man gehen läßt. Als Fremdler und Maurer durfte ſich Einer ſchon eher auslachen laſſen, als mit der Armuth und den Fehlern der Aeltern; für letzteres können die Kinder nichts, und doch hatten die Unterdörfler das Kaſpale bisher mit ſo etwas ausgelacht.

Nachdem draußen wieder Alles ſtill geworden war, ſagte das Mikle: „Es glaube ganz gewiß, der, welcher die G'ſätzle aus dem Wälderbuben geſagt hab', ſei der Senn geweſen.“ Dem Kaſpale aber war es um die G'ſätzle im Wälderbuben ſo gleich, als um todte Fliegen, und das Mikle irrte ſehr, da es wähnte, die Stichelreden der Nachtbuben ſeien ſchuldig, daß das Kaſpale gar nicht mehr zum Reden aufgelegt ſei. Es war auch wirklich eine Zeit lang ganz ſtill, ſo daß man leicht merken konnte, es gehe ihm etwas im Köpfle herum; dann aber ſah es nach der Uhr, und da es ſchon faſt Zwölfe war, ſtand es auf und ſagte: „Es wolle jetzt heim nach Bettlehem.“

„So, das war das erſt' Mal auf dem Strich,“ ſagte es zu ſich ſelber, als es im Schein des eben aufgegangenen Mondes ſeiner Heimath zuſchritt, „und der Mond da oben wird wohl ein paar Dutzendmal voll und leer

werden, bis ich wieder einmal Luſt dazu überkomme. Ich habe jetzt ſchon gemerkt, wo die Katz' im Heu liegt. Wenn ich ſo ein Kerle wär', der Haus und Hof hätt' wie der Senn, dann wär' ich den Mädchen ſchon recht. Daß es die Andern alle ſo haben, hab' ich ſchon lang gewußt; aber das Mikle, hab' ich immer gewähnt, ſei beſſer als Andere. Doch jetzt merk' ich wohl, daß es mich gewaltig betrogen hat, und das thut mir faſt noch weher, als daß es mir ſo rund hat abg'ſagt. „Es müſſe bei den Eigenen bleiben!" Das könnt' es ja noch wegen meiner; ich hab' nicht geſagt, daß es mit mir in's Elſaß gehen ſoll. Aber es iſt grad gleich, was es zu mir ſagte; alles mit einander heißt doch blos: „ich mag nicht!" — und ob man Einem das mit ſüßen oder mit ſauren Worten ſagt, iſt am End' das Nämliche. Auf den Sennen kann das Mikle freilich auch noch lang warten, das hab' ich jetzt ſchon g'merkt; wenn es ihm drum wär', ſo wär' er wild worden, da er mich beim Mikle auf dem Strich g'ſehen hat. Zum Weber iſt er auch nicht kommen, und hat das Heimthun von Müllers Mädchen dem Schickſal überlaſſen; und blos von den G'ſätzlen im Wälderbuben und den G'ſchichten, die der Senn auf der Rathſtubat erzählt, hat das Mikle wohl nicht viel. Doch mir kann's jetzt gleich ſein, wer es gern hat und wen es gern möcht'; einmal mich mag's nicht. Wenn es einmal eine Motol verdient hätt' und werth geweſen wär', daß man wegen ihr rähgo thät', ſo iſt es das Mikle; aber nicht das, welches jetzt die Hausthür beim Müller zuſchlägt, ſondern jenes, das ich Tröpfle mir eingebildet hatte, und das ich — vergeſſen will."

Das Kaspale war jetzt wieder in seiner Klausnerei. „Das Beste wär'," sagte es zu sich selbst, noch einmal in's Dorf hinabschauend, „wenn ich morgen fort könnte. An andern Orten hätt' ich's dann, will's Gott, doch so gut als andere Fremdler; aber hier in diesem Dörfle bin ich der allerelendeste und verlassenste Tropf. Doch nicht mehr lang, Sakerlott! Ich weiß gewiß, ja ich merk's in allen Gliedern, daß ich auch noch etwas Recht's werden kann. Jetzt will ich an nichts mehr denken, als daß ich einen rechten Kerle abgebe, und hernach wird man ja weiter sehen, wie es geht; der Letzte hat keinenfalls noch geschossen."

Mit solchen Plänen und Gedanken beschäftigte sich das Kaspale noch lange Zeit, und erst gegen Morgen schlief es ein.

Die fünf Wochen bis Josefotag gingen dem Josef zu schnell, dem Kaspale zu langsam vorbei. Der Aschermittwoch hatte dem frohen Fastnachtsleben ein Ende gemacht. Ueberall herrschte wieder die frühere Stille und Ruhe, auch auf der Rathstubat beim Müller.

Der Senn, der die letzte Fastnachtswoche ausgeblieben war, kam jetzt wieder alle Abende herauf zu Rümmamüllers, denn im Unterdorf, wo es in der Fastnacht am lustigsten gewesen, war es jetzt am stillsten, und beim Kronenwirth wurde an Werktagabenden schon um acht Uhr das Licht gelöscht. Nun mutterseelenallein bei seiner Schwester daheimhocken hätte der Senn nicht mögen, und in den Büchern lesen, die er vom Pfarrer-Vetter geerbt, wär' ihm auch zu langweilig vorgekommen. Er war überhaupt kein Lesliebhaber, und wenn er dann und

wann aus Langweile eine Stunde in einem Buche las, ſo that er es hauptſächlich, weil das Buch vom Pfarrer-Vetter kam; ein anderes nahm er nie in die Hände. Der Herr Pfarrer-Vetter war allzeit der Stolz und die Freude ſeiner Familie geweſen. Wenn der Senn in ſeinen Knabenjahren, und als er ein Werktagſchüler war, einmal nicht ordentlich that und loſe Streiche machte, ſagten Vater und Mutter zu ihm: „Du ſollteſt dich ſchämen, ſo unartig zu ſein, da wir doch einen Pfarrer zum Vetter haben; ja du beſonders ſollteſt immer ordentlich thun, weil er dir noch ſogar Taufgötte iſt.“ Als des Sennen Vater auf dem Todbette lag, ſagte er: „Er gehe ſeinem Weib gern nach in die Ewigkeit, denn er wiſſe gewiß, daß er an ſeinem verſtorbenen Bruder, dem Pfarrer, einen mächtigen Fürbitter bei Gott habe.“

Jetzt lebte der Senn mit ſeiner Schweſter im Vaterhauſe, und ſie ließen ſich wohl ſein bei dem hübſchen Vermögen, welches die Aeltern ihnen hinterlaſſen hatten. Gewiß war das Bäbele nicht die Einzige im Dorf, welcher der Senn und ſein Anweſen gefallen hätte; aber bisher hatte der Senn ſich nicht viel um Mädchen gekümmert. So an Faſtnachtstagen und Hochzeiten konnte es den Fall ſchon geben, daß er mit Einer zechte, tanzte und heimging, denn im Wirthshaus kam's ihm auf ein paar Gulden hin oder her grad nicht an. An ſolchen Tagen war es ihm dann aber auch gleich, mit wem er tanzte, wenn es nur eine gute Tänzerin war. Da ſeine Schweſter das Hausweſen ganz gehörig verſorgte, hätte er nicht gewußt, warum er an's Heirathen, und alſo auch an's Kareſſiren hätte denken ſollen.

„Ledige Leute iſt es wohl,
Ihre Kinder ſchlafen ſchon!“

ſang er vielmal, wenn er beim Kronenwirth ſaß nach dem Gottesdienſt, und den Mädchen nachſah, die aus der Kirche heimgingen. „Einem ſchönen Mädchen und einer hübſchen Kuh ſieht man immer gern nach, wenn man ſie auch grad nicht kaufen will. Hübſchere hab' ich nun allerdings ſchon geſehen als meine Schweſter, aber mir hat doch noch keine beſſer gefallen. Freilich hat ſie auch ihre Launen, aber ich bin die ſchon gewohnt; eine Andere hätte vielleicht noch mehr, und dazu lauter ſolche, die ich nicht gewohnt wär'.“ So ſagte der Senn, und weder Buben noch Mädchen konnten ihn zu einer andern Meinung bekehren. Auf der Rathſtubat beim Müller war er beſonders gern; er wußte, daß man es ihm dort „für eine Ehre hielt,“ ſo oft er kam. Da erzählte er dann ſeine Geſchichten, und ſprach viel und gern vom Pfarrer-Vetter, in deſſen Büchern er ſie geleſen habe.“

Mit dem Kaſpale überkam er nie mehr Streit, denn dieſes ſaß jetzt faſt immer mäuslestill da. Es hatte noch nicht vergeſſen, wie ihm auf dem Strich gegangen war, und es wollte ſolches auch nicht vergeſſen. „Denn das,“ meinte es, „wäre in der Fremde das beſte Hausmittel gegen das Heimweh, wenn es (das Kaſpale) daran denke, wie man es in der Heimath für gar nichts gehalten habe, weil es arm iſt und dem Schwarzhannes gehört.“ Sonder das Mikle, wähnte es, hab' es nur wegen ſeiner Armuth nicht mögen — das war alſo in dem Stück auch nicht beſſer als Andere, und es dünkte das Kaſpale einmal kurios, warum ihm trotzdem das Mikle ſo

tief in's Herz gewachsen, daß es gar nicht herauszubringen war.

Schon vielmal hatte das Kaspale sich am Morgen vorgenommen, nicht mehr zur Rathstubat zu gehen; aber der Tag war so lang, daß es am Abend von Herzen gern ein paar Stunden — zu andern Leuten ging. Da saß es dann gewöhnlich im Tischwinkel neben dem Josef, und hatte mit ihm einen eigenen Diskurs. Freilich merkte Alles auf der Rathstubat, daß dem Kaspale etwas über das Leberle gekrochen sein müsse; aber kein Mensch konnte sich einbilden, was? Das Mikle nicht einmal, obschon es die Ursache von Kaspales schlechtem Humor war.

Auch es hatte jenen Abend noch nicht vergessen, aber das wähnte es nicht, daß es da dem Kaspale weh gethan habe. Es hatte ihm ja treu und offen, wie eine Schwester dem Bruder, was es dachte und meinte, gesagt. Das Kaspale war ihm lieb und recht, und grad d'rum hatte es so offen mit ihm geredet. Schon jetzt auf viel' Jahr' hinaus sich wechselseitig das Heirathen versprechen, dünkte ihm eben recht närrisch. Dem Mikle kam dabei Kaspales Armuth nie in den Sinn; denn es traute dem Kaspale zu, daß es sich, wenn es einmal etwas Rechtes gelernt habe, schnell vorwärts bringen werde, „und dann überkomme es gewiß Mädchen genug."

„Wenn das Heirathen von einem Paar Gott's Will' ist, so braucht's nicht, daß sie vorher schon Jahre lang ein unnöthig's G'schäft mit einander haben, und dem Kaspale könnte es auch noch anders werden, und dann thät's es ja nur reuen, daß es sein' Lebtag' ein einzig's Mal bei mir gewesen ist. Das ist freilich wahr, so viel

als Einem würde ich in dem Stück dem Kaſpale ſchon trauen; aber wenn es ihm ſpäter noch iſt, wie heut', ſo kann es ja wieder kommen, es iſt immer der liebſte Gaſt, wenn es kommt. Doch jetzt bin ich dem alten Vater und der Mutter ſelig, und den Buben, die auch für mich ſchaffen, ſchuldig, daheim zu bleiben und zu helfen, was ich kann. Joſef thät' gewiß auch ſo gern daheim bleiben, als Michel; aber er ſagt kein leides Wörtle, und thut gern, was er kann, und alles blos für uns. Das iſt ſchön! So will ich es auch machen, und auch ganz den Eigenen gehören, dann wird mir Gott wohl geben, was für mich das Beſte iſt."

So dachte das Mikle. Es hatte ſich ſchon vielmal vorgenommen, „es wolle ſich mit dieſen Geſchichten keine Kopfarbeit mehr machen, da ſei beſſer etwas zu erwarten als zu erſpringen;" aber wenn es dann das Kaſpale ſo ſtill im Winkel ſitzen ſah, wie ein Stiefkind, ſo mußte es allemal denken: „Wenn ich jetzt keinen Vater, keine Eigenen, kein Haus und auf der Welt nichts hätt', wie das Kaſpale? — Aber dann thät' ich doch auch nicht zuerſt an's Heirathen denken! Ich weiß nicht, was ich dann thät', aber was ich jetzt thun will, das weiß ich: dem Vater will ich beiſtehen, viel Freud' und ein frohes Alter ihm machen; den Buben aber will ich bei der Arbeit helfen, was ich kann, und dafür ſorgen, daß Michel und das Bäbele Frieden mit einander haben. Das will ich thun, und dabei für das Kaſpale etwa ein Vaterunſer beten. Es iſt das Beſte, was ich jetzt thun kann."

Michel machte immer Pläne, was er den Sommer alles thun wolle, war aber dabei keinen Augenblick

müssig, — was sonst nicht bei allen Planmachern der Fall ist. Josef half ihm in allem, so viel er's vermochte, wobei er jedoch dem Bruder das Anordnen überließ; denn die Bauerschaft verstand Michel besser, das mußte man ihm lassen, und Josef sagte: „Beim Mauern bin ich Meister, und beim Bauern du; jeder soll da reden, wo er es am besten versteht."

So waren Josef die fünf Wochen schnell vorbeigegangen. Sein Namenstag (19. März) war der letzte Feiertag, an dem er daheim in die Kirche ging. Er beichtete da noch und kommunizirte, denn am andern Tag hatte er im Sinn, fortzugehen. Nach dem Gottesdienste besuchte er mit Kaspale den Pfarrer, wie es jeder ordentliche Fremdler thut, um ihm „B'hüt' Gott" zu sagen, und ihn um sein Gebet zu bitten. Dann mußte er auch noch zu einigen Vettern und Basen, so daß die Namenstagküchle fast kalt wurden, bis er zum Mittagessen heimkam. Er traf alle Eigenen in der Stube beisammen; sie schienen auf ihn gewartet zu haben. Sobald er nun die Thür hinter sich zugethan, sprangen sie auf ihn los, packten ihn beim Hals, wünschten ihm so nach Landesbrauch Glück zum Namenstag, und die Geschwister ließen ihn nicht eher los, bis er ihnen eine Maß Rothen zu zahlen versprochen.

Josef sagte auch zu, daß er heute noch mit ihnen in's Wirthshaus gehen wolle, und bat dann den Vater: „Er solle doch mit hinab zum Kronenwirth, das Wetter sei so schön und warm, der Weg blos etwa zehn Minuten weit. Und dann können sie lang nicht mehr mit einander in's Wirthshaus gehen."

Der Müller erwiederte: „Er ginge recht gern; aber wenn man den ganzen Winter nie in die Kirche gehe, dürfe man halt auch nicht in's Wirthshaus.“

„Unſerm Herrgott würde das wohl gleich ſein,“ meinte Michel; „aber es ſei wegen dem Weibergeſchwätz. Wahr ſei es ſchon, ſo etwas könne den Leuten verflickt viel zu reden geben.“

„Ja, du haſt Recht,“ ſagte der Müller; „und dann, wenn ihr nicht gern ſo früh heimgeht, ſeid ihr auch froh, wenn Jemand im Haus iſt. Einmal, glaub' ich, kann ich die Stallarbeit ſchon thun, daß das Kühle und der Michel mit mir zufrieden ſind.“

Beim Kronenwirth war nach der Veſper die Stube ziemlich voll, denn faſt in jedem Hauſe iſt ein Joſef, und bereits alle wollten an ihrem Namenstag wenigſtens „a Schöpple“ trinken. Sie ſtießen an, ließen alle Joſefe hoch leben, und blieben bis zum Abend fröhlich beiſammen ſitzen. Sogar geſungen wurde, und wenn es nicht Faſten geweſen wäre, ſo würde man gewiß auch getanzt haben, da das Kaſpale ſo prächtig luſtige Walzer auf der Zither ſpielte, die gar nicht klangen wie ein Abſchiedslied, oder doch nicht wie ein trauriges. Als es Neune war, forderte Joſef noch eine Maß Wein, that einen Vierling Zucker in denſelben, und ſagte, das Glas bringe das Mille wieder, denn er wolle den Wein dem Vater mitnehmen. Dann nahm er von Allen in der Stube herzlichen Abſchied, und ging mit den Eigenen und dem Kaſpale heim.

Hier ließ man ſich noch ein Stündchen wohl ſein, und plauderte mit einander. Joſef verſprach: „Er wolle

ſchreiben, ſobald er an End' und Ort komme, daß man ſeinen Aufenthalt inne werde, und ihm auch wieder ſchreiben könne, wenn man wolle. Aber ſonſt ſoll man dann nur keinen Kummer haben, wenn ſchon lange Zeit kein Brief mehr von ihm komme. Wenn er lang nicht ſchreibe, ſo bedeute das, er ſei noch am alten Ort, und es gehe ihm wohl. Und ſie ſollten ihm nur auch nicht ſo oft ſchreiben, wenn ſie grad nichts Extras wüßten, und dann wolle er auch denken, daheim iſt Alles geſund und wohlauf, ſonſt hätte man's ſchon geſchrieben."

„Ja," ſagte Michel, „wenn ſo ein Brief von daheim Einem in der Fremde draußen zukommt, iſt's grad, als ob das Heimweh d'rin ſtecke, — einmal ich hab' dann allemal wieder acht Tag' lange Weile gehabt, — und d'rum hat Joſef ganz Recht. Ich wollt' auch lieber, daß man mir nicht ſo vielmal ſchreiben thät', wenn ſchon bei Leſen eines Briefes Einem ſo wohl wird, wie wenn man ein Alpenlied ſingen hörte."

So unterhielt man ſich bis ſpät in die Nacht, während Joſef und das Kaſpale nebenbei ihre Ränzchen packten.

Am Morgen um Viere war ſchon wieder Alles in Bewegung. Joſef ging noch in den Stall, um Abſchied vom Kühle zu nehmen; auch die Andern kamen nach, und man blieb beiſammen im Stall, bis das Mikle aus der Küche zum Morgeneſſen rief. Mit dem Kaffeetrinken that es heut' Keinem beſonders Noth, da man wohl wußte, daß man jetzt nur noch ſo lang bei einander ſein könne, bis das Eſſen zu Ende ſei.

Nachdem Eſſen und Tiſchgebet vorbei war, nahm

oſef den Hut vom Nagel, und das Bäbele brachte ihm
n Stock, indeß Mikle dem Kaſpale ſein Ränzchen an-
gen half. Es läutete eben das Ave Maria, und Alle
teten ſtehend den Engliſchen Gruß. Dann ging der
te Müller zur Thür. Joſef kniete vor ihm nieder, und
r Vater gab ihm nun das Weihwaſſer, machte das
reuz über ihn, und ſagte: „Gott' behüte dich an Leib
d Seele im Leben und Tod! Sei brav, vergiß die
einen nie, und wenn ich ſterben thu', ſo bete für mich!"

„Vater!" rief das Kaſpale, „gebt auch mir das
eihwaſſer, denn ich hab' ja ſonſt keinen Vater mehr
f der Welt!"

„So behüte dich der himmliſche Vater!" ſagte der
üller, und gab auch ihm den Segen. Mikle und
äbele weinten, während Michel die Scheidenden mit
tleidigen Blicken anſah. Man reichte ſich die Hände,
gleitete die Fortgehenden noch ein Stückchen in's Dorf
nab, und ſchied dann, ſich gegenſeitig einen guten Som-
r wünſchend.

Im Unterdorf gingen die Bauern eben in den Stall,
die zwei Fremdler zum Dorf hinausgingen. Eine
itlang waren beide ganz ſtill, dann ſagte Joſef: „Kaſpale,
iſt doch hart für Einen, ſo von den Eigenen fortzu-
en!"

„Ja, aber noch härter iſt es, keine Eigenen zu
en!"

„Das glaub' ich gern. Jetzt wollen eben wir beide
eigen ſein, und leben, als ob wir Brüder wären!"
„Ja, Joſef, das wollen wir!"

Sie reichten sich die Hände, und gingen vorwärts. Das Dorf lag schon hinter ihnen.

„Jetzt wollen wir das schöne Abschiedslied singen, welches ein Mellauer Fremdler gemacht haben soll," sagte Josef. Und sie sangen:

„Was soll ich anfangen?
Schwer kommt es mir für
Von hier jetzt zu scheiden,
Schwer fallet es mir!

Meine Aeltern sind g'storben,
Sind, ach! schon lang todt;
Jetzt muß ich abreisen,
Selbst suchen mein Brod.

Ich hab' auch noch Schwestern,
Derselben sind vier,
Von ihnen zu scheiden
Schwer fallet es mir.

Ihr Schwestern zusammen,
Euch biet' ich die Hand!
Laßt's euch nicht schwer fallen,
Ich schreib' euch fein bald.

Ich bitt' euch um dieses:
‚Vergesset mich nicht,
Und wenn ich sollt' sterben,
So betet für mich!'"

Ich und mein Bruder
Sind weit von einand',
Ich kann ihm nicht geben
Zum Abschied die Hand.

Er ist bei 'n Soldaten,
Muß stehen Schildwacht;
Gott wolle ihm beisteh'n
In feindlicher Schlacht!

Ade, ihr Seelſorger,
Euch herzlich bitt' ich:
Daß ihr doch einſchließet
In's Meßopfer mich.

Ich bitt' euch um dieſes:
Wenn ich komm' in G'fahr,
So denket, ich ſei auch
Ein Kind aus der Pfarr'!"

Sie hatten den Schronnenbach, eine Viertelſtunde unter Schoppernau, überſchritten, und erblickten jetzt noch einmal die Heimath. Da ſtanden ſie eine Minute ſtill, und ſchwenkten die Hüte in der Luft, — und dann wieder vorwärts gehend, ſangen ſie:

„Ade, ihr Schoppernauer, [1])
Ihr alle insgemein;
Ich wünſch' euch wohl zu leben,
Den Frieden gemein!

Was ſoll ich anfangen?
Schwer kommt es mich an!
Muß reiſen von dannen,
Wo land' ich mich an?

Muß reiſen auf Straßen,
Und weiß noch kein Ziel.
Will auf Gott mich verlaſſen,
Mag's gehen wie's will.

Will fleißig anhalten
Um göttliche Gnad',
Das Kreuz Chriſti ſoll werden
Zum Reiſen mein Stab.

1) Im Liede heißt es „Mellauer," doch nennt, der es ſingt, am liebſten ſeine eigene Heimath.

Jetzt will ich mich befleißen,
Und ſuchen noch mehr
Eine Kunſt zu ergreifen,
Das macht mir dann Ehr'!"

Immer ſchneller ſchritten Joſef und das Kaſpale inzwiſchen vorwärts, und immer wohler ward ihnen, als es anfing Tag zu werden, die erſten Sonnenſtrahlen die Spitzen der nahen Berge vergoldeten, und aus den Berg und Thal grün umkränzenden Tannenwäldern der Vögel tauſendſtimmiger Morgengeſang ihr einfaches Lied wie ein feierlicher Chor begleitete.

Wieder ſtanden ſie, etwa eine Stunde ſpäter, bei der St. Wendelinskapelle auf der Schnepfegg ein paar Minuten ſtill — aber nicht mehr den trüben Blick der Heimath zukehrend, ſondern muthig und froh vorwärts ſchauend über die neu ergrünten Wieſen, auf denen ſchon die Frühlingsarbeit ihren Anfang nahm.

„Nur wohlauf, Joſef!" ſagte das Kaſpale. „Wir gehen ja dem Frühling entgegen! Lug' blos, da geht's ja ſchon zu wie in einem Ameiſenhaufen. Dort ſpringen die Kühe, durch das Grün des Feldes verlockt, den bekannten Weideplätzen zu; ſie mögen nicht mehr länger im Stall ſein, und haben nun die eiſernen Hälslinge lang genug getragen. Wie ungern ſie wieder heimgehen! Ich glaub', es ſei ihnen grad, wie es mir wär', wenn ich jetzt wieder heim müßte in die Klausnerei."

„Ja," ſagte Joſef, „und dort die Glücklichen, die wieder fröhlich und fleißig das Feld anbauen — nicht im Taglohn, ſondern für ſich ſelber. Denn wenn es Taglöhner wären, ſo würden ſie gewiß nicht ſo luſtig

ngen, daß man's bis da herauf hört, wie die es thun. lnd wir müssen hinaus in die Fremde, und bauen, wo oir doch niemals wohnen werden!"

„Aber," sagte das Kaspale, „die reichsten Kühbauern n Land wären nur arme Tröpfe mit all' ihren Kühen nd Käsen, wenn es nicht in der Welt draußen auch Solche gäb', die ihnen dafür das baare Geld zahlten, und lndere, die für sie Korn pflanzten und Tuch machten. So schafft auf der Welt Einer für Alle, und Alle für Einen. Alles hängt an einander, und wenn ein Jeder edlich das Seine thut, so wird Alles gethan."

„Das ist wahr, und recht gut ist es eingerichtet, daß Der, welcher für Andere schafft, selbst sein gutes Aus- ommen dabei findet. Ich z. B. gehe jetzt von daheim ort, aber nur, um für die daheim zu schaffen."

„Und ich," entgegnete das Kaspale, „hab' so wenig m Sinn, mein' Lebtag' ein Maurer zu bleiben, als ich rüher im Sinn gehabt habe, einer zu werden. Als Maurer aber will ich mir den Grundstein zu einem eignen Haus legen. Wer nichts hat, muß eben von vorne anfangen."

So unterhielten sich die Beiden im Weitergehen. Ein alter Mann, dessen Haar weiß war wie die vom Herbst- reif bedeckten Wiesen, kam ihnen, auf seinen Stock sich stützend, langsam entgegen. Die siebzig Jahre, die er erlebt haben mochte, hatten manchen mühevollen Tag für ihn gehabt, das sah man seiner gebückten Gestalt an.

„Ihr seid gewiß Fremdler?" fragte er freundlich, indem er bei Josef und Kaspale stille stand.

„Ja."

„Und wohin wollt ihr? in's Elſaß?

„Ja. Seid Ihr auch dort geweſen?"

„Verſteht ſich! Ich thät' den Weg in's Elſaß ſo gut wiſſen, als zu unſerer Kirche, denn dreißig Jahre hab' ich das Ränzle hinausgetragen über die Loſe.[1]) Immer bin ich gern fort, weil ich ja in der Fremde am meiſten hab' verdienen können. Aber das muß ich ſchon auch ſagen: noch lieber bin ich halt doch im Herbſt wieder heim."

„Seid Ihr auch verheirathet geweſen?" fragte das Kaſpale, dem dieſer freundliche alte Mann mit dem treuherzigen Blick und der ſchrundenvollen Hand ſchon ſo lieb geworden war, daß es ihn hätte Vater nennen mögen.

„Verſteht ſich bin ich verheirathet geweſen," antwortete der Greis, und die Erinnerung an jene Zeit ſchien ihn auf einmal um zwanzig Jahre jünger zu machen. „Glaubt ihr denn," fuhr er fort, „ich hätt' ſonſt ſo gearbeitet und gehaust? Man ſieht ja alle Jahre, wie es mit Fremdlern geht, die keine Eigenen haben und zu faul ſind zum Heirathen. Sie bleiben in der Welt draußen, und werden liederlich. Solche Fremdler ſind wie die ſcheuen Schafe, die nicht mehr zur Herde mögen: die ſpringen in den Bergen herum, bis der Winter kommt, und dann gehen ſie jämmerlich zu Grunde."

„Habt Ihr auch Kinder?"

„Ja, Gottlob, vier Buben, geſund und ſtark wie

---

1) Loſe — ein Berg, über den der Weg aus dem Bregenzerwald nach Dornbirn geht.

ihr. Und eine Dorothee hab' ich auch gehabt, die iſt geweſen, grad wie mein Weib ſelig; aber die iſt halt unſerm Herrgott auch lieb geweſen, nicht blos mir, d'rum hat er ſie vor einem Jahr zur Mutter in den Himmel geholt."

„Was thun jetzt Eure Buben? ſind alle vier daheim?"

„Nein, blos der Toni. Der jüngſte hat zu den Soldaten müſſen, und zwei ſind vor ein paar Tagen in's Elſaß. Jetzt iſt, wie geſagt, Niemand daheim bei mir, als der Toni, der beſorgt unſere kleine Bauerſchaft. Zu Oſtern kommt auch ein junges Weib in's Haus, denn der Toni will heirathen — und da hat er ganz Recht. Wenn er ſchaffet und thut wie ich, ſo kann er in ſeinen alten Tagen ſo zufrieden und froh ſein, wie ich es bin. Freilich iſt aller Anfang ſchwer! Zu der Zeit, als man mir noch alle Jahr' einen Buben in's Haus gebracht hat, da haben die Leut' gejammert und gewähnt, das könn's nicht thun. Aber jeder Bub' hat für mich auch neue Luſt zum Schaffen mit in's Haus 'bracht. Wenn ich im Herbſt wieder glücklich und geſund heimkommen bin, und dem Weib das verdiente Geld in die Schürze gelegt und das Kind aus ihren Armen genommen habe, das der heilige Klaus während des Sommers gebracht, ſo iſt mir alle Arbeit belohnt und ſo wohl geweſen wie im Himmel. Und jetzt, was wär' ich jetzt, wenn ich keine Kinder hätte? Der allerelendeſte verlaſſenſte Mann wär' ich ohne meine Buben, die mir den Zins von allem ſo reichlich geben, was ich für ſie gethan habe. — Aber da ſteh' ich und plaudere, als ob wir Alle gar nichts ſonſt zu thun hätten; aber ſo geht mir's allemal, — wenn ich

ſo ein paar Fremdler antreffe, da muß ich halt zu ihnen ſtehen und plaudern, und an meine Buben denken und an meine Jugendjahre. Doch jetzt geht in Gottes Namen, und ich will machen, daß ich nach Schnepfau komme, dem Toni die Hohzigſtiefel zu holen."

„Das iſt ein prächtiger Mann," ſagte das Kaſpale zu Joſef, als der Alte ſich entfernt hatte, „vor ſo Einem ſollt' man die Kappe abnehmen. So Einen möcht' ich ſchon lieber hören, als einen Kerle, der blos auf das ſtolz iſt, was ihn ſein Vater hat erben laſſen."

Die muntern Reden des Greiſes hatten Beide mit Muth und Arbeitsluſt erfüllt. So überſchritten ſie fröhlich die Loſe, von deren Gipfel ſie die ſtillen Dörfer des Waldes zum Letztenmal überſchauen konnten.

Bei Rümmamüllers ging es heute Morgen, nachdem Joſef fort war, ganz ſtill zu. Sonſt hatte Michel beim Melken allemal das Lied vom Bauernſtand geſungen, oder mit dem Kühle geredet und ihm von ſeinen Freuden und Hoffnungen erzählt; aber heut' hatte er mit ſich ſelber Arbeit genug, und konnte vor lauter Sinnen faſt nicht fertig werden im Stalle. Auch das Mikle war ganz ſtill und es fing an, ſich Vorwürfe zu machen, daß es dem Kaſpale doch gar kein gut's Wörtle mit auf den Weg gegeben habe.

„Das gute Kaſpale hat gar keinen Menſchen auf der Welt, der ihm ſo viel Freude hätte machen können, als ich; alle Liebe, die Andere zu Vater und Mutter und den Eigenen haben, hat es mir ſchenken wollen. So treu

und offen hat es mit mir geredet, und ich hab' es mir nicht einmal wollen anſehen laſſen, wie mich das ſo herzlich freute! Das iſt gar nicht hübſch geweſen. Wenn ich doch noch ein Viertelſtündle mit ihm reden könnt'! Es iſt ſo lang bis zum Herbſt, — und vielleicht mag es gar nie mehr heim, wo man ſo leid mit ihm war, und dann bin ich daran ſchuldig. Ja, es iſt gar nicht recht von mir geweſen!" So machte ſich das Mikle Vorwürfe. „Aber," tröſtete es ſich dann wieder, „was hätt' ich ihm denn ſagen ſollen? Ich wolle mit ihm heirathen? Das hätt' ich wohl doch nicht können. Ich habe ja meinen Beruf als Stellvertreterin der Mutter zu erfüllen. Daß ich es nicht gern habe, ſagte ich ja nicht, und es wär' auch nicht wahr geweſen. Man wird jetzt dann ſehen, wie es geht. Wenn ich meine Pflicht daheim thue, ſo wird Gott wohl auch zufrieden mit mir ſein."

Sich zu zerſtreuen, ging das Mikle in die Wohnſtube hinüber. Hier erzählte das Bäbele eben dem Vater, daß das Konſtanzer-Bäsle, (eine Baſe des Malers Moosbrugger von Au,) wieder einmal heimgekommen ſei. Der Maler, bei dem ſie ſonſt in Konſtanz lebe, gehe auf Reiſen, und komme erſt nächſten Herbſt wieder. Da habe es, das Bäsle, die Gelegenheit benützt, um die Eigenen in Au und Schoppernau zu beſuchen, und wolle nun den Sommer hindurch da bleiben.

„Aber die kann reden," fuhr das Bäbele fort, „ſo ſchön und vornehm, und hat ſo ſchöne weiße Hände! Michel ſagt immer: „Die Leute, die ſo weiße glatte Hände haben, ſeien nichts nutz." Da kann er jetzt dann ſehen, daß er auch nicht allemal Recht hat; denn das

Konſtanzer-Bäsle iſt doch viel mehr und vornehmer, als unſereins. Geſtern Morgen hab' ich ein ausgeſticktes Stuck zum Ferger in die Au gethan, und die Konſtanzerin iſt auch dort geweſen. Da hat der Stückleferger geſagt: „Ich ſei die beſte und fleißigſte Stickerin unter allen, die er habe.“ Mir iſt ganz angſt worden bei dieſem Lob; aber die Konſtanzerin hat meine Arbeit angeſehen, und hat geſagt: „Die Arbeit gefalle ihr recht gut; ſie komme in der Woche einmal zu uns herauf.“ Und dabei iſt ſie ſo freundlich und gemein geweſen, als ob ſie nicht mehr wär', als unſereins.“

Der Vater hatte dem Bäbele nur ſo halb und halb zugehört. Michel aber, der indeſſen vom Stall hereingekommen war, lachte das Bäbele aus und ſagte: „Es müſſe jetzt halt machen, daß es mit der Konſtanzerin fortgehen, und auch fürnehm werden könne. Bei der Bauernarbeit möge es doch nicht helfen. Es paſſe viel beſſer zu einer Herrenmagd, als zu einem Bauernweib, das oft vor lauter Arbeit das ganze Jahr nie zum Sticken kommt!“

Nachdem Mikle noch einiges Nöthige in der Küche beſorgt hatte, ging man, um das beſſere Häß anzulegen; denn heut' wollten Alle die Meſſe beſuchen, was ſonſt an Werktagen nie geſchah. Man wollte da für Joſef beten, daß ihm Gott eine glückliche Reiſe, und einen guten Sommer verleihe. Das Mikle vergaß dabei nicht, auch das Kaſpale in ſein Gebet mit einzuſchließen.

Nach der Meſſe begab ſich Michel zum Vorſteher und ſagte, daß er gern ein paar Worte mit ihm reden würde. Der Vorſteher, ein ziemlich alter, freundlicher Mann, der

ſo arme aber fleißige und werkſame Buben, wie Michel einer war, recht gern mochte, gab ihm einen Stuhl und ſagte: „Er ſolle ſich nur niederſetzen, und das Seinige herzhaft ſagen.“ Michel konnte ſonſt unmöglich ſtill ſitzen, wenn er etwas zu ſagen hatte; doch wollte er beim Vorſteher recht ordentlich thun. Er nahm daher nach einigem Zaudern auf dem Stuhle Platz, und ſagte, den Vorſteher feſt anſehend: „Ich hätt' dich blos fragen wollen, wem der große Platz hinter dem Dorf, der im Grund kein Wald und kein Gut iſt, gehört?“

„Das iſt früher ein prächtig's Stück Gut geweſen, und hat des Sennen Vater gehört; da iſt bei einer Güſe [1]) der Bettlerbach kommen, und hat es ganz überlegt mit Sand und Steinen. Des Sennen Vater hat zum Räumen keine Luſt gehabt; er hat geglaubt: „Wenn man, wie er, alles mit fremden Leuten thun müſſe, ſo könne man um die Koſten des Räumens einen viel beſſern Platz kaufen.“ Er hat dann auch keine Steuern und Abgaben für das unbrauchbare Gut mehr zahlen wollen, und ſo iſt es jetzt der Gemeinde zugefallen.“

„Aber was meinſt du wohl, wenn es Einer, wie ich, jetzt von der Gemeinde kaufen thät'? Man könnt' doch etwas beim Räumen verdienen. Die darauf gewachſenen Weiden und Erlen könnte man umhauen, und die Steine ſind ja nicht ſo groß, man könnte ſie an's Waſſer führen, und einen Wuhr davon machen, ſo daß das Gut in Zukunft vor jeder Güſe ſicher wär'. Sag' mir doch aufrichtig deine Meinung hierüber!“

---

1) Güſe — Ueberſchwemmung.

„Mich hat's schon lang Wunder genommen, daß das noch nie Keinem in den Sinn gekommen ist," sagte der Vorsteher.

„Ich glaub', die G'meind' gäb' Einem das Ganze wohlfeil, da es sie so doch grad sauber gar nichts nützt."

„Ja, nicht viel," sagte der Vorsteher, „nur was das bitzle Holz werth ist. Am nächsten Sonntag will ich mit den G'meindsräthen davon reden, und dir dann sagen, was ausgemacht worden."

Die Unterredung war zu Ende. Michel ging wieder nach Haus, und fing an zu schaffen „was gibst was hast," daß er mit seiner Arbeit vorwärts komme, um dann später, wenn er das verrumminirte [1]) Gut kaufen thät', an seiner „Weltverbesserung," so nannte er das Räumen des Gutes, desto ungestörter arbeiten zu können. Josef war jetzt fort, und hatte ihn ohne Widerrede daheimgelassen; er war also demselben vor Gott und der Welt schuldig, zum Wohle Aller gleichfalls nach Kräften zu wirken, und in dieser Beziehung zu thun, was irgend möglich war. Und so betrachtete er das Amt, welches er als Führer und Verwalter des Hauswesens hatte, als ein so großes, wichtiges, daß die treue Erfüllung seiner Pflicht ihm mehr Kopfarbeit machte, als Manchem, der über das Wohl und Wehe von Hunderten zu entscheiden hat.

Das Bäbele war mit Michels neuem Plane keineswegs zufrieden. „Wenn da etwas zu verdienen wäre, so hätte gewiß schon lang ein Anderer den Platz gekauft.

1) verrumminirt — ruinirt, verdorben.

Des Sennen Vater werde die Sach' wohl auch verstanden haben. Jetzt habe man den ganzen Sommer keinen ruhigen Tag mehr, und am End' doch nichts für die Arbeit." Diese und hundert andere Gedanken beschäftigten und plagten das Bäbele, und es suchte auch den Andern den Kauf zu verleiden.

Am Donnerstag kam endlich die Konstanzerin, und brachte für's Bäbele eine angenehme und wohlthätige Zerstreuung mit. Sie hatte nämlich einen ganzen Haufen gedruckte und gezeichnete Stickmuster bei sich; die ließ sie das Bäbele anschauen, und es hatte sogleich Lust, nach diesen Mustern zu sticken. Die Konstanzerin versprach ihm dann die Arbeit abzukaufen, und gut zu bezahlen.

Die Rathstubat kam jetzt nicht mehr beim Müller zusammen, da die Tage schon bedeutend länger geworden waren und die Stickerinnen meinten: „Eine Fleißige könne jetzt den Tag hindurch genug sticken, und eine Faule thät' auch die Nacht über nicht mehr viel verdienen." Michel aber sagte: „Um Achte sei es ihm allemal noch zu früh in's Bett." Und er ging daher alle Abende eine Zeitlang zum Weber hinab, wo die Mädchen noch beim Licht stickten.

Am Sonntag nach Josefotag verkaufte der Vorsteher im Namen der Gemeinde das „verrumminirte Gut" hinter dem Dorf um sechzig Gulden an Rümmamüllers Michel. Die Bauern lachten diesen dabei aus, und sagten: „Wenn er da auch nie viel Heu überkomme, so könne er doch steinreich werden."

„Lacht ihr mich nur aus," dachte Michel; „wenn ich einem alten Weible einen Kreuzer schenke, lacht es mich

wieder ein. Wir wollen jetzt warten, bis Gras auf meinem Handel gewachsen iſt, und wer dann zuletzt lacht, lacht am beſten."

Am erſten April fing er mit ſeiner „Weltverbeſſerung" an. Die Leute meinten: „Das ſei ein Unglückstag zum etwas Anfangen!" Aber Michel ließ ſich hiedurch nicht abſchrecken. Er ſagte: „So einen Unglückstag habe der liebe Gott gar keinen gemacht. Ein Tag, an welchem man eine Arbeit anfange, ſei niemals ein Unglückstag, und verworfene Tage ſeien nur die, an welchen Einem das Schaffen verleide, und man ein Lump werde, und wenn's an Maria Himmelfahrt wär'."

Vier Wochen nach Joſefs Abreiſe kam ein Brief von ihm an die Eigenen. Darin hieß es: „Er ſei mit dem Kaſpale glücklich in Mühlhauſen angekommen, und ſie hätten dort bald ein Quartier und Arbeit gefunden für den ganzen Sommer. Neben ihnen arbeiten noch zwei Bizauer und ein Schweizer, der gleiche akkurat dem Schweizerkarli, welcher viele Jahre in den Wälderalpen geſennet habe, und bei dem ſie beide, er und Michel, früher Pfiſter geweſen. Für den hätten ſie den Schweizer zuerſt gehalten, dann ſei es herausgekommen, daß er zwar nicht der Karli, aber doch ein Bruder von ihm ſei. Das ſei ein recht Freier und Kurzweiliger, und er erzähle viel und oft aus der Schweiz, das höre auch das Kaſpale recht gern, und erzähle ihm dann wieder, wie das und das „im Wald" der Brauch ſei. Das Kaſpale nehme auch die Arbeit recht geſchickt zur Hand. Es laſſe Alles grüßen, von den reichen Unterdörflern bis hinauf, wo Käs und Schmalz ein End' haben. Neues wiſſe er noch nichts.

Wenn ſie ihm allenfalls ſchreiben wollen, ſo ſollen ſie den Brief blos in das beigelegte Papier thun, auf dem ſein Name und ſein Quartier gehörig geſchrieben ſei. Im Sommer ſchreibe er dann wieder, und bis dahin ſollten ſie um ihn keine Sorge haben."

Im Scheine der warmen Sonne war der Schnee vergangen, wie die Blaunäsler [1]) am Kathrinentag, wo allemal die Lechthaler herauskommen, um den Zins zu holen von den vielen tauſend Gulden, die ſie an Wälder ausgeliehen haben, ſo daß am Morgen nach dem Kathrinentag der Geldſack manches Bauern ſo leer iſt, wie das Feld, auf dem ſo eben der letzte Schnee geſchmolzen und noch kein einziger Grashalm ſich zeigt. Doch wie nach dem Kathrinentag der heilige Klaus, ſo kam auch jetzt bald der Frühling, und theilte ſeine lieblichen Gaben aus zur Freude und zum Nutzen für Leute und Vieh.

Am Morgen, allemal ſchon um Viere, fingen die Vögel auf den Kirſchbäumen vor Rümmamüllers Häusle an zu pfeifen und zu thun, als ob ſie es im Verding hätten, die Leute d'rin zu wecken. Michel ſtand dann allemal gleich auf, denn er hätte ſich geſchämt, die ſchöne kühle Morgenſtunde, welche ja Gold im Munde hat, zu verſchlafen, wie die faulen fürnehmen Blümle, die ihre Augen nicht aufthun mögen, bis die Sonne kommt. Er nahm das Weihwaſſer, betete ein kurzes Morgengebet,

---

1) Blaunäsler — Kronenthaler.

und ging dann mit Axt und Haue dem verrumminirten Gute zu.

Wenn er hier ankam, sah und hörte er gewöhnlich, wie es schon im ganzen Dorfe begann, lebendig zu werden. Aber er nahm sich nicht Zeit, den weidenden und springenden Kühen zuzusehen und den arbeitenden Leuten, wie herrlich auch die Aussicht fast über das ganze Dorf gewesen wäre. Da, auf eigenem Grund und Boden, war es doch ein viel froheres Leben und Schaffen für Michel, als beim Mauern im Elsaß, wo man nichts hört, als das Rasseln der Steinkarren und die Schläge des Maurerhammers, nichts sieht, als nackte Steinwände und fremde Gesichter. Freilich ging es auch nicht immer grad so leicht, als Schmalz und Brod essen; aber es ging doch, und Michel richtete jedenfalls in einem Morgen weit mehr aus, als ein Anderer, der müssig daheimhockte und über ihn lachte. Und Solche gab es schon auch im Dorf; aber das war Micheln so gleich, als Fliegenstechen. Er meinte: „Wenn er in einem Tag auch nur einen Platz räume, so groß, daß er die Nacht der Länge nach d'rauf liegen könnte, so sei ihm die Arbeit schon gezahlt. Was dann nicht an der Breite sei, das wär' grad an der Tiefe; das Gut gehöre jetzt sein bis hart an's Fegfeuer hinab."

Die Leute hatten sich lange den Kopf darüber zerbrochen, was Michel mit solchen kuriosen Reden meine, bis es ihnen auf einmal klar wurde. Wo er nämlich tiefes Erdreich fand, schaufelte er die Erde heraus, und füllte die Grube dann wieder bis fast zu oberst mit Steinen, deren es hier nur zu viel gab, und so gewann

er Erde genug, um auch den ſchlechten und ſteinigen Boden damit zu verbeſſern. Die großen Steine aber führte er an's Waſſer, und machte daraus nach und nach einen Wuhr, ſo feſt, „daß das Waſſer ihn ewig und drei Jahre nicht mehr verrumminiren, und ſolches alſo auch keinen Unfug auf dem Gut mehr anrichten wird können.“ Dadurch ſchaffte Michel nicht blos ſich ſelbſt, ſondern der ganzen Gemeinde Nutzen. Das ſahen die Leute auch ein, und die Reichern liehen ihm gern unentgeltlich ihre Roſſe zum Steinführen, oder wenn er ſie ſonſt brauchte. So hatte er ſchon einen hübſchen Platz hergerichtet, auf dem es jetzt ordentlich grün war, und ein paar Kühe ſich hätten wohl ſein laſſen können.

Es war ein herrlicher Morgen, die Vögel ſangen ſo luſtig, als ob ſie Abends auf dem Strich geweſen wären. Nach der Hitze des geſtrigen Tages hatte der kühle Thau allem recht wohl gethan, und Feld und Wald ſtanden ſo prächtig und ſchön da, wie neu. Eben war Michel wieder auf der ihm ſo werthen Stätte angelangt. Ein paar Minuten ſtand er ſtill, und überſchaute freudigen Blicks das Gütle, das er jetzt ſo lieb hatte, wie der Senn ſeine Alp'; dann aber ging's an's Weiden- und Erlenabſchnodeln, als ob vom Streich ein Batzen gezahlt würde, und als zwei Stunden ſpäter die Sonne über das Starzeljoch herauskam, konnte ſie ein ſchon manches Jahr nicht mehr geſehenes großes Stück Boden anlugen.

„Das iſt einmal wieder das,“ ſagte Michel, als er jetzt die Axt aus der Hand legte, um zum Morgeneſſen heimzugehen. „Wenn ich nun das Holz, was noch brauchbar iſt, zum Verkaufen herrichte und Scheiter mache, ſo

kann ich mir damit doch das Freaßtobäkle verdienen!“ Michel hatte nämlich die Gewohnheit, laut mit ſich ſelbſt zu reden, oder mit den Thieren und Dingen, womit er ſich gerade beſchäftigte. So hatte er ſchon als kleiner Bub' auf den Alpen ſtundenlang mit den Kühen geredet, wenn er mutterſeelenallein ſie hüten mußte. Später, als er beim Mauern faſt zu jedem Stein ſagte: „jetzt mußt du daher, und jener dann dorthin!“ hatten ihn ſeine Mitarbeiter vielmal ausgelacht und geſagt: „er ſolle dafür lieber ihnen ein Wörtle gönnen,“ und hatten es ſo dem Michel ſchon ziemlich abgewöhnt. Aber gegenwärtig hatte er mit dem Fremdlerhäß auch allen Zwang abgelegt; in ſeinen Lederhoſen war er wieder der alte freie Michel. „Nun da mit euch, ihr kleinen Dinger,“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, während er ein kaum fingerdickes Stämmchen in die Hand nahm, „mit euch wird nicht mehr viel anzufangen ſein. Das Geſcheideſt', glaub' ich, iſt, man verbrenne euch grad da auf dem Platz, ſo kommt ihr fort, und die Aſche gibt herrlichen Dünger. Das iſt wieder Arbeit für's Mikle!“

Bei dieſen Worten drehte Michel ſich um, lud noch einen ſchönen viereckigen Stein auf ſeinen Karren, und fuhr dann heim. So ein Maurer weiß natürlich, was ein ſchöner Stein werth iſt, an dem man nicht mehr lange zu hämmern braucht; Michel nahm ihn auch nur deßwegen mit. „Vielleicht,“ ſagte er, „kommt noch eine Zeit, wo man froh iſt, wenn man dich hat!“ Ein ächter Bauer geht nie ganz leer aus Feld und Wald heim, da gibt es immer etwas aufzuleſen und mitzunehmen, denn es iſt alles wieder zu etwas gut. Das ſieht man an

der Natur, die ja ſogar aus jeder todten Maus noch etwas zu machen weiß.

Das Mikle war inzwiſchen mit dem Kühle, das auf der Weide geweſen, gleichfalls heimgekommen, und es war ihm eine gute Hörat, als Michel ſagte: „Daß es heut' wieder mit könne, um das abgeſchnodelte Holz zuſammen an zwei Haufen zu werfen, das große zum Verkaufen, das kleine zum Verbrennen.“ So bei frühlingsſchönen Tagen daheimhocken und ſticken, war dem Mikle ſchon lang zuwider, und es war froh, wenn es einen Tag hinaus konnte und dem Michel helfen. Aber da ging ihm dann die Arbeit ſchon auch aus der Hand, grad wie das Häftlemachen, und das Holz flog ſo ſchnell an die Haufen, als die Hunde einander beißen. Michel aber hackte ein Stückle weiter oben Erlen ab was gibſt was haſt, — und wenn man ihm auch mit allen dieſen Erlen und Weiden, als ſie noch Ruthen und er ein Schulbub' geweſen, Hoſenſpanner gegeben hätte, ſo hätte er es ihnen jetzt doch nicht ärger dafür machen können.

So ging es unermüdet fort bis Mittag, wo dann das Bäbele mit dem Eſſen kam. „Man ſoll nur gleich kommen, es werde ſonſt kalt,“ ſagte es und trug ſein Päckle an den gewöhnlichen Platz, neben dem ein klares Bächlein vorbeimurmelte. Hier hatte Michel extra ein paar Erlen ſtehen laſſen, daß man allemal Schatten habe beim Mittageſſen. Die beiden Geſchwiſter ließen ſich nicht zweimal zum Eſſen rufen, ſie gingen ſofort dem Bäbele nach, und luden es dann ein, mitzuhalten. „Es habe nicht ſo lang gewartet,“ ſagte es, und ging auf dem gerichteten Gut hin und her, während Michel an

einem tüchtigen Stück Fleisch seinen gottgesegneten Appetit bewies.

„Gelt, Bruder," sagte schalkhaft lachend das Mikle, „es ist dieß Fleisch doch a bitzle besser als anderes; oder?"

„Ich hab' halt schon lang kein's mehr gessen, und dann ist es Einem so," erwiederte Michel.

„Ja," fuhr das Mikle lachend fort, „und Webers haben immer die schönsten und leibigsten Sauen im Dorf, und das Fleisch da hat Webers Marie gestern bracht als Metzgat. [1]) Hast's ihm nicht ang'merkt?"

„Nein, aber ich will es jetzt recht probiren!" sagte er, und schnitt dabei ein Stück ab, mit dem man Einen g'schwundo [2]) hätte werfen können. Das Mikle meinte: „Es wollte bald lieber, es hätt' nichts gesagt; jetzt dünke ihn dann das Fleisch so gut, daß er alles allein wolle und es nichts mehr überkomme." Bald darauf kam auch das Bäbele langsamen Schritts zu ihnen zurück, und sagte: „Es sehe wohl, gar so schlecht, als es gewähnt hab', sei der Handel mit dem verrumminirten Gut doch nicht gewesen."

Dem Bäbele kam heut' überhaupt Alles recht und gut vor. Denn die Konstanzerin war Vormittags bei ihm gewesen, und hatte ihm erzählt, daß es seine Stickereien an eine Freundin in Konstanz geschickt, und daß sie dieser recht gut gefallen hätten. „Es wäre Sünd' und

1) Wenn man ein Stück Vieh schlachtet, so verehrt man Nachbarn und Bekannten ein oder ein paar Stücke Fleisch, und das heißt man Metzgat. 2) g'schwundo — besinnungslos, ohnmächtig.

Schad'," hatte die Konſtanzerin dann beigefügt, „wenn das Bäbele ſein Talent zu weiblichen Arbeiten, wie Nähen, Sticken, und vielleicht gar Malen, nicht ausbilden würde; und andere Wälderinnen haben ihr Pfund auch nicht vergraben." Sie ſprach nun von der Angelika Kaufmann von Schwarzenberg, wie die ſogar bis nach Rom und London gekommen ſei, und für alle hohen Herrſchaften gemalt und dem Tauſend nach Geld dabei verdient habe, und fuhr alsdann fort: „Ich wüßte dir jetzt grad einen Platz bei einer guten Freundin, wo du gar nicht viel Arbeit hätteſt, und nebenbei ſehr viel lernen könnteſt, wenn du im Herbſt mit nach Konſtanz gehen willſt." Das Bäbele, welches ſchon lang eingeſehen, daß der Vater mit dem Sennen Recht gehabt, hatte gleich Luſt zum Mitgehen. Es rechnete ſo: „Sein' Lebtag' daheimhocken und ſticken, iſt nicht viel, das muß ich ſelber ſagen; die Bauernarbeit aber thun, wie das Mikle, kann ich nicht und mag ich nicht. Beim Michel heißt es immer: „Mein Sticken ſei nichts, im Wald ſollte Eine etwas Beſſeres können, als ſich immer in die Stube und an den Schatten einſperren, wie wenn ſie Hoalgoſchmaulz [1]) wär'." So ſagt Michel, und die andern Buben denken's. Das Heirathen wär' auch nichts für mich. Einen Reichen überkäm' ſo eine arme Stickerin nicht, der Vater hat da ganz Recht, — und einen Armen nehmen, und das ganze Leben durch nichts als Hunger und Kummer haben, wär' eine Thorheit. Das Beſte iſt,

1) Hoalgoſchmaulz — Heiligenſchmalz, braucht man in der Kirche zur Speiſung des ewigen Lichts.

ich gehe eine Zeitlang fort. Sollt's mir dann gar nicht gefallen draußen, so kann ich ja später immer wieder heim, und inzwischen a bitzle d'Welt anlugen und viel Nützliches lernen, viel Neues sehen und hören."

So dachte das Bäbele. Dem Michel wollte es jetzt gern alles loben, und alle seine Pläne gut heißen, in der Hoffnung, Michel und das Mikle würden dann Gegenrecht halten, und es auch machen lassen. Der Vater war schon so ziemlich gewonnen. Diesen Vormittag hatte er gesagt, als er von ihren Plänen hörte: „Ihm sei es gleich, er glaube selbst, es füge besser an so ein Ort, als zur Bauerschaft; wenn es nur nicht für das Seelenheil gefährlich sei!" Da hatte dann die Konstanzerin versprochen, zum Bäbele zu sehen, als ob es ihr eigenes Kind wäre. „Sie sei auch fort, und schon lang lebe sie in der Welt draußen, und sie glaube ganz gewiß, sie komme darum doch in den Himmel. Wenn man recht thun wolle, so könne man's überall." So hatte sie dem Bäbele beim Vater zum Besten geredet, und ihn mehr und mehr auf ihre Seite gebracht. Es handelte sich jetzt nur noch darum, was Michel und das Mikle sagen würden.

Michel hatte das Bäbele schon vielmal ausgelacht und gesagt: „es solle nur mit dem Bäsle fort;" aber man wußte nicht, ob es ihm Ernst damit war oder nicht. Denn das Auslachen hatte er an sich wie Viele, welche glauben, mit Auslachen könne man die Leute anders machen; „wenn man Einem zeige," meinen sie, „wie närrisch und glächterig sein Thun und Lassen sei, so nütze das mehr, als lange Strafpredigten." Jetzt wollte das Bäbele probiren, ob es dem Michel Ernst gewesen sei

r es wußte nicht, wie anfangen? — Es hatte etliche
ämlein vom Boden aufgeleſen, und zerzupfte ſie, in-
es in Gedanken einen Weg ſuchte, um darauf mit
em Plan in Michels Kopf und dort an's rechte Ort
kommen.

„Gelt aber," ſagte Michel, „das ſind ſchönere Blümle,
du ſticken kannſt? Die hab' jetzt ich gemacht. Denn
n ich das Gut nicht gerichtet hätt', ſo wären die auch
t gewachſen."

„Im Frühling iſt alles ſchön, das Feld und der
ld und die Berge und alles iſt prächtig. Ich wollt',
wär' Eine wie die Angelika Kaufmann, von der mir
Konſtanzerin heut' Vormittag erzählt hat, dann thät'
das alles abmalen."

„Und ich wollt', du wäreſt Eine wie das Mikle, und
ſt Einem ſchaffen helfen, daß alles noch hübſcher und
r würde. Das thät' doch a bitzle mehr nützen;
?"

„Aber die Angelika hat auch ſchwer' Geld verdient
Abmalen!"

„Dann ſind das doch närriſche Leut' geweſen, die es
ahlt haben."

„Warum?"

„Das Feld abmalen! Das kann man ja alle Tag'
r Wirklichkeit anlugen. Es iſt da viel hübſcher als
lt, und wächst Heu und Erdäpfel und allerhand
f, — und das alles kann man umſonſt anlugen, ſo
man will. Gewiß, es iſt doch närriſch, ein gemal-
eld kaufen! Die fürnehmen Leut', die gar ſo g'nug
haben, ſollten es armen Teufeln ſchenken, daß ſie

Gut, — leibhaftig's, nicht blos gemaltes Gut, — kaufen könnten, und dann sollten sie kommen und das Gut anlugen, und immer wieder anlugen, das wär' g'scheider!"

„Aber von der Angelika erzählt man jetzt noch und lobt ihre Bilder, und sie ist schon vielleicht 20 Jahr' todt."

„Ja," sagte Michel, indem er sich stolz aufrichtete, „aber wart' nur! In hundert Jahren, wenn einmal der Himmel aussieht, wie ein alter Bettlersack, und dann wieder so feurig wird, als ob er mit Sprengpulver gefüllt und angezündet worden sei; wenn es im Himmel oben rasselt und thut, als ob unser Herrgott das Heu alles auf einmal heimführen lassen wolle, und jeder Engel und jeder Heilige einen eigenen eisernen Wagen dazu habe; wenn es an den Wänden und auf den Dächern kracht, daß man das eigene Wort nimmer hört, geschweige denn das Schreien der Weiber, die nicht mehr aus der Stube hinaus dürfen, um geweihte Palmen an's Feuer zu legen; wenn der Bettlerbach stürmt daher so wild und dick, als ob der Teufel den Ranzen d'rin ausgeleert habe, aber man muß ihn doch nicht mehr fürchten: denn vor hundert Jahren hat Einer, Michel hat er geheißen, einen Wuhr gemacht, das Wasser läuft, ohne Schaden anzurichten, fort, und am Morgen d'rauf steht Feld und Flur so schön und prächtig da, daß es eine Lust ist — wähnst nicht, daß meine Arbeit dann auch noch etwas nützt, nicht blos schön ist, und daß etwa Einer noch sagt: „tröst' Gott den rothen Michel?""

Das Bäbele gab ihm ganz Recht mit den Worten: „Er könne die Arbeit wohl und thue sie gern; aber mit ihm, dem Bäbele, sei das anders." Und nun erzählte es,

was es auf dem Herzen hatte. Michel sagte nicht viel dazu. Er meinte: „Man könne ja davon noch reden, es sei noch lang bis zum Herbst. Er könne da nicht rathen und nicht wehren, blos das wisse er, daß Einem die gebratenen Vögel draußen auch nicht in's Maul fliegen." Das Bäbele glaubte, der Haber sei schon gewonnen, und ging fröhlich heim.

Das Mikle hatte ernsthaft zugehört, aber kein Wörtle verlauten lassen, bis das Bäbele fort war. Dann sagte es: „Aber Michel! das Bäbele dürfen wir durchaus und gar nicht fortlassen. Denk', unter lauter Leute, die so falsch und verschlagen sind wie die Katzen; b'hüt' üs Gott, und so verderbt werden lassen, wie es die jetzige Welt ist! Die Mutter selig, tröst' sie Gott! thät' noch im Grab sich umkehren, wenn wir es zuließen, daß ihr Bäbele so einen Weltflügel abgäb'. Und dann erst, wenn es einmal alt wär' und überall unwerth, und nun heimkäme mit fremden Bräuchen und fremdem Häß, und nicht mehr herfügte; oder wenn es gar noch neue Moden mit herbrächte, daß alle rechten Leut' mit Fingern auf es zeigten — was denkst, Michel?"

„Ho, das wird nicht halb so bös! Wenn's ein Jahr fort ist, so hat's die Flügel schon a bitzle verbrannt, und ist froh, wenn es wieder heim kann. Das ist dann recht! Da wird's hernach thätig wie der verlorne Sohn, und ist zu allem zu brauchen. Es ist ganz gut, wenn es weiß und erfährt, wie es an andern Orten ist."

„Wenn's nun aber nicht kommt in einem Jahr, und in zweien auch nicht?"

„Ja nu, dann wird's es wohl zum Erleidsn haben, und

folglich iſt's auch recht. So lang man heim kann wenn man will, iſt man nicht zu erbarmen. Wär' es Eine wie Webers Marie oder du, dann wär's Schad', wenn es fortging', und noch gar in eine Stadt; aber das Bäbele — ſo daheim wird es nie nichts. Um die Bauernarbeit iſt's ihm grad ſo wenig, als einem Hund um's Scheiterfreſſen; aber wenn es jetzt ein Jahr fortgeht, dann wird's ſchon anders werden."

So ſuchte Michel dem Mikle ein Loch in's Gewiſſen zu ſchwätzen. Es ſah wohl, daß es dem Bruder recht war, wenn das Bäbele fortkam. Das war doch nicht ſchön an Michel! Es ſagte nichts mehr davon, aber es dachte den ganzen Nachmittag, während es Holz zuſammenwarf, darüber nach. Das Bäbele war ihm auch nicht grad beſonders an's Herz gewachſen, aber es war doch ſeine Schweſter, und die Mutter ſelig hatte auch es ihm auf dem Todbett empfohlen. „Im Winter habe ich dem Kaſpale rund abgeſagt und habe gedacht, ich ſei das der Mutter ſelig und den Eigenen ſchuldig, — und jetzt, da das Bäbele dem Michel nicht grad nach ſeinem Kopf iſt und thut, ſoll es fort, als ob's blos da Magd wär'. Es hat auch immer gethan, was es konnte, und manchen Gulden für die Haushaltung erſtickt. Michel könnte ſich wohl auch ein wenig leiden, und der Haushaltung dieſes kleine Opfer bringen; ich hab' im Winter, als das Kaſpale bei mir geweſen iſt, ein größeres bringen müſſen. Den Michel thät' es nichts koſten als Geduld; aber er thut es immer auslachen und plagen, und es nimmt mich gar kein Wunder, wenn es fort will. Das G'ſcheideſt' iſt, wenn ich mit dem Vater von der Sach' rede, mit Micheln gäb's nichts als

Streit; dem Vater iſt das Bäbele auch lieb, und der verſteht die Sach' am beſten."

Als nun Michel aufhörte zu ſchnodeln, und zum Mikle herabkam, um ihm zu helfen, fragte dieſes ihn, da es für jetzt nichts mehr vom Bäbele reden wollte: „Ob man beim Weber an Sonntagen z'Rath auch ſticke, daß er am letzten Sonntag z'Rath ſo ſpät heimkommen ſei?"

„Nein, aber man kann auch ſonſt bei den Mädchen ſein, wenn ſie ſchon nicht grad ſticken. Mit ſo Einer, wie die Marie, kann man reden und kurzweilen, grad von was man will. Sie verſteht einen Spaß, und thut dabei immer ordentlich. Alle Arbeit ſteht ihr wohl an, und dabei wähnt ſie doch nicht, daß ſie allen Witz gefreſſen hab'. Sie iſt keine von der neuen Mode, die nichts thun wollen als hübſch ſein, und doch dürfte ſie ſich auch in dem Stück neben Jeder ſehen laſſen. Aber ſie iſt ſo wenig ſtolz d'rauf, als auf die Thaler ihres Vaters, von dem ſie ein hübſches Vermögen überkommt, wenn er ſtirbt."

„Ja, du kannſt wohl aufpaſſen, daß dir Keiner in's Neſt kommt! An deinem Platz thät' ich faſt fürchten, es ginge mir, wie der Katz' mit dem Speck: er hängt ihr zu hoch, ſonſt wär' er ſchon recht."

„Nein, nein, da laß du mich nur machen! Wer ſich immer fürchtet, iſt nie ſicher. Die Marie äſtimirt Einen, der etwas kann und das Schaffen gelernt hat, auch mehr, als ſo Einen, der, wenn der Guggar Vaters Geldſack holen und ihm das Neſt im Feuer aufgehen thät', ſein' Lebtag' betteln oder Hunger leiden müßte."

„Da hat ſie Recht," ſagte kurz das Mikle, dann

wurde es wieder ſtill. Es gönnte dem Michel die Marie von Herzen; aber es kam ihm doch unheimlich vor, daß bei ihnen auf einmal alles den Kopf über den Hag hinausſtrecke. „Der Vater wird luogo und Joſef loſo im Herbſt, wenn es bei uns daheim ſo auseinandergabelt. Aber ſo iſt's allemal: wenn man Einem den Finger gibt, dann will er gleich die ganze Hand. Da hat ihn der gute Joſef daheimgelaſſen, und man hätte geglaubt, nun hab' er alles, was er wolle; aber jetzt ſieht man's! Er fängt an zu kareſſiren, das Bäbele ſoll und muß fort; am End', wenn er die Marie überkommt, will er noch heirathen und weiß Gott was alles. — Verargen thu' ich's ihm im Grund gar nicht. Vor ein paar Jahren iſt es für mich und die Eigenen auch gut geweſen, daß nie kein Kaſpale zu mir auf den Strich kommen iſt; ich hätt' ihm da verſprochen, grad was es hätte wollen. Freilich hab' ich dann wohl g'ſehen, daß es beſſer iſt ſo, und daß uns Allen am wohlſten iſt bei einander, wenn wir gar nicht weiter ſinnen. Gabelt's aber bei uns noch lang ſo auseinander, wie es da mit dem Bäbele und Michein angefangen hat, ſo könnte es mich zuletzt noch reuen, daß ich dem Kaſpale ſo rund abg'ſagt hab'; es gefiele mir doch unter allen Buben weitaus am beſten, und recht weh thät's mir, wenn es in der Fremde anders würde. Aber nein, nein, das Kaſpale wird nicht anders, es bleibt ſchon brav, und ich für meinen Theil thu' gewiß auch immer, was ich glaube es ſei das Beſte, — und ſo wird uns der liebe Gott ſchon auch geben, was für uns das Beſte iſt."

So dachte das Mikle. Der Tag hatte ſich indeß

geneigt, und es wanderten nun die Beiden der Heimath zu, und bald fanden sie in den Armen des Schlafs Ruhe, und Kraft zum neuen Tagwerk.

Die Bauern im Dorf verwunderten sich, daß Michel alles so gut könne und verstehe; doch meinten mehrere auch: „Das hätten sie ihm schon angesehen, da er noch als Bub' auf den Alpen Pfister gewesen, daß der einmal einen tüchtigen Bauern abgebe." An Sonntagen ging Michel in den vielgeliebten Lederhosen hemdärmelig im Feld herum, wo man jetzt die Kühe überall auf der Weide hatte, da es auf den Alpen noch kaum grün geworden war. Da kannte er alle Kühe schon von weitem, und wenn er eine sah, die er nicht kannte, d. h., von der er nicht wußte, wem sie gehöre, so konnte er annehmen, daß es eine neugekaufte sei. Da ging er dann hinzu, visitirte sie überall, ob sie die Eigenschaften einer guten Milchkuh habe, und man sah es ihm wohl an, daß er die Sach' verstehe, und Manche sagten d'rum auch: „Um den ist's Schad', daß er nöd an Stall voll Veh hat!"

„O, der wird schon einen überkommen!" erwiederten dann die Andern, während Michel sorglos und froh im Feld herumspazierte.

Der Frühling und ein Theil des Sommers war vergangen. Michel war jetzt, entweder für sich oder für Andere, die ganze Woche auf dem Heuet – bald oben auf den Bergen, wo die Sonne am Morgen um Drei auf- und Abends um Achte untergeht, bald unten in der Ebene. Die Tage waren lang, aber ihm war nie einer zu lang,

er mochte für ſich ſelbſt ſchaffen, oder als Heuer auf dem Taglohn ſein. Er hatte ſonſt noch ſein' Lebtag' nie geheuet, aber was man mit Luſt anfängt, kann man bald, und das Mähen ging ihm ſchon ſo flink, daß ihn Jeder gern voranließ. Bei allem war er Erſt' und Letzt', und wenn am Abend die Andern über Müdſein klagten, ſagte er blos: „Es ſei alles beſſer, als im Elſaß Maurer ſein."

An Sonntagen ging er etwa zum Sennen auf die Alp', wo er auch ſein Kühle und das Kälble hatte, oder zum Weber hinab, oder er brachte die ganze freie Zeit zu Haus zu. Denn wenn man die ganze Woche fortgeweſen iſt, bleibt man von Herzen gern wieder einmal einen Tag daheim bei den Eigenen. Es gibt da gar viel zu erzählen, zu berathſchlagen und zu richten. Da dachten ſie dann auch oft an Joſef, und wie er jetzt ſo gut Zeit hätte, ein Stündchen bei ihnen zu ſein. Am meiſten ſehnte ſich das Mikle nach ihm. Ach, es hätt' ihm ſo viel zu erzählen gehabt vom Michel und vom Bäbele!

Uebrigens war jetzt auch der Vater auf Bäbele's Seite, und wenn allenfalls das Mikle zum Bäbele etwas gegen das Fortgehen ſagte, ſo wurde es bös, und äußerte es gegen Michel etwas, ſo war er wild.

„Du närriſches, eigenköpfig's Ding du!" hatte er einmal zu ihm geſagt. „Wenn das Bäbele fort will, ſo muß man's halt gehen laſſen. Es wird nicht der Welt an's End' ſpringen, und dann wohl wieder heimfinden, wenn es einmal die Hörner abgeſtoßen hat!"

„Aber wenn du nicht ſo leid mit ihm geweſen wärſt,

hätt' es nie fort mögen, und die Konſtanzerin hätt' ſchwätzen können bis zum jüngſten Tag."

„Michel hat es mit dem Bäbele immer gut g'meint," entgegnete der Vater; „er hat ihm blos in aller Aufrichtigkeit g'ſagt, daß man ſo ein Zuckerboppole, [1]) das nichts thun will, als daheim ſitzen, in einem Bauernhaus nicht brauchen kann. Und damit hat er Recht gehabt, und das Bäbele hätt' das nie ſo auf die hohe Achſel zu nehmen braucht. Jetzt kann's fort und ſelbſt probiren. Wenn's ihm gut geht, ſo iſt's recht, und ich gönn' es ihm von Herzen, — und ſonſt iſt auch nichts verſpielt, es kann ja wieder heimkommen."

Alſo redete der Vater, und das Mikle fand bei Niemand Hülfe. Wenn der Joſef dageweſen wär', dem hätte es ſeinen Kummer um's Bäbele klagen können, der hätte gewiß zu ihm geholfen. Es hätte ihm wohl ſchreiben, und ihm brieflich ſein Leid mittheilen können; aber das mochte es doch auch nicht. Denn zum erſten hätte es das ja verſtohlen vor den Eigenen thun müſſen, und das wäre nicht recht geweſen; und dann wollte es auch dem Joſef nicht das Herz ſchwer und die Weile lang machen. Sonſt Joſef hätte zu ihm geholfen, das wußte es ganz gewiß. Denn früher ſchon, wenn einmal im Haus oder ſonſt etwas zu berathen geweſen war, hatten es und Joſef allemal die gleiche Meinung gehabt. Aber hatten damals Michel oder das Bäbele, oder beide auch etwas Anderes im Kopf, ſo hatte es doch nie einen Streit gegeben und keines war wild geworden. Jetzt war es je-

1) Zuckerboppole — Zuckerpüppchen.

doch ganz anders, und eben das war die Haupturſache von Mikle's Kummer. Es ſah, wie der Michel und das Bäbele jedes eigenſinnig ſeinen Weg ging, und auch ſeine eigene Rechnung machte, bei der ſie alles zu vergeſſen ſchienen, nur ſich ſelbſt und ihren Vortheil nicht.

Schon vor zwei Jahren hatte das Mikle an die Brüder in der Fremde geſchrieben: „Ich und das Bäbele ſchaffen fleißig und gern, wir ſchaffen ja mit Euch, wenn wir auch tagweit von einander entfernt ſind. Wir werden wieder zuſammenkommen, und o! das wird dann eine ſchöne Zeit ſein, wenn wir einmal Alle daheim beim Vater Arbeit und Brod haben. Viele Hände tragen leicht, und ein Baum, der ſchon hart am Boden die Aeſte auseinanderſtreckt, wird nie ſo feſt, als einer mit einem einzigen, aber feſten und dicken Stamm. D'rum wollen auch wir vor allem vereint unſere Kindespflicht gegen den Vater erfüllen, keines extra auf ſich ſelbſt ſehen, ſondern jedes auf Alle."

Man ſieht hieraus, daß das Mikle zu keiner Zeit vergaß, was es einſt der Mutter auf dem Todbett verſprochen: „An ihrer Statt für Alle zu ſorgen, und Allen, ſo viel es könne, Mutter zu ſein." Treulich hatte es bisher ſein Verſprechen gehalten, hatte gethan was es konnte, und ſich durch nichts abwendig machen laſſen. Selbſt dem Kaſpale gegenüber hatte es ſeine Pflicht gegen die Eigenen nicht vergeſſen. Und jetzt, da Alles anfing auseinanderzugabeln wie die Aeſte eines Baumes, jetzt war es ihm faſt wie einem Vater, wenn er zuſehen muß, wie ſeine Kinder das leichtfertig verbrauchen, was er und ſeine Vorältern ſo mühſam erhauſet und erſpart

aben. Es kam ihm faſt vor, als ob es ein Kind mit iftigen Beeren ſpielen ſehe, wenn ihm das Bäbele von einen ſchönen Plänen und Hoffnungen erzählte. „Es müſſe es bös haben," ſagte es, „wenn es, einmal fort, bald wieder heimkomme, wo der Michel jetzt meine, Alles ſolle thun grad wie er und was er wolle. Früher ſei man ab ſeinem erſtickten Geld ſo froh geweſen, wie eine arme Seel' ab einem Vaterunſer; aber jetzt möchte es der Michel für ein Roß hergeben, weil es ſelbſt nicht alle Roßarbeit thun wolle, — und da gehe es lieber ſonſt, da es ſich grad ſo prächtig ſchicke." Die Konſtanzerin ſah das Bäbele als eine Art von höherem Weſen an, wenn ſie ſo in dem engen Stüble ſaß, und von den Herrſchaften erzählte, die ſie geſehen, ja mit denen ſie ſogar ſelbſt geredet hatte. Oft wäre ihm dann faſt angſt geworden, in eine Stadt zu gehen, wo, wie es wähnte, lauter Herren und Fräulein und Maler ſeien; doch da war ja die Konſtanzerin, die wie ein Schutzengel Wegweiſerin, Helferin und Führerin ſein wollte.

Die Konſtanzerin ſah wohl, wie gern das Bäbele fortgehe. Sie fand das auch ganz natürlich, und meinte, es ſei zu etwas Beſſerem beſtimmt, als blos zu ſo einer Bäuerin. „In einer Stadt, da könne man etwas ſehen und hören, viel lernen, und vielleicht noch gar ſein Glück machen auf ſein' Lebtag'." Daß Michel es ſei, welcher eigentlich dem Bäbele den Stoß in die Welt hinausgebe, kam der Konſtanzerin nie in den Sinn; denn wie jedes ordentliche Mädchen, hätte ſich auch das Bäbele geſchämt in's blutige Herz hinein, etwas Leides über die Eigenen

vor jemand Fremden, und wär' es auch die beste Freundin gewesen, zu vertätschen. [1])

An einem Sonntag, grad vor der auer Kilbe, [2]) also Mitte August, saß beim Müller nach dem Nachmittagsgottesdienst Alles still in der Stube beisammen. Der Müller blätterte im Kalender, Michel blies dicke Tabakwolken aus seiner Pfeife und schaute zum Fenster hinaus, Mikle saß sinnend am Tische, und das Bäbele las in einem Geschichtbuche, welches ihm die Konstanzerin gebracht hatte. Da auf einmal rief Michel: „Der Bote kommt!" Alle eilten an's Fenster. Richtig, da kam er herauf! Man zählte ihm fast jeden Schritt, bis er vor der Thür war.

„Ein Brief von Josef!" sagte der Müller mit vor Freude zitternder Stimme, während der Bote zur Thür hereinkam. Einen Brief brachte er allerdings, aber nicht von Josef, das sah man schon der Ueberschrift — auf Deutsch „Adresse" — an. „Vom Kaspale," sagte das Mikle, sobald der Bote bezahlt und wieder fort war; „ich kenne seine Schrift ganz gut; es hat schon in der Schule so schön geschrieben, als ob man's g'stochen hätt'."

Das Mikle wußte nicht, ob es erschrecken, oder sich freuen sollte... Es that den Brief auf, so schnell es konnte, und las:

„Mühlhausen, den 6 August 1824.

„Werthe Bekannte!

„Der Josef hat schon lang gesagt, bis auf die auer „Kilbe wolle er Euch einen Brief schreiben und eine

1) vertätschen — ausplaudern. 2) Kilbe — Kirchweih.

Freud' damit machen; aber der Menſch denkt, und Gott enkt! Und das iſt bei der traurigen Nachricht, welche ch Euch ſchreiben muß, noch der beſte Troſt, daß es Gott ſo gelenkt und gerichtet hat. Geſtern Mittag iſt mein beſter Freund und Euer Bruder Joſef von einem Gerüſte herabgeſtürzt und — — geſtorben."

So weit hatte das Mikle geleſen, aber weiter konnte nicht mehr, die Stimme hätte ihm verſagt dazu, und e Buchſtaben bewegten ſich vor ſeinen Augen, wie der taub im Winde. Aber auch weinen konnte es nicht; hneeweiß und ſtarr ſaß es da, und ließ beide Hände it dem unglücksſchweren Brief auf den Schooß hinab- ken. Das Bäbele lehnte ſich an es, als ob es ihm ſchwundo wär'. Michel aber hatte den Kopf auf den iſch gelegt, wie ein kleines Kind, wenn es verſtohlen eint; die thönerne Tabakspfeife, die ihm der Joſef einſt ſchenkt hatte, fiel ihm aus dem Munde, und zerſprang uf dem Boden in hundert Scherben. Und der Vater? er ſank mit einem ſchweren Seufzer auf die Ofenbank, nd ſagte: „Das macht mich um zehn Jahr' älter, aber öſt' ihn Gott!" —

Wie Einer, der durch Feuerlärm vor ſeinem Hauſe aus nem furchtbaren Traum zu einer traurigen Wirklichkeit ufgeſchreckt wird, ſo richtete ſich das Mikle nach ein paar Minuten traurigen Schweigens jetzt wieder auf, und fuhr iſe, mit zitternder Stimme, zu leſen fort:

„Am 1. Auguſt wurde ich durch Unvorſichtigkeit eines Handlangers an der linken Hand ſo beſchädigt, daß ich nicht mehr arbeiten konnte und im Quartier bleiben mußte. Dieſe Zeit benützte ich, einen Brief an Nazi zu

„ſchreiben, damit ich ihn dann mit Joſefs Brief fort-
„ſchicken könne. Joſef war gewöhnlich der Erſt' und der
„Letzt' auf der Arbeit, und ich ging ſonſt dann allemal
„mit ihm; aber dieſe Tage war er eben, bis zur Ankunft
„der Andern, allein. Geſtern nun, als die Bizauer und
„der Schweizer auf die Arbeit kamen, fanden ſie Joſef
„ſchon vom Gerüſt herabgefallen und faſt todt.

„Morgen wird er, weit, weit von den Eigenen, ver-
„graben; aber auch hier wird Einer auf ſeinem Grabe
„für ihn beten wie für einen Bruder. Und auch Ihr
„werdet für ihn beten, vielleicht oft mit naſſen Augen;
„aber er hat Thränen verdient! Und gerade das iſt ein
„Beweis, daß er, wenn auch unvorbereitet, doch gut ge-
„ſtorben iſt. Wißt Ihr noch, wie uns der Pfarrer in
„der Schule einmal erzählt hat: „Die Thränen des wahren
„und aufrichtigen Schmerzens, die man um einen Ver-
„ſtorbenen weine, ſammle der heilige Schutzengel in ſeine
„goldene Schale, und lege ſie zu den guten Werken des
„Verſtorbenen in die Wagſchale Gottes. D'rum ſollen
„wir gegen alle Leute lieb und gut ſein und ſo, daß wir
„Thränen verdienen thäten, wenn wir ſtürben.“ Der
„Joſef nun iſt immer ſo geweſen.

„Am traurigſten faſt kommt es Euch vielleicht im
„erſten Augenblick vor, daß er nicht mehr verſehen wor-
„den iſt mit Beicht und Kommunion; aber Joſef iſt ja
„nie ſchlecht geweſen, und der himmliſche Vater hat's wohl
„gewußt, daß er das nicht nöthig hat, d'rum iſt es ſo ge-
„gangen. Man ſagt: Wenn ein Soldat im feindſeligen
„Krieg mitten in der Schlacht vom Tod erfaßt wird, ſo
„komme er ſchnurgrad in den Himmel; warum nun ſollte

„es ein Anderer, der im Schweiß des Angeſichtes arbeitet „für die Eigenen, warum ſollte es ein ſolcher bei unſerm „Herrgott nicht auch ſo gut haben?

„Was das Zeitliche betrifft, ſo ſeid Ihr ja doch nicht „verlaſſen, in dem Stück hab' ich es ſchlechter als Ihr; „und dann hat Joſef jetzt auch alles Böſe auf der Welt „überſtanden, und Ihr könnt Euch auch ohne ihn fort„bringen.

„Ich thät' Euch noch mehr ſchreiben, aber Ihr möget „es jetzt gewiß nicht leſen und hören. Den beiliegenden „Brief bitte ich dem Nazi zu geben. Von dem, was „Joſef hinterlaſſen hat, will ich Euch dann ſpäter Rech„nung ablegen.

„Und nun b'hüt Euch Gott; der Doktor kommt und „ich muß fort!

„Euer mitleidsvoller Freund

Kaſpar Lechleitner."

Aber jetzt konnte das Mikle weinen, und der Vater und das Bäbele auch. Michel ging hinaus in den Stadel, es war ihm zu eng geworden in der Stube; da legte er ſich nieder in's Heu, und weinte wie ein kleines Kind lange Zeit. Dann richtete er ſich wieder auf, wiſchte ſich die naſſen Augen mit dem Hemdärmel ab, und ging zurück in die Stube. Hier war es jetzt ſo traurig und ſtill, wie vielleicht in dieſem Augenblick auf Joſefs Grab, wo nie ein Eigenes ſtehen, ihm ein Vaterunſer beten und das Weihwaſſer geben wird.

Beim Nachteſſen ſaßen Alle ſtill beiſammen am Tiſche. Es war ihnen immer, als ob Eins noch nicht da

ſei, als ob der Joſef noch kommen ſollte. Keines mochte eſſen. Sie ſahen einander an, und fingen dann an zu weinen.

Am andern Morgen ging Mikle mit Kaſpales Brief zum Pfarrer. Dieſer las ihn und ſagte dann: „Das Kaſpale iſt halt doch ein ordentlicher Bub', die Leut' mögen ſagen was ſie wollen."

Das Mikle äußerte nun, ſie möchten dem Joſef auf dem Friedhof ein Kreuz ſtecken und Meſſen leſen laſſen. Dem Pfarrer war alles recht; er tröſtete zugleich das Mikle ſo gut er konnte. Aber den beſten Troſt fand dieſes in Kaſpales Brief, den es nun wieder mit heimnahm. Wieder und wieder las es ihn, und es wurde ihm gar wunderbar weh und wohl dabei. „Das iſt noch das alte gute Kaſpale, ſo g'ſcheid und fromm, wie es ſchon in der Schul' geweſen, wo es einmal die hellen Tropfen geweint hat, da man die Geſchichte vom letzten Abendmahl Jeſu geleſen," ſprach es leiſe vor ſich hin, indem es den Brief, den es mit ſo mancher Thräne ſchon benetzt hatte, in ſeinem Kaſten in der Schublade verſorgte, wo auch noch einige Angedenken an die Mutter ſelig und andere dergleichen kleine ihm theure Schätze aufbewahrt lagen.

Am Mittwoch brachte der Schreiner das hölzerne Kreuz. Mikle und Bäbele nagelten zuerſt das Bild des heiligen Joſef darauf, und machten dann einen ſchönen Kranz aus natürlichen und künſtlichen Blumen rings um das Bild, wie das bei einem verſtorbenen Jüngling oder einer Jungfrau der Brauch iſt.

Am Samstag kam der Meßner und holte Käs und

Schmalz, denn faſt der ganze Gehalt des Meßners beſteht in dem ſogenannten Seelenalmoſen, d. h. in dem, was man ihm bei Begräbniſſen und Jahrtagen der Verſtorbenen geben muß. Da iſt dann aber genau vorgeſchrieben, was und wie viel, und damit Niemand zu wenig Schmalz oder einen zu kleinen Käs gebe, ſo wird das Seelenalmoſen auf einer extra dazu unten in der Kirche errichteten Bank öffentlich ausgeſtellt.

Am Kilbeſonntag um Achte läutete es in der Kirche mit allen Glocken, und die ganze Gemeinde kam vor Rummamüllers Häusle zuſammen, um Joſefs Kreuz abzuholen. Im Heraufgehen erzählte faſt Jedes von Joſef, und alles, was man hörte, war lauter Liebes und Gutes. Die Männer lobten ſeine Geſchicklichkeit, und die Buben erzählten von ſeiner Kraft Wunderdinge; die Weiber ſagten: „wie er ſo ordentlich und folgſam gſin ſi allewil," und die Mädchen: „wie doch das einen ſo ſchönen Heiligen im Himmel abgebe; er hab' faſt a G'ſicht gehabt wie a recht ſchöne Motal, und a Stimm' a wunderſchöne!" Das iſt der Welt Brauch: wer heirathet wird geſchimpft, und wer ſtirbt gelobt. Aber Joſef hatte das Lob wirklich verdient ſo gut als Einer.

„Tröſt' ihn Gott!" ſagten Alle, als Joſefs Gottle [1]) mit dem bekränzten Kreuz zur Hausthür herauskam, und dem Zug, der nun laut zu beten anfing, voran zur Kirche ging. Da, grad neben dem Kreuz der Mutter, wurde auch das Joſefs geſteckt. Hier beteten nun der Müller und die Seinigen an jedem Sonntag für die Theuren, deren

1) Gottle — Taufpathin.

Andenken ſie durch das Kreuz auch bei Andern auf längere Zeit zu erhalten wünſchten. Für ſich ſelbſt hätten ſie derartige Erinnerungszeichen freilich nicht nöthig gehabt.

Nachmittags ging faſt Alles im Dorf auf die auer Kilbe, nur Rümmamüllers blieben daheim. Dem Mikle kam jetzt in den Sinn, daß es dem Nazi Kaſpales Brief noch nicht gebracht habe. Es hatte es die Woche hindurch mehreremal thun wollen, aber dann war immer wieder etwas dazwiſchen gekommen. Jetzt ſuchte es den Brief hervor, und ging ſogleich damit hinab.

Der Nazi war mutterſeelenallein daheim. „Das Thareſle ſei auch auf die auer Kilbe, das wiſſe man wohl, daß das hinten und vorn dabei ſein müſſe, und ihn laſſe man allein daheim ſitzen.“ Da ſagte das Mikle: „Es bringe ihm da für die lange Weil' einen Brief vom Schwarzokaſpale.“

„Potz Sakarlott, ſo hat es den alten lottrigen Nazi noch nicht vergeſſen? Der Teufelskerle der, was macht er? — Ja ſo, und euer Joſef iſt, glaub' ich, auch geſtorben! Nu, tröſt' ihn Gott! Es iſt beſſer, jung ſterben, als ſo alt und übrig werden, wie die Schlitten am Sankt Johannistag. — Aber was das Kaſpale mir da ſchreibt, das nimmt mich Wunder. Mußt du grad wieder heim, oder haſt ſonſt noch etwas Nöthiges zu thun?“

„Nein, nix Extras!“

„Dann biſt ſo gut, und thuſt mir den Brief grad leſen, gelt? Ich hab' die Augenkrucken, [1]) weiß Gott wohin,

1) Augenkrucken — Brille.

rlegt, und mit Lesen bin ich sonst nie grad am besten Fuß g'wesen. Willst so gut sein?"

„Das kann ich wohl," sagte das Mikle, und that gleich den Brief auf, während der Nazi mutschelte: [1]) Es möge dem Tharesle nichts davon sagen, es wähn' ust wieder Wunder was." Das Mikle las:

Mühlhausen, den 3. August 1824.

„Lieber Nazi!

„Am 1. August ist durch Unvorsichtigkeit eines Andern meine linke Hand ein wenig aus der Ordnung gekommen, so daß ich jetzt arbeitsunfähig in meinem Quartier bleiben muß. Hier sehe ich nun, daß das Vornehmthun doch auch gelernt sein muß, einmal mir wär' beim Faulenzen die Weil' zu Tod lang, das merk' ich schon jetzt, und ist erst zwei Tag', seit ich nichts mehr thun kann. Da hab' ich denn so an meine Heimath und an meine Bekannten dort gedacht, (Eigene hab' ich leider keine!) und es kam mir in den Sinn: Jetzt will ich doch dem alten guten Nazi ein paar Wörtle schreiben; das ist der einzige Mann in der G'meind', dem vielleicht ein Brief vom Kaspale Freud' macht.

„Zuerst will ich dir sagen, daß ich, den kleinen Unfall mit der Hand abgerechnet, gesund und wohlauf bin, und nun erzählen, wie es mir hier gefällt.

„Der Arbeitslohn ist gut, und das ist für mich die Hauptsache; aber wenn man mir unter der Bedingung, ‚ich müsse mein' Lebtag' im Elsaß bleiben," gleich ein nettes Häuschen schenken wollte, ich nähme es nicht, und

1) mutschelte — murrte, brummelte.

„würde mich für das Häuschen und für's Dableiben lieber „bedanken. Anfangs habe ich vielmal den Andern erzählt, „was ich Kurioſes an den Leuten geſehen hab' und in den „Häuſern; dann haben die Andern blos g'lacht und ge„ſagt: „Das ſei hier überall ſo, es ſei ſo Mode." Ich „glaube zwar nicht, daß es beſſer ſei, weil man's hier „überall ſo trifft; aber ich weiß nun doch, was hier Mode „iſt, und das will ich Dir denn treulich ſchildern.

„In dem Haus, wo wir im Quartier ſind, iſt Mann „und Weib; da iſt nun Mode, daß ſie einander vor den „Leuten Herr und Madam, daheim aber Lump und Hexe „heißen. Bei Tiſch gibt man in prächtig ſchönen Schüſſeln „von Porzellan verflickt wenig und ſchlecht zu eſſen, und „da iſt es dann kein Wunder, wenn man ſo mager wird, „als unſere Suppen, die grad dem heitern Sommerhim„mel ob dem Bregenzerwald gleichen; und wie dort ein „paar Nachmittagswölkle, ſchwimmen ein paar Brocken „darauf herum. Da heißt's dann beim Eſſen: „Still, „es wär' gleich ein Löffelvoll verplaudert!"

„Die vorige Woche, am Sonntag, war mein Ge„burtstag, da gingen ich und Joſef in's Wirthshaus. Es „traf ſich ganz gut, denn es waren fremde Sänger da, „„und die," ſagte man, „können es wie ſonſt keine weit „und breit." Mir gefielen nun ihre Lieder gar nicht, es „war darin alles ſo langweilig und ſo jammernd, faſt „zum Einſchlafen. Da ſagte ich, ich hätte doch g'meint, „im Wirthshaus, beim Glas Wein, ſollte man etwas „Luſtig's ſingen, nicht ſo wie in der Kirche bei einem „Todtenamt. „Das ſei Mode," ſagte man. Nun wegen „meiner kann es Mode werden, auf den Kopf zu ſtehen;

was mir nicht gefällt, mag ich deßwegen doch nicht. Da gefallen mir die Bräuch' im Wald doch beſſer. Dort wenn z. B. zwei einand' gern haben, ſo werden ſie immer wahrer und offener gegen einander, je lieber ſie einander ſind; aber hier, je länger zwei mit einander kareſſiren, deſto ärger lügen ſie einander an. Da iſt es dann eben kein Wunder, wenn die Ehen auch nach der Mode ausfallen.

„Ich könnte dir noch mehr ſolche Dinge ſchreiben, aber du würdeſt es mir nicht einmal glauben. Ich und Joſef und der Schweizer, der neben uns arbeitet, lachen vielmal darüber. Der Schweizer, — ein Bub', der grad ſeinem Bruder, dem Schweizerkarli gleicht, den du gewiß gekannt haſt, — iſt mir faſt ſo lieb als Joſef. Er hat uns ſchon ſo viel von ſeiner Schweiz erzählt, daß ich und Joſef Luſt haben, den nächſten Sommer auch dorthin zu gehen. „Arbeit," hat er geſagt, „wolle er uns ſchon überkommen. Dann ſchaffen wir wieder alle Drei mit einander wie jetzt." Dort muß ein Leben ſein!

„Uebrigens bin ich ſonſt nicht ungern im Elſaß, denn ich habe zwei gute Freunde da und verdiene brav Geld, und das iſt, wie ſchon geſagt, für mich die Hauptſache. Ich habe nämlich im Sinn, ſobald als möglich im Wald ein Häuschen zu kaufen, und dann dort zu bleiben, ſobald ich auch ein Gut und alſo Arbeit habe. Wenn du hörſt, daß eines, nicht gar zu theuer, feil wird, ſo ſei ſo gut und ſchreibe es mir. Etwa 200 Gulden könnte ich im Herbſt daran abzahlen, wenn man will, und das Uebrige würde ich dann, will's Gott! ſchon auch noch verdienen.

„Im nächſten Winter komm' ich ein paar Wochen „heim. Joſef hat geſagt, ich könne zu ihm in's Quartier, „bis wir dann wieder fort und der Schweiz zu gehen.

„Sei ſo gut und ſchreibe mir auch ein paar Wörtle. „Den Brief darfſt du dann blos Rümmamüllers geben, „die werden mir ihn ſchon mitſchicken, wenn ſie dem Joſef „ſchreiben.

„Lebe wohl, lieber Nazi!

Dein altes

Schwarzokaſpale."

Nazi hatte während dem Leſen oft recht herzlich gelacht, das Mikle aber hatte es zuerſt faſt erelendet, als es dachte, wie Joſef im Sinn gehabt habe, ihnen auf die auer Kilbe auch einen Brief zu ſchicken und eine Freude damit zu machen; und jetzt war dieſe Kilbe für ſie ſo traurig, und Joſef todt! Allein als es dann weiter las, mußte es doch auch lächeln, obſchon ihm dabei das Waſſer in den Augen ſtand; denn das freut jeden Wälder und thut ihm wohl, wenn er ſieht, daß die in der Welt draußen die Heimath noch nicht vergeſſen haben. Nazi aber ſagte: „Es iſt mir grad, als ob ich das Kaſpale wieder leibhaftig vor mir ſtehen ſähe; das iſt noch immer das Alte, und mir noch ſo lieb wie früher. Auf den Brief thät' ich ihm jetzt gern auch mit a paar Zilatha [1]) antworten, aber ich kann's ſo ſchlecht. Wenn ich dürfte, ſo käm' ich einmal zu dir hinauf, und dann müßteſt halt du für mich ſchreiben."

„Das will ich ſchon," entgegnete ohne weiteres Be-

1) Zilatha — Zeilen.

ſinnen das Mikle, „und du kannſt mir dafür eine andere Gefälligkeit thun, — wenn du nämlich ſo gut biſt, und mich den Brief da mitnehmen läſſeſt, ich thät' ihn dann auch dem Vater und den Eigenen vorleſen."

„Ja freilich, nimm ihn nur mit wegen meiner, ich hab' ihn jetzt ſchon g'hört," ſagte Nazi, und das Mikle nahm den Brief und ging wieder heim.

Michel war auf das verrumminirte Gut hinaufgegangen; aber traurig ſchaute er d'rein, wie ſchön auch das Grummet daſtand, und ſeinen Fleiß zu belohnen verſprach. Er hatte ſich das ſo ſchön gedacht, wenn er dem Joſef im Herbſt das viele Heu zeigen, ihn dann heraufführen und zu ihm ſagen könnte: „Siehſt, Joſef, ich hab' Min's daheim ſchon auch gethan!" Aber jetzt war das alles vorbei. —

Beim Heimgehen kam ihm in den Sinn, daß er früher Webers Marien verſprochen habe, „mit ihr auf der auer Kilbe zu tanzen..." Sein Geſicht wurde wieder heiterer, als das Mikle ſpäter erzählte, daß Webers Marie *nicht* in der Au ſei, es habe ſie geſehen, wie es zum Nazi hinabgegangen. Nun mochte Michel doch wieder lachen, als das Mikle Kaſpales Brief vorlas, und nachdem es fertig war, ſagte er: „Reſpekt vor dem Kaſpale, daß es Muth hat, ſpäter daheim zu bleiben! Es iſt das beſſer für Leib und Seel'. Wenn nur Joſef auch daheimgeblieben wär'!"

Man begann nun wieder an die Arbeit zu denken. Wenn Eines aus einem Haus herausſtirbt, ſo müſſen die Andern näher zuſammenrücken, und in Gottes Namen wieder vorwärts machen, ſo gut es eben geht. Es iſt dieß

auch das beste Mittel, Kummer und Leid aus dem Herzen zu bringen.

„Was offenbar Gottes Wille gewesen, muß man hinnehmen; und es wäre nicht recht, ein Jahr lang mit Jammern und Klagen dem Vater im Himmel das Geschehene vorzuwerfen. Mit Gott getrost weiter schaffen, seine Pflicht thun und die traurigen Gedanken verschwitzen, das ist besser, als in eine Ecke hocken, und mit Thränen seinen Kummer nähren, daß er am Ende Einem noch über den Kopf wächst." So dachten Josefs Geschwister. Friedlich und still thaten sie wieder ihre Arbeit, und suchten in treuer Erfüllung ihres Berufes Trost zu finden. Der Müller aber sagte: „Es sei doch noch bei weitem nicht so traurig, als wenn Josef schlecht und bös geworden wär'. So sei er jetzt im Himmel, und hab' es viel besser, als er es je auf der Welt überkommen hätte."

Inzwischen war es Herbst geworden. Das Bäbele redete jetzt zuweilen wieder vom Fortgehen, und Niemand widersprach ihm mehr. „Es soll in Gottes Namen gehen," hatte das Mikle endlich, nach langem Kampf mit sich selbst, gesagt, „es gebe sonst doch keinen Frieden mehr." Von Josef aber sprach man noch oft, ja jeden Tag, — und was er den letzten Winter geredet und gethan hatte, erzählte man wieder, und jedesmal nach dem Essen betete man ein Vaterunser für ihn.

Eines Abends, als es schon dunkel war, kam der alte Nazi herauf, und nachdem er sich gesetzt und ein wenig verschnauft hatte, sagte er zum Mikle: „Ob es noch nicht vergessen, was es ihm im Sommer versprochen habe?"

„Es hat mich schon lang gewundert, daß du noch nie gekommen bist.“

„Ja, das Kaspale muß freilich lang warten; aber der Bericht, den es jetzt überkommt, ist das Warten schon werth. Ich habe nämlich im Sinn, dem Kaspale mein Haus und mein ganzes Abgericht zu kaufen zu geben.

„Und was thust dann du?“ fragte der Müller.

„Für mich ist Platz g'nug im kleinen Stüble hinten; mein Vetter ist auch viel' Jahr' lang dort gewesen. Für jetzt kann ich mir schon noch selber kochen, ich hab' ja den ganzen Tag sonst nichts zu thun; und später, wenn das Kaspale einmal heirathen thut, geh' ich zu ihm in die Kost, das Kostgeld kann ich schon noch geben.“

„Aber das Thareste?“

„Ja, das will heirathen. Habt ihr noch nichts davon gehört?“

„Kein Sterbenswörtle.“

„An der auer Kilbe ist ein Auer, a bodo richa,[1]) mit ihm heimkommen. Dem ist das Weib gestorben, und jetzt will er wieder heirathen, daß er keine Magd mehr haben müsse, und da wähnt er, das Thareste füge für ihn am besten. Kinder müsse er da keine mehr aufziehen, dazu sei es zu alt; die Arbeit aber könne es wohl, und Vermögen überkomme es auch etwas, wenn ich einmal sterbe.“

„Und nimmt das Thareste den?“ fragte erstaunt das Mikle.

„Versteht sich! Zum ersten ist es ein Mann, und

1) bodo rich — ziemlich reich.

dann iſt es, wie ſchon geſagt, ein vermöglicher Mann — das iſt für ſo ein Tharesle genug."

„Und jetzt willſt du dein Ahgricht hergeben?"

„Ja. Ich ſelbſt bin alt, fremde Leut' haben mag ich nicht immer, und das müßte ich ja. Das Kaſpale kann es dann, wenn es noch länger fort und noch gar in die Schweiz will, verlaſſen oder wurſten, oder machen, wie es ihm gefällig iſt, und wenn es einmal dableiben will, ſo iſt es g'wiß froh, wenn es ein eigenes Neſt hat. Denn wenn es am Ende das baare Geld im Sack hätt', ſo wären doch nicht alle Tag' Häuſer feil, — und heirathen thut es auch viel leichter, wenn es ein hübſches Ahgricht hat, es kann dann eine Reiche nehmen und ſich wohl ſein laſſen, und das gönne ich Keinem beſſer als dem Kaſpale. D'rum ſchreib' ihm jetzt das alles vom Tharesle und von mir, und es ſoll nur bald heimkommen, daß wir den Handel eben machen können; denn unſereiner weiß nicht, wie lang er noch lebt, und ich glaube, das Kaſpale überkäm' es wohlfeiler von mir, als von den Erben. So, das ſchreib' ihm ſo bald als möglich! Den Lohn dafür will ich dir dann ſchon geben. Jetzt aber noch etwas — ſagt nur keinem Menſchen ka Dämpfle [1]) von dem, was ich da g'ſagt hab'!"

Das Mikle und die Andern verſprachen zu ſchweigen, wie der Pfarrer von der Beicht. Und der Nazi ging wieder heim, „daß ihm dort das Nachteſſen nicht erkalte."

Schon am andern Morgen ſetzte ſich das Mikle zum

---

1) ka Dämpfle — nicht das Mindeſte.

Schreiben, denn was man gern thut, das thut man gleich. „Wie wird das dem guten Kaſpale Freud' machen!“ dachte es. „Ordentlichen braven Leuten geht es doch zuletzt noch allemal gut, und es gibt immer wieder Solche, die ihnen geneigt ſind und ihnen helfen. Nazi hat ganz Recht, daß er ihm ſein Ahgricht verkauft, da er es auf jeden Fall hergeben will. Es denkt ihm noch d'ran, wenn er ſchon lang unter'm Boden iſt. Ha, und jetzt gibt das Kaſpale noch einen Unterdörfler ab, und hat ſonſt ſo vielmal über die gelacht; aber ſtolz glaub' ich doch nicht, daß es wird. Nein nein! Es kommt dann doch noch hie und da einmal zu uns herauf. Vorigen Herbſt iſt ihm der Weg vom Nazi herauf auch nicht zu weit geweſen.“

Manches Mädchen an Mikle's Platz hätte gedacht: „Aha, potz Dunnſtag, jetzt gibt das Kaſpale einen Kerle ab! Es gleicht jetzt etwas mehr zum Kareſſiren und Heirathen, als vor einem Jahr. Ich muß nur machen, daß ich es für mich fangen kann!“ Aber das Mikle war n i c h t ſo. Es gönnte dem Kaſpale ſein Glück von Herzen und ohne Eigennutz, und dachte an nichts als an die Freude, welche das Kaſpale jetzt haben werde, wenn es zu einem ſo ſchönen Anweſen komme. Freilich konnte es noch nicht alles baar auszahlen; aber beim Nazi hatte es Kredit genug. Für ſich ſelbſt rechnete das Mikle gar nicht; es hätte ja jetzt, da das Bäbele beſtimmt fortgehen wollte, auch gar nicht mehr an's Heirathen denken dürfen.

Der Nazi hatte geſagt: „das Kaſpale könne nun eine Reiche nehmen,“ und dem Mikle war es bei dieſen Worten freilich ein wenig kalt geworden; aber dann dachte es wieder: „Früher einmal hätte es wegen dem

Vermögen Keine genommen, wenn es schon hinten und vorn nichts gehabt hat, als sich selbst; und warum sollte es jetzt auf Vermögen sehen, wo es selbst welches hat?" Es schrieb den Brief so schnell es konnte, und da es ihn zuletzt wieder überlas, hätte Einer, wenn er sein heiteres Gesicht dabei gesehen, meinen können, es habe einem Bruder von einem großen Glück geschrieben, das ihm selbst zu Theil geworden. Man hätte es ihm angesehen, daß die Worte: „Du freust Dich ob dieser Nachricht gewiß nicht viel mehr, als Deine Freundin Maria Katharina," mit welchen es den Brief schloß, wahr seien.

„Jetzt bin ich fertig!" sagte es, und legte den Brief zusammen; es wollte ihn sogleich zusiegeln und zum Kronenwirth hinabthun, daß ihn dann der Bote dort mitnehmen könne und er so bald als möglich an End' und Ort komme; „aber halt," sagte der Vater, „du mußt ihn doch zuerst dem Nazi noch vorlesen! Du hast ja für ihn geschrieben, d'rum muß er doch auch wissen was? Man darf so etwas nicht so selbherr und verstohlen machen, wie die Herren auf dem G'richt, die unsereinen auch nichts mehr dazu sagen lassen, wenn sie einmal geschrieben haben."

Das war nun für das Mikle gar keine gute Hörat. Was brauchte der alte Nazi, „daß es auch es so freue," zu hören? Es ließ das Köpfle hängen, und sann nach, ob es nicht geschwind einen andern Brief schreiben wolle; dann aber hätte es dem Kaspale diesen Brief nicht mehr schicken dürfen, und das wollte es durchaus thun. Aber ihn zuerst dem Nazi vorlesen, das that es so ungern, als es ihm aus seiner letzten Beicht erzählt hätte, und

doch war es ihm ſelbſt: der Vater habe Recht. „Nun, es wird ſich ſchon machen," dachte es, und ging ſogleich hinab, daß es dann überſtanden ſei, und der Brief bald fortkomme.

Nazi verwunderte ſich, daß das Mikle ſchon fertig ſei, und lobte deſſen Pünktlichkeit und Ordnungsliebe. Es fing nun ſofort an zu leſen; die Stellen jedoch, wo es von ſeiner eigenen Freude geſchrieben, und wie es ihm das gönne, überhüpfte es, oder ſagte etwas Anderes dafür. Wenn Nazi die Augenkrucken bei Handen gehabt hätte, ſo würde er es dem Mikle wohl angeſehen haben, daß es unter'm Hütle ſpiele, denn es wurde einmal über's andere feuerroth; er merkte jedoch von allem nichts, und ſagte, als der Brief geleſen war: „Grad ſo hab' er's g'meint, hätt's aber um's Leben nicht ſo ſchön ſagen können." Er wollte ihm nun den Lohn für's Schreiben geben; aber das Mikle nahm nichts und ſagte: „Das ſei gern geſchehen." Es war froh, daß es wieder gehen konnte, denn es fürchtete immer, man ſehe ihm den geſpielten Betrug an. Doch Nazi hatte weder vor- noch nachher das Mindeſte gemerkt, und der liebe Gott wird dem Mikle das, was es gethan, wohl auch verziehen haben.

Nachmittag beim Erdäpfelausgraben, wo das Mikle und Michel allein waren, ſagte dieſer: „Jetzt gibt das Kaſpale noch etwas ab, wenn es ein Ahgricht überkommt; jetzt ſollt's eben heirathen und ein Bauer werden!"

„Und ich glaube, es wäre beſſer, wenn es noch ein paar Jahre in die Fremde ging', und brav Geld verdienen thät'. Das Haus und Gut könnt's ja in Pacht herlaſſen."

„Nein, nein, potz Sakerlott, das wäre nichts! Das Gut iſt in ſchlechtem Stand jetzt, und durch's Verlaſſen und Verpachten würde es ſchwerlich beſſer, da heißt's:

„Willſt, daß dir äppas g'ling',
So tuog ſcalb' zum Ding!"

Das Kaſpale überläm' jetzt ordentliche Mädchen g'nug zum Heirathen. Oder möchteſt du es nicht?"

„Ich habe dem noch nie nachg'ſinnet, und warum hätt' ich das auch ſollen? Ich bin gern daheim bei dem Vater und dir, und ihr ſeid doch auch froh, wenn ich dableibe. Ein Hausweſen ohne ein Weib iſt grad, wie tanzen ohne Muſik, — es iſt gar nichts."

„Ja, jetzt wenn du fortgehen thäteſt, ſo müßte man das halt ſonſt wieder richten. Ich thät' dann grad auch heirathen, und ſo wär' wieder Muſik zum Tanzen."

„Und wollteſt du, daß ich ginge?"

„Nein, das wär' blos, wenn du gehen wollteſt."

„Aber der Vater?"

„Ja, der weiß wohl, daß man mit Heirathen nicht wartet, bis man einen Blaßkopf [1]) hat. Ich meine, er ſähe es lieber, wir thäten heirathen, als ſo daheimhocken und auf ſeinen Tod warten, wie die Hund' auf das Fleiſch, da man eine Kuh metzget. Er leidet wegen dem doch keine Noth, wenn wir ſchon heirathen."

„Und das Bäbele?"

„Das will ja jetzt fort, und wenn ihm ſo gut geht, als es wähnt, ſo kommt es lang nicht mehr heim, und

1) Blaßkopf — Kahlkopf.

ommt es wieder, ſo gehört ja das Haus und alles ihm
o gut als mir."

So redeten die zwei Geſchwiſter noch lang hin und
er, und das Mikle konnte Micheln im Grunde nicht
lnrecht geben, als er zum Schluß noch ſagte: „Bis-
er hätten ſie Alle zuſammengeholfen, aber ſein' Lebtag'
önne das doch nicht ſo bleiben. Es müſſe jedes auch an
ie Zukunft denken. Er wolle mit dem nicht ſagen, daß
des jetzt grad für ſich ſelber leben und ſchaffen ſoll; ſie
ünnten ſchon beiſammenbleiben. Er meine blos ſo: Wenn
s ſich einem grad ſchicke, ſo ſei es närriſch, wenn es
icht auf ſich ſelbſt ſehe. Es ſeien jetzt Alle gewachſen,
nd ſollten durchtrieben genug ſein, ſelbſt einen Weg
t finden, auf dem ſie in Ehren durch die Welt kommen
nnen. Das Bäbele wolle fort, das ſei ihm recht; wenn
s aber wieder komme, ſo ſei es auch recht. Und wenn
as Mikle eine gute Heirath thun könnte, ſo würde es
n gewiß herzlich freuen; bleibt es dagegen lieber daheim,
abe er nicht das Mindeſte dawider. Nur das wolle er
gen: wenn es ſich ihm ſchicke, ſo heirathe er, und die
ndern können es wegen ſeiner auch ſo machen!"

In dieſem Augenblick kamen einige Bekannte auf die
eſchwiſter zu; das Mikle erwiederte daher kurz: „Bis jetzt
s Lod [1]) wegen Joſefs Tod vorbei iſt, bleibt alles beim
lten, und nachher wird man wohl weiter ſehen."

Michel war wieder täglich auf dem verrumminirten Gut,
s der Winter ſeinem Arbeiten dort ein Ziel ſetzte. Doch

1) Lod — Leid, Trauerjahr.

war er deßhalb keineswegs müssig, und benützte die gute Schlittbahn zum Heimziehen von Holz und Berghen. Die Abende brachte er daheim zu bei Vater und Schweſter. Die Rathſtubat kam dieſen Winter natürlich nicht mehr, weil man im Leid war um Joſef; das Bäbele war fortgegangen mit der Konſtanzerin, und ſo war es jetzt in den langen Dezemberabenden recht ſtill und ödelig im Häusle des Müllers. Oft noch redeten Michel und das Mikle vom letzten Winter, wo bei ihnen noch Alles bei einander geweſen, und es immer ſo luſtig zugegangen war.

Auch das Kaſpale war vielmal der Stoff ihres Geſprächs, und es nahm Alle Wunder, warum es heuer nie mehr heraufkomme. Blos ein einzigesmal war es dageweſen, gleich nachdem es aus der Fremde heimgekommen: es brachte da Joſefs Häß und das Geld, welches er bis zum 5. Auguſt, ſeinem letzten Tag, verdient hatte. Zugleich erzählte es noch einmal alles von A bis Z, was an dieſem Unglückstage geſchehen war. Es redete recht ordentlich, d. h. gar nicht fremdleriſch, fragte allem in der Gemeinde nach, und ſagte auch, wie es Mikle's Brief gefreut habe und wie es ſo gern wieder heim ſei, da es habe hoffen können, daß es nun auch ein eigenes Haus und an Nazi einen guten Freund und Hausgenoſſen überkomme, nachdem das Tharesle, das ſonſt immer wie eine Wand zwiſchen ihm und dem Nazi geſtanden, geheirathet habe. Das Mikle war bei Kaſpales Beſuch nicht daheim geweſen, doch erzählten ihm die Andern treulich, was es geſprochen, und was ſie an ihm beobachtet hatten.

Wenn Einer einem Andern ein halbes Jahr lang eine gute neue Sackuhr geliehen hat, und dieſer ſie nun wieder bringt, ſo unterſucht ſie der Eigenthümer genau, ob ſie noch gehörig mit der Kirchenuhr gehe, und ob ſonſt daran nichts „verrumminirt“ und geflickt worden ſei. Ein in die Heimath zurückkehrender Fremdler, den die ganze Gemeinde als eine Art von Eigenthum anſieht, muß ſich ähnliche Unterſuchungen gefallen laſſen. Oft hat man dabei dann kurioſe Dinge gefunden. Einmal iſt Einer heimgekommen, der war beim Mauern im Elſaß ſo fürnehm geworden, daß er ſogar die Wälderſprache verlernt und vergeſſen hatte. „Wie heißt man jetzt bei euch dieß nette Thierle mit dem ſammetenen Kleide?“ fragte er, während er eine Katze beim Schwanz zupfte. Dieſe kehrte ſich um und ſchrieb ihm mit der Tatze etwas auf die Hand. Ihr Name war das nun freilich nicht, aber den wußte jetzt der Fremdler ſonſt, und zornig ſchrie er auf: „Ok [1]) du vardammte Katz' a näſche!“ [2])

Das Kaſpale, welches die heimatliche Sprache ſo wenig als ſeine alten Kameraden vergeſſen hatte, überſtand die Feuerprobe glücklich, und wurde unverfälſcht gefunden, weil es noch mit Jedem „per du“ redete, die Haare nicht auf die Seite ſtrich als ob es darunter wegſpringen wollte, und noch zur gehörigen Zeit in die Kirche und dort ordentlich in ſeinen Stuhl ging.

Etwa drei Wochen lang redete man faſt von nichts als davon, daß der Nazi dem Kaſpale ſein Anweſen zu kaufen gegeben habe. „Jetzt müſſe es denn heirathen,“

1) Ok — ein Schmerzensausruf. 2) näſche — närriſche.

hieß es allgemein. Aber mit wem? das war die große Frage, welche Jung und Alt beſchäftigte, und die Niemand zu beantworten wußte. Mancher Bub' fürchtete um ſeinen Schatz zu kommen, denn dem Kaſpale ſtand das Fremdlerhäß prächtig wohl an, und ein hübſches Anweſen hatte es jetzt auch. Man beobachtete es auf Weg und Steg, in der Kirche und im Wirthshaus; aber man merkte ka Zöchele,[1]) daß es Einer einen Vorzug vor den Andern gab, und nun ging es wie gewöhnlich: je weniger man wußte, deſto mehr redete man davon!

Auf einmal hieß es überall: „Das Kaſpale ſei bei des Metzgers langhalſiger Gret' auf dem Strich geweſen." Ueber Nacht war dieſe Neuigkeit gekommen, wie ein Maienreif, der Manchem die ſchönen Hoffnungen auf Blumen und Kirſchen ſchonungslos raubt. Nach ſo einem Reifen geht man dann hinaus, ſchaut wehmüthig die ſchwarzgewordenen Blätter an, und ſagt oder denkt: „Wenn man das gewußt hätte! Es wäre ſo leicht zu helfen geweſen; man hätte den Garten verdecken und unter den Bäumen ein Feuer anmachen können." So dachte jetzt auch manches Mädchen: „Wenn man das vor einem Jahr gewußt hätte, daß es mit dem Kaſpale bis heuer ſchon ſo weit kommt! Damals wäre es noch ſo gut zu fangen geweſen, und dann hätte man's jetzt!" Am ſchlechteſten unter allen ging's aber doch Metzgers Greten, obſchon ſie die Meiſten beneideten. Ihr Hals wurde noch zehnmal länger, ihre Naſe zehnmal ſpitziger gemacht, als ſie wirklich waren, und herab ſetzte man ſie an allen

1) ka Zöchele — nicht das Mindeſte.

rummen, und wo überhaupt Weibervolk zuſammenkam,
ß es ein Elend war.

Das Mikle hatte natürlich auch von dem Lärmen
hört, aber es ſagte kein Wörtle dazu; es bereute auch
ht, daß es das Kaſpale im vorigen Winter nicht ge-
gen habe. „Es müßt' Einer ſo gern wollen als ich,
Einen, den ich erſt fangen müßte, möcht' ich grad
h nicht," ſo dachte das Mikle. Daß es aber mit Metz-
s Greten Ernſt gälte, würde es nicht geglaubt haben,
wenn's grad der Vorſteher geſagt hätte, und da
e es auch Recht. Das Kaſpale war eigentlich blos
Spaß bei der Gret' geweſen, mehr dem Nazi zu Lieb',
weil es ihm ſelbſt d'rum war. Der Nazi hatte ihm
Ruhe gelaſſen Tag und Nacht.

„Es ſollt' jetzt halt um a Schätzele luogo," meinte
und dann heirathen, ſonſt gehe es den Sommer wie-
weiß Gott wohin, und das ſollt' es nicht mehr thun.
junger ſtarker Kerle, der daheim etwas zu verſorgen
, ſollte ein Weib nehmen, daheimbleiben und zu
r Sach' ſehen. Wenn es heirathen thue, ſo wolle er
n Buben Ihne ſein, zu ſo einem Ihne ſei er dann
recht."

Das Kaſpale erwiederte: „Es wiſſe grad Keine, die
gefallen thät' und die es nehmen könnte."

„Probiren," ſagte Nazi, „probiren geht über ſtudiren.
t z. B. Metzgers Gret', die vermag ein paar tau-
Gulden. Ihr Bruder, der Metzger, hat vor etwa
Jahr geheirathet, und die Schwägerin kommt mit
n, ſo viel ich g'hört hab', nicht grad am beſten

aus. Ich glaube, die thät' gern heirathen, und die Arbeit kann ſie auch ſo gut als Eine. Willſt nicht einmal probiren?"

Das Kaſpale meinte lachend: „Es laſſe ſich alles probiren, aber nicht alles treiben." Es probirte auch wirklich, und war dann herzlich froh, daß man nicht alles treiben müſſe, was man probire. „Freilich, mit ihren paar tauſend Gulden wär' ſchon etwas anzufangen, aber bei der müßte ſie Einer *verdienen*; da hätte Einer ſein' Lebtag' immerfort Kreuzwoche!" dachte es, als es an jenem Abend heimging, der nachher ſo viel zu reden gab.

„Haſt geſtern Abends etwas ausgerichtet?" fragte Nazi am Morgen darauf das Kaſpale, als dieſes beim Feuer ſtand und das Morgeneſſen bereitete.

„Verſteht ſich, ich richte allemal etwas aus," ſagte es lachend.

„Ei was?"

„Ich habe gemacht, daß die Leut' wieder einmal etwas zu reden überkommen. Da ich bei ihr, und ſie im beſten Diſchkurs geweſen iſt, ſind fünf Buben kommen, und haben hereingeredet. Mich haben ſie natürlich geſehen, und ſo wird bald genug das ganze Dorf voll davon ſein."

„Aber ſonſt — haſt nichts ausgerichtet?"

„Wohl, ich hab' alles bei Greten gethan und ausgerichtet, was nöthig und in meiner Abſicht war. Ich hab' ſie kennen g'lernt, und geh' jetzt, will's Gott, mein' Lebtag' nie mehr zu ihr. Iſt das nicht genug ausgerichtet für einen einzigen Abend?"

„Wie iſt es denn aber gangen?"

„Ich bin alſo in's Haus, da ſind der Metzger und das Weib auch noch auf geweſen. Jetzt herkommen wie Einer, der ſchnurgrad heirathen will, hab' ich nicht mögen, d'rum hab' ich den Metzger g'fragt: „ob er mir nicht morgen einen Schlitten leihen könnte?" Ich hab' wohl g'wußt, daß er morgen ſeine Schlitten alle ſelber braucht zum Heuziehen, hab' aber dabei denkt: „Die Gret' braucht ihr nicht einzubilden, ich komm' grad pur wegen ihr; wenn ich dann dableiben will, ſo iſt's recht." Der Metzger hat natürlich g'ſagt: „Morgen könne er mir nicht aushelfen, er brauche die Schlitten ſelber." Nun haben wir noch geplaudert bis etwa um halbe Zehne, da hab' ich g'ſagt: „jetzt müſſe ich wieder heim," und hab' dabei denkt: „wenn's Greten a bitzle d'rum iſt, ſo wird ſie ſchon dergleichen thun" — und richtig hat ſie auch gleich g'ſagt: „Ich könne ja noch lang heim, Nazi ſei gewiß ſchon im Bett, und ich werde doch nicht meinen, daß ich allemal um Neune ſchon daheim ſein müſſe." So hab' ich mich allsg'mach überreden laſſen, und bin wieder niederg'ſeſſen. Der Metzger und das Weib ſind in's Bett, und da iſt es dann angegangen. Zuerſt hat Gret' erzählt, wie ihre Schwägerin ſo giftbös und liederlich ſei, und ſie müſſe ſchaffen wie eine Magd, ſonſt wär' nichts gethan im Haus. Ihr Bruder, der Metzger, verſtehe auch nicht viel, und ſie müſſe alles kommandiren und für alles ſorgen. Endlich hat ſie mir noch von ihrem Vermögen erzählt, und wie ſie ein Hausweſen zu führen verſtehe. „Wenn ſie verheirathet wär', ſie gäb' dann ganz ein anderes Weib ab, als ihre Schwägerin; und der Mann müßte ihr gar nichts thun, als — folgen." Dann ſind,

wie ich ſchon erwähnt hab', Buben kommen, haben eine Zeit lang über uns g'lacht, und ſo iſt es dann endlich Zwölfe worden, und ich bin von Herzen gern wieder heim, und hab' denkt: „Das wär' faſt auch Eine nach der neuen Mode, blos kehrt ſie das Rauhe ſchon zu früh heraus. Es iſt Schad', daß ſie nicht in's Elſaß kann; dort wär' noch viel für ſie zu lernen.““

„So,“ ſagte Nazi, „dann iſt Min's nichts geweſen. Jetzt weiß ich halt nichts Beſſer's, als daß du thuſt, was du gern willſt; einmal ich ſchwätz' dir g'wiß Keine mehr ein.“

Aber beim Kaſpale hätte es das Einſchwätzen gar nie nöthig gehabt; es wußte wohl, wohin es gern auf den Strich hätte gehen mögen. Oft bei ſeiner Arbeit ſang es:

„Die alt' Lieb' iſt troſtreich,
Iſt allzeit die beſt';
Die neu' Lieb' thut wanke,
Iſt nümma ſo feſt.“

Dabei dachte es an's Mikle, welches es ſchon ſeit den Jahren der Kindheit gekannt und — geliebt hatte. „Wenn es ihm ſeit dem letzten Winter anders worden wär'! Aber jetzt, da auch das Bäbele fort iſt, braucht man es noch nöthiger daheim — und dann blos für nichts und wieder nichts mag ich grad auch nicht zum Mikle hinauf, und den Leuten, die Einem überall aufpaſſen wie die Katz' der Maus, viel z'reden und z'lachen machen. Wegen meiner kann es dann wähnen, ich ſei wild, oder was es will. Nein, nein! Grad a bitzle rappelköpfig bin ich ſchon noch, aber wild bin ich nicht, wenn es ſchon faſt

m Erwilden geweſen iſt; Einem gar kein Tröſtle und chts geben, und blos ſagen: „Wenn es Gott's Will' i, ſo komme man dann noch zuſammen!“ Das hätt' ch ſchon ſonſt gewußt, daß das g'ſchieht, was Gott's Will' iſt, wegen dem hätt' ich nie zu ihm auf den Strich müſſen; aber ich hätt' lieber wiſſen wollen, was denn ein Wille ſei? — „Sich ſo in den Nebel hinein das Heirathen verſprechen, wäre närriſch.“ Wenn es mit dem Nebel meine Armuth gemeint hat, ſo wär' jetzt freilich n etwas beſſeres Wetter und mein Glückshimmel heiterer ls damals; aber das Mikle wird mich doch nicht für miſerabel gehalten haben, daß es glaubte, ich müſſe ll' mein' Lebtag' im Armenhaus bleiben und Rechen machen? Und wenn es etwa das geglaubt hätte, und mich jetzt blos wegen dem Vermögen nehmen thät' — nein, ein, potz Sakerlott, ſo Eine wär' durchaus nicht nach meinem Sinn! Und doch wüßt' ich ſonſt nicht, warum s ihm anders worden ſein ſollt'. Ich bin nicht größer nd nicht beſſer als den letzten Winter, und es braucht man jetzt daheim noch nöthiger als damals.“

Das waren Kaſpales Gedanken, und manche Woche war inzwiſchen hingefloſſen, ohne daß es nur ein einziges Mal wieder zum Müller hinaufgekommen, — ja ſeit es aus der Fremde zurück war, hatte es noch kein Sterbenswörtchen mit dem Mikle geredet. Es blieb jetzt die meiſte Zeit daheim, und that da ordentlich ſeine Arbeit. Die Leute aber ſagten: „Das Kaſpale müſſe ſeinen guten Humor im Elſaß gelaſſen haben. Früher, da ſei es immer und überall der Erſte und Letzte geweſen, wo es luſtig zugegangen, und habe ſogar noch den Rädleführer

dabei gemacht. Aber jetzt hocke es die ganze Woche daheim wie ein Stiefkind oder ein Ihne, und wenn es etwa an einem Sonntag einmal zum Kronenwirth komme, ſo luge und loſe es den Leuten a bitzle zu, es ſelb' aber thue grad als ob es nicht könne und möge, ſage dann bald wieder: „jetzt müſſe es heim in Stall," und eile fort, als ob es ſchon weiß Gott was verſäumt habe. So einen Stubenhocker ſollte ein junger Bub' nicht abgeben, das ſei nicht recht. Das „in den Stall müſſen" ſei blos eine Ausred', und noch dazu eine ſchlechte. Die Kühe würden nicht ab dem Schwanz ſpringen, wenn ſie auch einmal ein halbes Stündle länger warten müßten, — und ſonſt wär' ja auch der Nazi noch daheim, der würde blos ein einziges Mal die Stallarbeit ſchon noch beſorgen können."

Die Leute, welche ſo redeten, waren noch nie ſo arm und verlaſſen geweſen, wie früher das Kaſpale; ſie wußten daher nicht, wie froh es auch aus der luſtigſten Geſellſchaft heimging mit dem Gedanken: „Jetzt gang i wieder heim zum Nazi!" Hätten ſie es nur eine Viertelſtunde ſpäter daheim im Stall geſehen, wo nun ſeiner auch, wie es früher immer gewünſcht hatte, etwas „Leabigs" wartete, — wie es da ſo flink und ordentlich ſeine Arbeit that, und dazu ſang und jolte, daß die drei Kühe horchend ihre Köpfe in die Höhe richteten; oder hätten ſie gehört, wie es dem Nazi alles erzählte, was es etwa wieder Neues innegeworden, und dazu die größten Späſſe machte — dann hätten ſie gewiß geſagt: „Das Kaſpale hat ſeinen guten Humor nicht im Elſaß, ſondern blos daheim gelaſſen!" Und ſie hätten auch Recht gehabt.

Der Nazi mochte das Kaſpale ſchon auch recht gern,

ſt hätte er ihm ſein Anweſen nicht unter ſo günſtigen
dingungen zu kaufen gegeben. Blos zweihundert Gul-
n mußte es gleich zahlen. „Denn ſo viel,“ ſagte Nazi,
i er einem Bezauer noch ſchuldig, den er gern gleich
len thät'. Seine übrigen Schulden werden ihm wohl
ch warten, und dann warte er dem Kaſpale mit dem
dern auch, und wolle für jetzt nichts als einen billigen
us, und auch den nicht in baarem Geld, denn er ſei
h, wenn er beim Kaſpale in der Koſt ſein könne. Bis
ſpäter einmal mehr brauche, werde es ihm ſchon mehr
ben können.“ So hatte das Kaſpale Haus und Gut,
ch und Heu überkommen, und war aus einem Fremd-
ein Bauer geworden. Freilich war es noch faſt alles
ran ſchuldig, aber das Zahlen war ihm kein großer
mmer, und auch dem Nazi nicht, obſchon die Bauern
Dorf dieſem vielmal Kopfweh machen wollten und zu
n ſagten: „Das hätte er nicht thun ſollen! Das Kaſpale,
e man es ja überall kenne, ſei ein Weltflügel, und
nne ihn am End' für ſein Vertrauen noch um Sack
d Bindol bringen.“ Aber alles Reden nützte beim
azi nichts, und konnte ihm die gute Hoffnung auf
ſpales glückliche Zukunft und das Vertrauen auf ſeine
dlichkeit nicht nehmen. Nach und nach faßten auch die
dern Unterdörfler ein beſſeres Zutrauen zu Kaſpale,
s ſie ſahen, wie es in Haus und Stall alles ſo ſchön
der Ordnung hatte, als ob es ſein' Lebtag' ein Bauer
weſen ſei, dabei ſo freundlich und dienſtfertig war, und
dem zu Lieb' that, was es konnte. Manchen reute es
zt, daß er ihm im Anfang hatte z'Böst' [1]) reden wollen.

1) z'Böst' reden — Böſes über Einen reden.

In der Weihnachtswoche ging das Kaſpale nach Bezau, um die zweihundert Gulden an Nazis Gläubiger zu zahlen und ſeinen Haushandel auf dem Gerichte anzuzeigen, und dann wollte es nebenbei auch die beiden Bitzauer beſuchen, mit welchen es im letzten Sommer gearbeitet hatte. Auf der Schnepfegg, einem kleinen Berge, über den man von Schnepfau nach Bitzau geht, kam ihm jener frohe Alte wieder in den Sinn, der ihm und dem Joſef, als ſie mit einander in's Elſaß gingen, im Frühling hier begegnet war und nach Schnepfau wollte, um ſeinem Toni die Hohzigſtiefel zu holen. „Vielleicht," dachte Kaſpale, „iſt der jetzt ſchon Ihne geworden, und trägt im nächſten Jahr ſtatt den Hohzigſtiefeln einen Buben umher. Wie wohl kann ſich der jetzt ſein laſſen, wenn er, im Kreiſe der lieben Seinen oder beim warmen Ofen ſitzend, in Gedanken auf die in angeſtrengter Arbeit verfloſſenen Jahre zurückſchaut, welche aber, wie es ſein guter Humor beweist, keine trübe Erinnerung in ihm zurückgelaſſen haben. Ich glaube, man wird unter all' den fürnehmen Müſſiggängern in der Welt draußen, die ihr' Lebtag' nie haben ſchaffen, nie für das tägliche Brod ſorgen müſſen, nicht viele antreffen, die im Alter dieſes Mannes noch ſo froh und zufrieden leben wie er, der alles, was er jetzt ſein nennt, ſeinem Fleiß und ſeiner Ausdauer zu verdanken hat. Sicher iſt bei ihm auch nicht alles grad von ſich ſelbſt gangen, und er hat gewiß manchen heißen Tag durchzumachen gehabt; aber alles geſchah ja für Weib und Kind, und d'rum that er es auch von Herzen gern. „Warum ſollt' Einer wohl hauſen und ſchaffen, wenn er nicht verheirathet wär'?" hat er geſagt, und er hat damit jedenfalls

wahr gesprochen. Zu was braucht Einer so ein Ahgricht wie ich jetzt habe, wenn er blos ledig sein und in die Fremde gehen wollte? — Ich sollte doch wieder einmal mit dem Mikle reden und hören, was es jetzt im Kopf hat; denn im Ernst, das merke ich schon, könnt' ich doch nie an's Heirathen mit einer Andern denken."

Das Kaspale war jetzt vor ein damals vielgenanntes Wirthshaus gekommen, und da es hoffte, den Wirth anzutreffen, ging es hinein; denn längst schon hatte es gewünscht, diesen Mann kennen zu lernen, von dem man überall erzählte, und der allgemein für den gescheidesten Kopf galt. Wer immer etwas zu rechten und zu richten hatte, suchte ihn auf, und Jedem half er freudig und gern aus mit Rath und That. Denn er betrachtete es als eine Ehrensache für sich und den ganzen Wald, daß die Herren auf dem Gericht nicht die mindeste Arbeit überkämen und dann Jedermann einsähe, wie man die eigentlich gar nicht brauche, indem ja im Wald noch Männer seien, welche die hiesigen Verhältnisse besser zu beurtheilen wissen, als der Allerg'studierteste, wenn er fremd hereingekommen. „Solche Männer könnten ja, so gut als früher, jeden redlichen Handel richten, und unredliche Händel, oder gar jahrelange Prozesse, wie sie auf den Gerichten oft vorkommen, habe und wolle man keine." Da diese Ansicht damals noch eine allgemeine war, so suchte Jeder das Gericht so viel als möglich zu umgehen, und ließ seine Angelegenheiten durch einen sachverständigen Mann in Ordnung bringen. Wollte sich aber einmal Einer dem Ausspruch eines solchen Sachverständigen nicht unterwerfen, so verlor er das Vertrauen und die

Neigung faſt Aller in der Gemeinde, und wurde als ein Streitkopf angeſehen, dem man aus dem Wege gehen müſſe.

Unter dieſen Sachverſtändigen war der Wirth, zu welchem jetzt das Kaſpale gehen wollte, einer der beliebteſten, und es war recht froh, daß es ihn antraf, und zwar allein; nicht weil es ihn grad in einer Angelegenheit um Rath fragen wollte, ſondern weil es überhaupt an Leib und Seele wohl thut, mit einem geſcheiden Manne zu reden und ſeine Anſichten und Meinungen zu hören. Als der Wirth den geforderten Schoppen geholt hatte, knüpfte er ſogleich ein Geſpräch an, und das Kaſpale, aufgemuntert durch die freundliche Theilnahme des Wirths an allem, was es ſagte, kam in's Reden hinein, es wußte nicht wie, und erzählte aus der Fremde, was es da geſehen und gehört habe, dann auch von ſeinem Haushandel mit dem Nazi, und wie es nun im Sinn habe, auf das Gericht zu gehen, ſeinen Handel anzuzeigen und die Taxen zu erlegen.

„Oha, guter Freund!" ſagte lachend der Wirth. „So ſchnell geht das Taxenerlegen nach der jetzigen Ordnung ſchon nicht mehr. Heut' kannſt auf dem G'richt den Kauf anzeigen, und dann wieder gehen, — und in etwa 3—4 Wochen ſchickt man es dir ſchriftlich, wie viel du Taxen zahlen müſſeſt."

„So? — Ich hab' geglaubt, wenn Einer Geld bringen thu', ſo nehme man es ihm von Herzen gern gleich ab!"

„Ei, das Geld ſpringt wegen dem doch nicht fort — und dann müſſen ſolche Käufe in viele und dicke Bücher

eingeſchrieben werden, daß die Herren doch auch a bißle Arbeit haben!“

„Ja, das verſteht unſereiner halt nicht.“

„Ich verſteh's heutigs Tags auch nicht mehr. Aber nach meiner Anſicht iſt die Kaufſtaxe ein wenig unbillig. Da muß mancher arme Teufel Jahre lang ſchinden und ſchaben, ſchaffen und machen, und wenn er's dann endlich ſo weit bringt, daß er etwas anſtellen kann, ſo muß er, ſchon vor er auch nur einen Pfennig Nutzen vom Gekauften hat, taxiren, daß ihm die Augen übergehen.“

„Aber die Regierung muß die Abgaben doch auf etwas legen!“

„Abgaben zahlen iſt ſchon recht; aber man könnte uns ja alle Jahr' ſagen: „jetzt ſo und ſo viel müßt ihr zahlen,“ und uns dann die Wahl laſſen, wie wir es zuſammenbrächten. Früher iſt es auch ſo geweſen, und man hat das Tinteſchmieren in keiner Weiſe nöthig gehabt. Grad wenn jetzt z. B. ein Hausvater ſtirbt, da koſtet's oft ſchon grauſam viel, bis nur Pfarrer und Doktor und Meßner ihr' Sach' haben, und es weiß dann manche arme Wittwe und manche Waiſe kaum mehr, wie ſie's machen müſſen, um auch noch die Taxen auf's Gericht zahlen zu können.“

„Jetzt davon hab' ich nicht viel gemerkt. Wegen dem, was mir mein Vater, der Schwarzhannes, hinterlaſſen hat, hab' ich gar keine Taxe zahlen müſſen.“

„Iſt der Schwarzhannes dein Vater geweſen?“

„Ja, habt Ihr ihn kennt?“

„Verſteht ſich, und manchesmal hab' ich ab ihm lachen müſſen. Am beſten hat er es einmal da bei mir

in der Stube einem tiroler Kitzefellhändler [1]) gemacht. Ich habe mich fast zu todt lachen müssen. Da in der Stube am Tisch ist der Händler gesessen, und hat ein Gläsle Schnapps trunken, die Kitzefelle hat er alle auf der Bank vor der Hausthür liegen gehabt. Nun ist auch der Schwarzhannes kommen, hat sich neben ihn gesetzt, und die beiden sind so in's Reden kommen, wie das in den Wirthshäusern geht. Zuletzt hat der Tiroler den Hannes gefragt: „Ob er keine Kitzefelle zu verkaufen habe?" Der Hannes sagte ganz still, als ob ich es nicht hören sollte: „Er hätte schon Felle, aber lauter gestohlene, und die werde er wohl nicht kaufen mögen?" Der Tiroler sagte: „Ihm sei das olloweil grod glaich." Da ging der Hannes hinaus, und holte ein Dutzend von den Fellen herein, die der Tiroler vor der Thür hatte liegen lassen, und gab sie ihm zu kaufen. Aber dabei sagte er immer: „Gestohlen habe er sie, das bekenne er offen, und wenn der Tiroler nichts Gestohlenes kaufen wolle, so soll er sie nur nicht nehmen." Doch dem Tiroler war das, wie er selbst gesagt hatte, „grod glaich." „Es sehe es ihnen kein Mensch an," sagte er lachend, während er dem Hannes das Geld gab. Dieser machte sich damit aus dem Staub so schnell er konnte; der Tiroler aber ging mit den Fellen hinaus, um sie zu den übrigen zu legen und — „Höllischar Taifol!" erst jetzt merkte er, daß der Hannes *ihm selbst* die Felle gestohlen habe. Er wußte sich nun nicht zu rathen und nicht zu helfen. Machen konnte er gegen den Dieb schwerlich etwas, denn

1) Kitzefellhändler — Ziegenfellhändler.

er hatte es ja unumwunden bekannt, daß es gestohlene Waare sei; doch wollte er jedenfalls dem Hannes nach. Da sagte ich zu ihm: „Ich thät' jetzt grad dableiben und warten. Der Hannes wird schon wieder kommen; er will dich gewiß nicht um's Geld bringen, sondern hat blos einen Spaß machen wollen." Und richtig! als Hannes das ganze Dorf ausgebettelt hatte, kam er wieder und sagte: „Ihm gehe beim Betteln so gut, daß er nicht nöthig habe zu stehlen, und wenn die tiroler Händler auch schlecht genug wären, daß sie Gestohlenes kaufen, so hätten doch die wälder Bettler, Gottlob! nichts Gestohlenes zu verkaufen." Mit diesen Worten zählte er dem erstaunten Tiroler sein Geld auf den Tisch, und ging dann lachend davon."

Während der Erzählung des Wirthes war ein Mann hereingekommen, den jetzt der Wirth als „Herr Gemeindsrath" grüßte. Der Herr Gemeindsrath setzte sich und fragte: „Ob man nicht so eben vom Schwarzhannes erzählt habe?" Als der Wirth es bejahte, fuhr Jener fort: „Es ist doch eine Schande und ein Spott für den ganzen Wald, daß man für so dumme Streiche ein viel besseres Gedächtniß hat, als für kluge! Von einem Bettler und seinen Sprüngen erzählt man noch lang nach seinem Tod, und einen rechten Mann, der der Gemeinde, ja dem ganzen Wald etwas nützt mit seiner Einsicht und seinem Verstand, einen Vorsteher oder dergleichen hat man vergessen, sobald man ihm das Kreuz steckt. Ist das nicht schmählich?"

„Nein, gar nicht," sagte der Wirth, dem Kaspale, welchem das Blut ein wenig in's Gesicht gefahren war, geschwind

mit Reden zuvorkommend. „Die Leute erzählen am liebsten von etwas Seltenem, und d'rum beweist meine Erzählung, daß es im Wald noch mehr kluge und einsichtsvolle Männer, als luſtige Bettler gibt. Es wär' gar kein gutes Zeichen, wenn man ein halbes Jahrhundert von einem einzigen Biedermann reden thät'!"

Die beiden Männer kamen nun auf Gemeindeangelegenheiten und andere Dinge zu ſprechen, die dem Kaſpale ganz fremd waren; es trank daher ſeinen Schoppen aus, und ging geradenwegs Bezau zu.

Sobald es dort ſeine Geſchäfte mit Nazis Gläubiger und auf dem Gerichte, wo es ihm ging wie der Wirth prophezeit, beſorgt hatte, wollte es über Bitzau nach Hauſe zurück. Da traf es in der Nähe letztern Orts einen ſeiner beiden Kameraden vom letzten Sommer beim Holzziehen an. Dieſer lud das Kaſpale ſofort ein, mit ihm heimzukommen und bei ihnen über Nacht zu bleiben, und es willigte auch ohne weitere Umſtände ein, indem es ſagte: „Es habe ohnedieß im Sinn gehabt, ſie zu beſuchen; es ſei froh, daß es jetzt nicht mehr nöthig habe, ihnen lange nachzufragen."

Nach kurzer Wanderung waren ſie im Hauſe des Bitzauers angelangt, und das Kaſpale traf daſelbſt froh überraſcht jenen muntern Alten an, der ihm heut' am Morgen ſchon in den Sinn gekommen. Es war der Vater der beiden Bitzauer. Auch den Toni lernte das Kaſpale nun kennen, und es verlebte bei dieſen biedern Leuten einen ſehr kurzweiligen Abend. Das Weib des Toni gefiel ihm recht gut, und es fühlte, daß hier doch noch ein froheres, innigeres Zuſammenleben ſei, als daheim beim Nazi.

„Wenn freilich das Mikle mein Weib abgäbe," dachte es im Stillen, „ſo würde es bei uns akkurat wie es da iſt, oder noch beſſer und feier." [1]) Man blieb bis um Eilfe auf, und der Alte erzählte viel aus ſeinem Leben und von der guten alten Zeit. Das Kaſpale hatte aufmerkſam zugehört, und ſagte jetzt: „Es hab's früher immer Altweiberg'ſchwätz genannt, wenn man die alte Zeit für beſſer gehalten und ſie mehr gelobt habe, als die jetzige; aber es wiſſe nun, daß jene Zeit recht tüchtige Männer gehabt hat, d'rum glaube es auch, daß es eine gute Zeit geweſen ſei!" Und nun erzählte es, wie und von was es heut' mit dem Wirth geredet habe, und wie es dann auf dem Gericht hernach alles grad ſo gefunden, wie es der Wirth geſagt hatte.

„Das iſt ein Mann!" ſchloß das Kaſpale ſeine Erzählung. „Wenn in jeder G'meind ein Dutzend ſolche wären, es ſtünd' viel beſſer im Ländle. Und dabei will er gar nix B'ſundrig's ſein; er hat geſagt: es wäre ein böſes Zeichen, wenn man ein halbes Jahrhundert lang von einem Biedermann erzählen thäte."

„Das iſt eben der Deixel," rief der Alte unmuthig aus, „daß man jetzt dieſes böſe Zeichen überall antrifft! Ich weiß gewiß, es wär' dem Wirth noch eine Freude auf dem Todbett, wenn er wüßte, daß nach ihm noch beſſere und einſichtsvollere Männer aufſtünden, ſo daß man ihn gleich vergeſſen thät'; aber das iſt jetzt nicht mehr der Fall!"

1) ſei — angenehm, gemüthlich.

„Aber warum iſt denn unſer Ländle ſo arm worden an rechten Männern?“ fragte das Kaſpale.

„Es wären ſchon noch rechte Männer da, und es würde auch ſpäter wieder geben, aber man läßt ſie nichts mehr gelten. Haſt's denn noch nicht gehört und geſehen und gemerkt in der Kirche und im Wirthshaus und überall: Geld regiert die Welt! — ?“

„Wohl, das hab' ich ſchon gemerkt.“

„Ja, ich glaub's gern! Die, welche vornen d'ran ſind und etwas d'rein zu reden haben in der G'meind', wollen und thun das Rechte nicht mehr, weil es das Rechte iſt, ſondern alles thun ſie blos, um zu Geld und Ehre und Anſehen zu kommen. D'rum haben ſie auch nie das im Kopf, was im Grund das Rechte und Beſte wär', ſondern blos ihre Ehre und ihr Nutzen wird berückſichtigt, man will ſich lieber bei dem Reichen beliebt machen, als beim gemeinen Mann, und ſo gilt der denn auch blutwenig.“

„Das iſt wahr,“ ſagte das Kaſpale, „äſtimiren thut man den gemeinen Mann nicht viel; dafür ſoll man eben die ungemeinen um deſto mehr äſtimiren. Heut', da ich beim Wirth geweſen bin, hat mir der a luſtig's Stückle erzählt, das mein Vater ſelig einmal bei ihm gemacht hat. Da iſt denn ein Mann kommen ſo laut und ſtolz, als ob er das Brod für den ganzen Wald hab' wachſen laſſen; als Herr G'meindsrath hat man ihn grüßt... Der hat es faſt nicht erwarten können, bis der Wirth mit Erzählen fertig geweſen. Aber dann iſt's angangen! „Es ſei eine Schand' für den ganzen Wald, daß man von ſo etwas noch reden möge, und man ſollte von nichts als

von rechten Männern, wie Vorstehern, (und gern hätt' er wohl hinzugesetzt „G'meindsräthen") sprechen.""

„Ja, ja," sagte lachend der Alte, „ich kenn' den schon; aber von Solchen, wie er, wär grad viel Wichtiges nicht zu erzählen. Er hat von seinem Vater eine große Bauerschaft ererbt, und so ist er halt, lieber Gott! G'meindsrath worden."

„Gar so viel, glaub' ich, ästimirt man die Reichen bei uns drinnen doch noch nicht, daß man wähnt: Weil sie viel im Stall haben, werden sie auch viel im Kopf haben," sagte das Kaspale.

„Das wähnt man bei uns auch nicht; aber die Reichen sagen: „wir zahlen die Steuern, d'rum wollen wir auch befehlen," — und die armen Teufel haben einen ungemeinen Respekt vor Denen, die viel Steuer zahlen: sie fallen vor dem goldenen Kalb nieder und beten es an, so daß unsere Väter, wenn sie das sähen, noch aufstehen thäten aus den Gräbern, und unsern alten guten Landsbrauch [1]) von der Bezegg herabwerfen im Zorn, wie Moses die zehn Gebote Gottes vom Sinai. — Aber lache nur nicht, Kaspale! Es wird bei euch d'rin schon auch noch so werden, wenn's nicht halb und halb schon so ist. Das geht je länger je weiter hinein, wie die Weiberhoffart, und 'vor man's merkt, ist es, wenn's noch eine Zeit lang so fortgeht, bei uns auf's Haar so schlecht, wie in der Welt draußen. Der Reiche hat alles und überkommt alles, der Arme aber will reich werden, koste es

1) Landsbrauch — das von den Wäldern selbst gemachte alte Gesetzbuch.

was es wolle; doch überall wird er hintend'ran g'ſetzt, und die Arbeit als etwas Verächtliches und Gemeines angeſehen von Hohen und Niedern und von ihm ſelbſt."

„Das wär' traurig!" ſagte das Kaſpale. „Letzten Frühling hätt' ich um's Leben nicht glaubt, daß Ihr das Ding ſo ernſthaft anſehen thätet."

„Meine Buben ſind, Gottlob! noch nicht verderbt worden, und noch viel bräve gibt's im Wald unter Armen und Reichen, und ſo lang die wacker zuſammenhalten, iſt's gar ſo ſchlimm noch nicht. Ihr ſeid jetzt da vier junge ſtarke Kerle, und für euch iſt mir gar nicht bang! Dem Braven, Fleißigen iſt wohl und geht wohl, die Welt mag ſein wie ſie will. Ich bin jetzt alt worden, und hab' immer viel ſchaffen und erleiden müſſen; aber im Ganzen hätt' ich nie mit einem reichen Elſaſſer tauſchen mögen. Ein ordentlicher Bauer im Wald, mit etwa vier Kühen, zu werden, das iſt immer mein höchſter Wunſch geweſen. So weit hab' ich es nun freilich nicht gebracht, aber am Segen Gottes und am guten Humor hat's mir d'rum doch nie g'fehlt, und das iſt etwas, was viel Reiche um all' ihr Geld nicht kaufen können, — und einbilden darf ſich Einer ſchon auch a bißle 'was, wenn er ſich und die Seinen durch eigenen Fleiß redlich durch die Welt bringt!"

„Ja, ja, das wähn' ich eben auch," ſagte das Kaſpale, ſtolz den Kopf aufrichtend, wie ein junges muthiges Roß, wenn es ein anderes wiehern hört. „Einmal ich habe mir ſchon vielmal vorgenommen, jeden armen aber braven Menſchen zu ſchätzen, und ihm zu helfen, wie und wo ich kann, aber nie mein' Lebtag' den Kopfdeckel vor

einem goldenen Kalb abzunehmen. Es kommt mir auch vor, als ob die langen Zipfelkappen, wie man sie bei uns im Wald hat, gar nicht zum Servusmachen erfunden worden seien — sie schicken sich kein bitzle dazu."

Es schlug Eilfe, und nun wollte man doch in's Bett, obschon es noch Keinem, sogar dem Alten nicht, viel um's Schlafen war.

Am andern Morgen beim Frühstück sagte der Toni: „Heut' werde, wie an jedem Donnerstag, in der St. Wendelinskapelle auf der Schnepfegg Messe gelesen. Nun habe er am letzten Samstag, als ihm das Kühle gekalbet, dem heiligen Wendelin versprochen, auf der Schnepfegg eine Messe anzuhören, wenn er ihm alles gesund erhalte. Und dieses sein Gelübde habe er im Sinn, heute zu erfüllen."

„Das fügt ja, wie eine Faust auf ein Ohr," sagte das Kaspale. „Ich muß jetzt auch machen, daß ich wieder heimkomm'; da können wir bis auf die Schnepfegg mit einander, und ich kann die Meß dort noch mitnehmen."

Als man vom Tisch gebetet und Toni das bessere Häß angelegt hatte, reichte das Kaspale Allen freundlich die Hand zum Abschiede. Es versprach, im Frühling, wenn es in die Schweiz gehe, wieder einzukehren, und dann auch Tonis Buben anzulugen; „denn wenn die Vögel wieder kommen, werden sie wohl so etwas mitbringen," meinte es, und ging dann lachend und plaudernd mit dem Toni der Schnepfegg zu. Ihre Unterhaltung nahm jedoch bald ein Ende, da von allen Seiten andere Wallfahrter sich zu ihnen gesellten. Diese redeten

mit dem Toni über allerhand Dorfneuigkeiten, und da das Kaspale, als ein Fremder, an diesen Gesprächen nicht viel Antheil nehmen konnte, so überließ es sich seinen eigenen Gedanken, ohne dabei Langeweile zu überkommen. Es hatte dieser Tage so viel gesehen und gehört, das ihm noch Kopfarbeit machte, hatte Männer kennen gelernt, die nicht blos für ihr eigenes, sondern für das Wohl des ganzen Landes besorgt waren, und ein Familienleben hatte es geschaut, so friedlich und froh, daß man es nicht schöner hätte wünschen können. Und die Macht, welche das so geschaffen hatte, war nicht Geld, sondern Arbeit und Liebe!

„Ich mag grad lugen wo ich will, die glücklichsten Männer und Hausväter sind allemal auch die besten Menschen; und glücklich und froh könnte ich auch werden, wenn ich — das Mikle zu einem Weib überkäm'. Ich hätte jetzt ein Haus, ein schönes Anwesen und alles, was sich Tonis Vater g'wünscht hat, und ich selbst thät' mir jetzt gar nichts mehr wünschen, als das Mikle. Im letzten Winter hat es mir freilich nicht viel Hoffnung g'macht; aber das ist im Grund noch grad das Schönste an ihm, daß es z'erst auf die Eigenen, und dann erst auf sich selbst schaut. Wenn Eine gar so gern von daheim fortgehen und heirathen thut, so ist das kein gut's Zeichen. Ja, ja, der Nazi mag jetzt sagen, was er will, wenn ich wüßte, daß mich das Mikle so gern hätt', als ich es, so wollt' ich lieber etliche Jahr' warten, bis es sich ihm auch besser schicken thät', als eine Andere, die wie die schlechten Kühe alle Tag' zu haben wär', gleich nehmen. Und wenn es mich gar nicht mag — dann? Na, dann nehm'

ch grad auch keine Andere, und das Mikle ist schuldig, wenn ich weiß Gott wohin gang. Einmal probiren will ich mein Heil wieder und hören, was das Mikle sagt, sobald es sich mir schickt; es liegt ja mancher Stein am Wasser, den man auch nicht auf den ersten Ruck dorthin gebracht hat."

Während das Kaspale so mit sich selbst sann und redete, war es in der Nähe der St. Wendelinskapelle angelangt, und hatte das Mikle, das gleichzeitig auf der andern Seite des Berges heraufkam, nicht gesehen, bis sie hart vor der Thüre der Kapelle zusammentrafen. Drinnen war schon alles voll, und sie mußten daher im „Voarzoocho" [1]) bleiben. Während der ganzen Messe standen sie da dicht neben einander, und dem Kaspale war es, als ob sie mutterseelenallein da wären vor Gott, und es hatte vielleicht noch nie so andächtig gebetet und war ihm so fromm zu Muthe gewesen, wie heute.

Grad als ob sie es vorher schon verabredet gehabt hätten, gingen Mikle und Kaspale gleich nach der Messe dann zusammen fort, und der Heimath zu so schnell sie konnten, um den andern Wallfahrtern aus den Augen und aus den Füßen zu kommen. Sie redeten zuerst nicht viel mit einander. Das Mikle fing vom Wetter an, dann meinte das Kaspale, es seien heut' viel Leute auf der Schnepfegg gewesen. „So viel seien es allemal," sagte d'rauf das Mikle, und nun schwiegen Beide wieder, und das Kaspale begann noch schneller zu gehen.

---

1) Voarzoocho — Vorzeichen, der Raum vor der Kirchenthüre.

So waren sie bald in den rechts und links von himmelhohen Bergen eingeschlossenen schnepfauer Wald gekommen. Wie war es hier jetzt so ganz anders, als im letzten Frühling, wo das Kaspale mit Josef hinausgewandert war in's Elsaß! Damals war die Sonne so golden und prächtig aufgegangen da oben über dem Liggstein, und die Vögel hatten es sich zugesungen von Berg zu Berg und von Wald zu Wald, daß der Frühling endlich wieder über die Lose hereinkomme; jetzt aber starrte alles vor Schnee und Kälte, die Ach schlich unter ihrer eisigen Decke still dahin — und doch war dem Kaspale, indeß es so neben dem Mikle vorwärtsschritt, noch viel frühlingsmäßiger zu Muth als damals. Es war ihm, als ob es nun einer glücklichen Zukunft entgegengehe. Und immer noch schneller schritt es vorwärts, und immer blieb das Mikle an seiner Seite; doch redete keines ein Wort.

„Aber anfangen muß ich doch wohl, bevor wir nach Au oder zu andern Leuten kommen; so prächtig schickt es sich vielleicht lang nicht mehr wie heut'!" dachte das Kaspale. Im vorigen Winter war es aus Scheu fast nicht auf „Sin's" gekommen; dasmal war es einzig die Furcht, eine abschlägige Antwort zu überkommen und dann auf einmal aus seinem gehofften Glückshimmel herabzufallen, was es bis jetzt vom Reden zurückhielt. „Wissen muß ich nun aber doch, was es gegenwärtig im Kopf hat, und da geht halt auch Probiren über Studiren, wie der Nazi gesagt hat. D'rum frisch d'rauf los, wie Hans auf die Wurst, das ist jedenfalls das Gescheideste!" So sprach das Kaspale zu sich selbst. Es schaute noch einmal zurück,

nd da es Niemand nachkommen ſah, begann es lang-
amer zu gehen und ſagte:

„Mikle!“

„Was?“

„Weißt du auch noch, daß ich dir den letzten Winter
erſprochen, dich zur Stubat einzuladen, ſobald ich einen
ignen Herd und ein eignes Haus hätte? — Jetzt wollte
ch von Herzen gern Wort halten, wenn du dann nur
uch kommen thäteſt!“

„Das wär' aber gar nichts G'ſcheid's! Es würden
ann die Leute wieder etwas zu reden und zu lachen
berkommen.“

„Ja was wär' denn da zu lachen und zu reden?
Man thät' höchſtens ſagen: wir Beide hätten einander
gern — und das wär' doch wohl nichts Unrecht's, oder?“

„Ich wähnte halt, wenn Zwei einander gern hätten,
o müßt' es nicht grad das ganze Dorf wiſſen und da-
on reden.“

„Aber die Zwei, die einander gern hätten, ſollten
och wiſſen, nicht blos ein Jedes wie es ihm ſelbſt, ſon-
ern auch wie es dem Andern in dem Stück ſei, — und
'rum hätt' ich eben fragen wollen, ob es auch wahr wäre,
enn man ſagen thät': „Wir möchten einander gern.“
Bei mir wär' es ſchon wahr, aber wie wär' es dir jetzt?“

„Mir iſt es noch, wie ich ſchon im letzten Winter
'ſagt hab': du biſt mir lieb und recht.“

„Iſt es dir aber ſonſt auch noch wie damals? —
Da haſt du gar nichts verſprochen, gar nichts vom Karreſ-
iren reden wollen. Du wirſt halt denkt haben: „Z'erſt
müſſe man einen Platz haben, bevor man eine Kirche

baue, und ich hätte ja kein Haus und gar nichts, d'rum brauch' ich auch nicht an's Heirathen zu denken." Ein eigenes Abgericht hätt' ich jetzt, Gottlob! überkommen; viel reicher bin ich aber wegen dem seit letzten Winter doch nicht worden, denn ich muß eben für jetzt dem Nazi noch fast alles schuldig bleiben. Allein das wird sich schon richten, und der Anfang wär' wenigstens gemacht. — Der Nazi sagt immer, ich sollte heirathen, daß ein rechtes Weib in's Haus käm', und da hat er ganz Recht! Mir wär's schon lang auch so g'sin. D'rum hätt' ich dich jetzt im Ernst fragen wollen: ob du nicht mein Weib abgeben wollteſt, oder was du im Sinn habeſt?"

Das Mikle beſann ſich ein wenig, dann ſagte es: „Das letzte Mal, wo wir allein bei einander geweſen ſind, hab' ich ganz offen mit dir geredet und dir g'ſagt, grad wie es mir war, und das will ich jetzt auch wieder thun. Bei uns iſt viel, viel anders worden ſeit damals! Joſef iſt im Himmel, das Bäbele iſt auch fort. Es hat die vorige Woche geſchrieben, daß es ihm gut gefalle in Konſtanz, und es hab' im Sinn, die erſten paar Jahre dort zu bleiben. Jetzt hat denn der Vater blos noch mich und den Michel. Wenn es nun immer ſo bleiben thät', ſo könnt' ich nie an's Fortgehen denken; aber ich hab's ſchon g'merkt, der Michel bleibt auch nicht mehr länger ledig als er muß, und wenn er dann einmal heirathet, ſo wär' auch ohne mich wieder ein Weib im Haus, und das ein rechtes und ein braves! Doch weiß ich halt nicht, wie dann dem Vater der Tauſch gefallen thät', und auf das käme am End' freilich alles an. — Was mich anbelangt, biſt mir ſchon ſo lieb, daß ich um's Leben nie

keinen Andern nehmen thät', wie ich schon im letzten Winter es dir versprochen hab', und jetzt sagst du: ich habe dir damals nichts versprechen wollen!"

Das Kaspale fühlte sich glücklich, wie noch nie in seinem Leben, und mit vor Freude zitternder Stimme sagte es: „Vergelt's Gott, Mikle, daß du so reden thust! Das gibt mir Kraft und Muth zu allem, was noch kommen mag; mit dir und für dich kann ich gar alles, das wirst du sehen. Mit dem Vater wollen wir reden, sobald es sich uns schicken thut, und er wird dich mir gewiß lassen! Er hat schon meinen Vater selig immer recht wohl mögen, und mich mag er auch gern. Ich will eben jetzt je bälder je lieber zu dir auf den Strich kommen, und dann wollen wir mit ihm reden, gelt?"

„Auf den Strich kannst kommen, wann du willst, es ist mir stets recht, wenn du kommst; aber das Reden mit dem Vater thät', glaub' ich, noch nicht gar so noth. Michel ist auch noch kein Hochzeiter, und das Leid um Josef noch nicht vorbei. Weißt, und bis Michel heirathet, muß ich daheimbleiben!"

„Dann heirathen ich und Michel grad an einem Tag. Juhe, da soll es dann lustig werden, und zugehen, daß sich die reichen Unterdörfler fast zu Tod ärgern möchten über die oberdörfler Bettler, daß sie so einen Lärmen machen!"

„Ja, und dann nach der Hohzig nur auch nicht gleich den Muth verlieren, auch wenn es nicht immer fadengrad geht!"

„Nein, nein! Wohlauf und zufrieden sein wollen wir immer, und schaffen und hausen, daß unsere Buobo

und Motla nie so arm werden, wie wir gewesen sind, und nicht so viel erleiden müssen. Du hast gelernt, wie man schaffen und hausen muß, mit den Eigenen bist g'sin wie eine Mutter, und das wird dir Gott dein' Lebtag' belohnen. Ich will gern thun, was ich kann, daß du recht viel frohe Täg' bei mir hast, nie das Heimweh überkommst, und auch so glücklich wirst, als du mich macheſt."

„Du bist mir schon auch recht lieb, und es ist mir nicht bang mit dir zu leben; aber Ein's mußt du mir jetzt noch versprechen: In die Fremde gang nicht mehr länger, als es g'rad sein muß! Du hast ja daheim eigene Arbeit, und hast eine geschickte Hand, und könntest daheim auch mauern oder anfangen, was du wolltest. Gelt, das versprichst mir?"

„Ja," sagte das Kaspale, und gab dem Mikle die Hand. „Aber den nächsten Sommer erlaubst mir doch noch in die Schweiz zu gehen? Ich hab' es meinem Freund, dem Schweizer, versprochen, und ich muß grad sagen, ich ging' recht gern."

„Ja, gang nur! Dein Gut können ich und Michel schon heuen, und dir zu allem lugen, bis du wieder heimkommst."

„Und dann komm' ich wieder im Herbst, und du ziehst für immer zu mir, und erst dann bin ich recht daheim, und habe auch Eigene wie andere Leute. Das muß ein Leben sein, grad wie im Himmel!"

„Der Nazi g'fallt mir auch ganz wohl, und ich ziehe recht gern neben ihn, und will ihn halten wie einen Vater; er hat dir auch zu einem Haus geholfen!"

„Ja, der wird ſtaunen, wenn ich ihm ſag', was ich jetzt dann für ein Weib in's Haus bring'!"

„Wenn ich ihm nur nicht zu arm bin!"

„Nein, nein — einmal mir nicht. Ein großes Vermögen macht nicht halb ſo viel Freuden, als wenn man in Fried' und Frohſinn vornezu verdient, was man braucht. Zuerſt, da ich aus der Fremde kommen bin, hat mir Nazi Metzgers Gret' einſchwätzen wollen, und einmal bin ich auch zu ihr auf den Strich gangen; aber die hat mir grad gar nicht g'fallen, und ſpäter hat dann Nazi auch g'ſagt: „Ich hab' Recht g'habt." Dasmal ſagt er gewiß auch wieder, ich hab' Recht g'habt, ſobald er dich näher kennen lernt."

So kamen Mikle und das Kaſpale zum Dorf, lang bevor ſie mit Plaudern fertig geweſen wären. „Doch wir haben uns jetzt verſtanden, und ſehen uns bald wieder. Bis dahin aber b'hüt' dich Gott, lieb's gut's Mikle!" Mit dieſen Worten nahm das Kaſpale Abſchied, und jedes eilte nun ſo ſchnell es konnte der Heimath zu.

Wenn Einer, ohne von ſeiner Unterredung mit dem Mikle etwas zu wiſſen, geſehen und gehört hätte, wie das Kaſpale daheim von einem Ort zum andern mehr tanzte als ging, und immer plauderte und lachte, es mochte beim Nazi ſein oder allein; ſo würde ihm wohl auch gegangen ſein wie dem Nazi. Dieſer ſchaute dem Kaſpale eine Zeit lang verwundert zu, dann, als es wieder in die Stube hereintanzte, ſagte er:

„Biſt trunken, Kaſpale, oder was haſt heut', he?"

„Nein, trunken bin ich nicht, aber auf dem Strich

bin ich g'wesen, und da ist's ja ein gutes Zeichen, wenn man darnach lustig und wohlauf ist."

„Auf dem Strich bist g'wesen? aber wo? Sakerlotts-laspale!"

„Im schnepfauer Wald."

„Oho, und bei wem? Hat dich etwa der Geist, der dort spukt, aufgehalten, wie er es vielmal Leuten macht, die nicht gehörig gesegnet sind, und Abends nach dem Avemarialäuten noch in die Au hereinwollen? Oder bei wem bist du dort g'wesen?"

„Bei Rümmamüllers Mikle."

„So!" sagte Nazi gedehnt; dann fing er auf einmal herzlich zu lachen an. Es war ihm ein Licht aufgegangen. „Aha," rief er aus, „d'rum hat das dunnstags Mikle an dem Brief blos eine Nacht zu schreiben g'habt, in welchem es dir meinen Entschluß, daß ich alles an dich verkaufen wolle, mittheilte! Da hätte ich schon 'was merken sollen. Doch so ein alter Klotz, der es sein' Lebtag' bei keiner Motol gut g'habt hat, merkt halt nichts, bis man ihm mit dem Holzschlägel winken thut."

Das Kaspale erzählte ihm nun, daß es das Mikle schon lang gern gehabt hätte, es habe nur nichts davon sagen mögen, denn es hab' zuerst mit dem Mikle reden und hören wollen, was dieses im Kopf habe. Heut' hätte sich das dann prächtig geschickt. „Das Mikle sei auf der Schnepfegg gewesen. Dort habe es dasselbe angetroffen, sei dann mit ihm hereingangen, und habe jetzt alles mit ihm gerichtet. Es komme nur noch auf den alten Müller an, und der werde wohl nicht viel dagegen haben."

„Im Grund thätest du doch wohl g'scheider, wenn

n Eine mit etwas mehr Vermögen nähmest, man könnte as grausam wohl brauchen," meinte der Nazi. „Doch in ich froh, wenn du nur jetzt heiratheſt. Das Aller-chlechteſte iſt ledig bleiben, das hab' ich ſelbſt er-ahren, und ſo viel ich das Mikle kenne, iſt es eine rdentliche, brave, ſcharmante Motol. Das Schaffen nd Folgen hat es lernen müſſen von Jugend auf, und wenn es Geld hätte wie Metzgers Gret', ſo wäre es die Erſte im Dorf."

Darauf entgegnete das Kaſpale: „Alles Gute trifft man nie bei einander an, und dann will ich doch lieber eine Arme, die mir auch ohne Vermögen lieb iſt, als wegen ein paar hundert Gulden mit Einer, die ich nicht ſehen und nicht ſchmecken kann, mir eine Unlieb' in's Haus nehmen auf mein' Lebtag'."

So ſprach das Kaſpale, lobte das Mikle in allen Stücken, und gab nicht nach, bis endlich auch Nazi ganz und vollkommen mit ſeiner Wahl ſich einverſtanden erklärte.

An einem ſtürmiſchen Abend im Jänner, wo man ſicher war, von keinem Nachtbuben geſehen zu werden, da gewiß jeder froh war, daß er nichts im Feld zu thun hatte, ging das Kaſpale auf den Strich zum Mikle.

Als es in des Müllers Stube kam, waren auch Michel und der Vater noch auf, und das war dem Kaſpale ganz recht, denn es hatte mit Beiden zu reden. Zuerſt ging es an den alten Müller, aber dieſem hatte das Mikle ſchon alles mitgetheilt, und auch bereits ſeine Einwilligung erhalten. „Er habe es ſchon lange gemerkt,"

hatte er zum Mikle gesagt, „daß sie einander gern mögen, und er glaube, sie können glücklich werden. Sie hätten manchen Irrweg weniger zu verlassen, als er, denn sie rechneten nicht auf ein großes Vermögen, sondern ihr Kapital sei Häuslichkeit und Fleiß, und das trage die besten Zinsen. D'rum möge er ihnen das Heirathen nicht wehren. Man könne ja nicht sein' Lebtag' daheim bei einander bleiben, und wenn dann Michel heirathen thue, so sei er auch wieder versorgt, und seinem Reden nach werde er nicht mehr lang mit dem Heirathen warten."

Das war für das Kaspale eine gute Hörat. Es hatte kaum erwartet, daß es so gnädig ablaufen werde, obschon es zum Nazi gesagt hatte: „der Müller werde nicht viel dawider zu sagen haben;" denn es wußte wohl, daß die Väter bei weitem nicht so verhitzt auf das Verheirathen ihrer Töchter sind, als die Mütter, — und dann fand es das auch ganz natürlich, daß man ein Mädchen, wie sein Mikle eines war, nicht gern fortziehen sehe. Es fiel ihm daher ein rechter Berg vom Herzen, als ihm das Mikle in Gegenwart des Vaters erzählte, was dieser gesagt habe. Frohen Muthes verdingte es sofort dem Michel das Heuen und zu seiner Sach lugen, so lang es in der Schweiz sein werde. „Es könnte wohl dableiben und gar nicht mehr fortgehen," sagte es; „aber bei seiner Bauerschaft hätt' es, alles zusammengerechnet, doch blos etwa 7 bis 8 Wochen Arbeit, und die übrige Zeit könne es halt doch in der Fremde bei weitem mehr verdienen, als daheim." Michel gab ihm ganz Recht, und versprach, alles ordentlich zu besorgen; und über den Lohn waren beide schnell handelseins.

Man plauderte noch bis um Zehne, dann klopften
er Vater und Michel die Pfeifen aus, und gingen zu
ette. Das Kaſpale aber hatte viel und lang mit dem
ikle zu reden, und erſt gegen Morgen ſuchte es den
eimweg.

Ein paar Wochen ſpäter, an einem Samstag Nachts
n Zehne, gingen Michel und das Mikle zum Kaſpale
nab, um ſein Haus und ſein Abgericht zu beſichtigen;
un wenn ein Mädchen heirathet, ſo will es doch auch
iſſen, wo es hinkommt, und was es für eine Einrich-
ng findet. Nun aber wenn ſie am hellen Tage, oder
nſt an einem Abend gegangen wären, wo immer Leute
n den Weg ſind, die alles ſehen und plaudern, ſo hätte
e ganze Gemeinde es inne werden, und dann errathen
nnen, wo die Katz' im Heu liege. Dann würde das
eden und Ausrichten gleich angegangen ſein, und auf
s war dem Kaſpale ſchon lange angſt; denn es wußte
ohl, wie man es Einem macht, wenn man einmal in
n Hohziglärmen hineinkommt. Da wird Einem alles,
as man redet und thut, leid und bös ausgelegt, und
ſt grad, als ob Einem alles den Schlägel vor die
hür werfen wolle. „Die Leut' könnten wegen meiner
gen, was ſie wollten, wenn ich nur das Mikle mit in
e Schweiz nehmen könnte, daß es nichts davon hören
ät'," dachte es oft; doch dann tröſtete es ſich wieder:
Ah bah! das Mikle iſt a rechte Motol, und glaubt und
raut ſeinem künftigen Mann g'wiß mehr, als den ärg-
en Plaudertäſchen in der Gemeinde." Aber wenn ſich
as Kaſpale auch im Voraus zu tröſten und auf alles
faßt zu machen wußte, — es war doch von Herzen froh,

ſo lang Niemand a Däumpfle [1]) von ſeinem Liebesverhältniß wußte, und bei verſchloſſenen Thüren und Fenſterläden führte es die Geſchwiſter mit dem Licht im ganzen Haus herum.

Den Beiden gefiel alles wohl, und Michel ſagte beim Heimgehen zum Mikle: „Du überkommſt einen prächtigen Mann, und a hübſches Ahgricht hat er auch. Es iſt wahr, das Kaſpale iſt noch faſt alles daran ſchuldig; aber in der jetzigen Zeit muß man die Schulden nicht gar ſo ſehr fürchten. Einmal ich glaub', wenn das Kaſpale Nazis Gut zehn Jahr' hat und ordentlich dazuluget, ſo ſei es luſtig noch einmal ſo viel werth als jetzt, und dann kann man die paar Lechthaler am Kathrinentag ſchon abfertigen. Den Zins bringt man jetzt ſchon leicht heraus. Das Schuldenmachen iſt nicht gefehlt, wenn man dabei gehörig arbeitet und das Geld zweckmäßig verwendet. Man weiß wohl, wenn Einer etwas anſtellt, ſo kann er das Geld zum Zahlen nicht grad aus einem Stein herausſchlagen; aber nach und nach kommt's ſchon wieder. Einmal ich gäbe das verrumminirte Gut nicht mehr her, und wenn man mir dreimal ſo viel dafür gäb', als es mich gekoſtet hat, — und das Geld zum Zahlen hab' ich auch entlehnen müſſen."

Dem Kaſpale ging der Winter ſchnell, ja viel zu ſchnell vorbei. Es hatte ſich ſo gefreut auf die Schweiz, und jetzt ging es nur ungern fort. So iſt es vielmal im Leben! Der Menſch wünſcht und hofft, und bis er das Gewünſchte, Gehoffte erwartet und erſtrebt

1) a Däumpfle — ein Dämpfchen, d. i. das Mindeſte.

t, macht eine andere Denkungsart oder sonst etwas, ß die Freude nicht mehr halb so groß ist, als sie es üher gewesen wäre. „Das kommt bei mir blos davon," chte das Kaspale, „weil ich nun dann auch daheim te Tage überkomme. Ich gehe heuer allerdings nicht hr halb so gern fort, wie letzten Frühling, — ich bin lt jetzt, Gottlob! daheim zufrieden und glücklich. Aber Herbst komm' ich ja wieder, und hab' ein schönes eld verdient für mich und das Mikle, und dann kann daheimbleiben und froh und glücklich sein immerfort."

Aehnliche Gedanken durchkreuzten am Abend vor der reise Kaspales Kopf, als es zum letzten Mal für lange it zum Mikle auf den Strich ging. Es blieb bis ge n Morgen da, das Mikle machte ihm zuletzt noch Kaffee, d während dem Trinken redeten sie davon, wie wohl ien das nächste Mal sein werde, wenn sie wieder mit nander essen können. Nachdem das Kaspale dann dem ikle zum Abschied noch herzlich die Hand gedrückt und n guten Muth zugesprochen hatte, ging es heim, nahm n Ränzle auf den Rücken, sagte dem Nazi „B'hüt' ott," und wanderte nun still zum Dorfe hinaus.

In Bitzau wollte es nicht durch, ohne das Haus ner lieben Bekannten zu besuchen. Hier kam ihm der te mit einer gesunden und scharmanten Dorothee auf n Armen entgegen, während man Tonis Weib in der üche schaffen und singen hörte. Auf Kaspales Frage nach nen zwei Fremdlern erwiederte der Alte, daß sie vor ei Wochen ein Schreiben überkommen hätten, und in lge deß gleich fortgereist seien. Das Kaspale trat mit m Alten in's Haus, und blieb länger da, als es im

Sinn gehabt hatte, und als es wieder ging, dachte es: „Bis in 2—3 Jahren iſt mir, will's Gott! auch ſo wohl, als jetzt da dem Toni.“ Voll Vertrauen auf ſich und ſein Mikle, und erheitert von tauſend freundlichen Bildern einer glücklichen Zukunft, wanderte das Kaſpale fröhlich und guten Muthes über die Loſe hinaus. —

Als der Schnee vergangen war, und nun Michel anfing den Miſt auf Kaſpales Gut auszuführen, potz Wetter, ging da das Reden und Ausrichten an! Denn nun war es eine ausgemachte Sache, daß Michel und das Kaſpale Schwäger würden. Freilich hätte Michel Kaſpales Gut düngen und heuen können, ohne daß darum gerade eine Schwägerſchaft hätte ſtattfinden müſſen; aber der Lärm war nun einmal da, und um das Wie und Warum kümmerte ſich kein Menſch. „Es iſt vielleicht nicht wahr, aber ſagen thut man's!“ hieß es allgemein, und das war ſchon genug, um das Paar tüchtig durch die Hechel zu ziehen; denn in ungewiſſen Fällen dieſer Art thun die Leute des Guten, oder eigentlich des Böſen lieber zu viel, als zu wenig. Als nun gar noch der Senn erzählte, daß er das Kaſpale ſchon vor mehr als einem Jahr beim Mikle auf dem Strich geſehen habe, konnte es faſt nicht mehr fehlen, und Alles wollte ſchon früher etwas geſehen und gemerkt haben. Daß bei den böſen Zungen das Kaſpale am ärgſten herhalten mußte, war ganz natürlich, weil es ſelbſt nicht da war und keinen rechten Vertheidiger im Dorf hatte. Das Mikle kam, wenn auch nicht ungeſchlagen, doch noch ziemlich gut durch, denn das Kaſpale war nicht da und hatte auch keine Eigenen, folglich hätte man ihm, dem Mikle, bei

Niemanden „z'böſt" reden können, als beim Nazi. Metzgers Gret' hatte es auch einmal bei dieſem probirt, der Nazi hatte jedoch weder Red' noch Gehör gegeben.

Freilich alles Gift wurde doch nicht auf das Kaſpale allein ausgeſchüttet, auch Micheln und Webers Marien ließ man redlich ihren Theil zukommen. Aber weder Michel, noch Marie, noch das Mikle kümmerten ſich viel um ſolche Schwätzereien, und Michel ſagte: „Man müſſe die böſen Mäuler ſchnappen laſſen, daß ſie das Handwerk nicht entlernen; wenn ſie einmal merken, daß es ſie nichts nützt, hören ſie von ſelbſt wieder auf, — wie die bellenden Hunde, wenn ſie ſehen, daß man ſie nicht fürchtet!" Zum Mikle kam auch manche Mutter, welche Buben daheim hatte, die ein tüchtiges Weib hätten brauchen können. Dieſe Mütter ſagten dann: „Es hätte doch noch ledig bleiben ſollen; einmal das Kaſpale ſoll es nur durchaus und durchab nicht nehmen! Es überkomme ja Buobo aus viel anſtändigern Familien, als dieſes hergelaufene Bettlerpack ſei." Das Mikle gab ſolchen Reden nicht die mindeſte Acht, ſo wenig als andern, noch direkteren Anträgen. Dieſe Erfahrung mußte auch der Senn machen, der an der auer Kilbe, als das Leidjahr um Joſef vorbei war, das Mikle zum Tanzen mit in die Au nehmen wollte.

„Aber beigutt, das iſt doch dumm an dich, daß du ſo vernarret biſt in das Bettlerkaſpale, und keinem rechten Buobo mehr Acht gibſt!" ſagte er, als ihm das Mikle rund abſagte. „Du könnteſt ja Solche überkommen, bei denen du es viel beſſer hätteſt, die auch deinem Vater

und dem Michel helfen, und euer ganzes Haus wieder emporbringen könnten."

Etwas gereizt entgegnete das Mikle: „Am Best', wähn' ich, hab' man es bei Dem, welchen man am liebsten mag. Was den Vater anbelangt, so sieht mich der keineswegs für eine Kuh an, die man Dem zu kaufen gibt, welcher am meisten für sie zahlt. Und eine Haushaltung kommt nach meiner Meinung am sichersten empor, wenn sie sich nicht durch's „reich heirathen," sondern durch Fleiß und Arbeitsamkeit hinaufhilft."

„Ich weiß nicht, welches von Beiden noch das ärgere Maul hat, das Mikle oder das Kaspale!" dachte der Senn beim Gehen, und war ein wenig wild. Diese Gleichgültigkeit gegen Reichthum und Ansehen, das Höchste, was er selbst kannte, hatte er bei so armen Leuten sonst noch nie erlebt. Aber eben darum mußte er Mikle und das Kaspale im Innersten seines Herzens auch achten und bewundern, obschon er sich es nie recht gestehen wollte.

Das Mikle hatte auch dem Michel das Tanzen mit seiner Marie in der Au ausreden wollen. „Wenn er heut' mit der Marie auf die Kilbe gehe, so nähmen es dann die Leut' für gewiß an, daß er mit ihr heirathen wolle, und thäten dann noch mehr lügen und schwätzen als vorher." Michel aber erwiederte lachend: „Mikle, Mikle! das ist blos Rid, sus [1]) sauber nix as [2]) Rid! Weil jetzt dein Kaspale dich nicht mit zum Tanzen nehmen kann, wähnst du, ich sollt' auch nicht gehen. Aber ich gang doch! Denn

1) sus — sonst. 2) as — als.

as Gered' und Getätsch ist es mir so gleich, daß es Niemand glauben thät'. Einmal schaden, glaub' ich, das Gift, welches in solchen Geschwätzern steckt, doch so viel, sonst wär' in unserm Dörfle schon lang kheit und Pest d'raus entstanden."

So sagte Michel, und ging dann auch richtig mit Marie auf die Kilbe. Er tanzte, daß es stob, und die Leute reden, was und so viel sie wollten. Das e aber blieb daheim beim Vater, und es hatte da eine Freude, als am Nachmittag der Bote kam und Brief vom Kaspale brachte. „Will's Gott, einen ichern, als wir vor einem Jahr um diese Zeit von ihm kommen haben!" dachte es, während es ihn aufthat. Das Kaspale schrieb, daß es gesund und wohlauf und viel verdienen könne. Es gefalle ihm in der weiz so wohl, daß es vielleicht den Wald fast ver- n thät', wenn es noch wär' wie im letzten Jahr, daß ein lieb's Mikle und keine Heimath dort hätte. So es jetzt sei, thät' es den Wald wohl nicht vergessen, wenn es im Paradies wäre, geschweige denn in der weiz. Es freue sich recht herzlich auf den Kathrinen- der auch Mikle's Namenstag sei, und es glaube, sich kein Lechthaler, der dann wieder den Zins holen ne, herzlicher auf diesen Tag freue, als es; denn bis in komme es wieder heim, und werde ihm dann selbst en Glückwunsch zum Namenstag bringen, und zu- ch auch, wie es im Wald der Brauch sei, den Schul- n Red' und Antwort geben. Geld verdiene es inzwischen n noch so viel, als es heuer brauche, und es hoffe, daß dann überdieß noch genug bleibe, um alles zahlen zu

können, was beim Heirathen etwa aufgehen würde. — In der Schweiz sei es viel lieber, als im Elsaß, die Leute und alles gefalle ihm besser. An Werktagen schaffe es mit dem Schweizer, von dem es schon so vielmal erzählt habe, so viel es könne, an Sonntagen aber gehen sie mit einander etwa auf eine Alp, oder in irgend ein Bauernhaus; denn der Schweizer sei in der ganzen Gegend gut bekannt, und die Leute seien überall recht freundlich und liebsam. Man lasse Einem alles sehen, erzähle Einem wie man hier die Arbeit thue, und wie man alles am besten brauchen und benützen könne. So habe es schon Manches gehört und beobachtet, was man auch im Wald thun könnte und sollte; doch das könne man dann vielleicht später schon richten, wenn man wieder beisammen sei. — Dem Nazi wisse es nichts Besonderes zu schreiben. Es lasse ihn freundlich grüßen und verspreche ihm, daß es bis nach Martini heimkomme, und dann vielleicht nie mehr in die Fremde gehe. Mit den herzlichsten Grüßen an den Vater, Michel und alle Bekannten hatte es den Brief geschlossen.

Dieser Brief machte dem Mikle mehr Freude, als wenn es den ganzen Nachmittag hätte auf der Kilbe sein und mit den reichsten und hübschesten Buben des Dorfes hätte tanzen können. —

Ein paar Wochen später, als Michel sein und Kaspales Heu eingethan hatte, fing er wieder an, auf dem verrumminirten Gut zu schaffen und noch die letzten Steine an's Wasser zu führen. Das Gut war jetzt prächtig in Stand, und gewiß den vierfachen Kaufpreis werth. Nun richtete Michel auch Bauholz her, um einen

darauf zu bauen; denn er meinte, wenn er den
Sommer noch mehr Heu überkomme, als heuer,
de er daheim bei weitem nicht mehr allem Platz

as Mikle war unterdeß faſt immer zu Haus. Wenn
ädchen heirathen will, ſo hat es vorher noch zu
und zu machen, daß es kein Menſch glauben thät',
l. Da muß es das Hohzighäß, ein paar Dutzend
n, und Betthäß für ſich und den Mann richten,
s Mikle hatte die größte Freude, daß es das alles
machen konnte; denn

„Selbſt geſponnen, ſelbſt gemacht,
Iſt die ſchönſte Bauerntracht."

ſt ſehnte es ſich recht herzlich nach der Zeit, wo das
e verſprochen hatte, heimzukommen, und wünſchte:
es nur morgen ſchon Martinstag wär'!" Und
ar ihm dann auch wieder recht angſt und bang
en Winter und die Hochzeit. Dem Bäbele hatte
hrieben, daß es und Michel im Sinn hätten, zu
en, und d'rum ſoll es, wenn es könne, zur Stubat
ur Hohzig kommen. Bisher hatte man aber vom
noch keine Antwort erhalten.

m Abend vor dem Kathrinentag kam das Kaſpale
heim. Es brachte viel Geld, hübſches Häß und
recht guten Humor mit. Wie froh und glücklich
ikle ſich fühlte, als es dem geliebten Kaſpale die
zum Gruß drückte, hätte ſich Jeder einbilden können,
rher geſehen hätte, wie lang in den letzten Tagen
Mikle die Weil' geweſen, als ſchon faſt alle Freud-

ter da waren und das Kaspale immer noch nicht kommen wollte.

In der Au ist am Kathrinentag ein großer Markt. Fast alle Krämer des Waldes, und alle Die, welche im hintern Wald Geld zu zahlen oder einzuziehen haben, kommen hier zusammen. Da geht es dann zu! Der Eine sucht „seinen Lechthaler," ein Anderer will sich vor dem seinen noch verstecken, nicht weil er die Absicht hat, heuer nicht zu bezahlen, aber er hat den auf einer Alp verdienten Sommerlohn noch nicht erhalten, und daher kann er sich noch nicht regen und nicht bewegen. Wieder Einer tröstet seinen Gläubiger mit der Versicherung, „daß er bei weitem nicht der Einzige sei, dem er heut' noch nichts gegeben habe." In den Wirthshäusern sitzen die großen Kapitalisten, und absolviren ihre Schuldner, einen nach dem andern, wie der Pfarrer im Beichtstuhl.

Aber auf den Charfreitag kommt Ostern! So kommt auch am Kathrinentag nach einem geschäfts- und für Manchen sorgenvollen Vormittag, wo man lauter ernste Gesichter sieht und von nichts als Handeln und Geld reden hört, ein recht froher Nachmittag. Die Jahresrechnungen sind abgeschlossen, auf ein Jahr lang ist wieder Alles zufriedengestellt; der Dienstbote hat seinen Lohn, und all' die strengen Tage, in denen er ihn verdiente, sind vergessen. Jeder aber will sich noch ein Stündchen wohl sein lassen, bevor er heimgeht. Der ärmste Bauer trinkt mit seinem Weib noch „a Haib's Rothen," und sitzt ganz behaglich neben dem Lechthaler, vor welchem er sich Vormittags verstecken wollte.

Auch das Kaspale, als es seinen und Nazis Schulden

„ihr' Sach'" gegeben, und auf dem Markt das Nöthige eingekauft hatte, ging mit dem Mikle zum Sonnenwirth. Hier war Muſik, und die Beiden miſchten ſich gleich in die Reihe der Tanzenden, und waren ſo recht von Herzen luſtig, gewiß noch luſtiger als Michel und Marie an der Kilbe geweſen waren. Dem Mikle kam es nie mehr in den Sinn, „daß nun die Leute," wie es zu Michel geſagt hatte, „noch ärger zu ſchwätzen und zu lügen anfangen werden." Das war aber auch nicht der Fall, denn die Leute hatten ſchon alles geſagt, was ſie wußten, und als das Kaſpale heimkam, war der Lärm bereits völlig wieder vergangen. Die am ärgſten über es losgefeuert hatten, waren nun die Erſten, welche es grüßten und ihm gute Wörtle gaben. Das Kaſpale aber war gegen Jedermann gut und freundlich, und es richtete binnen acht Tagen alles wieder, was die böſen Zungen in acht Monaten verdorben hatten.

An Sonn- und Feſttagen Nachmittags nach der Kirche trank es allemal beim Kronenwirth eine halbe Bier, und erzählte dabei aus der Schweiz, was es da geſehen und gehört habe, und die Buben und Männer hörten ihm ſtundenlang zu, und Keiner dachte an's Heimgehen, bis es zu erzählen aufhörte. Einer ſeiner fleißigſten Zuhörer war der Senn. Das Kaſpale brachte aber auch manchmal Sachen auf's Tapet, die den Sennen gar ſehr intereſſiren mußten. So ſprach es einſt mit ihm von dem Nutzen, den das ganze Dorf von einer gemeinſamen Sennerei haben würde.

„Bisher," ſagte es, „iſt es der Brauch geweſen: jeder Bauer hat von ſeiner Milch Käs und Schmalz ge-

macht, ſo viel und ſo gut er es hat können, wenn auch jeder dabei eingeſtanden hat, daß man in den Alpen, wo überall gemein geſennet wird, grad noch einmal ſo viel aus der Milch bringe, als im Winter daheim. Das kommt gewiß nicht ganz davon, daß die Milch vom Gras ergiebiger iſt, als die vom Heu, ſondern die Urſache iſt, weil, beſonders ſeit man ſich bei uns ſo viel mit der Stickerei abgibt, manches Weib das Sennen nie recht gelernt hat; aber auch Denen, welche es ganz gut können und verſtehen, geht bei den etlichen Maß Milch, die ſie haben, verhältnißmäßig viel mehr zu Grunde, als wenn im ganzen Dorf blos eine einzige Sennerei wär'. Und wie viel Zeit und Holz könnte dadurch erhauſet werden? — Wenn ich in der Lage wäre wie du, genug Geld und Kredit hätte und dabei gründlich das Sennen verſtünde, ich thät' beim Nazi eine Sennerei einrichten, und probiren, ob ich nicht Milch genug zu kaufen überkäm'. Wenn nur die Halben im Dorf ſie bringen thäten, ſo könnte man damit ſchon etwas anfangen."

Dem Sennen ſchien die Sache ziemlich einzuleuchten. Auch den meiſten der anweſenden andern Bauern gefiel der Vorſchlag, und es nahm ſie nur Wunder, daß man ihn nicht ſchon längſt gemacht habe. Der Senn aber ſagte: „Es wär' alles recht und gut, doch wo blos ein Bub' allein ſei, wie er, und man einen ziemlich großen Viehſtand habe, da ſei faſt immer ſonſt Arbeit in Feld und Stall, und wenn er ſchon hie und da etwa einen Raſttag hab', ſo hätt' er doch bei weitem nicht immer Zeit, der Sennerei gehörig abzuwarten." Da meinte das Kaſpale: „Das ſei grad gleich. Wenn er wolle, ſo

können ſie ja den Handel mit einander gemein haben, und dann könne er es das Sennen lehren. Es hab' im Winter ſchon Zeit dazu, und Luſt auch genug. Bisher habe es alles leicht gelernt, es werde das wohl auch lernen können."

Der Senn und das Kaſpale redeten noch oft mit einander über dieſe Sache, und Erſterer, der in jüngſter Zeit einen ganz guten Glauben an das Kaſpale überkommen hatte, ließ ſich endlich von dieſem dazu bereden, die Milch zu kaufen und einen Winter das Sennen mit ihm zu probiren.

Nun mauerte das Kaſpale daheim eine Sennerei. In kurzer Zeit brachten dann faſt ſämmtliche Bauern die Milch, weil jeder einſah, daß es ſo viel vortheilhafter ſei, als wenn man ſelbſt senne. Das Kaſpale aber lernte dem Sennen ſein Handwerk ab, und Alle, welche die Milch brachten, lobten es und ſagten, wie es ein ſo ordentlicher und ſäuberlicher Senn ſei, und der Senn ſelbſt mußte dieſes Lob beſtätigen.

Vierzehn Tage vor Kaſpales und Michels Hochzeit kam das Bäbele von Konſtanz heim zur Stubat. „Einmal," ſagte es, „hab' es ſchon lange im Sinn gehabt, zu den Eigenen zur Stubat zu gehen. Man wiſſe nicht, wen man dann ſpäter noch antreffe, und man ſei, wenn man ein ganzes Jahr keinen bekannten Menſchen antreffe, recht froh, wieder einmal heimzukommen." Das Bäbele hatte ſich ſehr verändert. Es that jedoch gleich wieder wie die Andern im Dorf, und obſchon es in Konſtanz auch ſo ſchön reden gelernt hatte wie die Konſtanzerin, ſo war es doch nicht ſtolz darauf und redete

mit Jedem in der Wälderſprache, als ob es nie fortgeweſen ſei.

Michel freute es ſehr, daß das Bäbele ihm zur Hochzeit kommen wollte. „Gelt, Bäbele," ſagte er, „jetzt haſt auch genug Fremde, oder?"

„Nein, nein, es thut's ſchon! Vielmal wird es Einem freilich, ich weiß ſelbſt nicht wie, wenn man gar keinen bekannten und vertrauten Menſchen hat, nie mehr die Sprache der Heimath hört. Der Konſtanzerin iſt es auch ſo gangen, d'rum iſt die ſo froh geweſen, daß ich mit ihr bin. Wir zwei ſind jetzt einander worden wie Eigne, und freuen uns, wenn wir eine Stunde zuſammenkommen."

„Und was haſt du denkt, als du meinen Brief geleſen haſt?" fragte das Mikle.

„Da hab' ich denkt: „jetzt ſchick' es ſich mir ſo gut heim zur Stubat als einmal," und Madam hat mir dann auch gleich erlaubt zu gehen."

„Aber ich meine, was du denkt habeſt, daß ich und Michel heirathen wollen?"

„Ja ſo! Da hab' ich halt denkt, ihr habet Recht; es thue Jedes, was ſich ihm am beſten ſchickt."

Man hatte einander nun vieles mitzutheilen. Michel und das Mikle berichteten, was ſich in letzter Zeit im Dorf zugetragen, und das Bäbele erzählte dagegen von Konſtanz. „Die Madam möge es recht wohl und es ſei auch gern bei ihr, beſonders ſeit es das Reden und die Arbeit ein wenig gelernt habe, wie's dort der Brauch ſei."

Als das Hohzigleben für Michel und das Kaſpale anging, übergab letzteres dem Sennen für die nächſten zehn

Tage die Sennerei zur alleinigen Führung und Besorgung. Am Sonntag dann, als man die beiden Paare das erste Mal verkündete, fuhren diese in den vordern Wald, um die dortigen Verwandten und Bekannten zur Hohzig einzuladen. Auch beim Toni in Bitzau kehrte das Kaspale ein, und es freute es recht herzlich, als auch dieser zu kommen versprach im Namen seiner beiden Brüder, die diesen Winter noch nicht heimgekommen waren.

Die Woche hindurch gingen die Paare im Dorf herum, und luden Alles zur Hohzig ein. Wer nicht kommen konnte oder wollte, gab ihnen etwas „a d'Wicko," [1]) oder versprach für sie zu beten.

Am Freitag war Lichtmeß, und die Hochzeitleute gingen in die Au zur Kirche; denn erst am Sonntag, wo man sie zum dritten Mal verkündet, dürfen die Brautleute wieder in die eigene Pfarrkirche.

Montag Morgens um Achte war die Trauung der beiden Paare. Begleitet von ihren Eigenen und Bekannten, zogen sie zur Kirche, die zwei Hochzeiter und ihre Begleiter hatten die Hüte mit Blumen geschmückt, die Hochzeiterinnen und Brautjungfrauen den Kopf mit dem Schappale, einem Kranze von künstlichen Blumen, bedeckt. Nach der Trauung verfügte sich Alles zum Kronenwirth, wo die Musikanten bereits lustige Walzer und Hopper aufmachten.

Auf der Hochzeit ging es recht lustig zu, wie das Kaspale es schon vor einem Jahr prophezeit hatte. Der

1) a d'Wicko geben — den Brautleuten, oder eigentlich der Braut, etwas schenken. (Wicko — Spinnrocken.)

Senn kam auch, tanzte den ganzen Tag mit dem Bäbele, und war hudelwohlauf. Der alte Müller und Nazi ſaßen neben einander, ließen ſich das Eſſen und Trinken wohl ſchmecken, und redeten zuſammen von der alten guten Zeit, bis der „Abdanker" kam.

Jetzt wurde Stille geboten. Der Abdanker, der zugleich Schullehrer im Dorf war, kündete zuerſt an, daß das Mahl zu Ende ſei, und es wäre nun eine ſchöne Sache, wenn man Gott mit einem Vaterunſer für alles genoſſene Gute danken thäte.

Nach dem Vaterunſer, das ſtill gebetet worden war, hielt der Abdanker eine kurze Rede, die ſogenannte Abdankungsrede. Darin ſagte er, daß der Ehſtand grad einem Vergrößerungsglas gleiche, und dieſes bewies er folgendermaßen: „Ein lediger Menſch, wenn er Untugenden und Fehler an ſich hat, wenn er ein Trinker, ein Spieler, ein Müſſiggänger iſt, ſchadet dadurch gewöhnlich nur ſich ſelbſt; aber wenn ein Solcher Weib und Kind hat, dann iſt es anders. Durch ſein liederliches Leben bringt er Streit und Händel in's Haus, Weiber, die ſonſt Lämmer geweſen ſind, werden zu Drachen, und bei beiden Theilen, bei Mann und Weib, kommen Fehler an den Tag, von denen man, wenn ſie ledig geblieben wären, nie eine Spur gefunden hätte. D'rum gleicht der Ehſtand einem Vergrößerungsglas! Aber das, was ich geſagt habe, iſt noch nicht alles. Man bedenke das Aergerniß, das ſolche Leute der ganzen Gemeinde geben! Und das böſe Beiſpiel, die ſchlechte Erziehung, die ſie ihren Kindern zu Theil werden laſſen, kann vielleicht auf Jahrhunderte hinaus Böſes ſtiften bei Kind

nd Kindskind. Und d'rum vergleich' ich wohl nochmals
it Recht den Ehstand einem Vergrößerungsglas."

Hier machte der Abdanker eine Pauſe, und fuhr dann
twas ſtiller fort: „Wer einen rechten Sprung vorwärts
achen will, der geht zuerſt ein paar Schritte zurück.
So habe auch ich es gemacht. Ich wollte euch zuerſt
as Bild einer unglücklichen Ehe malen, damit ſich das
on einer glücklichen um ſo ſchöner dann zeige. Denn
uch wenn gute und fleißige Menſchen heirathen, iſt der
Ehſtand gleich einem Vergrößerungsglas. Die Liebe bei-
er Theile wird täglich größer, weil ſie täglich neue
Tugenden an einander entdecken, und mit der Liebe wächst
uch die Luſt zur treuen Erfüllung des Berufes und der
Standespflichten. D'rum dürfen dieſe beiden Paare
en Ehſtand getroſt antreten, und wir wollen hoffen, daß
r alles Gute an ihnen vergrößere, und daß wohlerzogene
Kinder einſt ihre Tugenden erben und dadurch beweiſen,
ch habe die Wahrheit geſagt."

Zum Schluß bemerkte der Abdanker nun noch, daß
nan jetzt, nach altem Brauch, mit dem Teller von Gaſt
u Gaſt gehen werde, — und da nehme man natürlich
ieber viel als wenig, weil die Brautleute von dem, was
nan ihnen da gebe, den Wirth und alles bezahlen müß-
en, was heute aufgegangen ſei.

Gewöhnlich zahlt der Hochzeiter dem Abdanker für
eine Rede einen Schoppen vom Schlechteſten; aber dem
Raſpale hatte die Rede ſo gut gefallen, daß es dem
Lehrer ſogleich „a Halbe vom Allerrötheſten" kommen ließ,
und Michel beſtellte ihm noch überdieß einen Braten

dazu, obschon er eigentlich beiden Paaren blos eine Rede gehalten hatte.

Das Kaspale ging nun, wie bereits angekündet worden, mit dem Teller von Gast zu Gast, und Jeder gab wenigstens einen Kronenthaler, die Eigenen und die besten Bekannten noch mehr. Nun richteten sich die verheiratheten und die ältern Leute zum Heimgehen, die Jüngern aber wieder zum Tanzen. Um Zwölf, als die Hochzeitleute gingen, tanzten noch neun Paare, daß es stob, und erst am Morgen um Drei begleitete der Senn das Bäbele heim.

Am andern Tag gingen Michel und das Kaspale zum Kronenwirth, um Rechnung mit ihm zu halten. Das Mikle suchte inzwischen das elterliche Haus auf, um noch sein Häß und alle seine Sachen zusammenzupacken und mitzunehmen. Bäbele schlich hier umher und sah aus, wie jedes Mädchen, wenn es eine Nacht fast gar nicht geschlafen hat. Da sagte das Mikle zu ihm:

„Bäbele, wolltest nicht grad, es wär' Ernst mit dem Sennen?"

„Nein, ich thät' dem Sennen nicht taugen und er mir nicht; das Heirathen wär' gar nichts für mich."

„Warum nicht?"

„Wenn ich am End' auch noch einen reichen Bauernbuben überkäm', so wär' ich kein rechtes Weib für ihn, und mit einem Armen fast den Tod erleiden, möcht' ich halt auch nicht!"

„Ja wolltest du vielleicht lieber einen Konstanzer nehmen, als einen ordentlichen Wälderbuben?" fragte das Mikle mit einem Tone, der wie ein Vorwurf klang.

„Ich glaube faſt, ich nehme gar keinen. Du und Michel ihr thatet Recht, daß ihr geheirathet habt, es macht jeder Menſch wie er will, wenn er kann und es ſich ihm ſchickt; ich aber gehe jetzt wieder Konſtanz zu, und verdiene mir dort ſo viel, daß ich im Alter zu leben habe, ich mag ledig ſein oder verheirathet. Was dann ſonſt geſchieht, wird man vornezu ſehen. Nicht einmal die Männer können alle ihre Pläne ausführen, und wir Mädchen noch viel weniger. D'rum iſt das Richtigſte, keine Pläne zu machen, und ruhig abzuwarten, was Einem zu Handen ſtoßt. Vielleicht gebe ich jetzt dann ein alt's ledig's konſtanzer Bäsle ab, vielleicht aber auch nicht; was man nicht weiß, kann man nicht ſagen."

„Aber bei deinem Zulugen iſt dir doch nie ſo wohl und biſt nie ſo glücklich, als ich es bin!"

„Du gut's Mikle du, darum mußt du gar keinen Kummer haben! Weißt du's nicht mehr, wie der Vater ſchon früher vielmal g'ſagt hat, wir Beide, ich und du, ſeien ſo ungleich g'natürt, man thät's faſt nicht glauben, daß zwei Schweſtern, die immer bei einander daheim geweſen ſind, ſo ungleich werden können. So hat der Vater vielmal g'ſagt, und er hat ſich ganz gut mit uns auskennt. Aber eben weil wir ſo ungleich g'natürt ſind, ſo iſt uns auch auf ungleiche Art wohl. Ich thät' es mir jetzt gar nicht anders wünſchen, als ich es in Konſtanz hab', und Michel hatte wohl ganz Recht, wenn er ſagte: „Solche, wie ich, taugen nicht für den Bregenzerwald und nicht für eine Bauerſchaft, wo man ein rechtes Bauernweib und kein Zuckerpoppele haben ſollte.""

„Aber gelt, Bäbele, du biſt nicht mehr wild über

ihn, und haſt's nicht ungern, daß er das zu dir g'ſagt hat, oder?"

„Nein, nein, gar nicht! Ich gebe ihm ja vollſtändig Recht. Aber Ein's muß ich dir jetzt noch ſagen: Wenn du einmal Motla haſt und du nicht willſt, daß ſie werden wie ich, ſo laß ſie nicht immer beim Stickſtock ſitzen. Bei mir hat man zuerſt immer g'ſagt: „ich könne mit Sticken am meiſten verdienen;" da hab' ich dann nichts Anderes mehr thun mögen, und d'rum iſt es das größte Glück für mich, daß ich fortkommen bin; „denn eine Wälderin ſollte etwas mehr thun können als in der Stube ſitzen, wie ein Stadtfräule, und ſticken," da hat Michel ganz Recht gehabt."

Das Mikle war mit Zuſammenpacken fertig geworden, und wanderte nun wieder ſeiner neuen Heimath im Unterdorfe zu, bewegten Herzens, aber mit heiterm, ruhigem Blick in die Zukunft, zumal es geſehen hatte, daß die Eigenen, die es jetzt verlaſſen mußte, alle glücklich und zufrieden waren. Auf dem Wege ſtand es plötzlich ſtill, und ſchaute noch einmal hinauf zum kleinen Häusle am Brunnobächle, und all' die dort verlebten frohen und traurigen Tage tauchten vor ſeiner Seele empor. Es dachte an ſeine Mutter und an Joſef, und mußte ſich verſtohlen eine Thräne aus den Augen wiſchen. Doch hätte es nicht viel genommen, wenn die Leute, die ihm überall nachſchauten, das geſehen, und ihm vielleicht — falſch ausgelegt hätten. Nicht Schmerz oder Trauer oder Unmuth hatte ihm die Thräne ausgepreßt, es hatte nur gedacht: „daß es jetzt doch unter allen noch lebenden Familiengliedern am glücklichſten ſei; aber das habe es

lbſt nie verdient, und gewiß hätten es Joſef und die Mutter ſelig von Gott erbittet.“ Dabei waren ihm ie Augen naß worden, und es mußte im Weitergehen en lieben Verſtorbenen ein Vaterunſer beten.

Mikle traf das Kaſpale, wie es eben das Geld zählte, das ihm noch geblieben, nachdem der Kronenwirth bezahlt war. Es war noch ein ordentliches Sümmchen, für welches das Kaſpale nun ſeinem Mikle das Nöthigſte im Hausweſen anſchaffen wollte. Denn das Kaſpale war keiner von den Männern, wie es leider da und dort gibt, die glauben, man müſſe vor dem Weib jeden Kreuzer hinter ſieben Schlöſſer verſperren; es hatte aber auch ein Weib, bei dem das in keinem Fall nöthig war. „Wir müſſen mit einander verdienen, und wollen dafür einander auch das Nöthige geben,“ ſagte es und hat auch immer Wort gehalten.

Ein paar Tage ſpäter ging das Bäbele wieder fort, nachdem es von Allen herzlich Abſchied genommen hatte. Dem Kaſpale und dem Mikle aber war jetzt ſo wohl, als neuverheiratheten Leuten nur ſein kann, wenn ſie einander ſo gern mögen, als dieſe Beiden.

Das Kaſpale gewann in kurzer Zeit die Liebe und das Vertrauen Aller im Dorf. Das kam zum Theil davon, weil die Leute ſahen, daß es etwas verſtand und konnte; die Haupturſache aber war, daß das Kaſpale eine Bauerſchaft hatte und verheirathet war. Einen ledigen Buben, beſonders wenn er ein Fremdler iſt, ſieht man, obſchon man ihn gehörig äſtimirt, doch immer als einen halb Fremden an; erſt wenn er heirathet und ein Bauer wird, tritt er in den Kreis der Männer, die für das

Wohl und Wehe der Gemeinde, an die sie jetzt gebunden sind, sorgen müssen, und gehört erst dann so recht ganz in die Gemeinde.

So kam es denn, daß das Kaspale, welches, wie bereits erwähnt, das Sennen gelernt hatte und sein Glück nun auch auf eigne Rechnung versuchen wollte, den Sommer darauf in einer ziemlich großen Alp die Milch zu kaufen überkam, ohne den Verkäufern einen Bürgen stellen zu müssen.

An der auer Kilbe kommen alle Sennen des Hinterwaldes zur Stubat aus den Alpen heim. Vormittags gehen sie in die Pfarrkirche zur Messe, und bleiben dann über Mittag zu Hause, und Nachmittags geht Alles in die Au. Als im nächsten Sommer an der Kilbe das Kaspale mit Mikle und Nazi beim Mittagessen saß und fröhlich plauderte, kam der Senn, und warf einen großen Stumpo [1]) Geld auf die Bank, daß der Fleischteller hart daneben hoch aufhüpfte. Das war das Geld, welches sie aus dem Wintermolken gelöst hatten.

Gleich nach dem Essen fingen sie mit einander zu rechnen an. Das Kaspale wollte dem Sennen vorerst den Zins für das Geld geben, welches dieser ihm zum Milchhandel geliehen hatte; aber der Senn nahm durchaus nichts und sagte: „Ich habe nun erfahren, daß es nicht blos für uns Beide, sondern für das ganze Dorf, ja ich glaube, sogar für die ganze Welt am besten wär',

1) Stumpo — Pack.

wenn Arme und Reiche, die mit guten Köpfen und die mit starken Händen und die mit vollen Säcken, kurz, wenn Jeder dem Andern mit dem helfen thät', was er am besten könnte oder hätte. Und d'rum wollen wir Beide darin den Anfang machen."

„Wir sind bei weitem nicht mehr die Ersten," sagte das Kaspale, „mit der Arbeit ist es schon lang so gewesen. Es thut Jeder, was er am besten kann, und so wird Alles gethan. Nur die Reichen, stolz dastehend wie die Tannen im Walde, wollen oft nicht einsehen, daß ihre armen Mitmenschen, die wie niedriges Holz in bescheidener Demuth sie umgeben, vor gar manchem Sturme sie schützen, und daher auch Anspruch hätten auf ihre Hülfe. In Frankreich, hat man mir erzählt, sei das schon früher so gewesen, und da hat man denn einmal, als die Armen oben d'ran kommen sind, das Vermögen der Reichen und die Arbeit der Armen gleichmäßig unter Alle vertheilen wollen. Wie es da mit dem Vermögen gegangen wär', weiß ich nicht; aber mit der Arbeit hätt' das für die Länge sicher kein Gut gethan. Das sieht man bei uns in den Alper, in welchen das Holz, die Weide und alles gemein ist. Hier findet man gewiß immer die schlechteste Ordnung; wenn Einer nicht thut, wie er sollte, so thun es die Andern auch nicht mehr, und wenn man in so einer Alp etwas gemein schafft, so richten zwanzig Männer nicht mehr aus, als sonst zehn. Es denkt eben Jeder: „Wenn nur ich nicht viel thun muß, gethan wird es am End' doch." Thät' Jeder für sich allein schaffen, so wär's schon anders. Das kommt nach meiner Ansicht davon, weil jeder Mensch a bitzle eigennützig

iſt, und d'rum glaub' ich, wär' das die rechte Gemeinſchaft, wenn Einer dem Andern helfen thät', wo er könnte, und Reiche und Arme einſehen lernten, wie nöthig ſie einander haben."

„Ja," ſagte der Senn, „ich einmal habe es jetzt erfahren, daß man jeden braven fleißigen Menſchen äſtimiren ſoll, er mag ausſehen wie er will, und gehören wem er will. Ich will dir es jetzt grad geſtehen: ich hab' früher keine Buben im Dorf ſo verächtlich ang'ſehen und ſo vielmal ausg'lacht, als dich und Rümmamüllers Michel, und jetzt ſeid ihr Beiden mir die Liebſten im Dorf. Aber wartet nur, wenn ich ſpäter in der G'meind' auch einmal etwas d'rein zu reden hab', ſoll dieſe Erfahrung die andern ärmern Leut' ſchon etwas nützen!"

Das Kaſpale fragte jetzt, ob ſie den nächſten Winter auch wieder mit einander die Milch kaufen wollten. „Verſteht ſich!" ſagte der Senn. „Wir Zwei halten jetzt immer zuſammen wie Hanf und Harz, und wir werden, will's Gott, noch viel mit einander zu thun haben bis wir ſterben."

Sie rechneten vollends ab, und es blieb ihnen neben dem Arbeitslohn noch ein hübſcher Profit im Sack. Der Senn wollte nun wieder gehen, und machen, daß er in die Au komme; da ſagte das Kaſpale: „Es hätt' ihn noch etwas fragen und plagen wollen."

„Sag's nur! Wenn ich dir etwas thun kann, ſo mußt du es blos ſagen, das Fragen iſt gar nicht nöthig."

Das Mikle war ein wenig roth geworden und ging hinaus, als das Kaſpale jetzt zum Sennen ſagte: „Die Vögel pfeifen immer um's Haus herum, ich weiß nicht,

was das am Ende bedeutet. D'rum thät' ich gern mich früh genug auf alle Fäll' einrichten, und hätt' dich fragen wollen, ob du, wenn allenfalls der heilige Klaus einen Buben oder so etwas bringt, ob du dann nicht Taufgöthe sein wollteſt?"

„Verſteht ſich," ſagte der Senn luſtig, „von Herzen gern. Aber a Buob ſollt' es nöthig ſein, und dann muß er beigutt Hans heißen, und wenn auch nicht ſo arm, ſo doch ſo g'ſcheid und luſtig werden, wie ſein Ihne, der Schwarzhannes!"

„Und ſo fleißig und brav wie ſeine Aeltern!" ſagte der Nazi, während der Senn und das Kaſpale ſich die Hände reichten.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.

Reich und Arm.

Eine Geschichte aus dem Bregenzerwalde

von

Franz Michael Felder.

Kar III, 331 a

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1868.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel.

Wie zwei Helden dieſer Erzählung ſich auf das Oſterfeſt vorbereiten 1

Zweites Kapitel.

Worin ſich Hans und Jos etwas deutlicher ausſprechen . . 15

Drittes Kapitel.

Die Schnepfauerin 33

Viertes Kapitel.

Was Zuſel am Oſterſonntag erlebt 56

Fünftes Kapitel.

Der Mann muß hinaus, es iſt ein Graus 75

Sechſtes Kapitel.

Der erſte Tag im neuen Dienſt 97

Siebentes Kapitel.

Jos fängt an gemüthlich zu werden 115

Achtes Kapitel.

Was Jos mit den Eierſchalen dem Krämer und ſeiner Tochter ſäete 132

Neuntes Kapitel.

Die Auer Kirchweih 149

Zehntes Kapitel.

Die Heimkehr 170

Eilftes Kapitel.

Wie man ſchiebt und geſchoben wird 187

Seite

Zwölftes Kapitel.

Eine Versöhnung 206

Dreizehntes Kapitel.

Eine Unterredung im Herrenstüble 224

Vierzehntes Kapitel.

Zusel und Angelika 242

Fünfzehntes Kapitel.

Im Walde 260

Sechzehntes Kapitel.

Das Echo der Predigt auf dem Stighof 281

Siebzehntes Kapitel.

Rathlosigkeit und Entschluß 302

Achtzehntes Kapitel.

Eine Beicht ohne Reue. 321

Neunzehntes Kapitel.

Ein kleiner Hauskrieg, bei welchem Haus eigensinnig wird . 334

Zwanzigstes Kapitel.

Dorothee besucht ihren Vater 352

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie Dorothee die Lossprechung bekommt 372

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bei der Brunnenstube 394

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dorothee kommt abermals in ein Gerede 414

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie sich der Andreas rächt und was daraus entsteht . . 433

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Was an diesem Abend noch weiter geschah 453

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Schluß 475

Erstes Kapitel.

Wie zwei Helden dieser Erzählung sich auf das Osterfest vorbereiten.

Mit aller möglichen Pracht und Herrlichkeit ward am Charsamstag Abends in der Auer Pfarrkirche die Auferstehung des Herrn gefeiert. Unzählige Lichter erhellten die überall verhängte Kirche und beleuchteten das unter Singen und Glockenläuten hinter dem heiligen Grabe in die Höhe gezogene Auferstehungsbild. Kurz, es war himmlisch, göttlich, flüsterten hernach die aus der Kirche kommenden Weiber und Mädchen einander zu, während sie sich die von der Tageshelle erschreckten Augen rieben. Sogar die zarten, schneeweißen Hände der armen Stickerinnen legten rasch einen Taglohn auf den Teller, welcher zur Aufnahme freiwilliger Beiträge für das neuerrichtete „heilige Grab" vor der Kirchenthür angebracht war. Die rothen Kupferkreuzer, die sich wie recht verdächtige Kerle hinter breiten Sechsbätzlern versteckten, waren wol nur aus engen Lederhosentaschen herausgelangt worden. Wenigstens war nicht zu leugnen,

daß faſt alle Männer das „Schauſpiel“ etwas kühl aufnahmen; ſogar einiges Kopfſchütteln war zu bemerken. Auf dem Platz neben der Kirche ſtellten ſie ſich ſchweigend zuſammen. Jeder ſchien warten zu wollen, bis das rechte Wort zur Beurtheilung der etwas theuern „neuen Mode“, die zwar Alles in die Kirche lockte, doch keine Andacht in derſelben aufkommen ließ, gefunden ſein würde. Lächelnd ſchauten ſie hinauf zu den glühenden und leuchtenden Bergen, oder hinaus über den ſchon etwas dunkeln, geheimnißvoll rauſchenden Schnepfauer Wald, neben welchem die Aach den bereits zu Waſſer gewordenen Winter laut ſcheltend hinaus trug. Rechts ob dem Wald erhob ſich die ſtolze Liggſteinpyramide, die kühn emporragte zum blauen Himmel, welchen links neben der Aach die noch ſchneebedeckte Kanisfluoh zu tragen ſchien. Weiter draußen, dort, wo die äußerſten Tannenwipfel des Waldes ins röthlich-blaue Licht hineinragten, trugen goldige Engelchen mit Feuerflügeln der ſcheidenden Sonne den Strahlenmantel nach und winkten dabei mit weiß und röthlich ſchimmernden Händen ihre letzten Grüße zurück ins Thal.

„Viel ſchöner doch, und ſo, daß man dabei auch etwas empfindet, iſt die Art, wie die Natur ihr Auferſtehungsfeſt feiert,“ begannen jetzt auf einmal Mehrere. Gleich fielen auch Andere ein: „das Oſterlied der Vögel im weihrauchduftenden Walde draußen — hört hört! und droben in den Bergen das Wiedergeben der angeſchwellenen toſenden Aach — o das geht einem durch Leib und Seele, ganz, ganz anders noch als das latei-

niſche Oſterlied, welches der Kaplan bis von Innsbruck heraus hat kommen laſſen."

Ganze Minuten lang ſchlug man jetzt überall Feuer, doch der Zunder wollte gar nicht recht „empfangen". Die krummrohrigen Tirolerpfeifen blieben kalt, wie gewöhnlich vor der glücklichen Zeit der Zündhölzchen, wenn es einmal etwas zu ſehen und auszukopfen gab.

Noch hatten Viele nicht eingeheizt, als das Mathisle, ein ärmlich gekleidetes Bäuerlein, welches den Wolkengeſtalten nicht nachblicken mochte, bis es ſich die ſcharfen grauen Augen verdarb, auf einmal ausrief: „Sehet dort! Jetzt kommt der Bot' und geht ins Kronenwirthshaus. Was er wol alles drin hat in der großen Taſche, daß er gar ſo eilt?"

„Nun, der bringt ja jeden Samstag Zeitungen für die Wirthin, oder die, welche vornehm und reich genug ſind, ins Herrenſtüble."

„Es wäre doch nun ganz in der Ordnung," begann das Mathisle nach einer Weile wieder, „wenn endlich Hansjörg, der Soldat, ein Briefchen ſchickte. Iſt's doch ſchon mehr als ein halbes Jahr ſeit dem letzten und es wäre die einzige Freude, die er mir noch machen könnte. Nun, eine Frag' iſt wol Jedem erlaubt," fügte er, das Kopfſchütteln der Umſtehenden bemerkend, bei und eilte dem Wirthshauſe zu.

„Möchte doch ſehen, was das Männchen für ein Geſicht macht, wenn wieder nichts gekommen iſt," lachte der frühere Gemeindevorſteher, der bei den Bauern mehr galt, als der behagliche Patron, welcher jetzt dieſen Titel

hatte. Schon im nächsten Augenblick wars, als ob es da drüben halbe Batzen zu schneien angefangen hätte bei heiterem Himmel, — sogar sehr sparsame Hausväter, die sonst nicht einmal jedes Vierteljahr ein Bierglas zu sehen, geschweige denn ein Glas Bier zu trinken bekamen, vermochten jetzt dem Drange nicht zu widerstehen, und folgten dem Altvorsteher auf den Tritt, so, daß die Gasse beinahe zu schmal wurde.

Staunend, mit einer Art von Ehrfurcht sahen Viele, die noch ihr Lebtag keinen Brief erhielten, wie das Mathisle jetzt einen solchen gleich einer Siegesfahne jubelnd empor hielt. Es war und blieb halt doch merkwürdig, wie so ein Blatt für dieses kleine, ganz unbedeutende Männchen aus der weiten Welt sich bis da herein finden konnte. —

„Nun, was schreibt der Spitzbube?“ fragte der Altvorsteher lächelnd.

„Ich hab erst angefangen, aber kommt nun ihr und leset es, bevor es ganz dunkel wird.“ sagte das Mathisle, indem es davon in die Stube eilte.

Mit einer Langsamkeit, die das ihm geschenkte Vertrauen nur schlecht zu würdigen schien, folgte der Altvorsteher dem an ihn ergangenen freundlichen Ruf. Ruhig legte er Mathisles Brief auf den noch etwas feuchten Tisch vor sich hin, bestellte sich einen halben Schoppen Wein, zog dann die Hornbrille heraus, wischte eine Weile mit dem Halstuchzipfel an den Gläsern herum und begann endlich, nachdem er noch den neben ihm sitzenden Gemeinderäthen die großmächtige Schnupf-

tabakdose vorgehalten hatte, mit Gemeindedienerstimme zu lesen.

Der Brief erzählte viel von Hunger und Kummer, „doch," schrieb Jörg unter Anderem, „werde das nun bald überstanden sein. In einigen Wochen bekomme er Urlaub und könne dann heim, wenn man so gut sei, die Zehrung zu überschicken. Es werde wol noch etwas da sein von dem, wofür er verkauft worden sei. Die Heimat hab er übrigens noch nicht vergessen und fluche noch täglich Allen, die ihn unter die Soldaten gebracht, oder doch dabei ein Auge zugedrückt hätten. Besonders für den Vorsteher sei es eine Schande, daß — "

Mit den Worten: „er ist noch immer ein Lümmel", warf der Letztgenannte das Schreiben auf den Tisch; unmuthig verließ er das noch volle Glas und die Stube.

Gar so große Eile hatten die Andern freilich nicht; aber Keiner mochte den Brief zu Ende lesen, und wer den letzten Tropfen aus dem Glase hatte, machte sich schweigend heim. Nur der junge Erbe des Stighofes, Stighans genannt, rückte gegen das Jöle hinüber und bestellte für sich und seinen ehemaligen Schulfreund eine Halbe Rothen, ohne noch daran zu denken, daß er eigentlich mit der Wirthin allein bleiben wollte. Jörgs Brief hatte ihn ganz aus dem Zeug gebracht. Er mußte gleich etwas Gutes thun, um mit sich selbst wenigstens wieder zufrieden zu werden; darum hatte er für das schon seit Jahren fast ängstlich gemiedene Schneiderlein eine Halbe Rothen bestellt, und darum wol rief er jetzt dem Mathisle, welches, schon unter der Thüre, den wieder

ſorgfältig zuſammengelegten Brief in die Taſche ſchob, mit emporgehobenem Glaſe zu: „Komm noch und trink, und wenn du ihm ſchreibſt, ſo ſag es mir, daß ich ihm auch einen Gruß oder ſo etwas mitſchicken kann.“

„Iſt ſchon gut, recht gut,“ rief das Mathisle zurück. „Will ſchon einmal kommen, wenn's die Alte, will ſagen deine Mutter nicht merkt. Jetzt aber muß ich dem Vorſteher nach und ihn um Verzeihung bitten wegen dem Brief. Ich bin ſehr erſchrocken, denn unſer Einer weiß nie, wo er ſo einen Mann wieder braucht.“

Hans warf dem Männchen einen verächtlichen Blick nach und lief dann in der Stube umher, daß die Gläſer auf den Tiſchen klirrten. Dann begann er auf dem großen Backtrog neben dem hintern Tiſch einen wilden Marſch zu trommeln, wobei er von Zeit zu Zeit verſtohlen nach dem Jösle hinüber ſchielte. Dieſes ſaß immer wie angefroren beim Glaſe, welches kaum alle fünf Minuten ein wenig leerer wurde, wie etwa das Schoppenglas eines armen Studentleins, welches gern um ein Billiges im Wirthshauſe ſitzen und die neueſten Zeitungen leſen möchte.

Endlich ſagte Stighans: „Ihn dünke, daß es nun heut, am Feierabende, denn doch die höchſte Zeit zum Heimgehen ſei.“

Jos gab ihm von Herzen recht, während er das allmählig denn doch etwas erleerende Weinglas mit Waſſer wieder füllte.

Stighans bereute, wieder einmal einer augenblicklichen Stimmung nachgegeben und alles Andere dabei

vergeſſen zu haben, ſelbſt den Zweck ſeines Kommens, den kein Menſch als die Wirthin erfahren durfte.

Jos hatte wol bemerkt, daß dem Hans etwas fehle, daß aber er ihm da im Wege ſei, fiel ihm um ſo weniger ein, da ja Hans ſelbſt ihn dableiben hieß. Vielleicht, meinte er, müſſe er hier auf Jemand warten helfen, und da könne er dann, wenn Hans einmal hinausſtürmen ſollte, auch ſeine Frage an die Wirthin richten. Aber Hans ging nie hinaus. Immer ſtärker trommelte er auf dem Backtrog herum, während Jos mit der gähnenden Wirthin von allem Erdenklichen zu reden begann, endlich auch von der nun wieder überſtandenen Faſtenzeit. „Es ſei doch nicht zu leugnen," ſagte er, „daß in jedem Menſchen etwas von der Eva ſtecke, die am liebſten nach den verbotenen Früchten lange. Da ſeien viele, denen das Faſtengebot ungemein viel Redens und Klagens gebe, obwol man ja ſo vielerlei kochen könnte, ohne daß man zuerſt rauben und morden müßte. Er würde für die Erlaubniß, auch an gebotenen Faſttagen Fleiſch zu eſſen, keine fünf Gulden zahlen, denn ihm ſei immer beſonders wohl, wenn er nicht an Meſſer und Blut zu denken brauche. Auch beim Eſſen komme viel auf die Einbildung an. Daheim bei der Mutter ſei ihm an manchem Faſttag wohler geweſen, als jetzt beim Krämer, obwol es dort nicht einmal Eier gegeben habe."

„Macheſt jetzt du da ein Schüſſeln- und Tellergeklapper!" fuhr der Stighans den Schulfreund an. Doch ſchon im nächſten Augenblicke zuckte etwas wie ein Lächeln über ſein breites Geſicht. Stighans konnte

überhaupt nie lange sich über Jemand ärgern; er selbst hätte das noch viel weniger ausgehalten, als wer zufällig eben darunter litt. Nach einer Weile fuhr er lächelnd fort: „Man könnte glauben, daß Essen dir die liebste Arbeit wär, wenn man dich heute das Erstemal hörte. So schwätzt allenfalls eine Herrenköchin und ich weiß wahrhaftig nicht, was du damit willst."

„Warten will ich — bis du endlich gehst," sagte Jos mit kaum verhaltenem Lachen.

Es wäre nicht rathsam, jedem Hansen, der eine Halbe zahlt, so zu antworten. Unserm Hans aber that diese Offenheit recht in der Seele wohl und fröhlich sagte er: „Da haben wirs. Beide wollen das Gleiche. Da sieht man nun, daß gleich und gleich sich nicht immer gern gesellt. Ich hätte dich bald fortschicken wollen, denn daß ich nicht wegen deinem Küchengeschwätze dablieb, kannst du dir denken."

Und Hans lachte wieder so hell und fröhlich, daß die Schlagfeder auf der neuen Stubenuhr einen Klang gab. Jos aber sprach ernst, beinahe klagend: „Wir sind uns also nur darum in den Wurf gekommen, weil uns die frühere Offenheit fehlte. Früher hättest du nur gesagt: So, Jos, jetzt marsch. Ich wär dann fort und hätte mich gefreut, morgen die Ursache zu erfahren. Mit dem Vertrauen, Hans, ist auch das rechte Befehlen und das rechte Folgen aus. Aber das ist ja der Welt Lauf. Man hat dich besser gepflegt und begossen, drum bist du weit, weit über mich hinaus gewachsen."

„Nun," bemerkte Hans, „bisher stehen wir leider

nebeneinander, jeder wartet; aber für jetzt wirds mir denn doch bald genug, drum sei so gut und geh mit der Wirthin hinaus, sag ihr deine Sache ganz kurz. Dann komm und laß uns die Plätze wechseln."

„Für mich ist das am Ende gar nicht nöthig," sagte Jos, der Schneider. „Ich will nichts von der Wirthin als Eierschalen, damit ich doch auch meine Freud' hab am Osterfest."

„Und just das," rief Hans lachend und mit dem Fuße stampfend, „just das ist's, was auch mich so lange wach erhalten hat."

Die Wirthin, die bisher ruhig auf der breiten Bank beim Backofen saß, verließ rasch ihren Platz, rieb sich die müden Augen und indem sie die Stube verließ, that sie Alles, was sie schon oft wieder wach und munter gemacht hatte. Es galt ja eine kleine Neckerei und da hatte sie noch immer von Herzen gern nach Kräften mitgeholfen. Wenn es, wie dießmal, den Mädchen gelten sollte, besann sie sich freilich immer zweimal, bevor sie ja sagte; doch als Biggel*) hat auch sie und wol jede sich Manches gefallen lassen müssen.

Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre tragen die Bregenzerwälderinnen weite Aermel aus beliebigen buntfarbigen Stoffen und solche Aermelmädchen werden noch von Allen beinahe wie Kinder behandelt. Nun aber vertauscht das Mädchen diese Aermel mit dem engen

*) Biggel — ein junges Hühnchen, aber auch die kaum erwachsenen Mädchen werden so genannt.

„Schalk" aus schwarzer Glanzleinwand, und an einem Feste, gewöhnlich am Ostertage, zeigt sich der Biggel zum erstenmal ganz neu gekleidet im Jungfrauenstuhl der Kirche; und wenn die Burschen ihre Eierschalen, die sie dem Biggel als erstes Zeichen ihrer Aufmerksamkeit streuen wollen, auch schon damals nicht mehr bis dorthin tragen durften, so konnten sie doch noch nicht unterlassen, ihm wenigstens etwas Hennenfutter vor das Haus auf die Gasse zu legen; das wird dann von den Aeltern der Gefeierten je nach Umständen sehr verschieden aufgenommen, ausgelegt und berechnet.

Bald kam die Wirthin mit der Schürze voll Eierschalen wieder in die Stube zurück. Sie war gewöhnt, Jedermann zu dienen; umsonst aber wollte sie so etwas nie gethan haben und war gerade dann am kargsten, wenn ihre Gegenforderung sich nicht durch Zahlen ausdrücken ließ. Wie sie schon gehört hatte, sollten morgen nicht weniger als acht Biggel ausfliegen. Nun wollte sie denn doch bei so guter Gelegenheit auch erfahren, auf welche von diesen die beiden Burschen, besonders der reiche Stighans, es eigentlich abgesehen. Des Krämers eitler Zusel*), die noch kaum neunzehn Jahre hinter sich hatte, und die doch — in dem Glauben, ihr stehe gar Alles wohl an — sich schon in den Jungfrauenstuhl machen wollte, wäre so ein Streich — für sie eine Demüthigung — zwar von Herzen zu gönnen gewesen. Aergerlich aber blieb dabei wieder der Umstand, daß so eine Aufmerk-

*) Zusel — Susanne.

ſamkeit von dem reichen Stighans ihr ſicher mehr Freude als Verdruß machte. Früher freilich, als Hans mit Zuſels älterer Schweſter Angelika ein Verhältniß einfädelte, war die alte Stigerin mit Leib und Seele gegen die Krämerei und Alles, was drum und dran hing, jetzt aber galt der Krämer etwas mehr im Hauſe und es ſchien für Hanſen nicht ganz unmöglich, die Zuſel in ſein Haus zu bringen, obwol die ältere Schweſter ihm viel beſſer gepaßt hätte. Nein, ſchon der unglücklich verheirateten Angelika zu Liebe ſollte das wo möglich verhindert werden. Den wackern Hans verdiente die Zuſel nicht und er auch etwas Beſſeres. Sie wenigſtens — die Kronenwirthin, wollte lieber in der ganzen Faſtenzeit keine Eier gegeſſen haben, als daß nun auch noch die Schalen dieſem Windſpiel zur Freude benutzt werden ſollten. Wiſſen wenigſtens mußte ſie jetzt Hanſens Plan und mit ihrem Willen ſollte Zuſel morgen keinen fröhlichern Tag erleben, als ſie verdiente.

Grade als ob das Mädchen, welches nun durchaus zum Tänzeln und Scharwenzeln alt genug ſein wolle, dort im Herrgottswinkel ſitze, ſtellte ſie ſich groß vor den Tiſch hin und ſagte etwas rauh: „Bisher wolltet ihr beide das Nämliche; das war gut für mich, denn ſo kann ich euch auf einmal bedienen. Ob es aber von jetzt an für euch nicht um ſo böſer wäre, wenn ihr noch länger das Gleiche wolltet? das, ihr Burſchen, iſt eine ganz andere Frage. Es wär nicht gut, wenn ihr euch auch vor dem Hauſe eines Biggels wieder treffen ſolltet wie hier. Machts daher lieber wie der Jos ſchon geſagt hat. Seid

ſo offen gegen einander wie früher, wo jetzt Jeder dem Andern lachend ſeinen Plan mitgetheilt hätte."

Jetzt leerte Jos das Glas mit einem Zuge, ſtellte es vor ſich auf den Tiſch und ſagte ſo ernſthaft als möglich: „Wir ſind dir großen Dank ſchuldig für die Schalen und beſonders für deinen guten Rath, den wir beim Heimgehen gewiß redlich befolgen wollen."

So aber hatte die Wirthin es nicht gemeint. Die gute Frau beſaß auch viel zu wenig Verſtellungskunſt, um ihre wahre Abſicht noch länger verbergen zu können. „Halt, ihr Herren," rief ſie lachend, „bei mir fordert man nicht und nimmt nicht, ohne auch etwas zu geben. Unſer Eins iſt an das gar nicht gewöhnt. Hier ſind meine Schalen und dort iſt euer Geheimniß — wollen wir tauſchen oder nicht?"

Anfangs würde der Stighans gerne darauf eingegangen ſein, jetzt aber war es ja Ehrenſache, treu zum Gefährten zu halten und ſich von der liſtigen Wirthin auf keine Weiſe mehr fangen zu laſſen. „Nein," ſagte er entſchieden, „Tauſcher ſind wir keine und nur ſo Rothhändel laſſen wir uns nicht aufzwängen. Was wir fordern, wird gehörig bezahlt, daß wir nicht auch noch ſchöne Worte und Buckerle machen müſſen. Wir wollen aber bald gehen, drum nur herzhaft geſagt, für wie viel baares Geld wir das Zeug da mitnehmen können."

„Ich mag aber nicht," ſagte die Wirthin trotzig und hielt die Schürzenzipfel feſter.

„Auch gut," verſetzte Stighans ruhig, „ich glaube, du ließeſt dich nicht gerne drum anſehen, für ſo etwas

baares Geld angenommen zu haben. Behalte du die Schalen für dich und bring uns Eier. Bezahlt sollen sie dir gehörig werden und das Zeug drin bringen wir wol heraus, wenn wir vom Kochen auch wenig verstehen. Nicht wahr, Jos?"

Dieser war bei den letzten Worten erschrocken nach seinen Taschen gefahren, deren Inhalt Hans viel zu hoch anzuschlagen schien. Der reiche Bauer, die Verlegenheit des Handwerkers bemerkend, warf einen Kronenthaler auf den Tisch und sagte: „Da, du Eigennutz, ist baares Geld, lauf nun und bring uns Eier, so viel es dafür leiden mag. Aber mach schnell, daß wir bald weiter können."

„Das wär mir noch hübsch, das," eiferte die sorgsame Hausfrau. „Nein, Bürschchen Liederlich! So wird unter meinem Dache die liebe gute Gabe Gottes nicht verunehrt und mißbraucht. Habt ihr denn daheim noch nie gesehen und nie gehört, wie man dafür sorgt, daß doch nie ein Tröpflein oder ein Bröselein von dem, was so Viele auf der Welt bitterlich mangeln, mit Füßen getreten werde?"

Und indem sie ihre Schürze in die großen Hüte der beiden Burschen ausleerte, fuhr sie fort: „Lieber nehmt den Plunder und was ihr wollt umsonst, als daß ihr in meinem Hause, vor meinen Augen so schändlich frevelt. Es hat doch keine Art und keine Gattung mehr in der jetzigen Welt. Alles hält man für erlaubt, wenn man es nur bezahlen kann."

„Da iſt's wol am beſten, wenn wir gleich gehen, daß wir dir nicht noch mehr Kreuz machen," ſagte Hans mit etwas gezwungenem Lachen.

Jos hatte ſchon nach dem vollen Hute gelangt. Hans ſuchte noch kleines Geld für den getrunkenen Wein und folgte dann dem forteilenden Gefährten mit großen Schritten langſam nach.

Zweites Kapitel.

Worin ſich Hans und Jos etwas deutlicher ausſprechen.

Der Mond war eben aufgegangen und ſchaute freundlich zwiſchen den von blüthenähnlichen Nebelſtreifen umfloſſenen Bergſpitzen aufs neuergrünte Thal herab und auf die Kirche, deren ſchlanker Thurm neben dem tannenbekränzten Fluohfelſen emporragte. Nur unwillig gab der neben dem einſamen Gotteshaus am Felſen vorbeirauſchende Strom das trübe Bild des freundlichen Nachtwandlers wieder zurück. Aber wie er auch ziſchen und toſen, wie drohend er ſich geberden mochte, er war doch nicht im Stande, die Ruhe der Bewohner ſeiner geſegneten Ufer zu ſtören. Nie ſchläft wol der Bauer beſſer und träumt ſüßer, als wenn die Flüſſe den unwillig grollenden Winter ſo mir nichts dir nichts zum Thale hinaustragen. Da öffnet er wol, trotz den ängſtlichen Warnungen der beſorgten Hausmutter, ſich doch ja vor der Nachtluft in Acht zu nehmen, vor dem Schlafengehen die Fenſter des Zimmerchens, um das Klagen und Lärmen

des aus dem Lande ziehenden Feindes recht deutlich zu hören. Im Winter muß man ſich wol oder übel mit ſeinen Sorgen ins Zimmer einſperren und die Meiſten ſind, ſo ſich ſelbſt überlaſſen, weitaus am ſchlimmſten dran, weil ſie eben nicht viel mehr anzufangen wiſſen, als ihre Langeweile todt zu ſtricken oder den Nachbar zu hecheln, mit dem ſie im Frühling und Sommer im ſchönſten Frieden leben und arbeiten können. Erſt das Auferſtehungslied der Natur, das Toſen der Bäche, welche endlich die eiſige Decke wieder zu ſprengen vermochten, öffnet auch die Fenſter und die Herzen wieder, daß überallhin ein Gefühl einziehen kann; da reden ſie Alle wieder von den Arbeiten des Frühlings, während im Winter faſt Jeder ſich mit etwas Anderem quälte.

Doch unſere beiden Freunde hatten trotz der wunderſchönen Oſternacht recht ungleiche Gedanken, als ſie ſo auf dem mondbeleuchteten Platze zwiſchen der toſenden Aach und der ſtillen Pfarrkirche dahinſchritten. Dem Jos that die friſche Nachtluft recht wunderbar wohl, nachdem er in des Krämers engem Schneiderſtüblein die ganze Woche für den morgigen Tag faſt auf Leben und Tod hatte arbeiten müſſen. Ein Gefühl der Freiheit, wie er es noch ſelten empfand, hob ſein Köpfchen, welches er ſonſt ein wenig hängen zu laſſen pflegte. Erſt jetzt ſchien ihm ſein Trotz gegen den bisherigen Arbeitgeber nicht mehr nur Folge einer Verſtimmung, welche ſeit Wochen — ja offen ſich zugeſtanden, ſeit dem Faſchingsdienſtag, wo er das Erſtemal auf einen Tanzplatz kam — ſein ganzes Weſen belaſtete. Ja, wenn er jetzt Alles

wieder überdachte, ſo kam ihm ſein heutiges Betragen, obwol es ihm den Dienſt beim Krämer koſtete, ganz gehörig und planmäßig vor. Der harte Winter war nun glücklich überſtanden, unter dem wieder geſchmolzenen Schnee wuchs überall Arbeit hervor, ſo daß er noch nichts verloren geben mußte, auch wenn ſeine erſte Rechnung fehlte und Hans ihn nicht auf den Platz ſeines bisherigen Knechtes ließ, welchen letzte Woche ein Bericht von der Erkrankung ſeines Vaters auf deſſen ſtattliches Anweſen zurück rief.

Am Ende lag ihm gar nicht ſo viel an dieſem Dienſt. Es war ja fraglich, ob er da jemals eine frohe Stunde haben könnte, und ob nicht die böſe Stigerin oder noch öfter faſt die gute Dorothea, Hanſens Magd, ihn zum Sterben ärgern würde .... Es gab auch anderwärts Arbeit in friſcher, freier Luft und das war ihm genug. Wenn er ſich nur nicht mehr bloß ins Zimmer zu ſeinen Gedanken einſperren mußte. Das aber hätt' er jetzt nicht mehr ausgehalten, während ihm früher ſo wohl war bei der Nadel, wenn er leiſe fröſtelnd Andere hinaus in Kälte und Näſſe gehen ſah.

Es war gerade, als ob er nirgends mehr Ruhe finden könne, ſeit er auf dem Faſchingsdienſtag mit Dorotheen getanzt hatte. Noch ärger wurde das, als es draußen immer mehr erwarmte und der allüberall jubelnd verkündete Frühling ihm gar nichts als das Zimmer voll Fliegen und noch längere Arbeitstage bringen zu wollen ſchien. Gewiß hätte ſelbſt der Krämer, obwol der ſonſt ſo abhängigen Leuten gegenüber keinen Spaß verſtand,

die trotzigen Stichelreden seines Schneiders nicht gar so hoch aufgenommen, wenn er seine Stimmung zu fassen und zu beurtheilen im Stande gewesen sein würde. Aber das war des Krämers Sache nur bei Leuten, wo es ihm etwas eintrug. In der Charwoche lagen außer den Wänden des Zimmers auch noch ganze Berge von dringender Arbeit auf dem armen Schneider, den der Krämer nach Belieben einspannen zu können meinte. Schon seit Mittwoch grollte und donnerte es bald da bald dort; heut Abend machten sie sich gegenseitig ihren Standpunkt klar, und darüber hatte es nun Feuer zwischen ihnen gegeben, daß sie sobald wol nicht mehr zusammen unter einem Dache leben mochten; darum war Jos heut ausnahmsweise lieber ins Wirthshaus als heim zur Mutter, von der er über seinen Wochenbericht schwerlich ein besonderes Lob erwartete. Jetzt aber war ihm wieder ganz leicht. Der Riß zwischen ihm und dem Krämer mußte ja recht groß werden, wenn er den Bitten der guten Mutter gegenüber stark bleiben und einmal aus dieser Krämerhöhle herauskommen sollte. Das Beste war immerhin, wenn er auf alles Bitten und Betteln sagen konnte: „Es geht nicht mehr," wenn ihm selbst auf der andern Seite das auch etwas traurig vorkommen mochte. „Aber jetzt nichts von Traurigkeit," rief er sich zu. „Wärs nicht eine Schande gewesen, wo immer man einmal davon erzählt hätte, daß einer der besten Schüler sich ohne die Gnade dieses Krämerwurms nicht mehr ordentlich durch die Welt bringen könne?"

Die Leute freilich hatten ihn immer ein faules

Mutterbüblein geſchelten, weil er nie draußen im Schwabenlande blieb, wo das Einerlei der ungeheuren Kornfelder dem an die nahen Berge Gewöhnten wie eine furchtbar große Rechentafel vorkam. Ja, lieber als bei den wohlgenährten Würtembergern, wo ſo manches arme Landeskind Arbeit und Brot fand, blieb er daheim bei der Mutter. Aber ſeine Tadler hatten darum denn doch nicht ganz recht. Faul war der Jos nicht. Er ſammelte das von der Aach ausgeworfene Holz, daß die Mutter mehr als genug hatte; auch gewann er Beeren für den Pfarrer und andere Liebhaber; ja, man konnte ihn brauchen wozu man wollte, wenn man ihm nur nichts vom Schwabenland ſagte. Dieſe Furcht vor der Fremde hatte ihn ſchon früh in die enge Werkſtätte beim Krämer getrieben, die von dieſem nebenbei auch noch als Rumpelkammer benutzt wurde. Aber ſo wohl war ihm doch nicht geworden, als Hansjörg, der damals beim Krämer arbeitete, ihn in die Lehre zu nehmen verſprach, wie jetzt, wo er ſich von dem ewigen Nädeln und Fädeln erlöſt fühlte.

Aber nun mußte er ſeine Bitte um Arbeit denn doch ein wenig einzuleiten beginnen. Wenn Hans ihn auch nicht brauchte, ſo konnte der ihn doch vielleicht irgendwo empfehlen. „Jetzt geht denn die Feldarbeit wieder an,“ begann er huſtend, „wahrſcheinlich ſchon gleich nach den Feiertagen.“

Stighans ſchien ihn gar nicht zu hören, der hatte jetzt auch an ganz Anderes zu denken. Unverwandt ſchielte er zu jenem kleinen Häuschen drüben über der

Aach am Argenſtein, deſſen halbblinde Fenſter mit den runden Scheiben das trübe Bild des Mondes zwiſchen neubelaubten Buchenäſten hindurchſchimmern ließen. Was jetzt wol das Mathisle dort machte? Das arme verlaſſene Mathisle, das nicht einmal mit ſeinen drei Kindern daheim Arbeit und Brot, ja ſelbſt kein gutes Bett hatte! Gewiß dachte es an den Hansjörg, der ihm ſeine Stütze werden ſollte, und dabei ballte es ſeine Fauſt vielleicht auch gegen ihn, Stighanſen, der ja, wenn auch wider Willen, ſeinen wackern Buben zu den Soldaten gebracht hatte. Wie bitter Stighans auch den Tod ſeines einzigen Bruders Karl beweinte, er wünſchte doch oft, daß derſelbe, wenn es nun doch einmal ſein mußte, ein Jahr früher geſtorben wäre, damit er dann nicht mehr zur Rekrutenaushebung hätte mitloſen und verſpielen müſſen. Daß es ihm nicht um die Paar hundert Gulden war, welche er dem Hansjörg, ſeinem Stellvertreter, zu zahlen hatte, wußte wol Jeder, der den Stighans auch nur ein wenig kennen gelernt hatte. Geizig war er nicht und ſeine Sparſamkeit im Kleinen mußte man ihm für Ordnungsliebe auslegen, wenn man ſeine Freigebigkeit im Großen ſah. Freilich, er hatte es, denn er war, obwol es dem in ſchlechten Kleidern gleichgültig Daherwatſchelnden kein Menſch angeſehen hätte, bei weitem der reichſte Bauer in der ganzen Gegend. Außer dem Stighof, von dem ſeine Familie den Namen hatte, und vielen Kapitalbriefen, gehörte ihm auch das ſtattliche Anweſen in Argenau, einem der vielen Weiler des Dorfes, die zuſammen die Gemeinde Au bilden, und das ſchlechte Häuschen

mit dem Gut am Argenſtein, zu dem er jetzt noch immer ſo ſcheu hinüberſchielte, während er mit ſeinem ehemaligen Schulfreunde langſam und ſchweigend auf dem ſeit lange zum Erſtenmal wieder trockenen Platze neben der Kirche hart am Fuße des Fluchfelſens dahinſchritt. Erſchrocken ſtanden Beide ſtill, als ſie, plötzlich durch das dumpfe Geräuſch der Schritte in ihren Gedanken unterbrochen, auf der gedeckten Brücke ſich befanden, welche rechts über die Ach zu den an der Arge liegenden Weilern Argenfall, Argenzipfel und Argenau, dem ſogenannten Herrendorfe, führt.

Hans war ordentlich froh, daß Jos ſich auf einen Balken der Seitenwand ſetzte, indem er ſagte: „Da iſt's recht ſchön und ein gehöriges Durcheinander in den Waſſerwirbeln unten. In dem Lärmen und Toſen iſt mir immer am wohlſten.“

„Mir iſt's ſchon auch recht, daß ich etwas höre,“ ſagte Hans leiſe, indem er ſeinen ſilberbeſchlagenen Tabaktübel aus der Taſche zog. „Da wollen wir eine Weile ſitzen und eins plaudern, lauter als das Waſſer toſ't.“

Aber ſo ein lautes, frohes Geſpräch, das Alles übertönt und vergeſſen macht, läßt ſich nicht ſo mir nichts dir nichts befehlen. Beide wollten unterhalten oder vielmehr unterhalten werden, und doch ſaßen ſie wieder ſchweigend da, während Hans ſeinen wohlbeſchlagenen Maſerkopf aus der mit lieblich duftenden Blättern bis zum Platzen gefüllten Schweinsblaſe füllte, die Dorothea ihm mit ſeidenen Bändern hübſch eingefaßt hatte. Jetzt

ſchlug Hans Feuer, und als der von ſeinem Stein aufzuckende Blitz die mächtigen Balken der ſonſt vom Dache beſchatteten Brücke beleuchtete, dachte er an den armen Hansjörg, der ſeinetwegen über ſo manchen Gewehrblitz erſchrecken mußte; Jos aber beneidete den Meiſter, der durch dieſe Brücke das Dorf verband und ganzen Geſchlechtern ein Wohlthäter wurde. Dann ſchauten Beide durch eine in der Brückenwand gelaſſene Oeffnung hinab auf die toſend hinausſtürzende Aach. Hans erblickte nun auch wieder die ſchneeweißen Eierſchalen neben ſich auf einem Balken und ſagte lachend: „Merkwürdig, wie man doch bei allem Ernſte noch ein Kind iſt und am Kindiſchen ſeine größte Freude haben kann!“

„Und warum auch nicht?“ frug Jos. „Iſt einem doch als Kind weitaus am wohlſten! Ich wollte faſt, daß ich mein Lebtag ein Kind hätte bleiben können.“

„Ich doch nicht,“ verſetzte Hans ſchnell. „Glücklich,“ fügte er dann ſinnend bei, „recht glücklich ſind wir da freilich geweſen.“

„O gewiß,“ fiel Jos, dem das „Wir“ noch beſonders wohlgethan hatte, herzlich ein, und begann dann zu ſchildern, wie wohl ihm damals geweſen, wenn auch ihn, den Jungen der unbeliebten Schnepfauerin, nur höchſt ſelten ein Auge freundlich angeblickt habe. Auch Hans erinnerte ſich lachend manches luſtigen, tollen Streiches, den ſie damals miteinander machten. Der gutmüthige, nur etwas unbeholfene Burſche konnte das lebhafte, zu Allem aufgelegte Jösle unter den Kindern der Nachbarſchaft weitaus am beſten leiden, weil es ihm

gewöhnlich auch die läſtigen Schulaufgaben machte und überhaupt aus vielen Verlegenheiten half. Hanſens Vater fand das ganz in der Ordnung. „Dafür ja,“ meinte er, „ſei man eben reich, daß man Andere gleich einſpannen könne, wo man nicht gern ſelbſt ziehe.“ Die Stigerin war auch nicht gegen das Einſpannen, doch ſie wehrte Hanſen den vertrauten Umgang mit einem Menſchen, deſſen Daſein nach ihrer Anſicht in den Augen Gottes und aller guten Menſchen ein Greuel ſein mußte. Die arme Schnepfauerin, die die vom Söhnchen verdienten Kreuzer des reichen Nachbarn recht grauſam nöthig gebraucht hätte, kam auf den Gedanken, ihr Jösle ſei der Stigerin zu arm; doch daß ſie damit nicht das Richtige getroffen hatte, bewies ſpäter der Umſtand, daß ſie ihren Hans auch nie neben des reichen Krämers Angelika ſehen wollte, weil ihr Vater manches that, was ſie ihm erſt vor drei Jahren verzieh, als er den Hansjörg, ſeinen Schneider — ſie kümmerte ſich in der Angſt nicht wie — für ihren jüngern Sohn zu den Soldaten geſchwätzt hatte.

Als Hans vorhin ſagte, daß er doch die Jahre der Kindheit ſich nicht mehr wünſchen würde, dachte er ſicher an den Zwang, den die Mutter beſonders nach dem Tode des alten Stigers ihm und ſeinem Bruder ſelig angethan hatte. Sie durften nur mit wenigen, meiſtens langweiligen, verzogenen Kindern aus den beſten, angeſehenſten Häuſern ſpielen, und ſo wenig als bei der Wahl ihres Umgangs war ihnen ſonſt geſtattet, ſich ihren Gefühlen und Neigungen zu überlaſſen. Das

war noch jetzt nicht anders, nur daß Hans ſich nun eher daran gewöhnt hatte.

Als Hans heute den Jos zum Mittrinken einlud, dachte er gewiß nicht im Entfernteſten mehr an eine Auffriſchung des alten freundſchaftlichen Verhältniſſes. Das wäre ja jetzt etwas ganz Neues geweſen und etwas Neues wollte Hans eben ſo wenig als ſein ſeliger Vater, dem er in dieſem und noch in vielen andern Stücken merkwürdig ähnlich war. Nur ſein Schrecken über den vom Vorſteher vorgeleſenen Brief hatte ihn gedrängt, irgend Jemandem etwas Gutes zu thun, um dann mit ſich ſelbſt wieder etwas zufriedener zu werden. Wenn es denn dem Jos gelang, ſeinen ehemaligen Freund wieder lebhaft an gemeinſam verlebte ſchöne Stunden zu erinnern, ſo darf man doch nicht glauben, daß er da ſchon als fortgeſchickter Schneider und dienſtſuchender Knecht oder Tagwerker geredet habe. Solchen armen Jöslein ſtehen in der Regel viel zu wenige Figuren zur Verfügung, um gute Schachſpieler zu werden. Hier auf der dunkeln Brücke, dem einzigen Platz außer ſeinem Hauſe, wo Niemand ihn wegſchicken durfte, war wunderbar obenauf gekommen, was jetzt in ihm arbeitete. Begeiſtert redete er von der Zeit, in der ſie beide Kopf und Hand, Klugheit und Thatkraft, Liſt und Geld immer traulich zuſammenzuhalten pflegten, bis er durch das Kommen eines Dritten unterbrochen wurde.

Es war der Krämer, der ſich gleich hart neben Hanſen ſtellte und vertraulich plauderte, bis er auch den neben ihm im Dunkel ſitzenden Schneider erkannte. „So,

du biſt auch da," ſagte er etwas verlegen. Dann drehte er ſich um, indem er auch Hanſen recht bald und glücklich heimzukommen wünſchte.

Bald waren die feſten Tritte des für ſein Alter noch ungewöhnlich rüſtigen, nur etwas nach vorn gebeugten Mannes verhallt.

Unſere beiden Freunde aber dachten noch nicht daran, ihm ins Herrendorf hinauf zu folgen, von wo der Schatten ſeines ſtattlichen Hauſes über den Hügel auf die mondbeglänzte Aach herunterragte. „Ich hätte gedacht," bemerkte Jos, „der Krämer hätte nun ſein Hühnchen für morgen gerupft und müßte nicht auch noch in der Nacht Geſchäfte machen, da er ohnehin denen die Haare ausreißt, die ſich von ihm kämmen laſſen."

„Laß ihn doch einmal gehen!" bat Hans in beinahe befehlendem Tone.

„Ja, wir wollen uns die ſchöne Stunde nicht verderben," ſtimmte der Schneider bei. „Sie iſt wirklich ſchön und mir thut es ſo wohl, daß wir wieder einmal vertraulich beiſammen ſind und wie früher oft das Gleiche haben und das Gleiche wollen. Mir iſt das Herz ſo aufgegangen, daß ich keinem Menſchen mehr etwas ab ſein könnte. Mit dir iſt mir der Muth und die Weichheit von früher wieder gekommen. O Hans, es iſt ſchade, daß du ſonſt in jetziger Zeit ſo weit von mir ſtehſt und ſo hoch ob mir, daß mir ſchon faſt ſchwindelt, wenn ich zu dir hinauf ſehe."

Hanſen ſchienen dieſe Worte nicht beſonders zu gefallen. Haſtig langte er nach ſeinem Hute mit den

Eierschalen und schritt über die Brücke auf die Schattenseite hinüber. Jos gieng, seine Rede herzlich bereuend, langsam nach. Es war jedenfalls unklug, den Schwachen schon jetzt wieder an die Abneigung seiner stolzen Mutter zu erinnern. Schweigend bestiegen sie die kleine Anhöhe, von der aus sie nun die ringsum an die Berge gleichsam angelehnten Weiler und die einsam stehende Kirche zu übersehen vermochten.

Hans stand aufathmend still und sagte lachend: „Dein Schritt paßt noch gerade so zu meinem wie früher. ‚Hans und Jösle, Hans und Jösle, Hans!‘ klappt es noch wie früher, wenn wir mit einander über die Gasse gingen. Das ‚Hans‘ ist mein Tritt und das andere Gezappel dein Gang. Mir thut es wohl, das wieder einmal zu hören, wenn ich mich auch freue, daß wir seitdem älter und auch etwas klüger worden sind.“

„Du hast gut fröhlich sein,“ erwiederte Jos. „Fröhlich kannst du zurück schauen und sorglos in die Zukunft. Wer ins Schwabenland hinaus fährt, weiß gar nicht, wie weit es ist. Und auch draußen erlebt er ganz Anderes, als wer mit der ganzen Habe im Zwillichsack auf dem Rücken ermüdet ankommt und einen Dienst sucht. Ja, Hans, du bist ein glücklicher Wanderer!“

„Und du?“

„Ich bin müde worden auf meiner bösen Strecke und nun gar noch verirrt.“

„Du ermüdet? Das sollte man in den Kalender drucken lassen.“

„Warum nicht gar! Von mir mag man nicht ein-

mal reden, geſchweige denn ſchreiben und leſen. Nur wenn ich einmal den Kopf auch ein wenig aufrichten will, hat man Zeit, mich zu tadeln und wie ein Donnerwetter über mich herzufahren."

„Um ſo etwas nur thät ich mich eben gar nicht bekümmern."

„Ich freilich auch nicht, wenn ich feſt ſäße wie du. Aber den armen Leuten geht zuweilen Alles aus, ſogar die Geduld. Auch ſein Roß und das Rind ſchützt der Bauer und verzeiht ihnen einen tollen Sprung, wenn ſie ſich ſonſt gut halten; ſo einem armen Teufel gegenüber jedoch kennt man keine Gerechtigkeit und dünkt ſich ſelbſt um ſo höher und beſſer, wenn man ihm ein rechtes Kohlrabengeſicht gemacht hat."

„Iſt dir wieder einmal Einer auf die Zehen geſtanden?"

„Sie treten einem nicht bloß auf ſeine Zehen, ſondern auch auf die Hände, den Kopf und das Herz."

„So gehts einem, wenn er zu geduldig iſt und ſich ſo wenig zu regen und zu wehren weiß wie du," ſpottete Hans.

„Wehre dich, wenn du die Katze im Sack biſt, mach eine Fauſt, wenn du keine Hand haſt!"

„Lachen über Alles oder gehen iſt immer das Geſcheideſte."

„Es iſt beſſer, zwanzig gute Lehren geben, als eine einzige befolgen. Das Kätzlein weiß gar nicht, wie der Maus zu Muthe iſt. Stell dich an meinen Platz in Gedanken, weg von deinem Geld und deinem Anweſen,

zu einer Mutter, für die du arbeiten und etwas verdienen möchteſt. Kannſt du das?"

„Ganz leicht."

„Wir wollen gleich ſehen. Sag mir nur, ob man da nur lachen und gehen kann, wenn ſich auch das Ehrgefühl niemals regen ſollte?"

„Aber ſo als Ladenſchneider haſt du doch keinem Menſchen etwas nachzufragen, wenn du nur deine Sache gehörig machſt."

„Als den Bauern, allen Kunden und dem Krämer und der Zuſel. Aber ſchon an der hätte einer genug. Das iſt dir eine, viel, viel ärger als drei Wochen Zahnweh. Wenn dich der Alte — denn Vetter mag ich ihn nicht mehr nennen — lange genug gebügelt und geſcheert hat, fährt auch ſie noch daher auf ihrem Hochmut und läßt es mich jeden Augenblick empfinden, daß ich nicht der Hansjörg bin, für den ſie ganz ein anderes und ein recht liebliches Paar Augen gehabt hatte. Aber das iſt jetzt aus. Ins Haus geh ich nicht mehr, aber noch einmal bis vor die Thür, um dem Pfau dieſe Schalen da zu ſtreuen. Sie wär nach dem Brauch noch zu jung für den Jungfrauenſtuhl, drum wird das unſern Biggel nicht wenig ärgern."

„Und was willſt du dann?" fragte Hans ernſt.

„Was ich kann."

„Jetzt gibts Arbeit genug, wenn einer nicht nur ſchimpfen, ſondern auch ſchaffen will. Du haſt dich freilich an die Stube gewöhnt und nicht Jeder, der einen Knecht oder Tagwerker braucht, würde dich gleich anſtellen

wollen. Komm nach den Feiertagen zu mir. Man kann dich nicht auf der weiten Gasse laſſen."

Hans hatte ungewöhnlich entſchieden geſprochen, gerade ſo, als ob jemand das Gegentheil ſagte. Es war ihm auch wirklich, als ob er ſchon das Kopfſchütteln ſeiner Mutter ſehe, an die auch ſeine letzten Worte gerichtet waren.

Jos ſagte bei weitem nicht ſo ſchnell und freudig ja, als Hans wol erwartet hatte.

„Bei mir," fieng der reiche Bauer wieder an, „bei mir wirſt du es dann wol aushalten können, und Zuſeln, die dir böſe Augen machen und dich quälen, gibt es auch keine. Die Mutter kümmert ſich nicht mehr gar ſo um alles wie früher, Dorothea aber, die Magd, iſt ſo gut und brav, daß du ſicher mit ihr zufrieden biſt."

„Das glaub ich von Herzen gern," ſagte Jos mit einem Seufzer. „Gewiß erleb ich in deinem Hauſe nur Liebes und Gutes, aber es kann einem zuweilen auch das Heilſamſte und Kräftigſte ungeſund ſein, wenn es zur unrechten Zeit genommen wird."

„Zu ſtolz wenigſtens," bemerkte Hans etwas ſtreng, „wird dir des armen Mathisles Dorothea hoffentlich nicht vorkommen; aber ich weiß gar nicht, wie du da meinſt?"

„Honig, zum Beiſpiel," ſagte Jos, „paßt viel weniger auf den Hemdkragen als auf das Butterbrot."

Jetzt war Hanſens Geduld zu Ende. Er meinte es doch ſo herzlich gut mit dem ſonderbaren Trotzkopf. Sogar den lieben Hausfrieden ſetzte er ſeinetwegen aufs

Spiel, denn es war nicht zu erwarten, daß die Mutter es mit ihm auch habe wie mit dem Krämer, den sie früher gar nicht leiden konnte, der aber jetzt ein Mann ganz nach ihrem Herzen war, so daß Hans ohne seinen Rath kaum eine Ziege kaufen durfte. Hans wenigstens erwartete einen tüchtigen Verweis, daß er so einen ungeübten Knecht ins Haus bringe, einen Menschen überdieß, den sie nun einmal nicht leiden könne. Dafür aber hatte er wenigstens von dem dienstlosen Schneiderlein gerade keinen Dank, doch wenigstens ein freudiges Ja gehofft. Und nun waren solche schlechte Späße der Dank und die Antwort. „Der Teufel," fuhr er auf, „oder wer sonst Lust hat, mag da dein dummes Gerede deuten und erlesen. Ich will jetzt ganz kurz und gut wissen, ob du am Dienstag kommst oder nicht."

„Ich komme," sagte Jos, und man konnte ihm dabei leicht anhören, wie wohl ihm wurde, als er endlich mit sich selbst eins geworden war.

„Und warum," fragte Hans, „kommt das denn gar so schwer, daß man fast meinte, man müsse es mit einer Steinschraube herauswinden?"

Das kam dem guten Burschen in diesem Augenblicke so unerwartet und griff dabei so tief, daß er in der Eile nur eine andere, scheinbar gar nicht hieher gehörige Frage hervorzubringen vermochte: „Sagst du mir auch, für welches Mädchen du die Schalen da bekommen hast, nachdem ich gegen dich so offen gewesen bin?"

„Von Herzen gern," antwortete Hans fröhlich. „Die sind für Doretheen, die Magd. Die Wirthin hat

alſo ganz umſonſt gefürchtet, es könnte Händel geben..... Solche Späße machen wir immer und du glaubſt gar nicht, wie kurzweilig das dann iſt."

„Ich kann es mir wol einbilden," ſagte Jos leiſe.

Hans aber fuhr munter fort: „Ihr Namenstag fällt in eine Zeit, wo es weder Blumen noch friſches Laub gibt. Ich und der alte Knecht aber, ein herzguter Kerl, und nicht ſo ein Kopfhänger wie du heute, wir haben uns gleich zu helfen gewußt. Wir wollten ihr zeigen, daß wir die Bedeutung kennen, die der ſechſte Hornung für ſie hat. Rathe nun, damit du doch deinen Aerger über die Zuſel einmal aus dem Geſichte bringſt, womit wir dem guten Mädchen ſeinen Namenstag ſchmückten?"

„Nun, mit was denn?"

„Morgens in aller Frühe, noch bevor ſich eine Kuh im Stalle regte, haben wir ſtatt Feſtbäumchen zwei Beſen rechts und links neben der Thür ihrer Kammer auf die Stiele geſtellt, um welche ſtatt Blumen duftendes Berg-heu gewunden und mit alten Hoſenträgern befeſtigt wurde. Schießen konnte nun freilich Keiner von uns, ein gehöriges Namenstagsgerumpel aber hat es denn doch geben müſſen; das hätten wir durchaus nicht anders gethan. Wir ſuchten auf der Rumpelkammer ſorgfältig alles Küchengeſchirr, welches ſie im Laufe des Jahres und ſeit länger zerſchlagen oder unbrauchbar gemacht hatte, und in einem alten verwetterten Hute befeſtigten wie es ſo ob der Thüre, daß es laut klirrend niederſtürzte,

als dieſe von innen geöffnet wurde. Die Gute hat herzlich gelacht über dieſe Aufmerkſamkeit, die wie eine andere den guten Willen zeigte; doch du mußt nicht glauben, daß uns der Streich geſchenkt geblieben ſei."

Jos konnte nicht ſo herzlich lachen wie Hans, obwol er ſich wenigſtens den Schein geben wollte. Er war froh, daß er nun bei dem Gäßchen anlangte, welches zum Hauſe ſeiner Mutter hinunter führte.

„Alſo am Dienſtag oder vielleicht ſchon übermorgen will ich kommen," rief er noch zurück und hätte faſt dem Hans eine gute Nacht zu wünſchen vergeſſen.

Drittes Kapitel.

Die Schnepfauerin.

Jos hatte nun doch wieder einen Dienſt. Wenn er ſeiner Mutter erzählte, wie er dem Krämer und ſeiner Zuſel im Unmuthe derbe Wahrheiten geſagt habe, ſo brauchte er auf ihr jammerndes: „Was aber nun?“ nicht mehr verlegen, ſprachlos vor ihr zu ſtehen. Er hatte jetzt eine Antwort, deren er ſich nicht zu ſchämen brauchte. Gewiß hatte die Gute recht, daß ſie ihn ſtets zur Geduld ermahnte. Jetzt geſtand er ſich das von Herzen gern, denn erſt jetzt wagte er, ſichs recht lebhaft vorzuſtellen, wie ſchlimm er nun daran wäre, wenn er keinen Platz hätte. Er dachte dann auch, wie die gute Mutter ſich freuen werde, daß nun ihr alter Lieblingswunſch: ihn bei ſeinem Schulfreund im Dienſt zu ſehen, noch ſo ſchnell und unerwartet erfüllt werden ſollte. Das Alles malte ſich Jos beim Heimgehen aus, um doch auch ein wenig fröhlich zu werden. Doch es war Alles beinahe umſonſt. Nicht daß ihm etwa vor der alten Stigerin beſonders bange geweſen wäre. Seine Erinne-

rung freilich hatte nur wenig Erfreuliches von ihr bewahrt, doch damals, als er zuweilen in ihrem Hause ſpielte, kam ihm manches ganz anders vor, als ſeit er beim Krämer geweſen war. Wer immer bei der reichen Witwe gelebt und mit ihr verkehrt hatte, wußte nur Gutes von ihr zu erzählen, wenn man ſie auch ein wenig ſtolz oder eher ſeltſam nannte. Jedenfalls war es neben ihr leicht auszuhalten, Hans war die Gutmüthigkeit ſelbſt und Dorothea — gewiß auch.

Und doch!

Das liebliche Mädchen hatte er, wie bereits erwähnt, am letzten Faſchingsdienſtag ſeit Jahren wieder zum Erſtenmal geſprochen, und jenes ſchmerzliche Gefühl, das er von ihr wegnahm, hatte ihn ſeitdem nie mehr ganz verlaſſen. Zuweilen nannte er es den Wunſch, beſtändig neben Dorotheen zu leben und mit ihr zu arbeiten. Vielleicht aber wurde nun jener Abend das Bild ſeiner nächſten Zukunft. Er ſah das Mädchen von keinem der eben Tanzenden beachtet in einem Winkel ſtehen und ſuchte ſich ihm zu nähern. „Sie iſt eine Magd," dachte er nach der allgemein im Bregenzerwalde geltenden Regel: man ſolle nur mit gleichen Vögeln zu fliegen verſuchen.

So ſcheu, wie wol faſt jedes arme Bürſchchen, welches zum Erſtenmal im Leben auf einem Tanzboden auftreten will, fragte er: „Ob ſie nicht, ſtatt hier beinahe erdrückt zu werden, ſich eine Weile mit ihm herumdrehen möchte?" „Von Herzen gern," antwortete ihre klangvolle Stimme ſo laut und fröhlich, daß Viele die

Köpfe umdrehten und das erröthende Paar entweder neugierig oder freundlich lächelnd anblickten. Es wurde Beiden faſt Angſt, doch das währte nicht lange. Das Tanzen ging wie geflogen. Jos dachte nicht mehr an die Umſtehenden; nur noch ſie beide waren da und plauderten ſo viel zuſammen, daß das Schneiderlein es vorher ſo gar nicht für möglich gehalten hätte. Freilich, einem Andern, dem alles Geſprochene erzählt worden wäre, hätte das ſicher nicht eben viel Kurzweil gemacht. Man mußte ſo etwas von Dorotheen ſelbſt hören, die in jedes Wort ſo gleichſam etwas von ihrem freundlichen Blick, ihrem ſeligen Lächeln legte und dann wie das liebliche Echo ihres guten Herzens leiſe und doch ſo voll und rein erklingen ließ. Nur dann erſt konnte man ſich eine ſchwache Vorſtellung davon machen, wie ſchöne Minuten das Schneiderlein am Faſchingsdienſtag erlebte. Leider waren es nur Minuten und den neuen Freuden folgten neue Schmerzen ſchnell nach. Für das arme ſcheue Bürſchchen ſtand der Becher der Freude auf zu unſicherer, wankender Unterlage, als daß nicht ſofort die darin enthaltene Hefe aufgerüttelt worden wäre, die nun Alles verbitterte. Es fehlte gar bald am nöthigen Geld, um noch ein Schöpplein einſchenken zu laſſen, da beim Fortgehen von Hauſe auf ſo etwas nicht gerechnet wurde und auch dort nicht gerade viel mehr Baares mitzunehmen geweſen wäre. Schon ſchlich das arme Jösle, welches noch heute Vormittags eine Wirthshausſchuld für das Allerſchlimmſte gehalten hätte, zitternd und bleich dem hölzernen Aufwärter mit dem unbarmherzigen ſtarren

Geldtaſchengeſichte nach, um ein vertrautes Wort mit ihm zu reden, als der Hans daherpolterte, Dorotheen johlend bei der Hand faßte und eine Maß Glühwein ſammt geſchliffenen Gläſern zu bringen befahl. Wäre Jos im Stande geweſen, noch eine Weile in dem Winkel zu bleiben, in den er ſich verſteckte, ſo würde er geſehen haben, wie Dorotheens ſchöne Augen auch an Hanſens vielbeneideter Seite ihn immer noch in allen Ecken ſuchten. Aber als ob der Boden unter ſeinen Füßen brenne, war er heimgeeilt zur Mutter, der er nun ſeine Noth zu klagen begann.

Ja, die arme Schnepfauerin hätte dem freundlichen Leſer ſagen können, warum das gerade in ihr Kapitel hinein habe kommen müſſen. Alles was der Jos in ſeinem Unmuthe ſo bitter beklagte, laſtete auch auf ihr und ward ihr noch doppelt ſchwer durch den Gedanken, daß eigentlich ſie und nur ſie an allem ſchuld ſei; „die Sünden der Aeltern werden noch an den Kindern geſtraft," das hörte die Arme ſchon früher und hatte nur zu oft Gelegenheit, die Wahrheit dieſes Spruches zu erfahren. War es ihr nun auch noch ſo ſchmerzlich, ihren Jos ganz unſchuldig einzig ihretwegen immer wieder angefeindet und zurückgeſetzt zu ſehen, ſo hatte ſie dabei doch wieder den Troſt, daß der arme Junge ſich dadurch doch den Himmel verdienen könnte. Damit vermochte ſie ſich wieder zu beruhigen, wenn Jos einmal mit kaltem Lachen ſagte: „Solche Leute wie er ſeien einmal dazu da, daß andere ein Vergnügen hätten und nach Belieben auf ihnen herumtrampeln können." Dieſe Ruhe der

Verzweiflung, die ſie Geduld und Ergebung in den Willen Gottes nannte, hielt ſie für die größte Gnade, die dem Jos verliehen werden konnte. Sie ſah darin einen Beweis, daß er wenigſtens von Gott nicht verlaſſen ſei. Aber ſeit jenem Abende war auch dieſer Troſt verloren. Jos kam als ein ganz Anderer heim, und vergebens betete ſie ſeitdem, daß Gott ihm die frühere Ruhe wieder verleihen, unter der ihn drückenden Laſt nicht auch ſeine Seele tiefer und immer tiefer ſinken laſſen möge.

Der Alte war Jos ſeit dem Faſchingsdienſtag allerdings nicht mehr, das hätte nicht nur der Scharfblick der liebenden Mutter wahrnehmen können; aber man hätte die Veränderung eben ſo gut einem plötzlichen Aufſchnellen ſeiner lange niedergehaltenen innern Kraft, als einem Abnehmen der Gnade Gottes zuſchreiben können. Wenn ihn jetzt der Druck der Feſſeln ſchmerzte, an denen er immer gewaltiger rüttelte, ſo machte ihn das nicht mehr ſchwach wie früher, ſondern immer wilder und trotziger. Das brachte die Mutter beinahe zur Verzweiflung und machte wahr, was ſie ſchon ſeit Wochen fürchtete. Der Krämer war mit dem Jos nicht mehr zufrieden und gab ihm endlich, als die vielen Arbeiten auf Oſtern fertig waren, mit einem Wochenlöhnchen, das die Mutter nur nährte, weil auch ſie mit Sticken noch manchen Batzen dazu verdiente, den Abſchied.

Es wäre ihm bange geweſen, wenn er ſo ohne beſſern Bericht zur Mutter hätte gehen müſſen. Der unbewußt in ihm erwachende Wunſch, von jetzt an neben

dem lieben Mädchen zu leben und zu arbeiten, hatte ihn in die Nähe des Glücklichen getrieben, der das ganze liebe lange Jahr kaum von ihrer Seite kam. Hansens Antrag trieb ihm alles Blut ins Geſicht und auch noch nachdem er zugeſagt hatte, plagte ihn beſtändig die Frage, wie oft es ihm wol gehen werde, wie am Faſchingsdienſtag? Ja, er hatte wirklich nur zu kommen verſprochen, weil er wußte, daß das die Mutter freuen werde, wie die Arme lange nichts mehr gefreut. Als dann Hans das ſchöne frohe Zuſammenleben mit Dorotheen ſchilderte, ward ihm unausſprechlich weh und er verließ ſeinen künftigen Brotherrn in der übelſten Stimmung. Vor der Beige von Bach- oder Bettlerholz, welches er und die Mutter nach einer Ueberſchwemmung neben der Aach zuſammengeleſen hatten, blieb er ſtehen und ſah das Bild des Mondes, wie es von den kleinen halbblinden Scheiben der Fenſter ſeines Häuschens trüb und traurig zurückgeworfen wurde. „Alles," rief er laut, „gar alles, auch der liebe Mond kommt verdorben wieder aus ſo einer Hütte. Iſt's da noch zum Verwundern, wenn man auch an mir etwas Aehnliches bemerken will?"

Jetzt öffnete ſich das Fenſter und eine ſanfte Frauenſtimme fragte: „Jos — biſt du da?"

Wie aus dem geöffneten Fenſter das trübe Bild des Mondes, ſo war auch des Schneiders Unmuth plötzlich verſchwunden. Die Mutter war alſo auch noch wach. Vermuthlich hatte ſie bis jetzt immer geſtickt, um mit ihrer Arbeit noch vor den Feiertagen fertig zu werden und den Lohn dafür zu erhalten.

„Ja, Mutter," antwortete er ganz eigen weich, und im nächſten Augenblicke knarrte die ſchwere Hausthür.

„Ich hab deinetwegen ſchon faſt Kummer gehabt," redete die blaſſe Schnepfauerin den Eintretenden an, indem ſie mit der weißen, faſt durchſichtigen Hand über die wol vom vielen Nachtarbeiten ſo ſtark gerötheten Augen fuhr. „Du kommſt ſonſt immer zur rechten Zeit," ſetzte ſie lobend bei und verſuchte zu lächeln.

„Was würdeſt du aber ſagen, Mutter, wenn ich von jetzt an auch Abends nicht mehr heim kommen thät?" fragte Jos, indem er ſich neben ſie auf die Ofenbank ſetzte und ihre Hand ergriff.

„Großer Gott! Bedeutet es kein Unglück, daß wir ſo auf den gleichen Gedanken gekommen ſind? Wenn du nicht mehr kommen thäteſt und mir tragen hälfeſt und dich freuteſt mit mir, es wäre ſo ſchrecklich, daß ich doch hoffe, der liebe Gott werde mir das nicht auch noch aufladen zu ſo vielem Andern."

„Gewiß nicht, liebe Mutter! Er will dir nur wieder einmal eine rechte Freude machen und hat es drum gefügt, daß endlich dein Lieblingswunſch in Erfüllung geht. Heimkommen aber werde ich nun freilich ſeltener, wenn ich auch immer nahe bleibe. Ich komme am Dienſtag als Knecht auf den Stighof."

Jos begann nun zu erzählen, aber gar nicht ſo regelmäßig wie ſonſt. Der guten Mutter ſollte die Freude nicht noch dadurch getrübt werden, daß ſie erfuhr, wie weh er und der Krämer ſich in den letzten Tagen bei jeder Gelegenheit gethan. Es war wol das Erſtemal,

daß er der Mutter etwas ihr Wichtiges verschweigen wollte. Es war ihm aber doch nicht recht wohl dabei, und mit eigener Hast kam er bald auf andere Dorfneuigkeiten und besonders breit wurde sein Bericht, als er von dem in der Krone vorgelesenen Brief zu erzählen begann.

„Das ist für den Josef Anton noch viel zu früh, wenn der Hansjörg schon wieder heim kommen sollte. Er ist ja noch kaum drei Jahre fort."

Diese Rede war der Schnepfauerin nur so entronnen. Sonst pflegte sie ihren Bruder wie Andere nur den Krämer zu heißen und dem Jos war es von Kindheit an streng verboten, ihn Vetter zu nennen. Dieses Verbot wurde ihm auch nie schwer. Dafür hatte der Krämer durch sein Betragen von jeher gesorgt. Nur wenn der Schneider einmal einen rechten Zorn auf ihn hatte, nannte er ihn Vetter Josef Anton — der Krämer meinte, um ihn mit der Erinnerung an die ihm so lästige Verwandtschaft zu ärgern. Vielleicht aber geschah das nur, weil Jos von dem Bruder seiner Mutter jede Unbill doppelt schmerzlich empfand. Heute horchte er erstaunt auf. In so eigener Weise hätte die Mutter nicht geredet, wenn zwischen dem Hansjörg und dem Krämer Alles ganz eben gewesen wäre.

„Aber," sagte Jos sinnend, „Hansjörg ist doch mit dem Krämer immer gut ausgekommen. Ich war schon damals dort, ich wüßte mich jedoch nicht zu erinnern, daß er selbst mit der Zusel jemals ein böses Wort gewechselt hätte."

„Ja," lächelte die Mutter wehmüthig, „die Zwei ſind nur zu gut einig geweſen, ſonſt hätte wol Hansjörg nie zu den Kaiſerlichen gehen müſſen."

„Richtig," fuhr Jos auf, „das gleicht wieder ganz dem ſtarren, knochigen, felſenköpfigen, grauäugigen, alten Sünder. Dem hab ichs aber heute geſagt, er ſehe mit ſeinen Spitzbubenaugen alle Menſchen bloß für Thiere an. So lang er an ihnen herummelken könne, ſeien ſie ihm recht, der Beſte wie der Schlechteſte, hernach aber ziehe er allen, und ſelbſt den nächſten Verwandten, die Haut über die Ohren."

„Haſt du das ſagen dürfen?"

„Warum nicht," frug Jos zurück und erzählte nun in ſeinem Eifer auch das, was er der Mutter zu verſchweigen beabſichtigte.

Endlich kam dieſe wieder zu Worte. Doch hörte man es dem Ton ihrer Stimme ſowol als dem Ernſt ihrer Worte an, wie ihr die Freude darüber, daß das Jöste nun zu Stighanſen kommen ſollte, durch deſſen letzte Mittheilung bedeutend verdorben ward. „So wie du da," ſprach ſie, „dürfen unſerlei Leute ſich nie erbrechen. Die Reichen wollen nichts geſchenkt und das Böſe zahlen ſie gewöhnlich am reichlichſten wieder zurück. Gewiß, Bürſchlein, dein ſo aufbrauſendes Weſen ſchadet dir mehr als deine Armuth. Du magſt oft recht haben, aber zum Strafen iſt Gott da, wenn er will, und zum Predigen der Pfarrer. So abhängigen Leutlein wie uns ſchadet es weniger, wenn man alles ißt, was man hat, als wenn man alles ſagt, was man wüßte."

„Ach, Mutter, du glaubst nicht, wie weh mir dieſes Zuſprechen immer thut," rief Jos und begann, ihre bisher feſtgehaltene Hand fallen laſſend, haſtig in der Stube auf- und abzuſchreiten. „Kriechen kann ich nicht und die Wahrheit müßte heraus, wenn ich von ſo einem Feinde derſelben viel abhängiger wäre, als ich wirklich es bin."

Die Mutter ſah den Erregten traurig an. O er kannte die Welt, die böſe, böſe Welt noch nicht. Er war viel zu leichtſinnig, überließ ſich zu ſehr dem Augenblicke, wie früher auch ſie. Auch ſie war durch Leichtſinn ſo unglücklich geworden und hatte aus der zwar armen, aber doch ſo warmen Heimat fliehen müſſen, wie eine Verbrecherin.

Sie war das Kind ordentlicher Leute. Ihr Haus und ihr Anweſen in Schnepfau hatte ſie und ihre Geſchwiſter ernährt. Ihre Mutter war eine arbeitſame Frau, die der Vater als Mädchen im Vorderwalde kennen lernte. Ihre drei Kinder hatten viel von ihrer Lebhaftigkeit und Unternehmungsluſt. Eliſabeth, das jüngſte, erlebte die erſten böſen Tage, als ihr Vater, ein gutmüthiger, nicht gerade beſonders pfiffiger Bauer, bedeutend erkrankte. Schon am dritten Tage ſagte man vom Sterben und davon, daß es höchſte Zeit ſei, mit allem Zeitlichen die letzte Rechnung zu machen. Der gute Mann meinte: „Unredlich erworbenes Gut beſitze er nicht, Schätze hab er auch keine vergraben, und was durch ſeinen Fleiß zuſammen gekommen, ſei wol am ſchnellſten getheilt und am redlichſten, wenn er alles ohne

Teſtament ſeinen Kindern zufallen laſſe. Es ſtehe denen dann frei, ob ſie noch länger gemeinſam wirtſchaften oder gleich alles in Frieden theilen wollten. Der Pfarrer jedoch war ganz anderer Meinung und that alles Mögliche, um ſeine Kenntniß des Rechtes zur Geltung zu bringen. Den Kindern wurde kalt und heiß, als der fromme Mann dem kranken Vater des Langen und Breiten ausmalte, wie ſchlimm der Mutter gehen könnte, wenn man ſie der Gnade ihrer Kinder überließe, und daß es daher Pflicht ſei, das Vermögen jetzt ihr faſt ganz zu verſchreiben und das Anweſen um ein Billiges an den älteſten Sohn zu verkaufen, daß der dann der Schuldner der Mutter und von ihr abhängig werde. Der Bauer wehrte ſich, ſo gut ſich ein ſtrenggläubiger Bauer in einer Krankheit, die er für ſeine letzte hält, ſeinem geiſtlichen Rath, dem Seelenhirten gegenüber zu wehren im Stande iſt, und gab dann endlich mit dem peinlichen Gefühl, von der Väter Sitte abweichend Neid und Unfrieden unter die Seinen zu ſtreuen, in Gottes Namen und der ewigen Seligkeit zu lieb, ſeufzend nach. Des Vaters Zuſtand begann ſich wenige Tage, nachdem er ſeinen „freien letzten Willen“ mit einem Kreuz unterzeichnet hatte, wieder zu beſſern. Er wurde noch einmal eine Zeit lang ziemlich gut, aber in ſeinem Hauſe war viel, alles anders geworden. Wol hatten ſeine Kinder nicht etwa nur mit Taglöhnerſinn wie recht eigennützige Erben auf dem einſt ihnen zufallenden Erbe gearbeitet. Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit war in allen ſo warm, daß Fleiß und Frieden ihre ſchönſten Blüthen

treiben und zur Reife bringen konnten. Nun aber, da ſie ſich auseinander geriſſen, ja ſich gegenübergeſtellt fühlten, fiel das ſchöne Gebäude zuſammen wie ein Haus, unter dem jeder Arbeiter den von ihm gezimmerten Tragbalken wieder wegreißt. Die beiden Brüder beſonders geriethen ſo oft in heftigſten Streit, daß das friedliebende Mädchen nicht mehr mit ihnen unter einem Dache leben mochte und ſich in das beſuchteſte Wirtshaus des Dorfes als Magd verdingte. Joſef Anton fing einen Hauſierhandel an, da er auch nicht mehr für den bevorzugten Bruder umſonſt arbeiten mochte. So ſtand denn nur noch Eines ſeiner Kinder am Bette des unglücklichen Vaters, als dieſer ein Jahr ſpäter am Kummer über den von ihm angerichteten Hauskrieg ſtarb.

Der Erbe des Anweſens verheiratete ſich nun mit einem wohlhabenden Mädchen. Seinem Bruder aber ſchien der Himmel den Verluſt des väterlichen Erbes reichlich erſetzen zu wollen. Joſef Antons anfangs kleiner Handel gewann immer mehr an Umfang und Bedeutung, wie das kaum anders ſein konnte zu einer Zeit, wo noch ganze Dörfer nur von Hauſierern bedient wurden, die man überall als Hausfreunde, lebendige Wochenblätter und Rathgeber ſehr hoch ſchätzte. Seine Schweſter verlebte unterdeſſen auf einem Platze, wo Manche es gar nicht aushalten zu können meinte, ſo frohe Tage, wie ſie außer dem Vaterhauſe nimmer zu erleben hoffte. Eben weil ſie, ein mittelloſes, verlaſſenes Mädchen, auf der Welt kaum noch etwas Gutes erwartete, wurde es ihr leichter, einen ſo ſtrengen Dienſt zu verſehen

und ſelbſt die vielen Launen der mit ihrem Manne im dreißigjährigen Kriege lebenden geldſtolzen Wirtin — wenn auch nicht immer geduldig — zu ertragen. Da ſie aber keinen beſſern Platz wußte und nicht heim wollte, ließ ſie alles über ſich ergehen und blieb. Das war ganz leicht erklärlich, aber daß ſie ſpäter, da auch andere Leute ſie kennen und ſchätzen gelernt hatten, gar manchen viel beſſern Dienſt ausſchlug, konnte niemand begreifen, weil eben niemand wußte, wie innig ſie ſich hier gefeſſelt fühlte. Der Fuhrknecht des Wirtes, ein junger luſtiger Burſche, war der erſte Menſch, der ihr kein eigennütziges Kind dieſer böſen Welt zu ſein ſchien. Er konnte wirklich ſo wenig bei jeder Gelegenheit nur ſeinen Vortheil berechnen als ſie. Oft und oft hätte ihn ſein Eifer, das Mädchen der Wirtin gegenüber entſchieden zu vertheidigen, den Dienſt gekoſtet, wenn das Geſchäft des tüchtigen Burſchen hätte entbehren können. Dem unter rohen, ſelbſtſüchtigen Menſchen aufgewachſenen Mädchen wurde ganz eigenthümlich, wenn es den armen Burſchen mit allem was er hatte, für ſie einſtehen ſah, gegenüber einem Weibe, welches in drei Gemeinden gefürchtet wurde. Hoch klopfte das Herz, wenn es den ſchönen Burſchen vor der polternden Frau ſtehen ſah, der er in ſchönem Zorne die Meinung ſagte, wie es ſelbſt ihr Mann — der arme Schlucker, den die reiche Witwe nur aus Gnade geheiratet haben wollte — noch ſelten wagte. Ja, oft traten dem Mädchen die hellen Thränen in die Augen, wenn ihr Lob von den Lippen des guten Burſchen floß. Er wurde dann immer wärmer, und zuweilen klang das,

was er ſprach, faſt wie ein Lied, und auch ihm ſah man die Augen erfeuchten, bis er zuletzt kaum noch reden konnte. Und warum that er das, warum vergaß er nie, ihr ein kleines Geſchenk, wenn auch zuweilen nur eine Blume, ein Bildchen mit einem ſchönen Vers mit heimzubringen? Einzig nur, weil er der Gutherzigſte, der Beſte war auf der Welt, antwortete ſich anfangs das Mädchen, in dem eine Neigung erwacht war, wie man ſie nur denjenigen zu ſchildern vermöchte, die ſich einſt auch ſo ganz verlaſſen fühlten. Ja, ſpäter fragte und antwortete ſich das Liſabethle gar nicht mehr. Es las jetzt freudig erſchrocken die ſchönen Verslein auf den Bildern, die er von Bregenz brachte, und fand alles natürlich, alles in der Ordnung. Schon redeten ſie ernſtlich vom Heiraten, ſobald ſie noch einige Jahreslöhne beiſammen hätten, und noch hatte kein Menſch etwas von einem ernſtlichern Verhältniſſe gemerkt, was wol nur dadurch zu erklären iſt, daß man ſich in dieſem Hauſe nicht viel darum kümmerte, wie und wo das Geſinde — hier Geſindel genannt — ſich die ſeltenen freien Stunden vertrieb. So verlebten denn die Beiden ſchöne Tage, bis Jos zur Rekrutenaushebung berufen wurde. Es war im Frühling, und das Liſabethle ſank ohnmächtig auf das von ihm eben ſorgfältig gejätete Gartenbeet, als zwei Vorübergehende ſich das Ergebniß der Loſung berichteten. Hier fand ſie Jos, der, da er keinen Erſatzmann zu zahlen vermochte, ſchon dem Kaiſer den Eid hatte ſchwören müſſen. Weinend ſtürzten die Beiden ſich in die Arme. Lange jammerten ſie, dann vergaßen ſie noch

einmal das Künftige, die ganze Welt und Alles. Beim Grauen des andern Morgens ſah das Liſabethle ſeinen Jos zum Letztenmal. Er hat die Zeit der Rückkehr in ſeine Heimat nicht mehr erlebt.

Zuerſt nach der Abreiſe des Jos war das Mädchen noch ſtiller und geduldiger als vorher, nur an der Arbeit ſchien es keine rechte Luſt mehr zu haben. Ja einmal, mitten im Heuen, lief es von aller Arbeit weg und ſagte nur: „Es müſſe nach Au, um mit dem Doktor zu reden wegen ſeinem Kopfweh.“ So etwas war der Wirtin noch nie vorgekommen, wie viele Mägde ſie auch ſchon gehabt hatte. Je öfter ſie Nachmittags davon redete, deſto zorniger wurde ſie und deſto feſter ihr Entſchluß, der lüderlichen Perſon noch heute den Abſchied zu geben. Dazu aber war es zu ſpät, Abends erſchien ſtatt der erwarteten Magd eine Baſe von ihr, die ſich vor Jahren in Au, der Nachbargemeinde, verheiratet hatte, um Liſabethles Kleider und den Lohn zu holen, da dieſes plötzlich ein wenig erkrankt ſei und kein Menſch wiſſen könne, wann es wieder beſſer werde.

Das arme Mädchen wagte nämlich nicht, bei ſeiner Mutter eine Zuflucht zu ſuchen. Die jetzt ſchrecklich fromme Frau, die keinen Hauskrieg fürchtete, wenn ſie, der Aufforderung des Pfarrers folgend, wieder eine fromme Stiftung machte, hätte gewiß für das arme gefallene Mädchen kein Herz, ſondern nichts als die bitterſten Vorwürfe gehabt. Drum blieb es denn beim armen kinderloſen Vetter in Au in einem Nebenſtübchen, wo es ſich mit Sticken und Nähen kümmerlich durch-

bringen mußte, bis der kleine Jos kam und nun manche Stunde des Tages in Anſpruch nahm. Auch jetzt noch gieng ſie nicht in ihr Heimatsdorf zurück, ja jetzt erſt recht gar nicht, denn ſchon der Gedanke an das, was ſie in der Kirche, wo ſie getauft wurde und die erſte Communion empfieng, erleben müßte, machte ſie erbeben und gab ihr auch Kraft zu jeder Anſtrengung, jeder Entſagung, daß ſie doch keinen Menſchen in Au beläſtigen und dadurch Veranlaſſung zu ihrer Ausweiſung geben müſſe. Noch aus früheſter Kindheit her konnte ſie ſich ſchrecklich lebhaft vorſtellen, was ein verführtes Mädchen hatte ausſtehen müſſen, als es zum Erſtenmal am Oſterfeſte, das ſtrenge Kirchengebot erfüllend, den Gottesdienſt mit der ihm von dem Gemeindediener angehängten alten Geige zu beſuchen wagte. Der Pfarrer ließ die Uebung dieſes alten Landsbrauchs zu, wenn dabei der Gottesdienſt auch durch die roheſten Späße entweiht wurde. Das gab der Dorfjugend den Muth, ſich nach der Meſſe, die kein Menſch auch nur mit einiger Andacht angehört hatte, wie früher ihre Urgroßväter in zwei Reihen vor der Kirche aufzuſtellen, und die ſchutz-, ehr- und rechtlos gewordene ſchöne Sünderin, die zwiſchen ihnen hindurch mußte, mit Koth zu werfen und auf die roheſte Weiſe zu mißhandeln. Freilich war ſeitdem manches Jahr vergangen. Niemand hatte mehr von der Sache geredet und vielleicht war endlich dieſer alte Brauch vergeſſen. Vielleicht aber auch nicht. Unbarmherzige Eiferer und rohe Leute gab es ja noch genug, ſagte ſich das Liſabethle und wagte ſelbſt am Begräbnißtag der Mutter nicht mehr die Pfarrkirche

zu beſuchen. Es war ihr dabei ein großer Troſt, daß ſie ſich in Au überall ohne Erröthen ſehen laſſen durfte. Ihr Unglück und ihr Fleiß hatten ihr hier manches Herz gewonnen. Man betrachtete ſie um ſo eher als zur Gemeinde gehörend, da man es beinahe als Ehrenſache empfand, die nicht zu verſtoßen, ſo lange ſie durch ihr Betragen keine Veranlaſſung gab, die hier eine Zufluchtsſtätte geſucht hatte. Nicht einmal ein Heimatsſchein wurde ihr abgefordert und Viele freuten ſich darüber, daß es ihr gelang, mit dem, was ſie vom ältern Bruder als Erbe erhielt, und mit dem, was der verſtorbene Soldat ihr zukommen ließ, das kleine Häuschen in Argenau zu kaufen, welches ſie noch vor dem Tode ihrer Verwandten bezog und in dem wir ſie auch jetzt noch finden.

Da, unter eigenem Dache, ſchlief ſie nun wieder viel beſſer und auch die Wochen vergiengen etwas ſchneller. Schon viermal hatte ſie den Erdäpfelwinkel im engen, niedrigen Keller geleert und eben ſo oft die Knollenfrüchte vom Acker heimgebracht auf dem kleinen Handwägelein, in welchem man ſonſt den etwas verwöhnten Stighans im Dorfe herumzuführen pflegte. Der kleine Jos ſprang fröhlich hinten nach, doch ſah man es ſeinen erſten Höschen ganz deutlich an, daß er auf den Knieen auflas, was die Mutter herausgegraben hatte. Es war ein flinkes, talentvolles Bürſchchen, über das hinweg nun die Mutter wieder zuweilen in die Zukunft zu blicken wagte. Früher hatte ſie als Büßerin alles ruhig über ſich kommen laſſen, was nach ihrer Anſicht der erzürnte

Himmelvater ſchickte, ohne ſich zu rühren und zu regen, ja ohne nur einmal zu denken, daß es anders ſein könnte oder ſollte. Erſt die Mutterliebe vermochte ſie aus dieſer Starrheit zu bringen, das Schreien des hungrigen Kindes ſie aus einem ſchlummerähnlichen Zuſtande zu wecken und ſie von manchem düſtern Traume zu befreien. Mit den neuen Pflichten kam auch Selbſtvertrauen und Kraft, manches Widerwärtige von dem ſchuldloſen Kinde abzuwehren, ihm die Mutter geſund zu erhalten und als ſolche gleichſam ein neues Leben zu beginnen. Das that ſie denn auch mit Anſtrengung aller Kräfte und lebte dabei ſo abgeſchloſſen und ſtill, daß wol kein Menſch ſich hätte einbilden können, die Wahl eines neuen Gemeindevorſtehers könnte für ſie und ihren geringen Verkehr mit der Nachbarſchaft irgend wie ein wichtiges Ereigniß ſein. Und doch war es ſo. Der neue Vorſteher ſah beim Durchgehen der ihm übergebenen Schriften, daß das Liſabethle noch keinen Heimatsſchein beigebracht hatte und glaubte nun, von der Vorſtehung in Schnepfau einen ſolchen, wenn auch nur der Form wegen, fordern zu müſſen. Die Antwort von Schnepfau aber verwies kurz und nicht ohne Beimiſchung von Spott auf das Geſetz, nach welchem jeder Fremde der Gemeinde gehört und allenfalls zur Laſt fällt, in welcher ihm vier Jahre ohne Heimatsſchein ſich aufzuhalten geſtattet wurde.

Jetzt hatte alle Milde und Gutmütigkeit auf einmal ein Ende. Bisher hatte man die ſtille, fleißige Stickerin als eine Unglückliche beſchützt und geliebt, keinem Menſchen war ſie groß in den Augen geweſen; nun aber war

ſie eine der Gemeinde aufgedrungene Laſt, gleichſam das lebendige Denkmal einer von der Regierung des Dorfes gemachten Dummheit. Sie hieß nun die Schnepfauerin, und ſchon in dieſem Namen lag etwas, das ſich als Mißton faſt in jedes mit einer Nachbarin beim Brunnen geführte Geſpräch miſchte. Die ſo aus der Heimat Verſtoßene wurde immer argwöhniſch beobachtet, niemand traute ihr recht und ſogar der kleine Jos mußte dafür büßen, indem die Stigerin, der die Geſchichte wie ein großer Klecks in dem Zeugniß ihres Vetters, des Altvorſtehers, erſchien, ihrem Hans den Umgang mit dem Jungen einer aus der Heimat verſtoßenen Perſon verbieten wollte.

Das war jedoch nur der erſte, leider bei weitem nicht der einzige Fall dieſer Art. Die meiſten Bauern dachten wie die Stigerin und lehrten auch ihre Kinder ſo denken, während die Ortsarmen durch ſie ſchon im Genuſſe der Armenkaſſe verkürzt zu werden fürchteten. Man fuhr, wie gewöhnlich, mit dem nun einmal aufgeleſenen Aerger dort hinaus, wo der Hag am niedrigſten, am ſchwächſten war, und die arme Schnepfauerin mit ihrem Jösle mußte alles entgelten.

Und doch hätte die Unglückliche an dieſem Schnepfauerſtreich auch ohne die ihr daraus erwachſenden äußeren Plagereien ſchon genug Herzleid empfunden. Bitterlicher als jetzt oft hatte ſie ſelbſt damals nicht geweint, als ihre Scham ſie aus der Gemeinde trieb, die nun ſie und ihr unſchuldiges Kind aufs ſchmählichſte für immer verſtieß. O vieles hätte ſie thun mögen, um ſich Achtung

und Liebe zu verdienen. Oft, wenn sie in langen Winternächten arbeitete, bis das allzusehr angestrengte Auge den auf die Stickerei fallenden hellen Schein der neben das Licht gestellten Glaskugel röthlich und bläulich aufflammen zu sehen glaubte, sann sie nach, ob man sie und ihren guten Willen denn gar nirgends brauche in diesem ewigen Einerlei? Zuweilen wünschte sie, ihr Leben für Andere wagen zu können! Aber wenn sie dann das ruhige Athmen des neben ihr entschlummerten Kindes hörte, fuhr sie freudig erschrocken aus ihren Träumen auf und brachte den Liebling mit doppelter Zärtlichkeit ins Bettlein, wie wenn sie ihn wegen dem bösen Gedanken, der sie von ihm abzog, um Verzeihung hätte bitten wollen. Erst das Jöste war vielleicht einmal im Stande, sich und ihr wieder Boden zu gewinnen, daß dann auch der alte Vorsteher seine Nachlässigkeit nicht mehr bereuen mußte.

Von jetzt an durfte es nicht mehr so schlecht gekleidet herumgehen wie bisher, wenn sie sich darum auch halb blind hätte arbeiten müssen. Sie brachte überhaupt dem Scheine viel eher ein Opfer als früher, wo sie sich noch ganz unbeobachtet glaubte. Man sollte sie nicht für zurückgekommen halten und den Namen Schnepfauerin, der nun einmal nicht mehr wegzubringen war, wieder aussprechen lernen, ohne dabei den Mund zu verziehen. Es galt ja das Wohl, die Zukunft des Kindes, dem sie den Vater ersetzen sollte. Dieser Gedanke gab ihr eine bewunderungswürdige Kraft und Ausdauer, aber niemand war, sie zu bewundern. Sie galt für ein leichtsinniges Geschöpf, und doch war wol kaum ein Mensch

im Dorfe, der innerlich und äußerlich so viel durchzukämpfen hatte wie sie, ohne daß etwas Anderes sie belohnte, als — der freundliche Blick des seligen Geliebten, den sie in trüben und frohen Stunden immer vor sich zu sehen glaubte. Er war der Einzige, mit dem sie sich besprach über die Zukunft ihres Josef, der seine traurige Lage so spät als möglich ganz kennen lernen sollte, und daher auch nie merken durfte, was alles sie für ihn that, litt und entbehrte. Nur daß er arm, daher von Wohlhabenden abhängig sei, sollte er wissen, um deren Launen etwas geduldiger zu ertragen und sich nicht überall schon zu Hause zu wähnen. Ja, in diesem Stücke konnte die sonst so zärtliche Mutter recht hart sein. Jösles Klagen über die Ungezogenheit reicher Kinder, ihre Härte und Bosheit, suchte sie, wenn auch mit blutendem Herzen, wegzuscherzen. Da tadelte sie seinen Trotz, wie recht sie ihm auch innerlich geben mochte, und hatte dafür die Freude, zu sehen, daß der Stighans immer noch den Umgang mit ihrem Jösle suchte, wie strenge das ihm auch von der Mutter verboten wurde. Das Schneiderlein hatte ganz recht, wenn es einen alten Lieblingswunsch der Mutter erfüllt glaubte, da es nun als Knecht auf den Stighof kommen sollte. Schon vor vielen Jahren hatte sie daran gedacht, und erst als sie aus dem vertrauten Umgange der beiden Knaben für ihre Zukunft nichts erwachsen zu sehen meinte, konnte sie sich entschließen, den Jos zuerst ins sogenannte Schwabenland zu verdingen, und dann, da er dort nicht blieb, bei dem unterdessen wohlhabend gewordenen Bruder Josef Anton,

dem Krämer, ein Handwerk lernen zu lassen. Das war die einzige Bitte gewesen, die sie noch an den Bruder richtete, und er hatte sie erfüllt, obwol er es früher hoch und theuer verschwor, er werde weder sie, die ihm überall im Wege stehe, deren Schande die ganze Verwandtschaft niederdrücke, noch den Jungen jemals unter sein Dach kommen lassen. Es schien ihm endlich gelungen, den Jos wie einen ganz Fremden anzusehen, und diesem fiel es nie ein, ihn durch das Wort Vetter an die nahe Verwandtschaft zu erinnern, wenn er es nicht gerade dem harten Manne zum Possen that wie heute. Die Schnepfauerin dankte Gott von Herzen, daß der längst gefürchtete Wortwechsel der Beiden für Jos noch so gute Folgen hatte. Als ächte Bregenzerwälderin sah sie die Aufnahme eines Dienstboten als einen Akt des Vertrauens und großer Hochachtung an. Der nun in Aussicht stehende höhere Lohn freute sie nicht halb so wie der Umstand, daß Jos nun in ein rechtes Haus, mitten in die wichtigste Arbeit hinein kam, gleichsam auf einen besonders erhöhten Posten in der Gemeinde, auf dem nun viele Menschen ihn sehen und hoffentlich auch schätzen lernen konnten.

Es gab noch so viel zu besprechen, daß man erst spät in der Nacht ans Schlafen dachte. Die Mutter, besorgt um den leidenschaftlichen, immer etwas raschen, leichtsinnigen Jos, und erfreut über seinen Bericht, hätte gleich wieder zu arbeiten anfangen mögen, wenn sie dadurch nicht das hohe Osterfest zu entheiligen gefürchtet hätte.

Jos dachte beim Einſchlafen noch an ſeine Eierſchalen, die er vor der Mutter ſorgfältig verborgen hatte. Sie ſollte da nichts zu ſorgen bekommen. Im Traum ſah er des Krämers Haus mit der großen buntbemalten Thüre, vor der die Eierſchalen lagen. Als dann ſtatt der Zuſel Stighanſens Magd heraus kam, erſchrak er ſo, daß er darüber erwachte.

Viertes Kapitel.

Was Zusel am Ostersonntag erlebt.

„Wie das Wetter am Ostertag ist, so wird es jeden Sommersonntag sein.“ Diese Bauernregel entstand wol auch weit weniger durch langjährige Beobachtung, als aus den Eindrücken schöner und trüber Ostertage auf Menschen, die sich Kirche, Haus und Feld, Göttliches und Weltliches nur als Eines, oder doch bloß als gegenseitig sich bindend und tragend zu denken vermochten. Verständige Kinder unserer verständigen, alles theilenden und trennenden Zeit zucken freilich über solche Wetterregeln mitleidig die Achseln und meinen: „Mit den Festen der Kirche würden Sonne und Nebel nicht viel zu thun haben.“ Als ob man das nicht schon lange gewußt und allenfalls von Jahr zu Jahr erfahren hätte. Wo fiel es wol je einem ein, wegen Ostern am weißen Sonntag ernstlich schönes oder trübes Wetter zu erwarten? Dieser poetische Glaube jedoch hat sich stets vom Vater auf den Sohn vererbt und wird sich vererben, so lange Ostern das Auferstehungsfest bleibt, an dem alle

Stämme und Stengel sich füllen mit frischem Lebenssaft und um die mit dem Charsamstagswasser geweihten Bächlein die ersten Blumen und Gräser sich wieder heraus wagen. Die ernste Charwoche schließt den Winter nicht nur für Miethsleute und Dienstboten, sondern auch für den Bauern, der sich am Ostertag, in dem er das Bild des Frühlings sieht, schon so in die mildere Jahreszeit hineindenkt, daß er, der Himmel und die Erde mögen aussehen wie sie wollen, nun wieder zum Erstenmal im leichten buntfärbigen Sommerkleide zur Kirche geht.

Das müßte ein armes, recht unglückliches Menschenkind sein, das am lieben heiligen Osterfeste gar nichts Funkelnagelneues anzuziehen und gleichsam einzuweihen hätte. Es sehen daher nicht nur ernste Bauern, denen ein trüber Tag die erste und reinste Frühlingsfreude verderben würde, schon früh am Morgen besorgt zum Himmel auf, sondern auch junge, sonst sorglos lebende Mädchen, die denn doch ihren Festschmuck nicht gerne verderben möchten, beobachten ängstlich jedes Wölkchen droben am Himmel, und finden es heute fast so unangenehm, wie einen Schmutzfleck im neuen Festtagskleide. Schon in der wie gewichst glänzenden, engfaltigen Juppe prangend, holen sie endlich auch die allerweißesten Strümpfe aus dem Kasten und öffnen die von Rosmarin duftende Schachtel, in der, von unzähligen Papierstreifen umwickelt, der neue goldgestickte Brustfleck mit dem von Glasperlen gefaßten Namenszuge liegt.

Endlich schimmert alles an seinem Orte, der glanzlederne Gürtel mit den drei silbernen Schnallen umfängt

die schöne Gestalt und sucht ihre vollen Formen unter der etwas starren Juppe zu verbergen. Nun wärs doch wirklich jammerschade, wenn es regnen würde. Aber wer nichts wagt, gewinnt nichts. Ostern ist's nur einmal im Jahr, und übrigens kann man ja auch einen Regenschirm mitnehmen, der dann im schlimmsten Falle alles ein wenig schützt und doch — nicht alles verbirgt.

Noch ein Blick in den verstohlen gekauften kleinen Spiegel hinter den Kleidern im Kasten oder in das gegen die Wand geöffnete Kammerfenster, das weniger Verwöhnten als Spiegel schon manchmal dienen mußte. Dann fort zur Nachbarin, um doch auch noch geschwind zu sehen, was die heute wieder Neues hat.

Die überall beneidete, getadelte und bewunderte Susanna, des reichen Krämers verzogenes Töchterlein, hatte schon etliche Jahre hinter einander den Dorfbewohnerinnen am Osterfeste gezeigt, was für den kommenden Sommer Mode sein werde; doch einen so schönen Ostermorgen wie den heutigen hatte selbst sie noch niemals erlebt. Nicht einmal wecken mußte man sie heute. Die Magd hatte noch kaum ein Feuer, als sie schon zu ihr in die Küche kam und fragte, ob denn der Kaffee noch nicht bald fertig sei? Auf das „Na" der Köchin befahl sie dieser streng, sich einmal ein wenig zu tummeln, und doch mußte man ihr dann hernach dreimal rufen, bis sie endlich ihren wohlgefüllten Kleiderkasten verließ und in die Stube kam, wo der Krämer lächelnd auf sie wartete. Der Kaffee hätte spottschlecht sein können, ohne daß die

ſonſt von der Magd ſo gefürchtete Feinſchmeckerin es heute bemerkt haben würde.

Unter Allen, welche faſt ein Gefühl hatten, als ob eigentlich der Oſtertag nur ihretwegen endlich gekommen ſei, blieb wol keine vor dem Kirchengehen ſo lang im Schlaf- und Ankleidezimmer wie die Zuſel, was ihr auch vom Krämer durchaus nicht verargt wurde, da er ja wußte, und oft ſchon mit unverkennbarem Behagen erzählte, daß die es mit Ankleiden überhaupt ungemein genau nehme. „Es verlohne ſich das aber bei ihr auch, wie nur bei Wenigen," fügte er dann nicht ohne Stolz bei, und ſeltſamerweiſe gab es nicht Viele im Dorfe, die ihm ſolche Reden öffentlich verargten, eine Nachſicht, die er wol mehr ſeiner wirklich ſchönen Tochter, als eigenem Anſehen verdankte.

„Er iſt eben ein Emporkömmling und hat es nun wie die hungrige Kuh, wenn ſie in den Heuſtadel kommt." Mit dieſen Worten ſchloſſen die meiſten Erzählungen von dem ſtolzen Manne, dem ſeine frühere Armut und ſeine gemeine Verwandtſchaft immer auf eine ihm freilich nicht erwünſchte Weiſe zu ſeiner Entſchuldigung angeführt wurde. Von ihm, der noch immer für einen Auswärtigen galt, ſchien kein Menſch viel Gutes zu erwarten. Er konnte thun und reden was er wollte, ohne jemals ernſtlichen Tadel fürchten zu müſſen. Der Jos hätte ſich über dieſe Nachſicht nicht ſo ärgern, ſie nicht Kriecherei vor dem goldenen Kalbe nennen ſollen, ſondern nur Gleichgültigkeit gegen den Bruder der Schnepfauerin, den Fremden. Eine Zeit lang hatte man ſich doch ſchon

etwas mehr um ihn gekümmert. Das war damals gewesen, als er zuerst mit seinem kleinen Kram im Dorfe hausierte und einem der reichsten Mädchen derart den Kopf verdrehte, daß es ihn am Ende noch sogar heiraten mußte. Selbst noch hernach konnten sich Viele nicht recht erklären, wie das zugieng, obwol es sechs Monate nach der Hochzeit die kleine Angelika ins Dorf hinaus zu schreien begann. Freilich war der Krämer ein merkwürdig durchtriebener Gesell und hatte als Hausierer so gut als Einer Jeden bei seiner Eigenheit zu fassen und seinem Zwecke zuzuleiten gelernt. Sein Ehrgefühl vermochte ihn nie zu beschränken, das schadete ihm in der öffentlichen Meinung trotz seines erworbenen Vermögens bei weitem mehr, als seine später nach Au gekommene unglückliche Schwester, und es wäre wol nicht nöthig gewesen, der Gefallenen sein Haus zu verbieten, so lange er auf Wucher auslieh, mit armen Witwen herzlos die unverschämtesten Nothhändel machte und keinen Weg für zu schlecht hielt, wenn er darauf nur zu irgend einem Vortheil kam. Nur noch lauter wurde freilich das Reden und Lachen über ihn wegen dem Lisabethle, und Viele gönnten ihn jetzt als Strafe Gottes dem ehemals so eiteln Mädchen, das nur verächtlich aus seinem hochdachstuhligen Hause auf die wackersten Burschen des Dorfes herabgesehen hatte. Ihn ärgerte es schrecklich, und machte ihn mit der Zeit trotzig, daß man ihn nie zu denen zählen wollte, neben welchen er doch im Steuerbuche stand. Aufgeben aber kann ein Mann mit eisernem Willen, der es schon so weit gebracht hat wie der Krämer, seinen

Lieblingsplan nicht so leicht. Rom ist auch nicht an einem Tage gebaut worden. Der Boden war jetzt glücklich geschaffen zum Fundament, und das Weitere dachte Josef Anton seinen beiden hübschen Töchtern zu überlassen. Die mußten wol kein Tröpflein von seinem Blut haben, wenn es ihnen nicht fast von selbst wie spielend gelang, auch alle die Thüren aufzuthun, die man ihm bisher stolz und trotzig vor der Nase zugeschlagen hatte.

Mit der Angelika nun hatte dem Krämer seine Rechnung gänzlich gefehlt, und zwar gerade darum, weil die Stigerin fürchtete, daß sie nur zu viele Tropfen von seinem Blute, seiner Art habe. So entschieden war sie noch nie gegen Hansen aufgetreten, hatte es auch noch nie so lange und mit aller Kraft und List zu thun nöthig gehabt, als da es eine Neigung im Herzen des Sohnes zu bekämpfen galt, die ein so gemeiner Verwandtschaft entstammendes Mädchen mit Gewalt zu ihrer Schwiegertochter machen wollte. Als Hans endlich der Mutter nachgab, kam die gute Angelika in ein böses Gerede, wie das fast jedem Mädchen geht, wenn es einen Liebhaber verliert, den ihm viele längst mißgönnten, ohne dieses Gefühl auch nur durch ein Wort verrathen zu dürfen.

Dem Krämer, der wol wußte, daß der Spott umsonst kommt, wenn man den Schaden hat, machte das weit weniger Kopfweh, als es wol seinem seligen Weibe gemacht hätte. Ihr war Angelika immer lieber gewesen als dem Krämer, welcher behauptete, daß sie gar nicht seine Art habe. Als dann sein Weib starb, indem sie

der Zusel das Leben gab, wurde Angelika, damals sechs Jahre alt, zu einer Verwandten der Mutter gebracht, die Gott von Herzen dankte, daß wenigstens ein Kind ihrer unglücklichen Base nun doch noch ordentlich erzogen werden könne. Der Krämer gönnte ihr diese Freude von Herzen und nahm sich der Zusel um so mehr an, die viel von seiner Art hatte und aus der er nun etwas Rechtes machen wollte. Zuweilen redete er wol davon, auch die Angelika wieder heim zu nehmen, aber neben dem ernsten Wesen war ihm nie recht wohl, und so kam er denn auch nie dazu, obwol ihm ihre Erzieherin gar nichts recht machte, als da sie ihr Verhältniß mit dem Stighans auf jede Weise begünstigte und mit allen Kräften vorwärts half. Aber als dann der Base doch ihre Rechnung fehlte, empfand er etwas wie Schadenfreude und meinte: Zum lieben Glück sei denn auch noch eine Zusel da, die schon fangen werde, was der Angelika entronnen sei. Angelikas mütterliche Verwandte nahmen die Sache viel weniger leicht. Sie hielten es für höchst nöthig, die von Hansen, wenn auch wider Willen, so vielen Redereien preisgegebene Base sofort zu verheiraten, um dem Geschwätz für immer ein Ende zu machen, bevor sie bei keinem reichen Burschen mehr etwas gelte.

Zum lieben Glück erklärte sich der Andreas, ein wohlhabender Bursche, sogleich bereit, durch die That zu beweisen, daß Angelika schon noch einen rechten Burschen bekomme, wenn auch der Hans zurückgetreten sei. Dem Mädchen war er so recht oder unrecht, als außer

Stighanſen faſt jeder Andere. Sein Leichtſinn machte ihr wenig Sorge, obwol ſie die Hoffnung der Baſen, daß ſie ihn leicht bekehre, nicht zu theilen vermochte. Sie wollte nun einmal aus dem Gerede heraus, und lieber einen Gebieter als zwanzig Gebieterinnen. War er verſchwenderiſch, wie man ſagte, ſo brauchte ſie nicht zu zittern, wenn ſie einen alten Topf zerbrach, und ſein Leichtſinn ließ ſie wol einmal frei athmen, wenn auch ſie ihm das Leben nicht allzuſchwer machte. Sie hatte es alſo immerhin beſſer als bisher. Der Krämer ſprach es offen aus, daß er mit dieſem Töchtermann durchaus nicht zufrieden ſei; doch ließ er ſich die Leute darüber ſtreiten, ob dieſe Abneigung mehr dem zügelloſen Leichtſinn oder der Starrköpfigkeit des Töchtermanns gelte. Andreas ſelbſt kümmerte ſich darum nicht viel, nur das verletzte ihn, daß der Krämer die wegen Verwandtſchaft eingeholte kirchliche Dispens nicht bezahlen wollte, ſondern trotzig ſagte: „Er würde die hundert Gulden lieber geben, wenn er von dieſer Verwandtſchaft loskommen könne, als dafür, daß nun ſein Kind ſich wieder darin verheirate.“ Dieſe Rede verzieh Andreas dem Krämer nie, und ſelbſt Angelika empfand ſie wie eine Beleidigung ihrer lieben ſeligen Mutter. So kam es, daß Andreas und ſein junges Weib nicht viel mit dem Krämer zu thun hatten. Dieſer dagegen wendete nur noch mehr all ſeine Liebe und Sorgfalt der damals dreizehnjährigen Zuſel zu, oder — um mit den Nachbarn zu reden — er verzog und verdarb ſie, daß man oft zuerſt ihm und dann ihr mit der Ruthe hätte nachlaufen mögen.

Der Ostertag war daher auch für ihn ein wahrer Festtag, wie er noch selten einen erlebt hatte. Mit der Auswahl der Stoffe zu neuen Kleidern hatte er es noch viel strenger genommen als selbst Zusel, welche zu oberflächlich war, um sich schon jetzt so ängstlich mit der Sache zu beschäftigen. Der Krämer jedoch wußte aus Erfahrung nur zu gut, daß man schließlich böse Stunden erleben würde, wenn etwas nicht recht passen und allen Anforderungen entsprechen würde. Redlich hatte er das Seine gethan bei der Auswahl und dann der Rätherin wenigstens eine Viertelstunde lang vorgepredigt; drum konnte er jetzt auch mit ruhigem Gewissen seines Lieblings Rückkehr aus dem Ankleidezimmer erwarten. Die Geduld aber wär ihm beinahe ausgegangen, bis sich endlich die Stubenthüre aufthat und ihn die hohe, im Festschmuck strahlende Gestalt seines wirklich wunderlieblichen Kindes mit dem etwas herausfordernd aufgeworfenen Blondköpfchen sehen ließ.

„Nun, wie gefall' ich dir jetzt?" fragte sie mit einem Blicke, daß der Krämer — Stighansen an seinen Platz gewünscht hätte.

Ja, sie war schön, mit dem lachenden Blick und dem selbstsichern Trotz, der bei jeder Frage um den kleinen Mund zu spielen schien. Die Leute nannten sie Angelikas treues Ebenbild, der Krämer jedoch fand sie viel, viel schöner. Angelikas ernster Blick machte einem ganz angst. Sie that oft, als ob sie die Mutter Gottes zu spielen hätte; neben der Zusel aber wurde einem wohl. Die war doch eher ein Mädchen für den etwas unbeholfenen,

allzu gewiſſenhaften Hans. Die ſollte der Gemeinde beweiſen, daß es früher nicht nur am Anſehen ſeiner Verwandtſchaft fehlte, und daß ſeine Mädchen ſich wenigſtens durch ihre Erziehung ſehr unähnlich geworden ſeien.

„Nun wie gefall' ich dir?“ fragte das Mädchen abermals, und ohne den Krämer zu einer Antwort kommen zu laſſen, eilte ſie hinaus auf die Gaſſe, wo man frohe Mädchenſtimmen hörte.

„Es iſt doch ein prächtiges Ding,“ ſagte er, der Forteilenden langſam folgend. „Luſtig wie ein Vogel und ſtolz. Das iſt recht. Beſſer noch freilich wärs geweſen, wenn ſie dieſen Stolz ſchon vor drei Jahren gehabt hätte... Nun — eine Dummheit kann man ihr ſchon verzeihen, beſonders eine, die ihr jetzt nichts mehr ſchaden wird.“

In der Kirche wird Zuſel ſich wol über die Auferſtehung des Herrn gefreut haben, wie der Pfarrer das in der Predigt von jedem Chriſten erwartete, heim aber kam ſie nach dem Gottesdienſt in der allerübelſten Stimmung. Die ihr entgegeneilende Katze, die plötzlich ziſchend unter den Kachelofen ſprang, mußte das eher bemerkt haben als die Magd, die ihren Bericht über das Aufſehen, welches Zuſel heute gemacht habe, nicht eher endete, als da eine Stimme, wie ſie dem hübſchen Mädchen unmöglich anzugehören ſchien, ihr zu ſchweigen und lieber an das Mittagseſſen zu denken befahl. Der Vater fand ſein Kind auf dem Kanapee, wo es das verweinte Geſichtchen in die Kiſſen vergrub.

„Nun?“ frug er nach einer Weile erſtaunt.

„Nun," fuhr das Mädchen auf, „jetzt können wieder einmal alle lachen über mich, bis sie genug haben."

„Das hab ich durchaus nicht bemerkt," tröstete der Krämer. „Uebrigens hat es schon von je geheißen: Neid bringt Glück."

„Dann müßt ich viel Glück haben und ich wollte das, nur damit sie dann fast vergehen thäten vor Neid."

„Was hats denn gegeben?"

„Aber, Vater, wo bist du denn ins Haus herein gekommen?"

„Natürlich durch die Thür. Warum?"

„Dann mußt du auch gesehen haben, daß gleich nach dem Gottesdienst — oder wol auch unter der Messe — die Leute nehmen es nicht so genau..." Das Mädchen verbarg sein glühendes Gesicht wieder tief in die Kissen.

„Eierschalen für den Viggel gestreut worden sind," ergänzte der Krämer ruhig, und auf seinem Gesicht erschien wieder das frühere Lächeln.

„Ja," sagte Zusel sich wieder aufrichtend. Sie mußte den Vater ernstlich drum ansehen, daß er das so heiter sagen konnte, als ob es ein fröhliches Ereigniß wäre.

„Und weißt du auch von wem?" fragte der Krämer schmunzelnd.

„Nun, von einem altmodischen Tropf. Ein paar Neidhämmel werden das angerichtet haben."

„Nein," widersprach der Vater. „Diesen Possen hat dir einer gespielt, daß du dich mit mir darüber freuen kannst."

„Wer?"

„Stighans," antwortete der Krämer mit einer Feierlichkeit, die deutlich genug sagte, für wie wichtig er diese Mittheilung halte.

„Der?" fuhr Zusel auf, „also eigentlich die alte Stigerin, der er folgen muß wie ein Schulbub. Was hat denn die gegen mich? Soll ich auch noch dafür büßen, daß ihr dickköpfiger Hans der Angelika zuweilen ein gutes Wort gönnte?"

„Die Alte hat nichts gegen dich, und der gute Hans hat nur einen Spaß machen wollen, den du ihm ganz anders, viel besser auslegen solltest."

Zusel war durchaus nicht überzeugt, aber sie schämte sich ihrer Aufregung, und indem sie sich mit Gewalt zur Ruhe zwang, sagte sie: „Das würde die Stigerin wieder ganz rasend machen."

„Die hat jetzt nichts mehr gegen uns," versicherte der Krämer.

„Hätt' auch keine Ursache mehr dazu. Wie kommst du schon darauf, daß Hans so etwas zu thun im Stande gewesen sei?"

„Der Hans ist nicht so übel. Sein bisheriger Knecht, von dem ich manches aus dem Hause erfuhr, hat mir oft gesagt, er wäre gar nicht so einfältig als er aussähe, und mit keinem Menschen wäre besser auszukommen als mit ihm."

„Aber der Knecht ist schon vor einigen Tagen fort, und hat nicht mehr sagen können, daß...."

„Ich hab aber die Schalen gestern Abends selbst in seinem Hut auf einem Balken der Brücke gesehen."

„Und dann wird er dir gesagt haben, die seien für mich?“

„Du einfältiges Mädchen! Das ist gar nicht nöthig für mich. Welche von allen andern wäre denn, daß man ihretwegen dem Hans etwas derartiges zumuthen sollte?“

„Und ich möchte fragen: Welche von allen wär ihm nicht gut genug? Wie eine aussieht, wird ihn wenig kümmern, und Geld hat er selbst, und für eine Magd könnte die Alte mich nicht brauchen. Wie sollte er da an mich denken und warum müßte ich mich noch gar freuen, wenn dieses Wunder wirklich geschähe?“

„Zusel,“ sprach der Vater streng, „deinen Stolz hab ich dir nicht wie die Andern verargt, diese Demut aber ist zu groß. Jetzt gefällst du mir so wenig als den Andern. Ist das eine Rede für dich?“

„Aber wär es stolzer und großartiger, wenn ich mich über so eines Hansen Gunst gleich einem armen Bettler freute? Wünschtest du mich so ähnlich jeder Andern, der die Sorge für die Zukunft auf dem Halse liegt? Wenn ich der Magd einmal irgendwo helfe, oder sobald ich sonst einmal versuchen will was ich könnte, so heißt es gleich: Ich soll nur alles sein lassen. Dann sagst du mir, du hättest dir eben darum Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt, daß ich es um so ruhiger bekäme. Ich bin dir denn auch dankbar, daß du mir eine so schöne Zukunft schaffen wolltest. So hab ich denken gelernt. Du sagst mir immer, ich brauche mich um niemand zu kümmern. Gut, also auch um Stighansen

nicht, und selbst wenn sein Anwesen noch einmal so groß wäre."

Zusel stand auf, stellte sich kerzengerade vor den erstaunten Krämer hin und fuhr mit immer wachsender Leidenschaftlichkeit fort: „Mein Stolz ist nicht, hoch droben just neben dem oder dem zu sitzen, wenn mir das nicht nach meinem Kopf ist. Was hätte ich dir zu danken, als daß du es mir möglich machtest, fröhlich zu leben, ohne daß ich mich um jemand etwas kümmern muß?"

So hatte der Krämer seine Zusel noch nie gehört. Unfähig seinen Aerger noch länger zu verbergen, wollte er jetzt das Kind von seiner stolzen Höhe bringen. Mehr nur, um sie zu bestrafen, als aus Berechnung, sagte er so ruhig als es ihm in diesem Augenblicke möglich war: „Ich weiß nicht, wie lang es her ist, seit du dich um keinen Menschen kümmerst, doch immer kann das nicht der Fall gewesen sein, wie trotzig du auch jetzt das Köpfchen aufrichten magst. Damals, als der Hansjörg zuerst bei den Soldaten war, hast du ihm noch geschrieben, daß du es ohne ihn hier beinahe gar nicht aushalten könntest."

Das Mädchen sank wie vernichtet aufs Kanapee zurück. Als nun der Krämer, seine Rede beinahe bereuend, seufzend mit der Hand sich über die faltenreiche Stirne fuhr, sagte sie: „Ja, Vater, das und Aehnliches hab ich ihm geschrieben. Ich schäme mich auch gar nicht, das zu gestehen, obwol ichs jetzt nicht mehr thun würde. Er war ein stolzer Bursche, der nicht immer rechnete,

sondern herzhaft zugriff und alles dran setzte, wenn er einmal etwas erreichen wollte. Du wirst mich nicht kleiner, schlechter sehen wollen, Vater, als der Hansjörg ist?"

„Gelt, von dem hätte dich der Spaß mit den Eierschalen schon besser gefreut als vom Stighans?"

„Ich glaube, ja."

„Nun, da könnte der Hansjörg sich freuen," lachte der Krämer bitter, und fuhr dann nach einigem Besinnen, gleichsam jedes Wort abwägend und zuspitzend, fort: „Es ist nur jammerschade, ja fast zum Verzweifeln, daß er dein Vertrauen, deine bewundernswerthe Treue, von der man eine Geschichte in den Kalender machen könnte, so ganz und gar nicht zu schätzen weiß. Aber fragst du denn nicht, wie ich etwas von jenem Brief erfuhr?"

„Du hast ja überall deine Berichtmacher und Horcher, als ob du alles am Fädchen ziehen müßtest. Da geht es ja zu, wie im Räderwerk der Kirchenuhr."

„Von dem Briefe," sagte der Krämer mit Nachdruck, „weiß ich nur durch Hansjörg selbst. Von dem Briefe und von noch einigen, verstanden! Später jedoch scheinen sie seltener geworden zu sein, diese verliebten Zettelchen, oder sie müssen ihn sonst minder gefreut haben, kurz, er mochte sie nicht länger aufbewahren. In einem Schreiben, über das man sich so seine Gedanken machen könnte, fragt er mich ohne viele Umschweife, ob er deine Briefe seinem Vater, also dem schwatzhaften Mathisle zuschicken soll, oder ob ich ihm zehn Thaler dafür geben würde? Du kannst dir denken,

was ich that. Wahrhaftig, ich hätte dem Spitzbuben auch zehn Goldstücke dafür gegeben, doch scheint er sie eben nicht so hoch geschätzt zu haben."

Wenn der Krämer mit den letzten Worten Zusels Herz noch schmerzlicher treffen, noch schwerer belasten wollte, um jede darin etwa noch lebende Neigung zu erdrücken, so schien er seinen Zweck nicht zu erreichen. Das Mädchen wurde um nichts bleicher und regte kein Glied. Wie erstarrt saß es da und starrte ins Leere. Dem Krämer wurde siedend heiß. Er bereute von Herzen, so der Leidenschaftlichkeit nachgegeben zu haben. Das war dem wohlberechnenden Manne wol noch selten begegnet. Eben nur, wenn er statt zu berechnen, empfand, wenn er liebte. Daß das aber seinem hübschen Kinde gegenüber der Fall war, hörte man sogar aus dem Klange der Worte heraus, mit denen er die Erstarrte wieder zu beleben und aufzurichten suchte. „Gott Lob und Dank," hauchte er unwillkürlich, als sie die noch umflorten Augen wieder auf ihn richtete und die Lippen zu bewegen begann.

„Gelt, Vater, ich hab geträumt!" fragte sie kaum hörbar.

„Du bist nicht mehr recht bei dir selbst gewesen."

„Ja, gelt, Vater, und du hast nichts von ihm — dem Hansjörg gesagt?"

„Wenn ich nur nichts gesagt hätte."

„Es ist also nicht wahr?"

„O wie wollt ich das jetzt so gern, ich gäb wahrhaftig viel drum, wenn ich es widerrufen könnte."

Zusel, die sich schon wieder einigermaßen gefaßt hatte, fragte mit tonloser Stimme: „Warum hast du mir denn früher nie etwas davon gesagt?“

„Nur in meinem dummen Zorn konnte ich dir weh machen mit der erbärmlichen Geschichte,“ sagte der Krämer und verließ das Mädchen, welches wie vernichtet aufs Kanapee zurücksank.

Er konnte sein Kind so nicht sehen. Das hatte er angerichtet, und nun fand er kein Wort mehr, das die so schmerzlich Getroffene auch nur ein wenig wieder aufzurichten vermochte. Wol sagte er sich, daß er länger als ein Jahr schwieg, obwol er wußte, daß mit der heute gemachten Mittheilung die noch immer vorhandenen Spuren einer ihm so verhaßten Neigung verwischt werden konnten. Ja, das war seine Vertheidigung gegen die Vorwürfe des Herzens, aber sie half ihm nichts. Es trieb ihn zuerst fort von ihr und dann wieder vor die Thüre ihres Zimmers zurück. Er fand diese verschlossen. Lange blieb er horchend stehen, aber er hörte nichts, nicht einmal ein leises Schluchzen. Des Mädchens Schmerz hatte keine Thräne mehr. Regungslos lag es noch, wie der Krämer es hinsinken sah, und verbarg das Gesicht in den weichen Kissen. O, die Arme hätte versinken, hätte die draußen hoch aufragenden Berge über sich herstürzen sehen mögen vor Zorn und Scham. Zuerst schien es ihr auch, als ob wirklich etwas Unerhörtes geschehen werde. Alles drehte sich um sie herum; das Zwitschern der Vögel wurde ein furchtbares Hohngelächter, die Aach rauschte immer näher, immer lauter, und bald mußte sie da,

unter dem Haus, hier im Zimmer ſein und Kühle und Erlöſung bringen. Dann aber auf einmal ward es ſo ſtill, daß ſie das Klopfen ihrer Pulſe hörte. Der Klang der bekannten Hausglocke, die ſie ſonſt aus dem tiefſten Schlaf geweckt hatte, ließ ſie regungslos liegen. Sie kümmerte ſich jetzt nicht mehr um den Laden und es kam ihr wunderbar vor, daß der Vater ſo raſch wie gewöhnlich die Stiege hinunter gehen und Jemandem Rauchtabak geben konnte. War es möglich, daß der jetzt da unten wieder plaudern und handeln konnte, als ob gar nichts vorgefallen ſei! Dazu gehörte ein recht herzloſer Menſch — und doch noch kein ſo herzloſer wie der war, den ſie bisher ſo hoch ſchätzte, und der nun ihr theuerſtes Geheimniß um einige Gulden verkauft hatte. Ha! ſchon früher war das geſchehen, und ſie hatte noch heute an ihn gedacht, und gewünſcht, daß er ſie ſehen, ſie wieder einmal mit ihm ſprechen könnte. Lange Zeit ſann ſie und litt, ohne daß auch nur das leiſeſte Zucken ihren furchtbaren Schmerz verrathen hätte. Dann aber ſchrie ſie plötzlich: „O Welt, o du Welt!“ Und dann, als ob ſie alle Kraft verlaſſe, ſank ſie mit dem Seufzer „das wäre nun mein Oſtertag!“ wieder in die Kiſſen zurück.

Erſt gegen Abend ließ ſie den Krämer zu ſich ins Zimmer, welches er und die Magd im Nachmittage mehrmals vergeblich zu öffnen verſuchten. Er erſchrak über ihr Ausſehen, doch hatte er ſich wieder ſo gefaßt, daß er ihr nicht lange wortlos gegenüber ſtand. „Es iſt nun einmal ſo,“ ſagte er. „Ich bedaure dich, wenn dieſer dein Kummer auch nur aus deinem Eigenſinn entſtand. Ich

glaubte, du würdeſt den Nichtsnutz endlich vergeſſen haben."

„Das kann ich nie — nie!"

„Aber jetzt doch?"

„Jetzt — o wie ſchäm ich mich. Ich darf nicht daran denken, wie mir noch geſtern wohl war, wenn ich an ihn dachte. Ach, wenn er in unſer langweiliges Haus kam, dann wars wie wenn man friſche, duftende Blumen in ein Krankenzimmer bringt, und dem Vogelſang die Fenſter öffnet und dem friſchen Luftzug. Und nun! — Ich ſehe mich unterhöhlt, ich bin aufs Eis gekommen; drei ganze Jahre gieng ich vorwärts, weit, weit hinaus... und nun bricht alles unter mir zuſammen. Hu, mir iſt's, als ob ichs krachen hörte."

„Ah, das ſind Dummheiten."

„Ja, Vater, du haſt recht. Ich habs nicht mehr gehörig im Kopf, das merk' ich nur zu gut. Ich weiß mir nicht mehr zu rathen und zu helfen. Nimm mich, du ſtarker, du kluger Mann, und verkaufe mich, oder mache mit mir was du willſt."

Fünftes Kapitel.

Der Mann muß hinaus,
Es iſt ein Graus.

Die letzten Tage und Stunden daheim, wie viel gibts da nicht noch zu durchleben! Iſt's doch gerade, wie wenn man ſich mit tauſend Wurzeln und Würzelchen aus dem Boden reißen müßte, auf dem die liebſten Erinnerungen uns umblühen.

Jos mußte ſelbſt darüber lächeln, daß ihm der Abſchied ſo nahe gieng und er es doch auf dem Stighof immer noch riechen konnte, wenn die Mutter eine Suppe anbrennen ließ. Er lächelte darüber, aber unter Thränen; „fort iſt fort," meinte er immer wieder und ſchaute wie fragend zu Stighanſens großem Hauſe mit dem Hirſchkopf unterm Dachfirſt hinüber.

Auch der Mutter gieng der Abſchied nahe, und dabei hatte ſie nicht einmal die Freude, ihn mutig ſeinem neuen Beruf entgegengehen zu ſehen. Selbſt ihr Troſt, daß er da ſtatt der Zuſel die gute Dorothee neben ſich haben werde, that die gehoffte Wirkung nicht. Jos

entgegnete klagend: „Er bleibe darum doch ein armer Teufel, um den das Mädchen ſich nur wenig kümmern werde. Zuſels Neckereien wären eigentlich noch eher zu ertragen, als Dorotheens Mitleid mit dem verjagten oder doch aus dem Dienſte geſchickten Schneiderlein, welches nun wie ſie bei dem gütigen lieben Hans das Gnadenbrot eſſen dürfe.“

Das war wieder eine der vielen, oft ſo ſchmerzlich beklagten Wunderlichkeiten, die den guten Jungen gewiß nie glücklich werden ließen. Bald ſchien es Demut bald Trotz, ſie ſelbſt war noch nicht mit ſich eins, wie man es nennen müſſe, aber es machte ihr mehr Sorgen als alles Andere. Das Gnadenbrot eſſen! Sie wußte nicht, wie er darauf kam. Hatte doch der Krämer, der ihn zuweilen auch im Stall etwas thun und ſelbſt kleinere Händel für ihn abſchließen ließ, nicht ſelten geſtanden, daß im Jos ein tüchtiger Viehpatron verdorben und zum Schneider verpfuſcht ſei. So einer war wie geſchaffen für den etwas unbeholfenen Hans, der ſich nicht ungern bei allem, was in Kauf und Lauf kommen ſollte, von Andern, in der letzten Zeit vom Krämer, rathen und helfen ließ. Gewiß hätte man ihn gern gehabt auf dem Stighof, und vom Gnadenbrot wäre nie die Rede geweſen, wenn er nur nicht auch ſeine Sonderbarkeiten mitgenommen hätte. Das Aergſte fürchtete ſie von ſeinem Eigenſinn, ſeiner Empfindlichkeit und ähnlichen Eigenſchaften, die ſie zwar an Wohlhabenden oft als ſchön und ſelbſtverſtändlich loben hörte, die aber denen, welche nun einmal zum Leiden und Dulden da waren,

zur Quelle vieler Leiden und übler Nachreden werden mußten. Das erinnerte ſie daran, wie viel ſie ihm noch ans Herz zu legen habe. Doch wenn ſie dann den guten Jungen mit dem treuen Geſichte des unvergeßlichen Vaters vor ihr ſtehen ſah, und der ſie mit den tiefblauen Augen ſo wehmutsvoll anblickte, dann war alles wieder vergeſſen, was zu einer Predigt hätte werden können. So wie er da war, war er ihr dann recht und ſie konnte nichts mehr, als ihn dem Schutze des lieben Gottes anbefehlen. Er, der ihren liebſten Wunſch noch ſo gnädig erfüllte, da ſie ſelbſt nicht einmal mehr zu hoffen wagte, erhörte wol auch noch ihre andern Gebete für ſeine Zukunft, welche ſich nun immer mehr von ihrer, der der armen ſtrafbaren Sünderin, loszulöſen begann.

Mit einem wunderbaren Lächeln, in welchem ſich Hoffnung und Sorge, Freude und Schmerz gleichzeitig wiederzuſpiegeln ſchienen, trug ſie in den beiden Feiertagen weit Beſſeres als gewöhnlich auf das wackelige Tiſchchen im Herrgottswinkel. O, es war ein Opfer der Entſagung, wie nur Mütter es zu bringen vermögen, wenn ſie ſo mit allem, was ſie für die nächſte Zeit hatte, vor dem kleinen ärmlichen Hausaltar neben dem Kruzifix des Sohnes glückliche Zukunft im voraus ſchon feiern wollte, ſeine Auferſtehung aus dem Grabe ihrer Sündenſchuld. Nur der, den die frommgläubige Mutter vom Kreuz auf ſich herabblicken ſah, konnte die Thränen wahrnehmen, die ſie zu verbergen bemüht war, während ſie ihm ihre Bitt- und Dankgebete zuſendete. Bloß wenn Jos einmal aus der Stube gieng, ließ ſie ihren

Empfindungen freien Lauf. Dann betete ſie laut: „O du grundgütiger Gott und Heiland, wie haſt du es doch ſo gut und recht gemacht! Hilf ihm nur auch ferner, immer, und laß dafür mich um ſo übler dran ſein; mich, die doch nichts anderes will und zu nichts anderem da iſt, als dem ſich zu opfern, für den zu tragen, der nur durch ihre Sünde auf der Welt und unglücklich iſt. Er muß fort, darf nicht länger unter der Laſt meines Kreuzes bleiben. Dann hat er aber niemand mehr zu Rath und Schutz als dich. Du wirſt ihn doch nie verlaſſen — gewiß nicht!“

Das Zuſammenpacken machte den Beiden viel länger zu thun, als man hätte glauben können, wenn man ſah, um wie wenig es ſich dabei zu kümmern gab. Aber die Mutter hatte eben um ſo eher Zeit, das Wenige ſorgfältig zu muſtern, wobei ſie dann ſo viel zu richten und auszubeſſern fand, daß ſie die halbe Nacht ihre Nadel nicht mehr aus der Hand brachte. Thüren und Fenſterläden wurden, wie es ihr für ähnliche Fälle vom Pfarrer ſtrenge befohlen war, ſorgfältig geſchloſſen, damit kein Menſch durch ſolche Entheiligung der hohen Feſtzeit geärgert werde, wenn etwa ein verſpäteter Wirtshausgaſt hart vor der niedrigen Stube vorbei gehen ſollte. Auch Jos nahm noch einmal ſeine Nadel zur Hand, und dachte mit ſchmerzlichem Behagen, wie ſchwer ihm die Anſchaffung dieſes und jenes Kleidungsſtückes geworden ſei. Dann lebte er ſich ganz in den Tag hinein, an dem er es das Erſtemal trug. Waren doch ſolche Tage ſeine einzigen Feſttage, wie wenig man ihn

auch eitel auf ein hübſches Kleidungsſtück nennen konnte. Dann dachte er wieder daran, wie raſch der Hans einen ganzen Kronenthaler nur für Eierſchalen hergeben wollte. Dabei ſchien ihn etwas wie ein Windzug aus dem großen vollen Hauſe da drüben ſo ſtark anzuwehen, daß ihn beim Anblick ſeiner abgetragenen Kleider ordentlich zu fröſteln begann. Der Scharfblick der liebenden Mutter wäre gar nicht nothwendig geweſen, um das zu bemerken. Wenn er wieder ein Kleidungsſtück brachte, ſprach er es deutlich genug aus, daß er das ſo durchaus nicht tragen dürfe, während er früher über ähnliche von ihr ausgeſprochene Beſorgniſſe nur gelacht oder bitter bemerkt hatte, daß für Leute ſeiner Art auch das Schlechteſte gut genug ſei. Es that dem guten Weibe tief im Herzen weh, ihn ſo unzufrieden zu ſehen mit dem, wofür auch ſie manches, manches Opfer gebracht hatte. „Es iſt doch ein Elend, daß er auch gar nie Maß zu halten weiß," klagte ſie. „Früher hat er da das Röcklein trotzig ſelbſt am Sonntag tragen wollen, und nun ſoll es auch für den Werktag nicht mehr gut genug ſein. Am Ende wird er mir nun gar noch kritiſch und hochmütig werden."

Dieſe Sorge wäre wol den Meiſten recht überflüſſig erſchienen, wenn ſie das urſprünglich blaue, nun aber wie mit einem Regiſter aller ſeit einem Schaltjahr gekauften Tuchgattungen überlegte Röcklein geſehen hätten, welches er beim Einpacken eine Bettlerfahne nannte. Aber ein klein wenig hochmütig und eitel war der Jos denn doch, ſeine Mutter betrog ſich nur, wenn ſie wähnte, daß das erſt ſeit der Unterredung mit Hanſen am Charſamstag

so in ihn gefahren sei. Da war eigentlich gar nichts anders geworden, als daß Jos in der wehmütigen Stimmung dieser Stunden immer frei von der Brust weg reden mußte, und daß der Mutter jetzt jedes seiner Worte zu sinnen gab. Der Stolz des Burschen auf seinen guten Kopf und seine geschickte Hand, mit dem er innerlich allen den vom Glück zart und warm Eingewickelten trotzte, wurde von ihr um so weniger bemerkt, da sie ihn, wenn auch ihr selbst unbewußt, immer getheilt hatte. Erst seit dem Charsamstage giengen Mutter und Sohn hierin etwas auseinander. Die Erstere fand gerade jetzt, wo beinahe jedes seiner Worte eine ganz eigene Weichheit ausdrückte, so viel Gutes in ihm, daß sie für seine Zukunft viel unbesorgter blieb als er, der nicht ohne Herzklopfen an den Empfang auf dem Stighof zu denken vermochte und sich — wenigstens für den Anfang — so gern auch durch sein Aeußeres ein wenig empfohlen hätte. Er dachte sich neben die stolze, strenge Stigerin und die geschickte Magd, malte sich ihren allmächtigen Einfluß auf Hansen so lebhaft aus, daß er sogleich wieder hätte absagen mögen, wenn er sich nicht vor der tausendsappers Magd allzusehr geschämt hätte. Ja, vor der war ihm schon jetzt so angst, daß ihm eigentlich eine Zusel, gegen die er herzhaft grob und trotzig sein durfte, an ihrem Platze weit lieber gewesen sein würde.

Vergebens bemühte sich die gute Schnepfauerin, ihm die letzten Tage daheim so froh als möglich zu machen. Durch all die tausend Zärtlichkeiten, die die

wehmütige Abſchiedsſtimmung erfindet, macht man einen Menſchen nicht heiter, deſſen Kraft hauptſächlich in ſeinem Trotze liegt. Wenn ſie ihm das Beſte auftiſchte, wenn ſie alles that, damit er doch in ſeinem künftigen Glück, in ſeiner Herrlichkeit auf dem reichen, ſtolzen Stighof auch ſie und die Heimat nicht ganz vergeſſe — das hätte ſie denn doch mit aller Opferwilligkeit unmöglich ertragen können — machte ſie ihm nur weh und er wünſchte von Herzen, daß er, wenn nun einmal die erſte Dummheit beim Krämer nicht mehr zurückzunehmen war, ſogleich von dieſem weg auf den Stighof hätte gehen können. Der Nachmittag des Montags war unendlich lang für Mutter und Sohn. Die Erſtere quälte ſich mit der Frage, was wol die neuen Verhältniſſe, Ehre und allgemeine Achtung aus ihrem Lieblinge machen würden; dieſer aber fühlte ſein Herz von tauſend lieben Erinnerungen noch ſchwerer belaſtet, als von der Sorge um die Zukunft. Beide hatten das Gefühl, daß ſie ſo ſich nie mehr gegenüberſitzen würden, und doch war es trotz allem, was ſie gemeinſam zu tragen und zu dulden hatten, ſo ſchön geweſen. Ja ſchön, aber nun war das eben vorbei. Alles auf der Welt nimmt ein Ende und — das empfand Jos — am beſten iſt's, wenns recht raſch geht. Plötzlich — die Sonne war noch lange nicht über die hochaufragende Kanisfluoh hinaus, warf er ſich das kleine Bündelein auf die Schultern und ſagte mit gewaltſam erzwungener Ruhe: „So, Mutter, jetzt geh ich und ſage dir tauſendmal vergelts Gott für alles Gute. Leb wohl!“

„Wie, was?“ fragte die Erſchreckene. „Ich hab noch Fleiſch zum Feuer gethan, das wollen wir doch Abends noch mitſammen eſſen und uns ſo wohl ſein laſſen als wir können.“

„Und uns dabei alles noch ſchwerer machen,“ fiel Jos ein. „Na, Mutter, du haſt nun genug Opfer für mich gebracht, und mir wär jetzt eine angebrannte Suppe von Dorotheen gekocht viel lieber; ich könnte ſie dann doch darum ein wenig necken.“

Die Mutter wollte noch etwas ſagen, aber Jos war ſchon zur Thüre hinaus.

Jetzt ſah er das Haus, in dem er nun leben ſollte, mit den großen Stallungen und den ſtolzen Fenſtern, dem hohen Dachſtuhl und hundert andern Zeugen eines großen Wohlſtands, den mehrere Neubauten hinten und vorn als einen wachſenden verkündeten. Jos zwang ſich zum Lachen darüber, daß ihm der Abſchied ſo ſchwer werden wollte, als ob er viele hundert Stunden weit gehen müßte. „Du biſt doch ein recht dummer Tropf,“ murmelte er, und wollte ſchon wieder zur Mutter in die Stube zurück, als eben der Stighans daherſchlenderte, der ihm ſchon von weitem zurief: „So, Jos, es iſt recht, daß du endlich kommſt! Ich hab dich gerade aus dem Neſt holen und mitnehmen wollen.“

„Wohin?“

„Nun natürlich nach Emaus, das heißt zum Löwenwirt drüben über der Aach. Auch meine Eigenen ſind dort und wer heut ein wenig luſtig ſein will. Iſt doch der Löwenwirt noch beim alten Brauch geblieben und

gibt allen gedörrte Birnen und Nüſſe, die am Oſtermontag zu ihm kommen. Drum nur flink. Wirf deine Herrlichkeiten da in einen Winkel und nimm dafür die Mutter mit, wenn ſie mag. Ich ſehe nicht ein, warum die allein heute traurig daheim ſitzen ſollte."

Das that dem Burſchen recht in der Seele wohl, und wie ein Lichtſtrahl der Freude zog es über ſein Geſicht. Seinen Augen gieng es wie allem, was ſchnell aus der Kälte an die Wärme kommt, ſie wurden feucht, während er wieder ins Häuschen zurück lief, wo er es dann kaum erwarten konnte, bis die überraſchte Mutter ſich, immer noch widerſprechend und dabei zitternd vor freudiger Erregung, ein wenig ordentlich angezogen hatte.

Dem Jos war es auch ſchon darum ſehr erwünſcht, daß er zuerſt allein mit Hanſen zuſammentraf, weil er von dieſem zu erfragen hoffte, was die Stigerin und Dorothee zu dem neuen Knechte geſagt hätten.

Doch dazu ſollte er keine Zeit mehr finden. Auf dem Wege, der ſie an neu ergrünten Wieſen, neben Hügelchen, von denen Gänſeblümchen und Aurikeln die erſten Grüße des Frühlings ſtill herüberwinkten, und über geſchwätzige Bächlein führte, ſah Hans zum Erſtenmal in dieſem Jahre ſeine Felder und Wälder wieder. Mit ſeltener Lebhaftigkeit redete er von dem, was ſchon in den nächſten Wochen gethan werden könnte, und aus jedem ſeiner Worte klang die Freude, die ihm ſeine Bauernarbeit machte. Selbſt Jos wurde von dem herzlichen Tone ſo hingeriſſen in die Welt ſeines heiter

plaudernden Gefährten, daß er diesen nicht mehr nur für einen einseitigen Bauern hielt, der am Nützlichen allein mit Leib und Seele hieng. Nun sah er sich auf einmal behaglich lächelnd als Knecht auf diesem schönen Anwesen, das für sich selbst eine kleine Welt in der großen zu sein schien. Wie herrlich, wenn da nun einmal alles blühte und wogte unter seiner Pflege, wenn die Sense rauschte und Schritt um Schritt hunderte fast mannshoher Halme an die Mahde wälzte, wenn das duftende Heufuder dem großen Stadel zuschwankte, der bald so voll war, daß man im Winter, wenn die Kühe im Stalle ungeduldig auf ihn warteten, kaum noch Platz hatte, ihnen das selbstgedörrte Futter nach Verdienst und Bedürfniß in kleinen Ballen nach der Reihe aufzuwinden, wie sie neben einander im Stalle standen.

Die Beiden kamen bald so ins Reden hinein, daß es für die ihnen folgende Mutter eine wahre Freude war, obwol sie dabei eigentlich gar nicht beachtet wurde. Hatte sie sichs auch nicht anders gedacht, als daß ihr Jos schnell und leicht sich in alles hineinleben werde, so war sie doch angenehm überrascht, ihn schon jetzt mit so viel Verständniß reden und fragen zu hören. Er ist doch ein prächtiger Junge, dachte sie mit einem frohen Blicke zum tiefblauen Abendhimmel. Der Hans mochte wol etwas Aehnliches über seinen Zuhörer denken, während er ihm mit der Länge und Breite eines ächten Bauern auseinandersetzte, wie er das und das und warum er es gerade so gethan zu sehen wünsche. Jos hatte beim Fragen und Zuhören doppelten Vortheil. Er gewann

bei Hansen immer mehr Zuneigung und erhielt manchen bedeutsamen Wink für sein künftiges Verhalten, und brauchte nicht mehr wie ein Kind über alles erst zu fragen, wenn ihm das einmal nicht mehr so günstig aufgenommen, so freundlich beantwortet werden sollte als jetzt.

Im Wirtshaus wurde dem Jos und seiner erröthenden Mutter an dem Tische neben dem Kanapee Platz gemacht zwischen der Stigerin und ihrer Magd, die den Ankommenden das volle Glas entgegen hielt, aber so, daß man nicht sagen konnte, ob es Hansen oder dem Jos gelte. Jos wußte selbst nicht, woher er den Muth nahm zu fragen, welcher von ihnen beiden denn auch eigentlich gemeint sei? „In der Zeit, wo du fragst und Umstände machst, hätten beide ganz leicht ein Schlücklein zum Bescheid nehmen können," antwortete das Mädchen und zog lächelnd das Glas wieder zurück.

„Das ist ein schlimmes Zeichen," bemerkte Hans. „Noch immer hat Dorothee es mir ordentlich zugebracht, wenn sie einmal etwas Gutes hatte; nun aber, da auch der Jos mit kommt, thut ihr die Wahl so weh, daß sie keinem mehr etwas anzubieten wagt."

Die auf diese Bemerkung folgende Stille mußte Dorotheen etwas zu lang vorkommen, denn bald sagte sie: „Jetzt geht ein Engel durch die Stube und schreibt sich etwas auf."

„Vermuthlich, daß die Schnepfauerin einmal ins Wirtshaus gieng," meinte Hans.

„Und daß ihr der Wirt ein geschliffenes Glas

bringt," sagte Jos, und hätte beinahe noch beigefügt: „wie den Vornehmen"; aber er fühlte dunkel etwas Unpassendes und unterließ es, in diesem Augenblicke so derb an kaum vergessene Gegensätze zu erinnern, die sich gewiß früh genug von selbst wieder geltend machten.

Das geschliffene Glas war übrigens nicht das einzige, was den etwas empfindlichen Jos auf das angenehmste überraschte. Hans hatte gesagt, die Mutter sei da mit den Eigenen; darauf hatte denn Jos erwartet, die ganze hochlöbliche Verwandtschaft derer vom Stig in vornehmer Langweiligkeit beisammen an einem eigenen Tische zu treffen. Nun aber sah er statt der ehrwürdigen Reihe die Stigerin mit Dorotheen in einem Kreise von Tagwerkern sitzen, welche gewöhnlich den stattlichen Hof bearbeiten halfen. Früher hatte das Schneiderlein oft gespöttelt über die halberfrorenen Taglöhnerseelen, die sich im Glanz ihrer Herrschaft zu sonnen suchten und es sich noch zur Ehre rechneten, als Schweif des prächtigen Kometen am Himmel des mit einer eingelegten Schiefertafel fast ganz bedeckten Herrentisches beim Kanapee zu gelten. Nun aber gestand sich Jos: es sei denn doch etwas Schönes, dieses Zusammengehören aller, die zur Ehre und zum Wohlstand eines Hauses das Ihrige beitrugen. Es that ihm wohl, sich mit seiner Mutter in so einem Kreise zu wissen, und er beeilte sich, die seltene Freundlichkeit aller als etwas Selbstverständliches lächelnd zu erwiedern.

Fröhlich stießen alle auf ein langes, glückliches Zusammenwirken an, nur dem Jos war etwas wunderbar

zu Muthe, als unterdessen der Wirt die ledigen Paare auf die Kammer zu dem an diesem Tage wenigstens bei ihm — das wurde besonders stark betont — noch üblichen Nußklopfen einlud.

In Stighansens und Dorotheens Gesicht hätte kein Zug sich ändern können, ohne daß es Jos so schnell und wol viel eher noch als sie selbst bemerkt hätte. Selbst als Hans den Stuhl zurückschob, erschrak Jos nicht, weil er den Entschluß zum Aufstehen noch nicht aus seinem ruhigen Blicke zu lesen vermochte. So hätte er auch die Lippen schwerlich gespitzt, wenn er „komm, Dorothee" sagen wollte; damit beruhigte sich Jos und er hatte Recht: Hans blieb sitzen und fragte den Wirt, ob denn bloß auf der Kammer droben Ostermontag sei?

„Das gerade nicht."

„Gut, so bring du deine Herrlichkeiten nur her; auch hier ist alles lustig und ledig, oder wenn Verheiratete da sind, so mißgönnt ihnen das Mithalten um Gottes willen nicht. Ich wüßte nicht, warum die Ledigen auch noch den Vortheil des Nußklopfens vor den Bedauernswerthen haben sollten."

„Das ist wieder einmal vernünftig geredet," rief ein nirgends in der Stube Sichtbarer dem Stighans zu. Jos wäre fast im Zweifel gewesen, ob dieser Beifallsruf etwa ihm selbst entronnen sei, wenn er nicht sofort die wohlbekannte Stimme des Krämers erkannt hätte. Der saß also drinnen im sogenannten Herrenstüble, dessen Thüre eine große Spalte offen ließ, und er hätte es nun nicht gerne gesehen, wenn da nun auf einmal nichts mehr

als das Geſchwätz einiger Verheirateter von ſtrengen Wintern und ungezogenen Kindern zu erhorchen geweſen wäre. Davon kam ſeine Freude über Hanſens entſcheidendes Wort und darum fuhr er jetzt faſt ſingend fort: „Der Hans trifft halt den Nagel auf den Kopf und weiß immer genau das rechte Gewicht aufzulegen. Ja, das iſt einer!“

„Nur ſchade, daß er kein Krämer worden iſt, wenn ihm allenfalls auch dann das rechte Gewicht nicht abhanden gekommen wäre,“ bemerkte Jos, der dem Verhaßten ſeine Freude ſo viel als möglich verderben wollte. Es entſtand über dieſe Rede ein Gelächter in der Stube, als ob er weit etwas Witzigeres geſagt hätte. Nur Hans blieb ernſthaft und ſagte ſtrenge verweiſend: „Das iſt etwas grob für deinen Vetter; ſei doch nicht gar ſo kindiſch!“

Jos, erſchrocken aufblickend, begegnete zuerſt dem ſtrengen Geſichte der Stigerin, dann brachte ihn eine unmutige Bewegung Dorotheens und die Verlegenheit ſeiner Mutter noch ganz aus der Faſſung. Das durfte nicht ſo auf ihm liegen bleiben; wie er es auch immer wieder abwälzen mochte, es mußte weg.

„Vetter hin oder her,“ ſagte er ohne langes Beſinnen. „Was kümmert der Herr Vetter ſich ſelbſt um ſeine Eigenen? Ich will gar nicht von mir reden; aber da drunten bei den Schnäpslern ſehe ich den Andreas, ſeinen Töchtermann ſitzen und ins Herrenſtüble hinüberblicken wie ein Stiefkind.“

„Für den Andreas iſt dort eben die paſſendſte Geſellſchaft," bemerkte Hans mit ſeltener Haſt.

Hatte es ſchon viel Redens gegeben, daß Jos auf einmal vom Krämer weg auf den Stighof kommen ſollte, ſo mußte ein ſolches Geſpräch um ſo eher die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen. Es war auch wirklich ſo ſtill, daß ſogar der zu unterſt in der Stube ſitzende Gatte Angelikas die über ihn gefallenen Bemerkungen gehört hatte. Die gedrungene Geſtalt richtete ſich langſam auf, die buſchigen Augenbrauen hoben ſich und ſein Auge funkelte, als er mit heiſerer Stimme ſagte: „Hans, der Stich trifft mich nicht mehr. Lieber unter Schnäpslern frei und ſelbherr, als gebunden wie du am Herrentiſche. Wozu hätte mein Vater geſpart und mir kein warmes Winterkleid kaufen dürfen, wenn ich noch jetzt von euerer Gnade abhängig wär? Laßt mich immer der Lümmel ſein, wenn ich nur mein eigener Herr bleibe. Uebrigens kann ich ja Stiefvater werden, wenn ich nicht mehr gerne Stiefkind bin. Es gibt noch ganz anſtändige Leute, die nicht ungern eine Flaſche mit mir leeren, wenn ich einmal andere ſo gnädig bevatern will wie Hans."

„Es wär kluger geweſen, wenn du die Angelika mitgenommen hätteſt," rief Hans dem Erregten verächtlich zu.

Andreas fuhr erſchrocken zuſammen. Dann aber erwiderte er trotzig: „Gelt, du wähnſt, es ärgere mich, daß ſie nicht mit geht? Nein, Hans, darüber bin ich endlich hinaus. Ihr habt mich an viel gewöhnt. Sie bleibe nur, wo ihr wohl iſt. Ich mach es auch ſo.

Was hätt ich auch sonst noch von meinem Geld, als die Freud an euerem Neide?"

Das Eintreten des Pfarrers unterbrach den Andreas in seiner immer leidenschaftlicher werdenden Rede. Es wurde stiller in der Stube als in der Schule und wie Kinder blickten alle zu dem hochwürdigen Gaste auf. Jeder wünschte und fürchtete, daß er sich an seinen Tisch setze. Die Ehre wäre eine große gewesen, wenn man nur etwas mit ihm zu reden gewußt hätte. Der ehrwürdige Greis richtete an manchen ein freundliches Wort, das aber oft nur mit einem leisen Kopfnicken erröthend beantwortet wurde. Jetzt war Jos, der eine Zeitlang wie auf Nägeln saß, wieder ganz der Mann. Der Pfarrer setzte sich auch bald neben ihn und begann ein Gespräch über die ihm im Winter geliehenen Bücher, bis er von seiner Häuserin zu einem schwer Kranken geholt wurde.

Von diesem begannen nun auch die zurückbleibenden Bauern zu reden, während sie die langen Zipfelkappen wieder aufsetzten. Nur am Tische neben dem Kanapee blieb alles still. Dem Jos aber machte man andere, viel freundlichere Augen, als während des von ihm angezündeten Streites, der nun ganz vergessen war. Hans kam unmöglich aus seinem Erstaunen darüber, daß ein Mensch, nicht einmal ganz in seinem Alter, der nur seinen Lehrer hatte und noch dazu ein armer Teufel war, so sicher und glatt mit dem hochstudiertesten Mann weit und breit zu reden verstand. „Ja, gelt Mutter!" nickte er der Stigerin zu, die gar nicht zu wissen schien, was

für ein Geſicht ſie zu dem Vorgange machen müſſe. Jos ſchien ſich darum auch gar nicht zu kümmern. Er hatte genug an dem glücklichen Lächeln ſeiner Mutter, und Dorotheens ſtrahlendes Auge ſagte ihm, daß auch ſie den Muthigen ſchätze, der vor dem Pfarrer und einer Stube voll neidiſcher und beſitzſtolzer Aufpaſſer ſo herzhaft zu reden und ſogar ſeine Meinung über Bücher zu ſagen wagte.

Der Krämer, der jetzt langſam in die Gaſtſtube heraus kam, ſchien mit einem Blick in den Augen aller geleſen zu haben. Er ſtieß mit Hanſen an und wünſchte ihm kalt lächelnd Glück zu dem neuen Knechte, der wenigſtens ſchwätzen könne wie ein Briefträger. Der Handel ſei freilich etwas ſchnell gegangen, doch werde man ihn hoffentlich nie einen übereilten nennen. Er wenigſtens gönne dem armen Wicht einen ſo guten Platz, auf dem er manches lernen könne, wenn er nicht zu eigenſinnig ſei, recht von Herzen und wünſche nur, daß er ihn lange zu behaupten vermöge. Dienſtwechſel ſei ſtets ſchlimm, da man ſich immer allerlei nachzureden wüßte, doch der Geſcheidere gebe nach und möge nicht durch Nachreden ganz zwecklos ſchaden und auch den Andern zum Reden zwingen.

„Der Mann ſcheint mich ein wenig zu fürchten,“ dachte Jos, und das freute ihn mehr, als ihn die Zumutung ärgerte, daß er es einem recht böſen, geſchwätzigen Weibe gleichthun könne. Behaglich begann er mit den Andern über das Sprichwort „neue Beſen kehren gut, aber die alten wiſſen die Winkel beſſer“ zu plaudern;

der Krämer schlich wieder zu seinem Schoppen zurück; doch blieb er nicht lange ruhig, da es unter so vielen Menschen für ihn gar bald wieder etwas einzufädeln gab.

Bald wurde an jedem Tische ein eigenes Gespräch laut, und Jos war wol beinahe der einzige Bauernknecht, der einige Handwerker bemerkte, welche sich beim Ofen an einem kleinen Tischchen allerlei Bemerkungen über die stolzen Bauern und ihr Gesindel zuflüsterten. Sonst war dort auch sein Platz und heute kam er gewiß nicht ungehechelt weg, wenn sie auch an ihm den ärgsten Spötter verloren. Nun, sie konnten ihn immer als einen untreu gewordenen Zünftler betrachten. Er hatte für sich selbst zu sorgen. Es lebte sich auch gar nicht übel bei einem reichen Bauern. Das Feste, Sichere im Wesen dieser gutherzigen Leute that ihm wunderbar wohl. Die Mutter hätte gar nicht so ängstlich husten müssen, damit Jos die Witze seiner ehemaligen Gefährten nicht höre, denn er hatte nicht die mindeste Lust noch einmal Händel anzufangen, oder auch nur ein unebenes Wort zu erwidern. Mit dem gutmütigsten Lächeln sah er hinüber zu der alten Stigerin im Herrgottswinkel, welche die von Dorotheens rundlicher Hand ihr vorgelegten Aepfel und Nüsse sich vortrefflich schmecken ließ. O die da unten, ohne festen Boden unter sich und jeder der natürliche Gegner der Andern, sie wußten nicht, was es hieß, zu einem geschlossenen Ganzen zu gehören. Sie waren ja die unbeachteten Diener von Hunderten, da konnte kein Verhältniß zu ihren Kunden entstehen, wie zwischen Bauer und Knecht, die sich eine ganze kleine

Welt beherrschen halfen, wo es gleichzeitig immer zu schaffen und zu zerstören, zu säen und einzuheimsen gab.

Jos hatte schon oft gesagt: Stall- oder Hausgedanken, kurz, der ganze Jammer des Werktaglebens mit allem was drum und dran hänge, gehöre so wenig ins Wirtshaus als in die Kirche. Jetzt konnte er sich selbst nicht mehr davor erwehren. Die, welche nun etwa wegen seiner Unterhaltung da waren, mußten ihn allerdings merkwürdig schweigsam finden; ihm selbst aber war dabei so wohl wie noch nie. Immer tiefer dachte er sich in sein Knechtleben hinein. Er sah die wohlgepflegten Kühe die Köpfe aufrichten und auf sein Kommen horchen, dann fuhr*) er mit dem selbstgezogenen Rind aufs Feld, und hätte fast überlaut zu jauchzen und zu singen angefangen. Es litt ihn nicht mehr auf dem Stuhl. Plötzlich leerte er mit wenigen Zügen sein geschliffenes Glas, stand rasch auf, wie wenn er auf einmal zu einem Entschluß gekommen wäre, den er trotz allen Einwendungen sofort auszuführen gewillt sei, und sagte: „Hier wär alles recht und hübsch, aber ich glaub, deine Kühe, Hans, thäten nicht wünschen, daß immer Ostermontag wär."

Die Magd wollte gleich gehen, um einstweilen ein Futter zu geben.

„Das ist jetzt meine Arbeit," widersprach Jos nicht ohne Selbstgefühl. „Nur den Schlüssel zum Heu müßt

*) d. h. zog, gieng.

ihr mir sagen, dann könnt ihr alle dableiben, so lang ihr wollt."

Dorothee meinte: „Man dürfe ihn denn doch nicht wie einen Einbrecher ins öde Haus lassen, ohne Gruß und ohne alles. Sie wolle lieber mit und ihn grüßen für alle und ihm Glück wünschen."

„Ja, geht nur und gewöhnt euch zusammen," lachte Hans.

Jos verließ rasch die Stube, während Dorothee durchaus noch einmal trinken mußte.

Vor dem Hause wartete Jos etwas ungeduldig auf die Magd und eilte dann wie ein von ihr Verfolgter zum Dörfchen Rehmen hinaus. Erst als das kleine Tannenwäldchen am Ufer der Aach sie in seinen Schatten aufnahm, redete Jos das erste Wort, und es kam gar nicht so überlegt heraus, als man nach der langen Bedenkzeit hätte erwarten können. „Mich nimmts Wunder," begann er, und schwieg dann erschrocken darüber, daß er bald laut gewünscht hätte, zu wissen was alle dachten, die ihnen mit so eigenthümlichem Lächeln nachsahen.

„Was nimmt dich Wunder?" fragte das Mädchen, aber erst als sie wieder aus dem Wäldchen hinausgekommen waren. Es schien Dorotheen auch gar nicht aufzufallen, daß sie keine Antwort mehr erhielt. Sie beide sahen erröthend ihre Schatten hart neben einander daherschreiten, als ob sie Arm in Arm giengen, bis der Schatten eines mächtigen Baumstumpfs wie ein Riese zwischen sie zu fahren schien. Erschrocken über die gehörnte Gestalt mit dem kurzen Hals wichen sie auf die

Seite. Dann lachten beide laut auf und eilten dem über die tosende Ach führenden Stege zu.

Erst hier sah Jos, daß auch die Mutter ihm langsam folgte. Er wartete bis sie bei ihm war, um ihr allenfalls hinüber helfen zu können, wofür sie ihm mit einem freundlichen Lächeln dankte, wie er es noch selten auf diesem kummerbleichen Gesichte sah.

Sie hatte heut seit vielen Jahren die schönste Stunde erlebt. Nicht der so seltene Wein, die erlebte Ehre machte sie so froh und weckte tausend Hoffnungen auf eine schöne, glückliche Zukunft. Einmal über das andere drückte sie des Sohnes kräftige Hand, die sie führte, und wenn auch Dorotheens Anwesenheit sie zuerst etwas scheu machte, so konnte sie doch nicht unterlassen, ihre Freude über das Erlebte auszusprechen. Freilich kam sie auch auf die Worte, mit welchen Jos den Krämer neckte, und der Ton ihrer Stimme wurde dabei sehr ernsthaft, aber sie waren schon zu hart bei den Häusern von Argenau, um darüber noch lange reden zu können. Sie dachte wieder an den Abschied, der ihr jetzt weit weniger schwer fiel als zwei Stunden vorher. „Daheim sich wohl sein lassen," meinte sie, „können arme Leute nun einmal nicht, und das angenommen, haben es wenige besser als wir, da wir uns ja täglich einen guten Morgen wünschen können."

Sie sprang wie ein junges Mädchen, um dem Jos die eingepackten Kleider aus dem Häuschen zu holen, und als er ihr die Hand reichend „behüt Gott" sagen wollte, meinte sie: „Es wäre doch lächerlich, so

viel Weſens zu machen, wenn man nur in ein Nachbarhaus gehe."

Dennoch zitterte ihre Stimme, als ſie das ſagte. Dann aber mußte ihr eine ſehr dringende Arbeit eingefallen ſein. Sie drehte ſich raſch um und eilte ins ſtille, öde Häuschen zurück.

Stighanſens neuer Knecht bemerkte kaum, wie groß ihn die hungrigen Kühe anſahen, bevor ſie ſich an das ungeſtüm geforderte Futter machten, ſo ſehr waren ſeine Gedanken mit dem wunderlich geſtalteten Schatten beſchäftigt, der ſich ſo zwiſchen ihn und Dorothee gedrängt hatte. Je länger er ihn vor ſich ſah oder zu ſehen glaubte, deſto ähnlicher wurde er dem etwas ſtark gebauten kurzhalſigen Stighans.... Jos ließ alles, was er heute ſah und hörte, an ſich vorüberziehen, und war noch mit der Frage beſchäftigt, ob Dorothee mit einer goldenen Kette zu feſſeln ſei vom nächſtbeſten Hans, oder ob nicht viel mehr ein höherer Muth aus dieſen lieben, braunen Augen blicke. Da hörte er des Mädchens wundervolle Altſtimme von dem einſam auf der Alp ſtehenden Hauſe und von der Sennerin ſingen. O wie klang das gleichſam durch all ſeine Nerven hindurch! Er ſetzte ſich auf einen Melkſtuhl und lauſchte. Jetzt rechnete er nicht mehr und fragte nichts. Um ſein Herz weitete ſichs und feuchten Auges dankte er Gott, daß er da war, es mochte nun kommen wie es wollte.

Sechstes Kapitel.

Der erste Tag im neuen Dienst.

Im ersten Traum unter fremdem Dache pflegt man Vorbedeutungen für Künftiges zu suchen, als ob man darin wie in einem freilich trüben Spiegel sähe, was man in diesem Hause noch erleben werde.

Es that dem noch etwas scheuen Jos ungemein wohl, als am andern Morgen beim Kaffeetrinken sich Dorothee sogleich mit der Frage an ihn wendete: „Was er denn heut Nacht im Traum erlebt und für seine Zukunft Bedeutungsvolles gesehen habe?"

„Ich kann mich an gar nichts mehr erinnern," antwortete er fast traurig darüber, daß sein Bericht nicht länger währen konnte, denn gestern beim Abendessen war ihm die Stille beinahe peinlich geworden.

„Das," meinte die Stigerin etwas bitter, „könnte leicht bedeuten, daß du in unserm Haus auch nicht viel, oder doch nicht viel Unvergeßliches erlebst."

„Ich freilich hab mir es ganz anders ausgelegt," wagte Jos zu erwiedern. Und als sich ihre Lippen etwas

ſtrenge verzogen, fuhr er, wie immer, wenn er ſich noch nicht recht ſicher fühlte, geſchwätzig fort: „Auch ich hätte recht gern eine gute Vorbedeutung gehabt. Nach dem Erwachen hab ich mich angeſtrengt, wie früher als Schüler, wenn ich mich auf die geſtern ſo mühevoll auswendig gelernte Katechismusaufgabe beſann, um mich eines Traumes zu erinnern. Doch das gieng nicht und gieng nicht, wie müd' ich mich auch ſinnen mochte. Ja, ich ermüdete und wäre bald über dem Nachdenken wieder eingeſchlafen, als mir, wie vom Schutzengel eingegeben, die Vorſtellung kam: Nicht ein Traum entſcheide über meine Zukunft, ſondern ich ſelbſt. Darüber hab ich mir dann eine ganze Predigt gemacht und ſo muthig, ſo froh bin ich dann zu den Kühen in den Stall gegangen, daß es wol ſelbſt der kaum glaubt, den mein Jauchzen und Singen weckte."

„So etwas," meinte Dorothee, „kann man nicht jedem ſagen, aber zeigen läßt es ſich; drum werden wir ſchon auch noch davon erfahren."

Solchen Muth, wie aus dieſen Worten, hatte Jos von ſeiner ſelbſtgemachten Predigt ſchwerlich gewonnen. Er wurde alſo doch von dem guten Mädchen liebevoll beachtet. Nun konnte ſeinetwegen die alte fette Frau lachen und meinen: „man werde eben nicht viel ſehen," ihm war das ganz gleichgültig, oder vielmehr, es war ihm recht, daß er die beiden ſogleich etwas auseinander gehen ſah.

Nun ſagte Hans, der inzwiſchen ſeine „Kaffeeſchüſſel" geleert und das große Butterbrot verzehrt hatte:

„Heut muß denn doch endlich das Heu abgewogen und heimgebracht werden, welches mir der Krämer vom Lipp gekauft hat. Es kostet wahrhaftig nur einen Spottpreis.“

„Ja,“ rief Jos, „das war auch so ein Handel, für den man den Krämer einige Wochen einstecken sollte.“

„Ein Teufelskerl ist er, der Krämer,“ lachte Hans. „Wenn unsereiner da oder dort einmal mit Baarem aus der bittersten Noth helfen will, so bekommt er nichts mehr als des Teufels Dank dafür zurück. Er aber steckt seine Finger überall hinein und verbrennt sie doch nie, sondern immer hängt etwas nicht Unbeträchtliches daran, wenn er sie wieder zurück zieht. Mit den Leuten, die immer schon vergegessenes Brot in Bäckers Tagebuch haben, kennt er sich aus, es hat eine Art! und zu fangen und zu binden versteht er sie, daß man oft noch beinahe lachen muß.“

Jos fuhr wie von einem Wespenstich getroffen auf und fragte: „Kannst du das Wuchern lächerlich finden?“

„Der Lipp ist so mit dem Krämer eins worden,“ antwortete Hans ein wenig spitz. „O der braucht den Leuten nicht nachzulaufen. Wie gut sie ihn auch kennen, sie gehen doch freiwillig in seine Falle.“

„Freiwillig,“ wiederholte Jos verächtlich. „Der Krämer hat dem Lipp sein Darlehen gekündet, als das Heu billig und nirgends Geld aufzutreiben war, als

etwa bei ſolchen, die mit dem alten Sünder unter einer Decke zu ſpielen ſcheinen."

Jos war ſo erregt, daß er, um ſich nicht allzuviel Gewalt anthun zu müſſen, die Stube verlaſſen wollte, da er ſah, daß Schweigen hier jetzt Gold, Weiterreden aber nur Oel in das auf dem Geſichte der Stigerin ſich verrathende Feuer ſei. Schon hatte er die Thüre geöffnet, als die Stigerin ihn etwas rauh an den Tiſch zurück rief. „Bei uns wird gebetet, bevor man geht," ſagte ſie, und begann noch zornroth eine endlos ſcheinende Zahl Vaterunſer zu beten für Lebendige und Todte, Gott und ſeinen Heiligen zu Ehren und den armen Seelen zum Troſt.

Auch Jos brummte mit, von Andacht war aber dabei keine Rede. Dieſes gedankenloſe Beten mit den Lippen, die noch vor einer Minute den Krämer vertheidigen wollten, kam ihm faſt wie eine Gotteslästerung vor. Das Gute aber war, daß die Stigerin ſich in eine ganz andere Stimmung hineingebetet zu haben ſchien. Nachdem ſie endlich das letzte Kreuz gemacht und noch einmal den armen Seelen die ewige Ruhe gewünſcht hatte, befahl ſie Hanſen, doch für Lipps arme Kinder etwas Obſt, Weißbrot oder Zucker mitzunehmen. „Die armen Tröpflein," ſagte ſie, „haben ſo ſelten etwas Gutes, und mit nur Wenigem kann man ihnen eine Freude machen, daß ſie eins ſein Lebtag drum anſehen."

„Und das iſt ſchon eine Kleinigkeit werth, ſagte Jos rauh, aber zum Glück hatte die Stigerin, die

ſchon nach ihrem Speicher geeilt war, dieſe Bemerkung nicht mehr gehört.

Dorothee ſah den Knecht mit einem vorwurfsvollen Blicke an. Ja, ſie hatte eben auch ſchon als Kind Weißbrot und Zucker bekommen, drum mußte ſie mit allem einverſtanden ſein, und mußte freundlich lächeln beim Abſchied vom einzigen Bruder, der jetzt für Hanſen des Kaiſers Rock trug. Herrgott, wer hätte dem alten Mathisle und Dorotheens kränklicher Schweſter alljährlich ſo und ſo viel Magdlohn gegeben, wenn Dorothee nicht mehr gelächelt haben würde! Auch das war Zucker und Weißbrot für die armen Tröpflein, und Hansjörg der Heuſtock, den man um ein Sündengeld kaufte. Du lieber Gott, von dem allen ſiehſt du nichts, denn wie ein großer, grauer, undurchdringlicher Schleier fällt das lange und breite Tiſchgebet darüber herab.

Auf dem Wege zu Lipps ärmlicher Behauſung erzählte Hans dem Knechte von ſeinen Kühen und wie er zu jeder einzelnen gekommen ſei. Jos erfuhr dabei, daß wenigſtens in den letzten Jahren immer der Krämer dazu geholfen und gerathen hatte. „Das iſt Einer, mit dem man die Andern fängt," bemerkte der langſame Erzähler nebenbei. „Fehlen kanns ihm freilich auch, aber dann hat mir doch die Mutter nichts vorzuwerfen."

Vor dem faſt ganz neu gebauten Hauſe des Andreas ſtand er ſtill und flüſterte dem Knechte zu: „Du, aber der da hätte wieder eine ſchöne Kuh feil. Die möcht ich kaufen, aber ſelbſt, denn der Krämer thät wol eher auf des Töchtermanns Vortheil denken als auf den

meinen. Geh doch einmal in den Stall und ſieh dir den Weißfuß drum an, was er werth iſt. Aber höre noch: handeln laß dann mich allein. Die Angelika — will ſagen der Andreas — wenn der ſeinen Rauſch von geſtern ſchon ausgeſchlafen hat — ſie beide ſollen nicht meinen, daß ſie mit einem zu thun haben, den man ſo leicht überliſten kann."

Hans blieb beim Wagen*) ſtehen, bis Jos wieder kam und ſeine Meinung ſagte. Dann giengen beide in die Stube, wo ſie das ſehr übernächtig ausſehende Ehepaar beim Morgeneſſen antrafen.

Das ſchöne blaſſe Weib ſtieß einen leiſen Schrei aus, als es Hanſen ſo unerwartet eintreten ſah. Andreas aber ſagte ruhig und kalt: „Ihr ſeid da dem Weib in die ſchönſte Predigt hinein gekommen."

„Schäme dich," rief das Weib, und glühende Röthe färbte ihr Geſicht. „Schäme dich, vor Fremden davon zu reden."

„Der Hans iſt dir doch noch nicht gar ſo fremd, und Jos iſt ein armer Teufel, vor dem ſich kein Menſch zu ſchämen braucht."

„Wo keine Scham iſt, da iſt auch keine Ehr." Hans ſagte das nur, weil ihm juſt nichts Anderes einfiel und er doch dieſem peinlichen Auftritte ſo gern ein Ende gemacht hätte.

Mit ſolchen Sprichwörtern iſt ein Hans gewöhnt,

---

*) Es ſind kleinere Wagen, die nur von den Leuten ſelbſt gezogen werden.

jeden aus der Faſſung und zum Schweigen zu bringen. Hier jedoch hatte er nicht den rechten Mann getroffen. Andreas erwiederte mit bitterem Lachen: „Und wo keine Ehr, iſt auch keine Scham. Ich aber bin nun einmal der Lümmel bis in die alten Tage und hab nichts Gutes an mir, als daß ich zuweilen am hellen Werktag in eine Predigt komme. Nützen thun an mir dieſe Predigten freilich nichts, als daß ich den Troſt daraus ſchöpfe, ſie hab mich doch immer noch ein wenig lieb."

Bei den letzten Worten hatte ſeine Stimme ein wenig gezittert. Jetzt war es ſo ſtill, daß man das im Nebenzimmer erwachende Kind die Mutter zu ſich rufen hörte. Die Gerufene flog ans Bettchen, und Mutter und Kind beteten laut ihren Morgenſpruch. Andreas fragte unterdeſſen, was ſein früher Beſuch eigentlich wolle. Hans brachte ſtotternd ſein Anliegen vor. Er war jetzt gar nicht mehr zum Handeln aufgelegt, wie ſicher ihn auch die Angaben ſeines Knechtes gemacht hatten. So mußte denn Jos das Geſchäft abſchließen und es gieng um ſo ſchneller, da Andreas das Geld gleich holen durfte. In ſeinem Eifer, zu zeigen, daß man künftig des Krämers Rath nicht mehr nöthig haben werde, war Jos bemüht, mit der Noth des Verſchwenders den Preis des Thieres herabzudrücken. Es gelang ihm das auch ſo gut, daß ſogar Hans es bemerkte, und ihn gleich vor dem Hauſe darüber zur Rede ſtellte. „Ich ſehe wol, du biſt nicht beſſer als der Krämer," ſagte er.

Den Knecht ließ ſein Gewiſſen ſogleich errathen,

was Hans damit meine. „Aber," antwortete er, „der Andreas iſt denn doch kein armer Lipp."

„Aber er hat auch Weib und Kind."

„O die ſind ſich ſelbſt genug; ſieh nur, wie froh ſie ſich da oben zulächeln."

Das Weib, welches mit einem wunderlieblichen Mädchen auf dem Arm am offenen Fenſter ſtand, ſchien wirklich nicht mehr daſſelbe, welches vorhin die Stube verließ. Hanſen ſchien dieſer Anblick recht in der Seele wohl zu thun. Er langte ſogleich in die Taſche und warf dem holden Geſchöpfe ein großes Stück Zucker zu.

Was er ſonſt noch in der Taſche hatte, warf er in Lipps Stube auf den Boden und hatte am Haſchen und Zerren der ärmlich gekleideten Kinder ſeine Freude. Selbſt die Mutter ſah eine Zeit lang behaglich lächelnd dem Kriege zu, bei dem ja doch immer eines ihrer Kinder gewann. So gut als Hanſen ſchien ihr aber die Sache doch nicht zu gefallen. Sie gieng auf einmal ſeufzend hinaus, während Hans, der nun ſeine Taſche geleert hatte, ſeinen Geldbeutel zog und kleine Kupfermünzen auswarf. Der Eifer der Kinder wurde immer größer, immer weniger ſchonten ſie ſich, und es begann bald da bald dort eines laut zu weinen. Das trieb die Mutter wieder in die Stube zurück. Raſch trat ſie ein und ſah den reichen Bauern gar nicht wie einen Wohlthäter an, indem ſie ſagte: „Wenn du aus der Leidenſchaftlichkeit der Kinder ſehen willſt, wie grauſam nöthig wir alles brauchen könnten, ſo wirſt du nun bald fertig ſein. Ich könnte dir noch viel erzählen, wenn du nicht ſelbſt an

den Heustock denkst, den wir aus purer Armut um einen Spottpreis verkaufen mußten. Mir hat das weh gethan, aber doch nicht so weh als es mir thut, meine Kinder jetzt um des leidigen Geldes willen zum erstenmal in ernstlichem Unfrieden zu sehen."

Der Schusterlipp warf einen großen Leisten so heftig in die Schublade, daß alle andern Werkzeuge in derselben klirrend aufflogen. Dann sagte er mit schlecht verhaltenem Unwillen: „Sie werden sich noch vielmal wehren müssen ums liebe Geld. Es gab auch zum Anfangen wol keine erwünschtere Gelegenheit als heut. Eins gewinnt ja immer, und wenn dir das nicht recht ist, so mach dich lieber gleich wieder in die Küche."

Das Weib, so erschrocken über den seltenen Ton in den Worten ihres sonst so guten Lipp, daß sie die Anwesenheit der Fremden gar nicht mehr beachtete, bat mit feuchten Augen: „Sei doch um Gottes willen nicht so! Du weißt ja, daß ich immer dabei bin, wenn es für die Kinder etwas zu verdienen giebt, du weißt, daß es mir da weder zu heiß noch zu kalt ist. Aber, Lipp, nicht gegen einander sollen sie sein, jedes für sich und gegen die andern, das thät mir weher als alles, was sonst unsere Armut mitbringt."

„Wir wollen lieber in den Stadel zum Heu," murrte der Schuster. „Wenn du einmal auf deine Kinder kommst, kann man dir doch nichts mehr aus- oder einreden."

Die letzten Worte sprach er weich, beinahe freundlich, und Jos hatte das Gefühl, hier wäre doch besser

ſein, als in dem neugebauten Hauſe des Andreas. Trotzdem aber war er ſo froh als eine arme Seele über ein Vaterunſer, daß man jetzt vom Gehen redete. Raſch wendete er ſich und erfaßte den hölzernen Thürnagel mit beiden Händen, Hans aber blieb wie angebannt ſtehen. Eine Zeit lang neſtelte er an ſeinem Geldbeutel herum, dann warf er ihn auf den Tiſch, und ſagte etwas unmuthig: „Da, du böſes Weib, nimm du die wenigen Thaler, und vertheile ſie beſſer als ich es kann. Nimm nur," drängte er, „gleich vor meinen Augen nimm. Es iſt nicht gebettelt und auch nicht geſchenkt. Ihr beide müßt mir dafür eine Gefälligkeit thun."

„Nur gefordert," rief Lipp fröhlich.

„Ihr dürft von der dummen Geſchichte kein Wort mehr mit einander reden," bedingte Hans, und eilte dann ſo ſchnell hinaus, daß Jos ihm kaum aus dem Wege kommen konnte.

Beim Abwägen und Aufladen des Heues war Lipp in der heiterſten Stimmung. Er erzählte viel Liebes und Gutes von ſeinem Weibe. „Dulden und entbehren," ſagte er alles entſchuldigend, „haben wir zuſammen gelernt; aber daß jemand etwas bringt, war uns noch ganz ungewohnt, drum haben wir heut unſere Sache ſo ſchlecht gemacht."

Jos und Hans waren ziemlich ſchweigſam. Jeder ſchien mit ſeinen eigenen Gedanken vollauf beſchäftigt, und dieſe ſprachen ſie erſt aus, als ſie beiſammen in der Deichſel des ſchwerbeladenen Wagens giengen, der ihnen auf dem ziemlich guten, ein wenig abwärts gehenden

Wege langſam nachſchwankte. Hans ſprach den Wunſch aus, daß doch auch beim Andreas ſo leicht zu helfen wäre wie hier, dann ſollte Angelika keine böſe Stunde mehr haben.

„Dann," fragte Jos, „wähnſt alſo du, die Reichen ſeien ſchlimmer dran als ein Armer, ein in der warmen Stube Sitzender, der einmal hinaus muß, mehr zu bedauern, als der halb Erfrorene, den ein Sonnenſtrahl erquickt?"

„Ich hab nicht gleich die ganze Welt im Kopfe wie du."

„Aber ſag mir, warum iſt Angelika gar ſo zu bedauern? Sie mußte den Andreas kennen, als ſie ſein Weib wurde."

„Damals war er nicht ſo arg wie jetzt."

„Vielleicht iſt aber gerade ſie an Manchem ſchuld."

„Sie? Angelika?"

„Der Vater des Andreas hat ihn hart gehalten, dafür ſuchte er Erſatz, als er ſein eigener Herr wurde. Folgen wie ein Knecht hat er gelernt, ſich ſelbſt beherrſchen kann er nicht."

„Drum eben hätt er auf Angelika hören ſollen, das hätte ihm keine Schande gemacht."

„Der Krämer ſagte, daß ſie das auch geglaubt und ihm oft eingeredet habe, gepredigt wie heut, das machte ihn erſt recht trotzig. Er mochte nicht mehr daheim ſein, ſuchte Unterhaltung im Wirtshaus und that ſo, daß man

ihn einen Lümmel nannte. Das größte Unglück, meint der Krämer, sei das, daß er sich jetzt auch selbst für einen Lümmel halte."

„Aber wie du auf einmal den Krämer so viel gelten lassen kannst?"

„Der kennt die Menschen sicher so gut als die Kühe, und gleichgültig ist ihm sein Töchtermann denn doch nicht, wenn er sich vielleicht auch wenig um sein Seelenheil kümmert."

„Und der Krämer wüßte also nicht, mit was der guten Angelika geholfen werden könnte?"

„Einmal in der übelsten Laune hat er gesagt: Es wäre vielleicht kein so großes Unglück, wenn ihnen alles niederbrennen thät. Dann aber hat er an sein liebes, hübsches Enkelchen gedacht und ist über seine Rede fast zu Tode erschrocken. Ich aber hab mich später oft mit dem Gedanken beschäftigt. So ein reiches Mutterſöhnchen würde Augen machen in der Schule der Armut. Sehen möchte ich schon einmal, wie mancher sich anschickte, wenn er oft um etwas den doppelten Kreuzweg machen müßte, dem jetzt alles bis vor das Kanapee getragen wird."

Hansen schien dieser Wunsch nicht besonders zu erbauen. Er sagte etwas bitter: „Nun, wunderlicher würden die Reichen sich auf dem Platz der Armen nicht benehmen, als diese, wenn man tauschen wollte. Man darf nur daran denken, wie närrisch es in so einer schlechten Hütte zugeht, wenn unverhofft einmal ein Stück

Geld oder ſonſt eine Kleinigkeit hinein kömmt. Gerade heute haben wir ein herrliches Beiſpiel erlebt. Wir, ich und die Mutter, haben auch einmal einen ähnlichen Fall erlebt wie heute beim Lipp. Es iſt aber ſchon lange ſeitdem. Ich war noch ein ganz kleiner Burſche und hieng immer an der Juppe der Mutter. Mein Bruder ſelig war mit dem Vater, nachher auch mit den Tagwerkern in Feld und Wald, ich aber blieb immer daheim oder bei dir. Nur mit der Mutter gieng ich aus, wenn die einmal eine Baſe beſuchte, oder den Tagwerkern das Eſſen brachte. Noch weiß ichs ganz gut, wie das eine ſchöne Woche war, in der wir am Argenſtein einige Tannen zu Schindeln fällen ließen. Das Mathisle hatte geſagt, es übernehme für den Hauszins die Verpflichtung, das Häuschen in Stand zu erhalten, wenn man ihm das Holz dazu ſchaffe. Das war freilich nur wenig. Aber wir brauchten das Häuschen einzig nur als Heuſtadel für das Gut*) daneben, auf die weite Gaſſe ſetzen konnte man das arme Männchen auch nicht, und ſo nahm denn mein Vater den Antrag an.

„In dem Allen," bemerkte Jos, der den Wagen faſt ganz allein ziehen mußte, „ſehe ich keine Aehnlichkeit mit dem heutigen Fall."

„Wird ſchon noch kommen; laß mich nur reden."

„Es iſt alſo eine ganze Geſchichte?"

---

*) d. i. Wieſenſtück.

„Ja, und Lipp hätte nicht meinen Beutel mit sammt dem Gelde bekommen, wenn ich nicht bei ihm wieder so lebhaft daran erinnert worden wäre.“

„Großer Gott! Was werde dann erst ich bekommen, wenn ich sie geduldig bis zu Ende angehört habe!“

„Ueberwindung wirds dir sicher genug kosten.“

„Nein, erzähle nur,“ sagte Jos lächelnd.

„Also, wo war ich? Wol bei unserm Häuschen am Argenstein, in dem schon damals das Mathisle wohnte. Nein — ich war noch nicht dort. Wir giengen erst hinauf, ich und die Mutter. Sie mit dem eingepackten Mittagsessen für die Holzhacker kam nur langsam, mir viel zu gemach, vorwärts. Mit einem großmächtigen Butterbrot in der Hand sprang ich voran über Stock und Stein. Da begegnet mir ein Mädchen, noch kleiner als ich, und richtete die schönen Augen auf meine Hand, daß sie mich beinahe zu brennen schien. Ich wußte nicht, wie weh der Hunger thut, aber ich hatte das Gefühl, die gute Dorothee möchte mein Butterbrot. Anfangs wollte ich theilen, aber als ich sie darüber so erfreut sah, schenkte ichs ihr ganz. Sie sprang heim, ich zur Mutter zurück. Als wir nun mitsammen zu Mathisles oder eigentlich zu unserm Häuschen kommen, da steht Dorothee vor der Thür und weint die hellen Tropfen, will es aber mich und die Mutter durchaus nicht merken lassen. Erst als ich frage, ob sie mit meinem Butterbrot schon fertig sei, kann sie sich nicht mehr

zwingen und weint nun überlaut. Die Mutter aber hat darum den Lärm in der Stube doch noch gehört, denn ihr ist das bei weitem nicht so zu Herzen gegangen wie mir. Zuerst blieb sie stehen und horchte. Da war wol zu merken, daß man stritt, aber warum es sich handelte, das konnte man aus den einzelnen Worten nicht erlesen. Just das aber wollte die Mutter wissen. Sie gieng in die Stube ohne lange anzuklopfen, und da hat sie denn sogleich den ganzen Sachverhalt erfahren. Voller Freuden war Dorothee mit ihrem Butterbrot heimgeeilt. Das Mathisle wollte eben auch ins Feld, obwol es noch nicht zu Mittag gegessen hatte. ‚So,‘ sagte es, als es Dorotheens guten und ihm so seltenen Bissen sah, ‚da gäb es jetzt noch etwas zum Mitnehmen für die lange Weile.‘ ‚Ja, nimm nur,‘ soll das Mädchen schnell gesagt haben. Der Vater hat schon nach dem gelangt, was das Mädchen ihm gibt, mit weggewendetem Gesichte wol, aber doch schnell und ohne zu theilen. Das ist denn seiner Mutter gewaltig zu Herzen gegangen. Er sei herzloser, unverschämter als ein wildes Thier, hat sie ihn angewettert, sonst würde er dem hungrigen Tröpflein doch nicht so den ersten guten Bissen, den es bekomme, wegnehmen dürfen. Nun klagte auch der Mann seine Noth und behauptete: das Kind könne doch nicht einzig von diesem Butterbrot, wol aber von seiner Arbeit leben. Ich weiß nicht mehr, was alles die beiden sich nun im Zorn sagten, wenn schon es mir und der Mutter lang und breit erzählt wurde, wobei denn der Streit von neuem angieng, obwol sie sich im ersten Schrecken

recht ordentlich zuſammen genommen hatten. Es war, als ob ſie nun miteinander zu rechnen angefangen hätten, und mir iſt wol noch nie etwas ſo nahe gegangen als dieſe Rechnung. Und doch dachte ich dabei nur an Dorotheen, die zitternd neben dem Vater ſtand, nicht auch an ihren Bruder und an die ältere Schweſter, die während des Lärms mit einander ſpielten, als ob ſie ſo etwas lange gewohnt wären, oder als ob es ſie rein gar nichts angehen thät. Mir kam es ganz unbegreiflich vor, daß meine Mutter heute ſo lange ſtill ſein und ganz geduldig zuhören konnte. Dafür aber fuhr ſie dann auch endlich um ſo wilder auf: ‚Euch iſt nicht zu helfen, ihr Elenden, denn jede Gabe brächte nur neuen Krieg ins Haus. Dem Kind aber ſoll geholfen, es darf durch euer Beiſpiel nicht auch noch verderbt werden. Wie konnte nur Gott euch ein ſo ſchönes unſchuldiges Weſen anvertrauen?‘

„‚Es wär ihm von Herzen zu gönnen, daß es Euch gehören thät,‘ murmelte das Mathisle.

„‚Gott hat es mir gezeigt,‘ ſagte meine Mutter, wie wenn ſie beten thäte, ſo feierlich, wie ich ſie nie gehört hab. ‚Sein heiliger Schutzengel hat deutlich genug zu mir geſprochen. Wenn ihr ſelbſt mir das Mädchen wünſcht, ſo will ich es nehmen, bevor ihr es noch gar an eine Zigeunerbande verkauft.‘

„So hat meine Mutter geſagt. Vom Mathisle und ſeinem Weib iſt dann noch viel mehr Weſens gemacht worden, als man hätte vermuthen können.

Beſonders dem Weib iſt es ſchwer gefallen, daß man ihr das Kind nehmen wollte, und daß ſie zu ſeiner Erziehung nichts mehr ſagen, ja es nur höchſt ſelten einmal beſuchen ſollte. Trotzdem hat ſie am Abende des nämlichen Tages das Mädchen und ſein kleines Bündelein in unſer Haus gebracht. Die gute Mutter Dorotheens — Gott tröſte ſie im ewigen Leben — hat im voraus für alles Gute mit feuchten Augen gedankt, und dem Mädchen zugeſprochen zum Abſchied, daß mir dabei ganz kalt worden iſt. Nun, ſie könnte zufrieden ſein mit dem Mädchen, wenn ſie noch lebte, und mit uns auch, und meine Mutter hat ihre Güte auch nie bereuen müſſen."

Jetzt erſt bemerkte Hans, daß er und Jos und der Heuwagen noch beinahe auf demſelben Platze ſtanden, wo er ſeine Erzählung begonnen hatte. Jos, der alles lebhaft vor ſich ſah, was er hörte, hatte immer ſchwächer gezogen und dachte auch jetzt noch nicht an ſeine Arbeit. „Nun," ſagte er herzlich, „jetzt begreife ich, warum dir das heute wieder einfallen mußte."

Zu einer andern Zeit hätte es den Jos ordentlich ärgern können, hier wieder ein neues Band zu ſehen, welches das Mädchen an dieſes Haus feſſeln mußte. In dieſem Augenblicke aber war er der alten Stigerin von Herzen dankbar für einen Entſchluß, der Dorotheen aus ihren elenden Verhältniſſen heraus half. „Es ſind doch gute Leute und ſie meinen es redlich, wenn einer es auch nicht immer ſo empfindet," dachte

er, indem er ſich mit ſeltener Freudigkeit wieder an ſein Tagwerk machte.

„Da iſt's denn doch ganz anders als beim Krämer, der nur für ſich ſelbſt wohlhabend iſt," dachte er, als er Abends neben Dorotheen beim Nachteſſen ſaß.

Siebentes Kapitel.

Jos fängt an gemüthlich zu werden.

Jener Handwerker, welcher ſagte, „um den Taglohn trage er das ganze Jahr Waſſer vom Brunnen in den Bach, oder werfe ſeinem Arbeitgeber Prügel und Steine nach,“ war gewiß ein armer Mann, der täglich im Schweiße des Angeſichtes ſein Brot verdienen mußte, und auf der Welt nichts Höheres kennen lernte, als den Feierabend. Er war doppelt arm, weil er die Freuden der Arbeit nie empfand, weil er ſich nicht für einen Schaffenden, ſondern nur für ein Werkzeug hielt. Die Bauern haben daher vielleicht gar nicht ſo unrecht, wenn ſie jene Rede einen Fabriklerſpruch nennen.

Und auch der arme Ladenſchneider hinter einem Berge von unfertiger Arbeit, worauf ſollte er ſich freuen als auf Feierabend und Lohn? Wer ſoll ihm danken für ſeinen Fleiß, wer ſeine Geſchicklichkeit loben, wenn es ſein Arbeitgeber nicht thut, dem das alles zu gute kommt? Ihm fehlt ſogar das gemüthliche Verhältniß mit ſeiner Kundſchaft, das andern Handwerkern, die ſelbſt mit

dieſer verkehren, ſo wohl thut. Bei ſeinem Schaffen hat er nicht die Befriedigung, ſein Werk allmählich werden und wachſen zu ſehen, hier ſchon die bisherige Thätigkeit belohnend, dort neuen Fleiß, neue Anſtrengung fordernd, wie der Bauer, deſſen einzelnes Tagwerk einem Nadelſtich gleicht an dem Kleide für ſich ſelbſt, zu dem ihm ſein eignes Wollen und Können das Maß gibt.

Auf dem Stighof, der dem Jos wie eine kleine Welt vorkam, fiel es ihm bald gar nicht mehr ein, daß er eigentlich immer nur für einen Andern arbeiten müſſe. Müſſen — davon war jetzt keine Rede mehr. Wer hätte die Kühe hungern, die ſchönen Felder unbearbeitet laſſen können? Hier ſchaffte er nicht mehr, wie beim Krämer, nur ins Blaue hinein. Die Wohlthat jeder Arbeit kam ſeiner ganzen kleinen Welt zu, der ſie, wie der Segen des Herbſtes, gleichzeitig Frucht und Samenkorn wurde. Dorothee war ihm bald wie eine Schweſter, Hans wie ein Bruder geworden, und das Lächeln der alten Stigerin, die er nicht ſelten Mutter nannte, ſeit er erfuhr wie ſie an Dorotheen handelte, belohnte ihn wie das Mädchen, und es that ihm wohl, wenn die gute Frau ihn und Hanſen wegen ihrer Eiferſucht neckte.

Andern Leuten, die gern hatten ſehen wollen, wie lange die geldſtolze, ſtrenge Frau mit dem trotzigen Jos erträglich auskommen werde, kam das bald etwas kopfſchütterlich vor. Man wollte bemerkt haben, daß Jos und Dorothee ſich lieber hätten, als zur Verrichtung ihrer Arbeiten nöthig wäre. Viele Väter wohlhabender, hübſcher Mädchen, die bisher eine Heirat Hanſens mit

ſeiner Magd gefürchtet hatten, begannen wieder neue Rechnungen zu machen und ſagten ſich ſogar, der klugen Stigerin ſei vielleicht Dorotheens Liebelei mit dem Knechte ganz erwünſcht, und ſie ſehe nicht ungern, daß der ſo zwiſchen ſie und Hanſen gekommen ſei.

Wenn aber auch die Stigerin ſo gedacht hätte, ſo wäre es ihr ein Leichtes geweſen, ſich ſelbſt zwiſchen die Beiden zu ſtellen, und ſie hätte darum gewiß nicht eine andere Liebſchaft großziehen mögen. In dem Stücke war ſie ungemein ſtreng. Von jener Weisheit, die den Menſchen erſt alles durchgenießen und dann ein lebendiges Buch des Predigers werden läßt, hatte ſie freilich nichts, und wie jetzt hatte ſie ſchon vor dreißig Jahren immer nur gefragt: Was etwas nütze und was im beſten oder im ſchlimmſten Falle daraus entſtehen könnte? Einzig ihre vielen Wohlthaten wurden nicht auf dieſer Wage gewogen.

Als das einzige Kind wohlhabender Aeltern, und von Jugend auf geſunder und kräftiger als ihr Vater, hatte ſie ſchon früh den Sohn erſetzen müſſen, wie vorher ihre Mutter den Vater. Alles was in Kauf und Lauf kam, gieng durch ihre Hand, und ſelbſt der Neid wußte ihr nicht nachzureden, daß ſie dabei jemals einen ſchlechten Schick gemacht hätte, wenn man nicht ihre Heirat einen ſolchen nennen wollte. Wer aber ſie und diejenigen kannte, welche um ſie warben, dem mußte es ganz begreiflich vorkommen, daß ſie, wenn nun einmal durchaus geheiratet werden ſollte, nur dem Reichſten geſtattete, von ihr oder eigentlich ihrem Hofe den Namen Stiger zu bekommen.

Nie ſtellte der Bregenzerwälder ſich trotziger, verſchloſſener der „Welt da draußen“ und allem was aus dieſer zu ihm kommen wollte, gegenüber, als gleich nachdem die alte freie Verfaſſung des kleinen, kaum beachteten Aachthals aufgehoben wurde. Früher ſtrebte der Ehrgeiz der Unabhängigen nach Höherem als nach Geld und Gut; man hatte geſucht, in der Gemeinde, im Lande etwas Rechtes zu ſein, im Männerrathe ein entſcheidendes Wort mitzuſprechen und ſich bei den Wahlen zur Geltung zu bringen. Nun aber mußte auf einmal das alles den ſtudierten Herren überlaſſen werden, und der Bregenzerwälder ſah nichts Beſſeres mehr vor ſich, als den Genuß des Erworbenen. Die ſogenannten unruhigen Köpfe und Neuerer wurden aus dem Lande verdrängt, wenn ſie es nicht vorzogen, freiwillig zu gehen, und die Ruhigen beſannen ſich bald: Es ſei nun das Geſcheidſte, ſich wohl ſein und die ganze Welt unbekümmert gehen zu laſſen. Ward einer einmal in ſeinem Dorfe zu den Reichern gezählt, oder hatte er wenigſtens ein Anweſen, welches ihm einen Knecht trug, ſo konnte er ſich hinſetzen zu den großen Vielbeneideten, oder mit ihnen die Wette eingehen, wer es wol am großartigſten zu treiben vermöge. Die Volksfeſte, jetzt unter geiſtlicher und weltlicher Aufſicht ſtehend, wurden, ſobald ihnen der frohe Tanz und das freie Wort fehlten, zu gemeinen Schlemmereien, von denen die Beſſern ſich ins ſogenannte Herrenſtüble zurückzuziehen begannen. So wurde denn vom Strom des Vergnügens, der roheſten Genußſucht faſt jeder Ungebundene fortgewirbelt; der

Gebundene, durch Noth Gefeſſelte aber ſtand allein wie eingeſandet, und warf denen neidiſche Blicke nach, die ihn lachend ſich ſelbſt und ſeinem Schickſal überließen. Nur die Frauen und Mädchen hatten am häuslichen Herd noch eher eine ſichere Stätte. Je weiter die männliche Bevölkerung von der nun einmal eingeriſſenen Strömung fortgetrieben wurde, deſto mehr mußten *ſie* ihre Kräfte üben, damit doch nicht alles zu Grunde gehe. Ein Menſchenalter ſpäter führten ſo zu ſagen in allen wohlhabenden Häuſern die Weiber das Hausregiment, denn die, in welchen das *nicht* geſchah, waren lange keine wohlhabenden Häuſer mehr. Nie ſtanden beide Geſchlechter ſich mißtrauiſcher, ſpröder gegenüber, als in dieſer traurigen Zeit. Der Wirkungskreis des Weibes erweiterte ſich mehr und mehr, aber dieſes verlor dabei ſo viel als der Mann, und das Volk an ihm wol mehr als an dem Letzteren. Herzensgüte und Milde, der Kunſtſinn, die Freude am Schönen und die Begeiſterung für das menſchlich Große ſchienen verſchwunden und der Menſch zum Stallknechte geworden zu ſein. Das unter der Herrſchaft der Mannweiber herangewachſene Geſchlecht wurde kleinlich, pfiffig, ſparſam und arbeitsſcheu; der Thaler galt alles, und den Werth des Menſchen pflegte man in ſeinem Steuerbüchlein zu ſuchen.

Auch die Stigerin war ſo ziemlich ein Kind jener Zeit. Nutzen und Schaden — das war ihr Gewiſſen. Darum hielt ſie auch den Reichthum für die Frucht der Arbeit, für den Gotteslohn jeder Entſagung, und kurz für die ſichtbar gewordene Geſtalt aller menſchlichen

Tugenden und Vorzüge. Sie gieng fleißig in die Predigt und nahm alles ohne Grübeln und Deuteln an; aber als einst ein Kapuziner die Behauptung aufstellte, daß Wohlstand und Glück viel öfter eine Strafe Gottes für allzu irdische Gesinnung seien, da mochte sie gar nichts mehr weiter von ihm hören, und als man bald darauf für das Kapuziner-Kloster in Bezau die übliche Butter-sammlung in der Gemeinde vornahm, war der Stollen, den sie in den Pfarrhof schickte, bei weitem der kleinste, und den Gruß, welcher Dorotheen mitgegeben wurde, wagte diese gar nicht auszurichten. Es war wirklich Dorotheen nicht zu verargen, wenn sie alles für unüberlegt hielt und sogar den kleinen Stollen verstohlen noch einmal in den Keller trug, um ihn ein wenig wachsen zu machen; wofür sie dann aber von der Stigerin, die das sogleich merkte, die strengsten Vorwürfe erhielt, die sie je unter diesem Dache erschreckt hatten. Doch noch am nämlichen Tage hatte die Magd Gelegenheit zu bemerken, daß die Frau noch keine kärgere Geberin werde; ja, wie vielleicht immer fand ihr mildes Herz Ersatz im Wohlthun für das, was es dem strengen Verstand hatte opfern müssen. Wenn sie auf das lange Tischgebet zu zu reden [illegible]m, welches auch während der dringendsten Feldarbe[illegible] nicht um ein einziges Vaterunser abgekürzt wurde, so sagte sie: Gott sieht das und kanns auf andere Weise wieder reichlich ersetzen. Von ihrer Mildthätigkeit aber redete sie, besonders mit ihren kargen Freundinnen und Basen, am liebsten gar nicht, oder sie sagte ganz kurz, wie um sich zu entschuldigen: Sie habe

nicht anders können, als dem armen Teufel mit dem oder diesem wieder ein wenig auszuhelfen.

Jos hatte diese Seite ihres Wesens, die sie wie eine Schwäche sorgfältig geheim zu halten, ja mit einer recht unnatürlich rauhen Rinde zu umgeben suchte, erst kennen gelernt, seit er als Knecht mit ihr unter einem Dache lebte. Der unerwünschte Spielgefährte Hansens war ihr, besonders als Vater und Sohn mit seltener Beharrlichkeit für ihn einstanden, zu sehr zuwider, als daß je ein wärmender Strahl aus ihrem Herzen in sein dunkles, kaltes Kindesalter hätte fallen können. Dieses listige, trotzige, dem Vorsteher und ihrer ganzen Verwandtschaft zum Aerger in die Gemeinde herein geschmuggelte Kind der Sünde war ihr recht in der Seele zuwider, und wenn Hans für seine Mittheilung am Ostermorgen, daß er den Jos als Knecht gedingt hatte, keine besonders lange Strafpredigt hören mußte, so kam das einzig davon, weil sie glaubte, der schwache Schneider werde seinen Platz nicht eine Woche behaupten können. Weil sie aber das ganz bestimmt vorauszusehen meinte, begann sich schon auch das Mitleid mit dem Armen zu regen, in dessen traurige Lage sie sich jetzt unwillkürlich immer wieder denken mußte, bis sein Trotz eine ganz andere Stimmung weckte. Doch Hansens Erzählung beim Heuführen hatte nicht nur diesem Trotze seine Spitze genommen. Mit einer Art Ehrfurcht blickte er zu Dorotheens Mutter und Erzieherin auf. In jedem Augenblicke glaubte er ihr für tausend dem armen Kinde zugekommene Wohlthaten danken zu müssen. Sein

ganzes Wesen schien sich in wenigen Tagen verändert zu haben, und die Stigerin nahm mit Freuden den guten Einfluß ihres Hauses auf den etwas verderbten Burschen wahr, den sie nun mit fast mütterlicher Sorgfalt zu umgeben begann.

Jos nahm das für einen Ausdruck ihrer Zufriedenheit mit dem Knechte, und dadurch wurde ihm die ungewohnte strenge Feldarbeit bedeutend leichter. Sein Ehrgeiz und der Gedanke, Dorothee dürfe ihn nicht für einen Schwächling halten, gaben seinem schwachen Körper eine Kraft und Ausdauer, wie er früher das wol selbst kaum für möglich gehalten hätte. Anfangs blickte er am heißen Mittag wol zuweilen etwas traurig in die schattigen Werkstätten hinein und ließ das Köpfchen hängen, während er wieder an sein Tagwerk gieng. Aber immer mehr richtete er sich auf, so daß die Leute bald bemerkten, das Bürschchen sei am guten Tische der Stigerin nicht nur fetter und kräftiger geworden, sondern auch sein Köpflein sei ihm in der immer stark eingeheizten Stube erwarmt, wie allen, die es früher darum ausgelacht habe.

Gar so arg, als die Leute meinten, war es nun freilich nicht; aber wenn ein Mensch, den man einmal als so und so sich vorzustellen gewohnt ist, nur in einem Stücke umschlägt, so ist jedermann zu Uebertreibungen geneigt, welche eine vorgefaßte Meinung zu bestätigen geeignet sind. Freilich verbrauchte er seine Kraft nicht mehr in trotzigem Dulden; bei den wohlhabenderen

Bauern, mit denen er als Seele des Stighofes faſt täglich verkehrte, ſeit ihm den Krämer als Rathgeber und Nothhelfer zu verdrängen gelang, hatte er etwas ganz anderes zu ſuchen, als belachenswerthe Fehler. Zwar ſtolzer als ehemals war er nicht, wenn er auch etwas ſicherer auftrat und neben Dorotheen ſeine ehemaligen Gefährten beinahe vergaß; aber ganz der Alte ſchien er auch ſich ſelbſt nicht mehr, und hielt ſich in manchem Stücke für beſſer. Wie — teufliſch — hatte er ſich am erſten Tage gefreut, wenn er die Beſitzer des Stighofes und Dorotheen in ihren Urtheilen über etwas auch nur ein wenig auseinander gehen zu ſehen meinte. Da glaubte er gleich einen Platz entdeckt zu haben, wo er ſich vielleicht zwiſchen ſie hinein ſetzen konnte; jetzt aber machte es ihn noch viel glücklicher, ſie alle als zuſammengehörig zu betrachten. Das Mädchen, das er ſchon früher zu lieben wähnte, weil er es neidiſch, eiferſüchtig bewachte, ſtand jetzt zu groß, zu hoch vor ſeiner Seele, als daß er noch ärgerlich den Eindruck jedes freundlichen Wortes, jedes Geſchenkes auf ſein Herz hätte berechnen können. War es nicht recht und ganz natürlich, daß Dorothee auch bei Andern, bei Allen etwas galt? Hatte doch er in der Zeit, wo noch die gemeinſte Selbſtſucht ihn ſo beherrſchte, daß er der Magd keine Freude gönnte die ihr Andere machten, bei Tag und Nacht an ſie denken, nur ihretwegen ſich oft weit über ſeine Kräfte anſtrengen müſſen. Die war eben der Mittelpunkt im Hauſe, und er ſchätzte ſich jetzt glücklich genug, daß ihm neben ihr zu leben und mit ihr zu arbeiten vergönnt

war. Selbſt das Haus, die Felder*) und alles, was ſie je betrat, wurde ihm lieber und werther. Immer mehr lebte er ſich mit Leib und Seele in den Zauberkreis hinein, aus dem er anfangs nicht ungern auch das liebe Mädchen herausgeriſſen hätte. Die alte Stigerin mit dem früher rabenſchwarzen Haar, auf welchem bereits der Winter lag, und mit der großen Hornbrille auf den grauen Augen, deren ungewöhnlich ſtarke Brauen mit der die niedere aber breite Stirne bedeckenden Pelzkappe zuſammengewachſen zu ſein ſchienen, kam ihm ganz anders vor, wenn er ſich vorſtellte, wie ſie ein armes Mädchen allem Spott und Neide zum Trotz aus der Hütte des Elends, des Unfriedens und der tiefſten Armut rettete, um ihm Mutter zu ſein und es zu ſo einer Dorothee zu erziehen. O, er gab ihr von Herzen recht, wenn ſie, von der Geſchichte redend, mit einem Stolz, der ihm recht in der Seele wohl that, ſich ein Werkzeug des lieben Gottes nannte, der keinen Menſchen unſchuldig Armut und Noth ertragen laſſe, bis er dadurch an Leib und Seele verderbt werde. Wol hundertmal bat er ſie, die die gute Dorothee ſchon damals liebte und ſchützte, als er noch ein recht ungezogener Junge war, in Gedanken um Verzeihung für die groben Verſe, die er auf die nicht beſonders ſchöne und ihm recht in der Seele verhaßte Mutter ſeines Spielkameraden gemacht hatte, und die Schneeballen, die er in ihren Kamin warf, wenn die

*) Es iſt nur an Weide und Wieſe zu denken (Getreidefelder gibt es dort nicht).

Milchſuppe auf dem Herdfeuer ſtand, und für all die tollen Streiche, durch die er es hatte rächen wollen, daß ſie Hanſen ſtets mit einem unheilverkündenden Pfiff heimrief, ſobald ſie ihn einmal mit ihm ſpielen ſah.

Immer mehr lebte Jos ſich in die Verhältniſſe des lieben Mädchens, ſogar in ſeine Familie hinein, nicht nur Freude und Leid mit ihr theilend, ſondern jede Pflicht, alles was ihr groß und heilig war. Es gab nichts Schöneres für ihn, als ihre Erzählungen aus der Vergangenheit, wie unbedeutend ſie auch immer ſein mochten. Dorothee wurde oft verlegen, daß ihr aufmerkſamer Zuhörer ſpäter manche Kleinigkeit aus ihrem Leben, die ihr nur einmal im Erzählungsdrange mit ſamt allen Nebenumſtänden einfiel, bei weitem genauer wußte als ſie ſelbſt. So wunderbar als ſie meinte, war das freilich nicht, denn oft genug beſchäftigte er ſich mit jeder Einzelheit, und beſonders ihre wichtigen Tage waren bald auch ihm bedeutend geworden, hauptſächlich der zwölfte März, an dem ſie in dieſes Haus kam, und der zwölfte Hornung, der Abſchiedstag ihres Bruders. Früher vermochte er nicht zu begreifen, wie ſie nach dieſem Tage noch auf dem Stighof bleiben konnte. Jetzt aber dachte er ſich nie mehr an Dorotheens, nur noch an Hansjörgs Stelle. Dieſer that dem Wohlthäter ſeiner Schweſter gewiß nicht ungern einen ſo wichtigen Dienſt, wenigſtens hätte er es ſollen, meinte Jos, als er ſah, wie treulich Hans noch immer daran dachte, und wie überreich er auch dem Mathisle das erſetzte, was allen-

falls Hansjörg als Wochenlohn jeden Sonnabend heimgebracht hätte.

So rechnete Jos und zeigte damit so gut als Einer, was alles die Liebe zu überwinden oder zu verklären vermag.

Aber Jos war ja gar nicht mehr verliebt, — er war weit über die elende Selbstsucht hinaus, die ihn quälte und bitter machte, als er in dieses Haus, in den Kreis so guter und glücklicher Menschen eintrat. Er wollte Dorotheen nicht mehr vor jedem Blick, jeder Wohlthat, kurz vor allem warnen, was nicht von ihm kam. Sie war seine Schwester, der er alles Gute und Erfreuliche recht von Herzen gönnte. Er glaubte seine verliebte Zeit vorüber, seit er nicht mehr jeden Schritt des Mädchens und derer, die mit ihm verkehrten, mit der Aengstlichkeit der Eifersucht beobachtete, seit er, wie er sich selber sagte, sogar das zu opfern vermochte, was eine Andere als brüderliche Zuneigung durchaus für sich verlangen würde. Früher hatte er seinen schönsten Tag, wenn Dorothee zu ihm aufs Feld kam und ihm arbeiten half. Dann hatte er Glück in allem was er machte, und wenn er auch halbe Viertelstunden nur plauderte oder ihr zuschaute, wie flink sie den Rechen durch die schöne Hand gleiten ließ, wie regelmäßig ihre Sense den Halbkreis durchrauschte und die hohen Halme aufeinander legte, am Abend hatte er doch immer weit mehr ausgerichtet, als wenn er allein war. Dann kam er sich auch Abends beim Heimgehen nicht mehr als ein einsamer, ganz besonders gearteter Trübsalblaser mit von

keinem Lebenden getheilten oder auch nur verſtandenen Leiden und Sehnſuchten vor. Sogar im frohen Wettgeſang der Vögel hörte er ſich ſelbſt. Alles in ihm weitete, leichtete ſich, und es nahm ihn faſt Wunder, daß er nicht zu fliegen vermochte. Ja zuweilen wars ihm, als ob er es ſchon könnte, wenn er ſich anders von Dorotheens Seite weggewünſcht hätte. Das aber war damals eben nie der Fall. Dorothee ſollte nirgends ſein, nirgends arbeiten als nur neben ihm. Schon wenn ſie mit andern, beſonders wohlhabenden Burſchen, oder ſogar mit Hanſen ein freundliches Wort wechſelte, klagte er über Zurückſetzung und konnte halbe Tage lang ſehr übler Laune ſein, gerade als ob man ihm weiß Gott welches große Unrecht angethan hätte. Ja, er war ein recht unerträglicher Menſch geweſen in den erſten fünf Wochen. Nun aber war denn dieſe verliebte Selbſtſucht doch glücklich überwunden.

An heißen Julitagen, wo die Blätter an den Stengeln ſchon Vormittags zu erlahmen begannen, konnte er es nicht mehr übers Herz bringen, Dorotheen den ganzen langen Tag neben ſich ſchaffen und ſchwitzen zu ſehen. „Bleib doch daheim, wo du ja genug zu thun haſt — wol mehr als ich draußen," bat er oft, wenn er aufs Feld zur Arbeit gieng, und wie ein Strahl der eben aufgehenden Sonne zog es über ſein jetzt auch gebräuntes Geſicht, wenn ſie endlich nachgab. Erſt dann war ſie den ganzen Tag recht bei ihm, und wenn er Abends das Gethane überſah, ſo wars wirklich, als ob ſie ihm geholfen hätte. Ach, war das eine Luſt, ſo für ſie zu

arbeiten, und dabei unterhielt er sich besser mit ihr, als wenn sie da war. Ja dann wußte er oft gar nichts zu sagen. Es war ihm ordentlich angst vor dem Mädchen, und was er sagen wollte, wäre immer zu lustig oder zu ernsthaft herausgekommen. Doch nur selten ließ die fleißige Magd ihn allein neben dem rauschenden Wiesenbächlein den Sängern des nahen Waldes lauschen und dem Geschwätz der Blätter. Immer wollte sie dabei sein und helfen, wenn ihr nicht auch Hans daheim zu bleiben befahl. Das aber geschah immer häufiger. Sonst war es dem Burschen nie eingefallen, daß das Mädchen einen strengen Dienst habe. Er hatte sich schon daran gewöhnt, sie von früh bis spät in einem fort arbeiten zu sehen, und wenn er mit der kurzen Pfeife im Munde neben ihr stand, so dachte er nur selten daran, daß er ihr wol auch ein wenig helfen könnte. Erst Jos hatte ihn, ohne es gerade zu wollen, darauf gebracht. Die Arbeitslust, die sich nun auf einmal in dem sonst etwas trägen Besitzer des Stighofes zu regen begann, hätte in seinem Knechte gewiß allerlei Gedanken und Sorgen wach rufen müssen, wenn er noch immer nur eifersüchtig gerechnet und nicht lieber sich herzlich gefreut hätte über alles, was Dorotheen auf irgend eine Weise zu gute kommen mußte. Daß Hans sie gern habe, das war ganz klar, aber wer konnte es ihm verargen? Mußte man ihm nicht gerade darum gut werden, weil er dadurch zeigte, wie weit er über andern reichen Bauernburschen stehe?

Die Beiden redeten viel von der Magd, wenn sie

allein mitsammen arbeiteten. Dem Jos war es fast zu viel, und besonders weh that ihm, daß Hans sich so bitter über ihren gemeinen, verschwenderischen Vater aussprechen konnte, über den Krämer dagegen und seinen Töchtermann sich kaum ein tadelndes Wort gefallen ließ. Wenn es der Andreas immer bunter trieb, so beklagte Hans allerdings die arme Angelika, aber nie gab er zu, daß auch diese durch ihr unfreundliches, strenges Wesen ihn aus dem Hause treibe. „Sie passen nicht zusammen und sind mehr unglücklich als schuldig," sagte er kurz abbrechend. Das Mathisle aber und sein Hansjörg sollten an allem selbst schuld sein, da thaten die Verhältnisse gar nichts. Dorotheen war ein besseres Loos geworden, weil sie ein besseres verdiente, behauptete Hans, und begann dann seine Magd auf Kosten ihrer Eigenen zu loben. Das wäre dem Jos rein unmöglich gewesen. Die, für welche Dorothee das ganze Jahr sparte und sorgte, mußte er entschuldigen so lang er konnte, dann aber wenigstens ihre Fehler, wie weh ihm diese auch thun mochten, mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken suchen. Es fiel ihm nie ein, von Hansens Tadel gegen das Mathisle, den Hansjörg und sogar Dorotheens kränkelnde Schwester auf das Nichtvorhandensein einer wirklichen Neigung zu schließen. Es konnte ja eben so gut in dieser Härte ein Unbehagen des stolzen Bauern verborgen liegen, der sich von so gemeiner Leute Kind gefangen fühlte.

Hans ließ dem Knechte nie Zeit, über seine Reden lange nachzudenken. Nicht etwa daß er unermüdet

arbeiten ſollte. Hans hielt im Gegentheil das Leben eher für eine Kurzweil, als nur für eine Reihe von Tagwerken, und als Arbeiter war ihm ſein Knecht fleißig mehr als genug, aber beinahe zu ſtill. Er bat den Jos oft, ihm ruhig etwas recht Luſtiges zu erzählen, und hörte dann ſo aufmerkſam zu, als ob Jos ſein Rathgeber und Tröſter ſei. Aber der arme Knecht hatte nicht immer einen luſtigen Einfall in der Taſche, und beide waren oft, ja immer herzlich froh, wenn Dorothee mit dem Mittagseſſen kam, wie wenig ſie bei der ungewöhnlichen Hitze dieſes Sommers auch hungern mochten. Wenn ſie zum Eſſen rief, dann kam der Appetit ſicher. O, ihre Stimme konnte befehlen. Jos hatte noch nie eine ähnliche gehört, als vielleicht — denn ganz wunderbar bekannt, ja eigen war ſie ihm immer vorgekommen — in ſeinen Träumen, in denen er überhaupt manches aus ſeinem jetzigen Leben ſchon einmal durchgemacht zu haben behauptete, ohne jedoch noch erſinnen zu können, wie es dann endlich gekommen ſei. Schon früher wollte er im Traum, oder er wußte ſelbſt nicht wann, unter der großen Buche neben Hanſen und Dorotheen geſeſſen ſein, unter der er jetzt ſein Mittagsmahl einzunehmen pflegte. Auch dann hatte das Bächlein gemurmelt und die Vögel hatten laut gezwitſchert, wenn Dorothee über ſeine nun dutzendweiſe kommenden Einfälle laut auflachte. Aber das hatte er in ſeinen Träumen denn doch nicht erlebt, daß Dorothee nicht nur für Hanſen, ſondern auch noch für ihn einen beſondern Lieblingsbiſſen auspackte. Das war eine Freude! Dorotheens wunderbare

Stimme mußte nochmals bittend befehlen, bevor Jos ſo etwas zu vernichten wagte.

Die glücklichſten Menſchen, wie die beſten Frauen ſind häufig die, von welchen man am wenigſten zu ſagen weiß. Das Glück unſeres Knechtes glich nicht der künſtlichen Arbeit der Blumenmacherin, die den Kirchenaltar ziert, ſondern dem beſcheiden blühenden und duftenden Kinde des Frühlings, welches vielleicht kaum Beachtung findet. O ſchade, daß ſo ein liebliches, duftumfloſſenes Kind der ſchönen Jahreszeit mit aller Kunſt nicht auch den Sommer über erhalten bleibt, und daß es um ſo ſchneller verdirbt, wenn man es der einſamen Stelle entreißt, wo es wuchs und blühte.

Achtes Kapitel.

Was Jos mit den Eierſchalen dem Krämer und ſeiner Tochter ſäete.

Zu Oſtern hatte nicht nur für Jos, ſondern auch für den Krämer ein neues Leben begonnen. Die Eierſchalen vor der Hausthür konnten keine andern ſein, als die, welche er am Abende vorher in Stighanſens großmächtigem Wetterhut auf einem Balken der Brücke ſtehen ſah. Was war auch natürlicher als das! Angelika und Zuſel hätten ſich, wären ſie im gleichen Alter geweſen, faſt zum Verwechſeln ähnlich geſehen. Ja, Zuſel hatte nach des Krämers Anſicht entſchieden noch den Vorzug gegenüber Angelika, welcher der feurige Blick ihrer Schweſter fehlte, und jenes grelle Roth der Wangen, ohne welches der Bauer ſich ein ſchönes Geſicht nicht zu denken vermag. Schon die Angelika hatte Hanſen die Mutter und ſeine ganze Verwandtſchaft kaum zu erwehren vermocht. Jahre lang trauerte er um ſie, aber endlich mußte doch Zuſel ſeine Tröſterin werden. Das war dem Krämer ganz klar, ſeit ihm durch die Entfernung

Hansjörgs die Gunſt der wunderlichen, ſtolzen Stigerin zu gewinnen gelang.

Länger als im allgemeinen gerade Brauch iſt, ließ der Krämer des ſcheuen Burſchen erſtes Liebeszeichen vor der buntbemalten Hausthüre liegen, als ob das den vielen hier nach dem Gottesdienſte Vorübergehenden nicht nur etwas zu rathen, ſondern viel zu verſtehen geben ſollte. Das ſeltſame Betragen ſeiner Tochter war nicht im Stande, ihn für die Länge aus ſeiner Feſttagsſtimmung herauszubringen. Nachgeſagt muß ihm werden, daß er bereute, dem Mädchen durch ſeine Mittheilung und ſeinen Beweis von Hansjörgs Treuloſigkeit ſo weh gethan zu haben. Es war das wirklich mehr in der Leidenſchaftlichkeit des Augenblickes, als, wie ſonſt das Meiſte was er that, nur aus Berechnung geſchehen. Er hätte dieſe Waffe gegen eine Neigung, die er noch immer im Herzen ſeines Kindes lebendig fürchtete, ſchon lange brauchen können, wenn er dem lieben Geſchöpfe nicht gar ſo weh zu thun gefürchtet hätte. Nun aber war es geſchehen, das ließ ſich nicht mehr ändern, und es galt nur an das zu denken, was jetzt zu thun oder zu verhüten ſei. Zuſel krankte jetzt an dem, was doch einmal, früher oder ſpäter, über ſie hätte kommen müſſen. Eine alte Geſchwulſt war plötzlich aufgebrochen. Das that freilich weh und erſchreckte, wenn man ſich ſchon daran gewöhnt hatte; doch die Hoffnung, bald geheilt zu werden, war nun berechtigter als je vorher. Es mußte ſchmerzen, ſich von dem noch unvergeſſenen Geliebten ſo verrathen und verkauft zu ſehen, aber nun erſt mußte ſie

ſich gewaltig zu dem feſten, ehrlichen Stighans hingezogen fühlen, der ſo etwas gewiß niemals gethan hätte.

Und — das vergaß der Krämer denn doch nicht ganz — ihm hatte es ſchon auch weh gethan, die hinter ſeinem Rücken an den ihm verhaßten Hansjörg, den elenden Schneider, geſchriebenen Briefe zu leſen. Das aber geſtand er ſeinem Kinde jetzt nicht mehr zu. Mit Ueberlegung, nicht im Aerger wollte er geredet haben, während er ſonſt ſogar ſeinen berechnetſten Reden und Handlungen etwas Unwillkürliches, einen Schein von Herzlichkeit zu geben ſuchte. Es ſchien ihm ein Troſt, ſich ſelbſt einzureden, daß nothwendig alles zum Biegen oder Brechen habe gebracht werden müſſen. Erſt als er ſelbſt ſich das einmal glaubte, war er wieder ruhig und kalt genug zum Rechnen. Nur war ihm, wie ſonſt gewöhnlich, jeder menſchliche Trieb, jedes Bedürfniß und jede Regung des Haſſes und der Liebe nichts weiter als eine Naturkraft, die er beliebig einſpannen und zu ſeinen Zwecken ausbeuten zu dürfen meinte. Er that das um ſo ruhiger, weil er glaubte und erfahren haben wollte, daß es eigentlich jedermann ſo mache, nur daß mancher nicht klug genug ſei, um viel damit zu gewinnen, wenn nicht ſein beſonderer Stand, ſeine Stellung ihm ſeine Opfer locke. An Beweiſen fehlte es ihm nie, wenn ſeine Tochter das Gegentheil behauptete. Doch pflegte er ihr nicht von dem Pfarrer zu erzählen, der ſeine Mutter zur Erbin des Vaters gemacht hatte, um deſſen Vermögen ſo ſeinen Zwecken dienlich zu machen, auch nicht von der geld- und namensſtolzen Stigerin, die ihm

nie einen freundlichen Blick gegönnt hatte, bis er den Hansjörg für ihren unbeholfenen Jungen zu den Soldaten brachte. Das alles gab ja ihm ſelbſt zu ſinnen und konnte ihn noch jetzt ſo ärgern, daß er meinte, es paſſe nicht für Mädchen, die nun einmal zum Singen und Lachen und zu einem frohen und erfreulichen Leben geſchaffen ſeien. Wenn daher Zuſel ihm vormalte, wie ſchön das Leben desjenigen dahinfließe, der wie ein Wieſenbächlein immer nur die nächſte Gegend in ſeines Innern Spiegel aufnehme, ſo ſagte er, daß er nur einen Menſchen kenne mit dieſer Gemüthlichkeit, die aber ihn ſelbſt und Weib und Kind höchſt unglücklich mache, nämlich den Andreas, ſeinen Töchtermann. Angelika, die allerdings bei ihren Baſen das ängſtliche Sorgen und Rechnen habe ſatt bekommen können, werde vermuthlich einmal Abwechslung gewünſcht haben. Wenigſtens ſei ihr, das habe ſie oft geſtanden, kein Leben ſchöner vorgekommen, als eines, welches immer nur dem gegenwärtigen Augenblicke gehörte. Drum ſei ihr Hans mit ſeinem leichten Humor ganz der Rechte geweſen. Sie habe ſich wenig drum gekümmert, ob er aus Schwäche oder Kraft, aus Ueberlegung oder Dummheit entſtand, bis ſie vom Widerſtand der alten Stigerin auf dieſe Frage gebracht worden ſei. Die Zaghaftigkeit des Burſchen habe auf Angelika zurückgewirkt und ihr Betragen gegen den Burſchen verändert. „Das," meinte der Krämer, der jetzt viel öfter als ſonſt auf die Geſchichte kam, „das, nicht etwa das Geſchwätz der Weiber hat die Beiden getrennt. Ich kenne Hanſen, er kann, wenns

ihm einmal ernſtlich drum iſt, recht verteufelt eigenſinnig ſein, ſelbſt der alten Stigerin gegenüber. Hat er doch den Jos, den ſie ihr Lebtag niemals leiden konnte, ins Haus gebracht und darin behalten können. Und ich hätte doch gedacht, er ſollte es noch eher durchſetzen, wo ſichs um ein liebes Mädchen handelte. Und weißt du," konnte der wohlberechnende Mann dann plötzlich fragen, „wer dem Andreas am ähnlichſten wäre, wenn er in ſeinen Verhältniſſen ſteckte?"

„Nein, wer?"

„Der Hansjörg."

Wenn der Krämer auch hundert Mal ſo fragte, ſo ließ Zuſel ihn doch immer ſelbſt antworten, ja, ſie konnte ſichs nie erwehren, daß ſie bei Nennung dieſes Namens zuſammenzuckte. Der Krämer aber ſchien das gar nicht zu bemerken und fuhr ruhig fort: „Leute, die der Stunde leben, können ſich bald ſelbſt für nichts Rechtes mehr halten, dann folgt dem Genuſſe der Katzenjammer, den man, wie ein Trinker, wieder mit Trinken vertreibt. Wer nicht das Leben für ein Ganzes anſieht, der zerſchlägt den ſchönſten Wandſchrank, um ein glattes Bret zu einem Melkſtuhl zu bekommen, den er gerade braucht. Juſt ſo iſt der Andreas. Die Angelika aber hat ſo viel unter den berechnenden Baſen, und beſonders unter Hanſens Unentſchloſſenheit gelitten, daß ihr der Leichtſinn, die Raſchheit ihres jetzigen Mannes eine Weile recht wohl gefiel. Jetzt aber iſt ſie unglücklich und verachtet ihn. Sie geht wieder zu weit, und gerade der trotzige Stolz, den ſie ihm ſehen läßt, nimmt ihm noch

den Glauben an ſich ſelbſt, treibt ihn aus dem Haus und macht ihn ſchlecht."

„Was wäre denn da noch zu machen?" fragte Zuſel traurig.

„Sicher nichts als eine gute Lehre für ſich ſelbſt daraus zu nehmen. Ueber den Andreas hat niemand Gewalt, nicht einmal er ſelbſt. Da ſchätze ich mir einen Hans, der vor- und nachgibt, auch dem Hausfrieden ein Opfer bringt, wenn es ſein muß. Könnteſt du ihm im Ernſte etwas Böſes nachreden?"

Zuſel antwortete nicht, denn ſie wußte nur zu gut, wie leicht hier auch der vorſichtigſte Widerſpruch den ſonſt ſo gelaſſenen Krämer leidenſchaftlich machte. Dieſer wurde immer dringlicher, denn er fürchtete, daß Hans bald nach der Heldenthat am Oſterfeſt einen zweiten Anlauf nehmen werde, und dann ſollte der Erfolg ihn nicht wieder abſchrecken. Der Krämer ſah wol, wie ungern Zuſel noch von Hansjörg reden hörte, drum ſtellte er ihn immer wieder dem Stighans gegenüber. Wenn ſie immer nur an dieſe Beiden dachte, ſo glaubte er ſeiner Sache ſicher zu ſein. Hatte er es doch ſchon ſo weit, daß das Mädchen, wenn auch wider Willen, zuweilen den Wunſch verrieth, den wunderlichen Stighans etwas genauer kennen zu lernen. Schon als der Geliebte ihrer jetzt ſo unglücklichen Schweſter war er ihr immer bedeutender, je Schlimmeres man von dem Andreas zu erzählen wußte.

Nun verbreitete ſich durch des Gerichtsboten Weib die Nachricht, der Stiger habe Hansjörgen Geld geſchickt

und es ihm möglich gemacht, ſchon in wenigen Wochen auf Urlaub heimzukommen. Den Krämer ärgerte das um ſo mehr, weil er, wie er nun einmal war, es nicht Hanſens Gewiſſensunruhe wegen der Verſchacherung des armen Burſchen, ſondern einzig und allein Dorotheens Einfluſſe zuſchrieb. Zum Glück und Troſt für ihn hatte die Nachricht auch ſeine Tochter ganz anders zu ſtimmen vermocht. Das Mädchen hatte ein Gefühl, als ob es, die leichteſten Sommerkleider tragend, in der größten Winterkälte ſtehe und ſich nicht zu regen vermöge, wenn es ſich — ohne Liebhaber dem Treuloſen gegenüber dachte. Ja, jetzt auf einmal wünſchte ſich Zuſel einen Liebhaber, wenigſtens dem Namen nach. Jetzt wollte ſie nicht mehr traurig, nicht mehr ruhig ſein. Jammerſchade, daß es im Sommer, zur Zeit der ſtrengen Feldarbeiten, gar keine Hochzeitsfeierlichkeiten gab. Sie wäre gewiß dabei geweſen und hätte mit dem Nächſtbeſten gelacht und getanzt bis zuletzt. Oft und oft klagte ſie, daß es gar ſo ſtill im Dorfe zugehe, und daß die ſchöne Jahreszeit nichts als Arbeit für die jungen Leute bringe. Der Krämer lächelte. Beide waren jetzt wieder einig, und im ſchönſten Frieden redeten ſie wol täglich vom Stighof und ſeinen Bewohnern. Der Krämer hatte immer wieder etwas ausgekundſchaftet, was, wie unbedeutend es auch ſein mochte, dennoch ihm und zuweilen auch der Zuſel wichtig war. Aus einer Menge ſolcher Kleinigkeiten brachte der Krämer endlich heraus, daß zwiſchen Knecht und Magd ſich eine ernſtliche Liebſchaft anzuſpinnen beginne. Das nun wäre ihm ganz das

Rechte geweſen, denn er ſorgte ſchon immer, daß Dorothee den Hans ſowol als die alte Stigerin am beſten kennen und am Ende ihm gar noch einen Strich durch ſeine wichtigſte Rechnung machen möchte. Dieſe Sorge quälte ihn beſonders, ſeit er, obwol er die Gunſt der wunderlichen Alten gewann, doch immer umſonſt die Magd aus dem Hauſe zu bringen verſucht hatte. Dorotheens Liebelei mit dem Sohne der Schnepfauerin aber war der ſtrengen Frau gewiß recht von Herzen zuwider und Hanſen auch, wenn allenfalls das Mädchen ihm nicht ganz gleichgültig ſein ſollte.

Zuſel aber wollte an dieſe Liebſchaft nie glauben. „Sie kenne nun die Leute aus dieſer Verwandtſchaft,“ ſagte ſie. „Da ſei jedes Wort, jeder Blick berechnet, und aus Berechnung mache man mit dem Jösle nicht viel Weſens. Hansjörg — jetzt redete ſie zum Erſtenmale ſelbſt und unaufgefordert von ihm — Hansjörg habe oft den Wunſch ausgeſprochen: Wenn ſie doch arm wäre! — da er ihr dann zeigen wollte, wie wenig er ſich ums Geld kümmere und was er für ſie zu thun im Stande ſei. So habe der Falſche geſagt, der ſie dann um einige Thaler ſo ſchmählich verrathen.“

„Zum Glück,“ fiel der Krämer ein, „hat er dich nur in die Hände deines Vaters gegeben.“

Das Mädchen gieng ſeufzend in die Küche.

Dort war es jetzt überhaupt viel häufiger als ſonſt, und überraſchte den Krämer ſogar einmal mit der Behauptung, daß man eigentlich gar keine Magd im Hauſe brauchen würde. Sie hatte mehrmals geſehen, wie gut

Dorotheen die Arbeit anſtehe in der ſaubern Schürze und mit zurückgerollten Aermeln. Das trieb ſie zuerſt in die Küche. Dann aber hatte ſie, die früher bei ihrer Näharbeit den Tag kaum herumbrachte, gar bald auch ihre Freude und Kurzweil an der Arbeit ſelbſt, ſo daß ſie ernſtlich die leichtere Hausarbeit allein zu verrichten wünſchte.

Der Krämer, welcher meinte, das Mädchen wolle ſich ſo nun als Bäuerin ein Anſehen geben, damit auch nicht ganz fehl ſchoß, gab lächelnd und mit der einzigen Widerrede nach, daß man die gute Magd nicht gleich aus dem Hauſe jagen könne, ſondern ihr erſt künden und ſechs Wochen Zeit laſſen müſſe, wie es früher wörtlich ausgedingt worden ſei.

Das that er denn auch wirklich, tröſtete aber die faſt zu Tode erſchrockene alte Jungfer damit, daß er lächelnd ſagte: „Gar ſo ängſtlich brauche ſie ſich nicht um einen andern Dienſt umzuſehen. Den Winter über beziehe ſie den Lohn fort, das Eſſen verdiene ſie daheim auch und wenn der nächſte Frühling komme, vielleicht noch früher, könne man wieder mit einander reden.“

Die Magd ſah große Veränderungen im Hauſe voraus. Sie machte eine wichtige Miene, während ſie ein kleines Trinkgeld einſteckte, und verſprach, wie ein Grab zu ſchweigen, ohne daß der Krämer das gerade von ihr verlangt oder gefordert hatte.

Man ſieht, der Krämer konnte der Zuſel auch Opfer bringen, und dabei noch ſorgen, daß Reue wegen einer augenblicklichen Laune ihr nicht lange weh thun

mußte. Die Zuſel aber war noch nicht recht zufrieden, denn ſie hätte am liebſten gleich jetzt alles allein übernehmen mögen. Sie konnte es kaum erwarten, bis endlich die zweite Heuernte begann. Sie mußte ins Freie, mußte ſich regen und etwas thun. Nicht der um ſie beſorgte Vater, aber das Rauſchen der Senſen hart vor ihrem Hauſe*) weckte ſie ſchon früh am Morgen. Dann eilte ſie hinaus, begann ſelbſt zu mähen, und kam ſich viel größer vor, wenn ſie die von ihr gemähte Strecke überſah. Es war erſt Auguſt, aber ihr kamen dieſe Tage kürzer vor, als gewöhnlich die im Winter. Bald nahm ſie auch an den Geſprächen der angeſtellten Tagwerker lebhaftern Antheil. Selbſt ein Geſpräch vom Arbeiten kam ihr nicht mehr langweilig vor, und ſie plauderte ſelbſt ſo lebhaft mit, als ob ſie dabei ganz Neues beobachtet und gedacht hätte.

Am munterſten aber und geradezu ausgelaſſen war ſie am Freitag vor der Kirchweih.

Einem roſenrothen Morgen folgte ein ungewöhnlich heißer Vormittag. Die Berge, die man jeden Augenblick noch näher rücken zu ſehen meinte, ſchienen alle zu lächeln, nur die zackigen Felſen ſchauten etwas düſter drein. Und immer größer wurden die dunkeln, geiſterhaft ins Thal herabſchauenden Köpfe. Auf dem grünlichrothen Flor, der ſich von einer Spitze zur andern zu ziehen begann, zogen feuerrothe Roſſe kohlſchwarze Waſſerfäßchen ob das Thal herein. Hart neben einander

*) Die Häuſer ſtehen mitten drin in Wieſengrund.

beigten ſie ſich auf und ein heftiger Sturmwind band ſie plötzlich haufenweiſe zuſammen und hieng ſie an hochaufragende Felſenköpfe feſt. Das Toſen der Aach war mehr ein Pfeifen oder Schreien zu nennen. Das Mittagsläuten, vom eiskalten Wind auseinandergeworfen, war einem Sturmſignale viel ähnlicher, als einer Mahnung zu Ruhe und Andacht. Und wer auch hätte jetzt Zeit gehabt zum Ruhen und Beten? Der Pfarrer und ſein Amtsgehülfe waren wol die Einzigen im Dorfe, welche ſich vor dem drohenden Gewitter heim unters ſchützende Dach flüchten konnten. Männer, Weiber und Kinder, Krankenpfleger und Handwerker waren wie raſend dran, das am Vormittag ſo herrlich dürr und feſt gewordene Heu noch unterzubringen, bevor der Regen es verdarb, daß nicht nur die Arbeit einer halben Woche, ſondern auch die beſte Kraft des lieblich duftenden Futters verloren gienge. Hier raſſelten leere, dort knarrten und ächzten ſchwerbeladene Wagen, die wie vom Sturme getrieben dem geräumigen Heuſtadel zuſchwankten. Das war ein Rennen und Jagen überall, ein Durcheinander von Befehlen und Erwiderungen, die nur noch der Eingeweihte deutlich fand, wie die Rufe des Seemanns beim Sturm. Kein Menſch gieng noch ſeinen gewohnten Schritt. Selbſt Stighans war aus der Faſſung gekommen. Es jagte — oder wie man hier ſagt, wenn beim Heuen ein Gewitter droht — jeuchte auch ihn ſo ſehr als Einen. Im Sprung brachte er ein Fuder heim, welches der Knecht denn doch gar zu breit und zu hoch geladen hatte. Noch hart vor dem engen Stadelthor,

welches wol für ein nicht ſo bedeutendes Anweſen gebaut war, knackte ein Rad und der Wagen leerte ſeine allzugroße Laſt gerade da ab, wo beim Regen, der ſchon näher und näher kam, auch die lange Dachrinne auszuleeren pflegte. Die, welche Hanſen das Futter heimbringen halfen, wollen ihn ſogar leiſe fluchen gehört haben, während er fortlief, um einen ſchon zum dürren Heu gezogenen Wagen zum Umladen einer Laſt zu holen, die er ſchon gerettet glaubte, und die nun, hart vor dem Stadelthore, nicht nur ſchwer von der Dachtraufe bedroht, ſondern auch ſeiner ferneren Thätigkeit ein Hinderniß war, welches durchaus zuerſt auf die Seite geräumt werden mußte.

Andere erlebten ähnliches. Da zog einer zwei an einander gebundene Wagen auf einmal zu ſeinem Heu, und hatte dann die Heugabel vergeſſen, ohne welche durchaus nichts zu machen war; dort nahm einer aus Verſehen den Wagen ſeines Nachbarn weg, — die Aufregung, der Lärm wuchs mit jedem neuen Donner, der Minuten lang durch die Berge rollte. Mancher Zuſchauer hätte da ſeinen Spaß gehabt, aber es gab eigentlich keine Zuſchauer mehr, ſeit der Pfarrer ſich in ſeine hinter der Kirche zwiſchen Bergen verſteckte Wohnung geflüchtet hatte. Selbſt des Krämers Zuſel that heute mit und zwar ſo ſtreng als Eine. Selbſt als die erſten großen Tropfen auf den neuen Strohhut fielen, der zu ihrem glühenden Geſichtchen ſo prächtig ſtand, ließ ſie ſich nicht aus dem Felde treiben, wo ſie bei ihrer Vertheidigungs- und Rettungsarbeit, bei dem rauſchend

dürren Heu weit mehr Freude als ſonſt beim Zuſehen hatte. Mit einem flinken Heuer aus einer andern Gemeinde wollte ſie ausharren bis zuletzt. Und wirklich fuhren die Beiden erſt mit einem kaum halb geladenen Wagen heim, als es um ſie dunkler und dunkler zu werden begann und der Nebel*) auf ſie herabhieng, daß ſie immer hart an einer Schneewand zu ſtehen ſchienen, über die ein mächtiger Waſſerfall ziſchend und brauſend herunterſtürzte. Tropfnaß kam Zuſel heim, die ſchwarze, glänzende Juppe und der neue Strohhut waren verdorben; dennoch hatte man das Mädchen lange nie ſo froh und aufgelegt zu jeder Neckerei geſehen als jetzt. Während einige vom Barometer redeten und bedauerten, daß man ihm mehr als der unheilverkündenden Morgenröthe geglaubt habe, hatte Zuſel, die jetzt wieder trocken gekleidet, friſcher und ſchöner war als je, nur von ihren und des Heuers Heldenthaten zu erzählen. „Das war herrlich, und ich hätte noch gern eine Weile fortmachen mögen," ſagte ſie mit der Fröhlichkeit eines vom muntern Spiele heimgekommenen Kindes. „Schade nur, daß es gar nicht mehr gieng. Aber wir beide, ich und der Heuer, haben uns tapfer gewehrt, drum müſſen wir ſchon noch übermorgen mitſammen Kirchweih halten und auch auf dem Tanzplatze die Letzten ſein. Nicht wahr, Heuer?"

Daß der Heuer Ja' ſagte, verſteht ſich wol von

*) So nennt man dort alle Regenwolken, die immer in Nebelform im Thale lagern.

ſelbſt. Es war der größte Augenblick, den der Burſche erlebte, wie eine gute Meinung er auch ſchon früher von ſich ſelbſt gehabt haben mochte. Eine ganz neue Welt that ſich vor ihm auf, und bald ſtand er mitten unter tauſend ſchönen Hoffnungen, ſo daß ihn ſelbſt der Krämer nicht in die Wirklichkeit zurückzurufen vermochte, wie alltäglich kühl er auch ſagte: „Nun, nun! man muß noch nicht glauben, daß alles ſchon angebunden ſei, was einem einmal etliche Schritte nachläuft. 'Mädchenlaunen ſind übernächtig*), und wer ihnen traut, dem kann es gehen wie dem, der über ein ſchnell entſtandenes Eis fährt. Doch ich gönne der Zuſel den Spaß, und der Heuer iſt wol klug genug, um ſelbſt ganz richtig über die Sache zu denken."

Mit dieſen Worten, nur ſo im Vorbeigehen flüchtig hingeworfen, glaubte ſich der Krämer ſchon im voraus ſicher ſtellen zu müſſen gegen allerlei, was im ſtolz aufgerichteten Köpfchen des Heuers vielleicht ſich zu regen begann. Er konnte ſich den raſchen Entſchluß des wunderlichen Mädchens nur erklären, wenn er als gewiß annahm, was er ſich und ihm wünſchte. Wenn Zuſel jetzt einmal neben Hanſen vorbei gieng, ſo redete ſie ihn immer ganz beſonders freundlich an; ja in der Woche vor der Kirchweih blieb ſie wol auch auf der Gaſſe neben ihm ſtehen, als ob ſie erwarte, nun müſſe er vom nächſten Sonntag anfangen und ſie wenigſtens

*) übernächtig, was ſich über Nacht ändert, nur eine Nacht über dauert.

um ein Tänzchen bitten. Der Krämer nahm das um ſo gewiſſer an, da ſie nie die beſte Laune von ihm zu holen ſchien. Tanzen aber wollte Zuſel durchaus, das hatte ſie ſchon lange geſagt, und nun ſollte wol auch noch Hans ein wenig geärgert werden. Dazu nun war der Heuer ganz der Rechte. Er ſtand gar zu niedrig, als daß dieſer Spaß mit dem etwas eiteln Menſchen für mehr als eine Spielerei gehalten werden durfte. Als daher der Krämer nach ſeinem Zuſpruch Zuſels ſpöttiſches Lächeln zu bemerken glaubte, war ihm wieder ſo wohl, wie einem armen Sünder mit dem Beichtſchein in der Taſche. Seine Freundlichkeit gegen den Heuer machte, daß dieſem der Kamm noch mehr ſchwoll, und er am Samstag mit den vom Krämer angeſtellten Heuerinnen kaum noch reden mochte.

Wer den alten Mann ſeinen Laden für die Kirchweih herrichten ſah, ſo bedächtig und ſicher, der ahnte nicht, wie viel Anderes dieſer ſtarre Kopf unterdeſſen rechnete. Aber es mußte gut gehen, die Zahlen ſchienen zu ſtimmen, denn über ſein hartes Geſicht flog zuweilen etwas wie ein Lächeln. Ja ja, er hatte ſchon viel gewonnen. Das Mädchen war wenigſtens aus ſeiner Starrheit, aus dem unverfolgbaren Diſteln und Grübeln heraus. Allerdings mußte Zuſels toller Streich viel zu reden geben, doch damit war vielleicht mehr zu gewinnen, als im ſchlimmſten Falle verloren gieng. Daß der träge Hans ſich am Charſamstage ſelbſt wegen Eierſchalen umgeſehen hatte, war eine That geweſen, wie billiger Weiſe wenigſtens in dieſem Jahre

keine zweite mehr von ihm verlangt werden konnte, wenn es nicht gelang, ihn mit Gewalt zu treiben. Das aber sollte nun geschehen und geschah auch ziemlich sicher durch die Laune seines Kindes. Ja, es stimmte alles so gut, daß der Krämer seine Zusel für ein verteufelt kluges Mädchen zu halten begann. Die Eifersucht oder nichts mehr mußte wirken. Das war ganz klar, nun erfuhr man jedenfalls, woran man mit dem närrischen Burschen sei. Hans war gewohnt, sich alles auf halbem Wege entgegenkommen zu sehen; nun aber sollte er sich wenigstens so rühren und regen lernen um das hübscheste und eines der reicheren Mädchen, wie gestern um sein vom Gewitter bedrohtes Heu. Immer siegesgewisser begann der Mann sich Hansens langes Gesicht vorzustellen, wenn der Angelikas Schwester mit dem fremden Heuer auftreten sehe. Stolz, Neid, Mitleid, alles mußte sich regen und den Burschen neben seiner armen, bleichen Magd keine frohe Minute mehr erleben lassen. Und wenns nun gleich zünden sollte, wenn es ihn mit Gewalt zu Zusel trieb, dann war ja der Heuer eben der rechte Mann, den man jeden Augenblick wieder ganz ruhig fallen lassen durfte, ohne daß dabei etwas zu fürchten war.

Und wenn Hans wirklich und wider alles Erwarten sich gar nichts abtrotzen ließ, wenn er noch länger Dorotheens Narr sein wollte, und die alte Stigerin das litt, nun dann war das Mädchen darum noch nicht unglücklich. War er doch mit dem Hansjörg endlich so

weit, daß das Denken an ihn der Zuſel läſtig zu werden begann und ſie eine Zerſtreuung ſuchte. Ja, Hansjörg war nun doch glücklich weg. Das war dem Krämer jetzt genug, und freudig hoffte er, daß der morgige Tag etwas Gutes bringen werde, während Zuſel ſich von der Ungeduld eines tanzluſtigen Mädchens nicht mehr das Mindeſte anmerken ließ.

Neuntes Kapitel.

Die Auer Kirchweih.

Wer, der im hintern Bregenzerwalde jung war, hätte ſich noch nie beim Arbeiten, beim Eſſen und ſelbſt beim Geldzählen unterbrechen laſſen, wenn unvermuthet von der Auer Kirchweih die Rede war? Wie ein mächtiger Zauberſpruch ruft dieſes Wort eine ganze Reihe froher und trüber Bilder wach, die wol auch den geſtandenen Mann und die fleißige Hausmutter noch länger beſchäftigen, als ſie Andere gern glauben ließen. Kaum dürfte je ein Menſchenleben hier ſo arm geweſen ſein, daß keine Auer Kirchweih darin liebe, ſüße Hoffnungen geweckt oder zerſtört hätte. Kommt, ihr Väter und Mütter unter der Strecke Himmelsbläue, die man hier ſieht, und ſagt, ob es nicht eine Kirchweih war, wo ihr euch zuerſt als Pärchen öffentlich zeigtet, wo ihr einmal recht ſeelenvergnügt ſein konntet, oder euch zum allererſten Mal recht grauſam ärgern mußtet.

Wer wäre wol ſo geld- und freundesarm, daß er ſelbſt heute nichts kaufen, niemanden beſchenken und

erfreuen könnte? Das alte Bäschen dort strickt nicht nur darum die Wochen vorher so fleißig, um eine Kirchweih zu vergessen, sondern auch um dem Schwesterkind an diesem Tag etwas kaufen und damit eine Freude machen zu können. Die Stände (Buden) der aus ganz Vorarlberg und noch weiter her gekommenen Krämer sind den ganzen Tag derart belagert, als ob da um halbe Preise verkauft würde, obwol vielmehr das gerade Gegentheil der Fall zu sein pflegt. An diesem Tage wird mancher noch unerfahrene Vogel gerupft; am meisten aber scheint man es auf die ziemlich vollen Beutelchen der Sennen abgesehen zu haben, die dieses Fest gewissermaßen als das ihrige betrachten, weil sie da die Erzeugnisse der Alpenwirtschaft zu verhandeln pflegen. Man erkennt sie schon an den Hüten als Aelpler, da auf diesen neben den Rosmarinstengeln der Geliebten auch die seltensten, zu dieser Zeit nur noch auf den höchsten Bergen wachsenden Frühlingsblumen zu stecken pflegen. Die Sennen sind neben den großen Alpenbesitzern die Helden des Tages. Aber diese Ehre ist eben nicht umsonst. Man scheint sie dafür herzunehmen, daß sie, die den ganzen Sommer nie aus der Alp kamen, nun schon seit Monaten kaum einem Menschen einen Kreuzer verdienen und gewinnen ließen. Manchem geht in seinem Eifer, zu geben und zu erfreuen, beinahe der halbe Sommerlohn drauf. So wird denn der schäbige Eigennutz der Wirte und Krämer zum dunkeln Hintergrund, von dem sich die Gutmütigkeit der Festgäste um so schöner abhebt. Es ist die Freude am Umgang mit Menschen

und an ihren Werken, die die Bewohner der einſamen Alpen unvorſichtig macht, wo ſichs ja doch nur um Kreuzer und Batzen handelt. Die wohlbeleibten Käſe- und Butterhändler, die von Sennen und Alpenbeſitzern umgeben beim Kaufhauſe ſtehen, der Schellengießer, bei dem die Aelpler für den Tag der Heimfahrt ſich einrichten, und auch die Tuch- und Lederhändler wiſſen davon zu erzählen, daß dieſe Leute ſchon noch rechnen können, ſobald ihr gutes Herz nicht mehr mit im Spiel iſt. Auf dem Platz unter der Kirche, rechts und links wird den ganzen Tag hindurch gehandelt und gelärmt, daß kein Menſch mehr etwas hört vom Toſen der Aach, die ſich hart neben dem Platze zwiſchen niedergeſtürzten Trümmern des hochaufragenden Fluohfelſens dem Schnepfauer Walde zuwälzt. Die ſagenumwobene Kanisfluoh und die ſtolze Liggſteinpyramide ſchauen ernſt und ſtill auf das bunte Getriebe herunter. Doch was kümmern die tauſend Geſchäftigen hier die ernſten Berge mit ihren dunkeln Tannen und den wunderbaren Sagen. Nur die buſchigen, wunderbar duftenden Bergblumen und Alpenroſen auf den Hüten der Sennen vermögen die Blicke der Mädchen zu feſſeln, die immer ungeduldiger auf die Tanzſtunde warten. Beinahe unerträglich wird Nachmittags nach der Vesper die Lage derjenigen, die den Ihrigen noch nicht geſehen oder doch noch nicht geſprochen haben, obwol ihnen ihre Brüder und Freundinnen ſchon vor einer Weile ſagten, daß „ſeine“ Geſchäfte bereits abgethan ſeien und „er“ nun jeden Augenblick kommen müſſe. Ihre Ungeduld hinter einem Lächeln verbergend,

ſtehen die Wartenden dutzendweiſe auf dem etwas erhöhten Eingang zur Brücke, welche über die Aach führt, und überblicken immer wieder mit einem leiſen Seufzer verſtohlen den Platz, während ſie, ſcheinbar die Luſtigſten, mit jedem Vorübergehenden ein recht lautes Geſpräch anzufangen ſuchen.

Bei dieſen ſtand heut auch des Krämers Zuſel in aller Pracht und Herrlichkeit, noch ſchöner, friſcher, als da ſie zum Erſtenmal als Biggel auftrat. Sie hatte beinahe ihre Freude am Aerger ihrer ehemaligen Schulgefährtinnen, den die immer ungeduldiger Wartenden ihrem Scharfblicke vergebens zu verbergen ſuchten. Warum auch trauten dieſe Tröpflein einem Mannsbild, und banden ihre Hoffnungen, ihr Glück, die ganze Zukunft an ſeine Launen feſt? Früher freilich — noch als unerfahrenes Kind — hätte auch ſie lang ſo hier ſtehen und ihre De- und Wehmut hinter einem bitterſüßen Lächeln ſo gut als eben möglich verbergend auf *ihn* warten können. Nun aber war das denn doch überwunden. . . . Statt nur gezwungen zu lächeln, konnte ſie lachen über ihren guten Heuer, den ſie nicht eine Minute lang aus dem Auge verlor.

Dort drüben ſtand er bei einigen Bekannten und drehte ſich auf den hohen Abſätzen der noch geſtern Abends geflickten Stiefeln herum, daß die ſilberne Uhrkette flog, an welcher ſich — wie Neider und Spötter behaupteten — in wohlverwahrter Taſche — ein neugewachſener Erdäpfel befinden ſollte. Sei dem nun wie ihm wolle, die ſilberbeſchlagene Tabakspfeife war

entſchieden nur entlehnt. Der Heuer aber wußte ſich damit zu ſtellen, daß einem ordentlichen Bäuerlein beinahe angſt neben ihm werden mußte. Die Blicke aber, die er dann der Zuſel drüben vor der Brücke zuſchießen ließ, waren denn doch wieder ſo demütig bittend, daß man es wirklich bewundern mußte, wie dieſe nur im Kopfumdrehen wieder ſo ſtreng und ſtolz und kalt werden konnten. Alles Drängen und Drücken brachte ihn nicht weg von ſeinem Platze zwiſchen der bereits heiſern Obſthändlerin und dem Laden des Buchbinders, mit dem er zuweilen um den Preis eines ſilberbeſchlagenen Gebetbuchs ſtritt und ſich ſchließlich, als der Buchbinder nachzugeben begann, in ſeiner Verlegenheit noch derart erhitzte, daß er von dem in den nahen Bergen ſchon furchtbar toſenden Herbſtſturme nichts bemerkte, bis das Fluchen des Buchbinders und der übrigen Krämer ihn auf ein Naturereigniß aufmerkſam machte, welches jetzt gerade recht kam, um ſeine Geldnoth zu verbergen. Die Berge waren ſchon ganz dunkel, wie glühend roth auch die Abendſonne über den Schnepfauer Wald, der immer näher und näher zu kommen ſchien, herein leuchten mochte. Jetzt war alles ganz ſtill, dennoch ſchien ein gewaltiger Sturmwind alles und alle zu erfaſſen und zu drehen. Die Krämer begannen ſo ſchnell als möglich einzupacken, denn es nahm wol nur noch der Wind etwas von ihrer Waare mit. Viele Bauern eilten zum Pfarrer und baten ihn, die Unterbringung des noch im Felde aufgehäuften Heues zu geſtatten, bevor es vom Winde weiß Gott wohin getragen werde. Dieſe Dispens war

ihnen auch noch selten so schnell und gerne ertheilt worden, da der Pfarrer sie an diesem Sonntag viel lieber beim Heu als im Wirtshaus und auf dem Tanzplatze wissen wollte.

Jetzt verschwand die Sonne hinter einer buntfärbigen Wolke, die sich wie mit schwarzen Haken an die Spitzen der Berge zu hängen begann. Draußen im Walde brummte, rauschte und knisterte es immer lauter. An der Fluoh krachten mehrere Tannen und surrten hart neben der Brücke in die zischende Aach. Drinnen in Argenau knallten die zugeworfenen Fensterläden, und losgerissene Dachschindeln mit samt den sie bisher festhaltenden Steinen hagelte es von rechts und links auf die Gasse, daß kein Mensch mehr sicher war. Selbst auf dem Marktplatze begann es nachgerade gefährlich zu werden. Zwar von der Wolke der über die Gasse getriebenen Hüte, ausgespannten Regenschirme, Ablaßbriefe, Hosenträger, Heiligenbilder, Knopftafeln und Taschentücher war nicht viel zu erforgen; doch wurden schon auch die Breter, welche die nur für diesen Tag aufgerichteten Buden lose genug bedeckten, von beiden Seiten herein geworfen, und diesen suchte jedermann, auch unser Heuer, so schnell als möglich zu entrinnen.

Es war für ihn schon die höchste Zeit, und drüben über der Brücke, wo es ziemlich scharf aufwärts geht, mußte er sich beinahe athemlos laufen, um die Zusel, die wie ein Reh davon geeilt war, noch vor dem Gasthaus zum Rößle glücklich einzuholen. Er kam noch

gerade recht und ſchritt nun ſenkelaufrecht neben dem hübſchen reichen Mädchen ins Haus, die Stiege hinauf und eines Ganges dem Tanzſaale zu. Hier war es ſchon ſo voll, daß Zuſel ihm kaum noch zu folgen vermochte. Wer daheim weder Kind noch Rind, im Felde kein Heu zu verſorgen hatte, mochte nicht mehr ans Weitergehen denken, nachdem hier einmal ein ſicheres Unterkommen gefunden war, wo es auch überdieß noch ſo luſtig zugieng wie hier. Beſonders die nun endlich einmal wieder für einen Tag „entalpeten“ Sennen langten auf einmal nach allem nun ſo lange Entbehrten, was die Geſellſchaft dem Einzelnen zu bieten vermag. Jauchzend, mit dem vollen Glas in der Hand, umtanzten ſie ihre Mädchen, und machten dabei ſo tolle Sprünge, daß wol auch der ärgſte Griesgram ſich des Lächelns kaum erwehrt hätte und des behaglichen Gefühls, welches in Jedem ſich regt, der Andere ſich einem Genuſſe gänzlich hingeben ſieht. Es gab ſchon ſolche, die ſich zuflüſterten: was die Welt, der Umgang mit Menſchen und die Theilnahme an den Früchten geſellſchaftlicher Verbindung dem Einzelnen ſei, ahne man am eheſten, wenn man den beobachte, der das nur einige Monate entbehrt habe! Aber nur wenige beſchäftigten ſich jetzt mit ſolchen Gedanken, und unſer Heuer und die reiche Krämerszuſel ſicher am allerwenigſten. Sie hätten auch kaum geglaubt, daß noch jemand die Sennen beachte. Jeder Kopf und jede Lippe, wähnten ſie, bewege ſich einzig nur ihretwegen und ihretwegen ſuchten die hintern Zuſchauer, ſich auf die Zehen ſtellend, über die andern

wegzusehen, und ihretwegen hätte man jetzt aufgehört zu tanzen und aufzuspielen.

Richtig! Sobald der Heuer mit Zusel in den Kreis der Tanzenden trat, begann ein Walzer so lieblich und lustig, wie die guten Musikanten heute wol noch keinen aufgespielt hatten. Natürlich, Einer, mit dem des Krämers hübsches Kind sich öffentlich zeigen mochte, mußte auch nicht auf einer Bettlersuppe daher geschwommen sein, das konnten diese Leute sich denken. Nun aber galt es, sich dieser Auszeichnung auch werth zu zeigen. Hiezu nun gab für ihn, der sich selbst heute gestand, daß er als Gesellschafter nicht besonders viel zu leisten vermöge, der Tanzplatz wol die beste, ja die einzige Gelegenheit. Daß er der beste Tänzer war, konnte ihm nicht abgestritten werden; er hätte bei den gewagtesten Wendungen ein volles Weinglas auf den Kopf stellen dürfen, ohne etwas für seinen weit hervorstehenden Hemdkragen fürchten zu müssen. Doch das ängstliche Bemühen, es recht schön und künstlich zu machen, kam bald allen lächerlich vor, denen es nicht peinlich war, sich schon beim Zusehen müde werden zu fühlen. Der Heuer jedoch hatte keine Ahnung von einer solchen Wirkung seiner schweißtreibenden Arbeit. „Die werden Augen machen," dachte er, während er sich zu noch verzweifeltern Sprüngen, einer noch strammeren Haltung zwang. Der Bursche hatte es heute viel strenger als die Woche hindurch beim Heuen. Er war daher auch noch viel schweigsamer als dort, und hatte für seine Tänzerin kaum alle fünf Minuten ein schwer zu verstehendes Wort.

So hatte dieſe denn Zeit zum Beobachten, wobei ſie ſich, wenigſtens eine Zeit lang, weit beſſer unterhielt, als der Heuer ſie zu unterhalten vermocht hätte.

Gleich hinter ihr her tanzte der Stighans mit ſeiner Magd. Das närriſche ſtolze Gänschen hatte doch immer etwas zu reden und zu lachen, ſo daß Zuſel ordentlich Gewalt brauchen mußte, um ſich nicht einmal umzukehren und der Schwätzerin zu ſagen: Man wiſſe ſchon noch, wem ſie ſei, obwol ſie ſich auf dem Stighof ſchon lange gebärde, als ob ſie allein der Hahn im Korbe wäre, und jeder Tannenwipfel ſich nur ihretwegen bewegte. Noch widerwärtiger wurde ihr das Mädchen, als ſie es vom Hansjörg reden und dabei die Hoffnung ausſprechen hörte, daß er nun wol bald heimkommen werde. Jetzt gieng ihr ein Licht auf. Der Burſche mußte ſich opfern, um den gutmütigen Hans für ſein Lebtag zum Schuldner zu machen. Darum wol nur redete das Mädchen von ihm in einer Geſellſchaft, wo Hans leicht auch bedeutendere Mädchen hätte bemerken können, wenn er nicht durch dieſe dumme Geſchichte auf einem Punkte feſtgehalten worden wäre. Sie hatte dem Vater ſehr, ſehr unrecht gethan mit dem Verdachte, daß er den Hansjörg ihr weggetrieben habe. Der gieng wol ſelbſt, als ſie ſich nicht geneigt zeigte, ſich ſofort zu verehelichen und ihm einige Tauſende zu verſchreiben — um ſo wenigſtens der Schweſter den Hans zu fangen. Sein Handel mit ihren Briefen bewies ja, daß der Elende zu ſo etwas ſchon der Mann ſei. Wunderbar, daß ihr das nicht ſchon längſt einfiel, daß ſie den guten

Vater in ſo ſchlimmem Verdacht haben konnte. Wie um Verzeihung bittend ſchaute ſie zu ihm hinüber. Er ſtand neben den Muſikanten und ſah ihr lächelnd zu. Ja! er konnte lächeln und ihr ihre kindiſche Freude am Tanzen laſſen, wenn ſie ihm damit vielleicht einen Plan, eine Hoffnung verdarb! Er ſorgte ſo ſehr für ihren Namen und hielt ſie von allem immer fern, was ihr auf irgend eine Weiſe ſchädlich oder nachtheilig hätte werden können. Und nun warf ſie ſich öffentlich, wenn auch nur für heute, an dieſen Springinsfeld weg, nur wegen einem flüchtigen Vergnügen. Vergnügen? du lieber Gott! was war es denn Herrliches, ſich von dem eiteln Tropfen einige Stunden herumreißen laſſen und allen Gaffern ein Schauſpiel ſein? Ja, heut war Dorothee wirklich beſſer dran als ſie, das mußte ſich Zuſel geſtehen, und ſie geſtand ſichs auch ſo laut, daß ſogar der gute Heuer etwas davon zu merken begann. Sie hätte gern ihren Aerger an ihm ausgelaſſen, und begann daher den Stighaus und ſein ſchönes Anweſen über alle Maßen zu loben. Dann erzählte ſie, daß ſie den Wackern jeden Augenblick haben könnte, wenigſtens würde die ganze Verwandtſchaft die Hände nach ihr ausſtrecken; ſie aber verachte die groben, ſelbſtſüchtigen Leute, alſo die Mannsbilder recht von Herzen, und brauche ſie nur zuweilen zum Spaß, um ſich über die Tröpfe wieder recht luſtig machen zu können.

Zuſels Reden waren immer bitterer, je lauter, fröhlicher das Reden und Lachen des nachtanzenden Paares wurde. Aber nicht nur ihr thaten Hans und

Dorothee ganz unbewußt weh, der Jos war durch ſie noch in viel üblere Stimmung gekommen. Und doch ſaß er ganz im Dunkeln an der Wand auf einem Bänkchen unter jungen Burſchen, die bedauerten nicht tanzen zu können, und Greiſen, welche von der guten, alten Zeit mit Begeiſterung erzählten, daß man hätte glauben können, Jos vermöchte ſonſt nichts mehr zu hören und an nichts Anderes zu denken. Gehört wird er auch nicht alles haben, aber er glaubte dem Hans und Dorotheen die Worte von den glühenden Geſichtern leſen zu können. Die Beiden waren ſo glücklich jetzt, und er blieb vergeſſen bei ſeinem Tirolerwein in der dunkelſten Ecke ſitzen. Kein Wunder, daß er heute nicht mehr der alte opferwillige Jos war; ſchienen doch auch jene beiden ganz anders geworden zu ſein, ſeit er nicht mehr allein mit ihnen war und für ſie arbeiten mußte. Wie dem Bettler das Almoſen, hatte Hans ihm einen Thaler hingeworfen, damit er ſich einen Humor trinken könne, und als er dann bat, ihm doch auch einige Tänze mit der Magd zu erlauben, ja da hatte dieſe Hanſen angeſehen, als ob er über Leib und Seele ihr Vormund ſei. Freilich, daß das ihn noch gar ſo ärgern würde, empfand er damals nicht, ſonſt würde er den Tanzſaal gar nicht betreten haben. Damals wollte er die Beiden als Paar ſehen, jetzt ärgerten ſie ihn ungeheuer, und ſein Glas wurde immer ſchneller leer. Was auch ſollte er an der Kirchweih thun als trinken? Heute brauchte ihn niemand. Ganz war er ſich ſelbſt überlaſſen und konnte thun was er wollte, wenn er nur morgen wieder

für alle ſchwitzte, ſorgte und lief. Da die Zuſel, die er doch immer nur für ein eitles Ding hielt, hatte mit einem armen Heuer auftreten mögen, Dorothee aber, die fromme, demütige Magd, hatte für ihn nichts mehr, als einen Blick des Mitleides. So nämlich nannte er das, was ihr ſchönes Auge ihm einmal — verſtohlen, glaubte er — in ſeine Ecke geſchickt hatte. Ihm war dabei ganz heiß geworden und trotzig rückte er noch tiefer in den Schatten ſeines Winkels, ſich ſelbſt quälend mit der Vorſtellung, daß der Glücklichen ſein Anblick nicht recht angenehm ſein könnte. Bald war ihm, daß er hätte heim mögen zur Mutter, um ſich auszuweinen; dann wieder regte ſich alles in ihm, daß er lärmen wollte und Händel anfangen mit der ganzen Welt. Dennoch kam es zu nichts Anderem, als daß das Glas neben ihm von neuem wieder gefüllt und geleert wurde.

Des Krämers Heuer hatte, wie eng es jetzt auch ſein mochte, ſoeben einen ſeiner kunſtreichſten Sprünge begonnen, als Zuſel ihn, ohne ein Wort zu ſagen, aus dem Kreiſe der Tanzenden führte und raſchen Schrittes mit dem willenloſen Erſtaunten den Saal verließ.

Bald hernach ſuchte Hans den Knecht und ſagte, ohne ſich um ſein unfreundliches Geſicht zu kümmern: „Die Zuſel iſt fort und uns wirds jetzt auch zu heiß und zu eng. Komm!“

Ohne eigentlich zu wollen, folgte Jos dem Paar in die Kammer, wo neben dem Krämer und den Seinigen

für die eben Eintretenden gerade noch drei Stühle aufgestellt werden konnten.

Dem Jos wurde hier noch heißer als auf dem Tanzplatze. Angst aber war ihm nicht, obwol er sich von den Angesehensten der Gegend umgeben sah. Er überflog die Gesellschaft mit einem Blicke und sagte dann mit eigenthümlichem Lächeln, den Heuer ins Auge fassend: „Heut laß dir das Gnadenbrot nur schmecken. Vielleicht sitzen wir beide in der Gesellschaft beim letzten Abendmahl, und das schöne, große Osterlamm neben dem Heuer wird wol ein Anderer, möglicherweise sogar noch einer allein bekommen."

Das hätte man allenfalls für die Eröffnung eines jener witzigen und derben Wortgefechte halten können, wie sie der Bregenzerwälder im Wirtshaus liebt. Aber wem auch der Anfang noch nicht besonders auffiel, den ließ doch das Zittern der Stimme bei diesen Worten und der starre Blick des Sprechenden leicht errathen, daß hier Spaß und bitterer Ernst wenigstens stark gemischt sein mußten. Aller Augen richteten sich auf den Heuer. Man war begierig, wie der eitle Mensch so einen Anfall aufnehmen und wieder zurückgeben werde. Dem wäre aber sicher noch wenig Arges eingefallen, wenn ihm nicht die fragenden Blicke der Anwesenden gesagt hätten, es schicke sich schlecht für so ein Bürschchen, so etwas zu sagen, und für ihn noch schlechter, es geduldig hinzunehmen. „Neben so einen Frosch," rief er plötzlich, „läßt sich unsereiner nicht stellen, und kommst du mir noch einmal so, daß man nicht weiß ob's gehauen ist

oder gestochen, so soll ich sterben, wenn ich dir nicht zeige, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat."

„Das hab ich in dem Hause schon lange vor dir gewußt," lachte Jos, und fuhr dann mit eisiger Kälte fort: „Es ist nicht zu übersehen, größer, stärker und meinetwegen auch hübscher bist du allerdings als ich, aber gerade das könnte noch dein Unglück werden und dich allenfalls, solltest du etwa gar zu hübsch und gewandt sein, noch unter die Soldaten bringen, wenn du nicht schon fast zu alt dazu wärst. Man weiß von Leuten zu erzählen, die das auch schon erlebt haben."

Das hieß nun wieder einmal zwei oder noch mehrere Fliegen mit einem Schlage getroffen, wie es überhaupt weit herum keiner so gut konnte als der Jos.

Der Heuer zwar verstand von der ganzen Rede nicht viel mehr, als daß er schon fast zu alt sein sollte, aber auch das war recht genug, ihm die feurigste Zornesröthe ins Gesicht zu treiben, und seine Hände zur Faust zusammenzukrämpfen. Der Krämer, obwol er den Stich jedes Wortes empfand, zeigte sich bei weitem nicht so schmerzlich getroffen wie der Heuer, doch war auch er zu sehr aus der Fassung gebracht, um sich nicht dennoch als den Getroffenen zu verrathen. Die Zusel aber that sich durchaus keinen Zwang an. „Wär ich doch ein Bub!" hauchte sie. „Wär ich ein Bub, ich wollt es versuchen, ob man nicht mehr ungestört und ungeschimpft eine Stunde in guter, anständiger Gesellschaft sein

könne, ob man ſich von jedem Neidhammel allen zuſammengeſcharrten Unrath nachwerfen laſſen müſſe."

Der Einzige, welcher vielleicht mit einem Worte wieder Frieden hätte ſchaffen können, Stighans, fühlte ſich von dem Stiche ſelbſt ein wenig getroffen, und wenn das einmal der Fall war, ſo hatte er ſeine Gewalt über den Gegner wenigſtens für den Augenblick gänzlich verloren. Wie ein Geſchlagener ſaß er neben Dorotheen, der es anzuſehen war, wie ſehr es ſie ſchmerzte, eine Familienangelegenheit, die ſie ſelbſt noch oft beſchäftigte, vom Jos nun ſchonungslos vor die Oeffentlichkeit geriſſen zu ſehen. Ihren Unmut hatte der Knecht auch ſofort bemerkt und er litt furchtbar unter ihrem vorwurfsvollen Blicke. Ruhiger aber wurde er leider nicht, und das Gefühl, ſich doch recht ungeſchickt benommen zu haben, brachte ihn nur noch mehr aus der Faſſung. Er ſaß wie auf Kohlen, und wol hauptſächlich nur um das ihm ſo peinliche Schweigen zu unterbrechen, ſagte er, an Zuſels Ausruf anknüpfend: „Wo der Unrath ſo leicht zuſammenzubringen iſt, muß wenigſtens vieles nicht recht ſauber ſein."

„Wer will das noch ertragen und wer es vergelten?" ſagte Zuſels Blick, der raſch von Einem zum Andern ſchoß. Endlich blieb er an dem Heuer hangen, nicht mehr ſtolz, ſondern demütig bittend, und ihre Stimme zitterte, als ſie fragte: „Kannſt du denn nichts als ſchöne Sprünge machen auf dem Tanzſaal? Warum ſitzeſt du denn auch neben mir, wenn der Läſterer da ſo redet! Entweder ſchäme dich meiner, oder deiner ſelbſt und geh!"

„Hätt ich ihn doch so in meiner Heimat!“ wich der Heuer etwas verlegen aus. „In einem fremden Dorf ists denn doch nie recht rathsam, sogleich, ohne recht zu wissen warum, mit dem Nächstbesten Händel anzufangen. Bei uns — ich soll sterben, hätt ich ihn schon lange braun und blau geschlagen!“

Den übrigen im Zimmer anwesenden Burschen war es ordentlich eine Genugthuung, daß der Heuer sich des ihm schon lange mißgönnten Platzes neben dem hübschen, reichen Mädchen so unwerth zeigte. In manchem regte sich die Lust und fuhr ihm in die Fingerspitzen, der Zusel nun zu zeigen, was er könne und wen man an ihm hätte. Noch ärger wurde das, als das Mädchen rief: „Fremdes Dorf?. Ich, die Beleidigte, bin hier nicht fremd.“ Der Krämer, der längst auf glühenden Kohlen saß und sich durchaus nicht als getroffen verrathen wollte, befahl ihr auf das entschiedenste zu schweigen. Zusel aber fuhr erregt fort: „Ich bin hier nicht fremd, mußt du wissen, und es wird schon noch solche geben, die sich für mich gegen einen Schneider wehren dürfen.“

Nun begannen auch die ernsten Väter zu brummen, das Mädchen sei eigentlich herzhafter als alle, die sich gleichsam mit ihm von so einem Knechtlein foppen ließen. Das feuerte die Burschen, denen schon Zusels Rede durch die Glieder fuhr, nur noch mehr an, und Jos sah, wie aller Blicke sich drohend auf ihn zu richten begannen. Es ward ihm so heiß, daß er aufstehen und sich ins offene Fenster legen wollte, da er weder so gehen mochte,

noch ein Wort reden konnte. Der Heuer, gewohnt immer auf Wind und Wetter zu achten, hielt nun ein entschiedenes Vorgehen nicht mehr für besonders gewagt, seit er in aller Augen gelesen zu haben meinte. Anfangs dachte er, das Bürschlein würde ohne sichere Hinterhut gewiß nicht so herzhaft auftreten dürfen. Nun aber sprang er auf den Jos und faßte ihn hinten beim Halstuch, als ob es nicht nur seine Ehre, sondern auch sein Leben gegolten hätte.

So wären wir denn leider vor einer Wirtshausrauferei. Freilich ist sie, wenn auch nur Bauerknecht und Heuer die Helden sind, eben so gut Ausdruck verschiedener Ideen und Leidenschaften als eine andere, die mit Beobachtung der feinsten Formen vor sich geht. Da es aber beim besten Willen nicht möglich ist, unsere Kämpfer noch geschwind zu adeln, und ihnen Schwert oder Pistole in die Hand zu geben, so wärs wol am besten, wenn man die Sache so schnell als möglich abthun könnte. Die Beiden scheinen auch wirklich bald fertig zu sein. Kaum fühlt Jos von hinten sich gepackt, so dreht er sich gegen den Heuer um, und zwar so schnell und mit solcher Kraft, daß er den langen Heuer beinahe niederreißt und dieser das halb zerrissene Halstuch mit sammt dem Jos erschrocken fahren läßt. Während der Heuer das volle Gleichgewicht wieder zu gewinnen sucht, und noch bevor er sich von seinem Schrecken auch nur ein wenig erholt hat, steht Jos zornschnaubend mit geballter Faust vor ihm, und das Bürschchen schaut so wild, so drohend zu dem großen Manne auf, daß dieser

von Herzen gern die Zuſchauer, die erſtaunt und wie angebannt daſtanden, um Hilfe angerufen hätte.

Jos ſchien das zu bemerken, denn er rief: „Nur mit dir hab ichs jetzt zu thun, und wenn auch ein Anderer noch etwas will, ſo ſoll er doch warten, bis ich mit dir fertig bin.“

Den Heuer erſchreckte das ſchallende Gelächter, welches dieſer Rede folgte. Es war klar, daß man ſie beide ſich einſtweilen überlaſſen und dem Spaße zuſehen wollte. Aug in Auge ſtanden ſie ſich etwa eine halbe Minute lang gegenüber, jede Bewegung beobachtend und immer auf Angriff und Abwehr gefaßt. Im Zimmer war es ſo ſtill, daß man eine Nadel hätte fallen hören. Es war faſt unbegreiflich, wie ſo viele Zuſchauer ſich ohne Geräuſch hereinbringen und Platz finden konnten. Erſt als die Wirtin hereinſtürzte und nach der Urſache des Streites fragte, wurde es wieder laut. Jeder wollte erzählen und wurde ſogleich von dem Nebenanſitzenden unterbrochen oder widerlegt. Der Wirtin wars aber auch viel weniger um den Anfang als das Ende des ihr heute doppelt unangenehmen Zwiſchenfalles zu thun. Ohne lange zuzuhören, begann ſie beiden das Kapitel zu leſen und ſie mit derben Worten zum Frieden oder zum Heimgehen zu ermahnen.

„Meinetwegen,“ lachte Jos bitter, „ſoll der Tropf ungeſtört gehen, wenn er nichts kann als zierlich tanzen. Ich bleibe hier und hab ihm nichts abzubitten.“

Wie ein wildes Thier ſtürzte der Heuer auf Jos,

oder eigentlich auf den Platz, wo der gewandte Burſche noch vor einem Augenblicke ſtand, der ihn jetzt von der Seite anzupacken ſuchte. Es war wunderbar, wie das Jöslein ſich wehren konnte, und wie es rechts und links, hinten und vorn zugleich zu ſein ſchien. Die kräftigſten Streiche des Heuers fuhren in die Luft und riſſen ihn ſelbſt beinahe zu Boden, ſo daß er nach und nach um mehrere Schritte zurückweichend in der Verzweiflung endlich nach einer leeren Bierflaſche langte, die er als Waffe benützen zu wollen ſchien.

„Jetzt iſts genug," riefen mehrere Mädchen, die ſchaudernd ſeine Abſicht erriethen.

„Nein, laßt ihn mir!" ſchrie Jos.

„Wozu noch?"

„Wir ſind nicht fertig."

„Aber es iſt genug," rief man von allen Seiten, und begann dem Jos einzureden: „Er habe ſich tapfer gehalten, aber das Schönſte ſei doch noch, wenn er nun auch noch zur rechten Zeit wieder aufzuhören wiſſe."

„Ja!" rief Zuſel ſchneidend. „Ihr ſtolzen Burſchen meiner Heimat, ſeid doch ſo gut und ſchützt den Fremden, der für mich und meine Ehre einſtehen wollte. Schützt den Schwachen, wenn ihr ſonſt gar nichts thut."

Dieſe Worte hatten eine wunderbare Wirkung. Der Heuer mit ſeiner Flaſche ſtand wie vernichtet da; die andern Burſchen aber begannen mit dem Jos in

einem ganz andern Tone zu reden, und der Zuſel antworteten ſie: „Wir ſtehen ſchon auch für dich ein, mußt du wiſſen, und zwar beſſer noch als der Beſchützer, den du heute mitgebracht haſt. Der Heuer ſoll darum nur ruhig ſein, wir wollen das kleine Bürſchchen ſchon wegbringen.“

„Hab noch keine Luſt zu gehen,“ trotzte Jos.

„Es wird am Ende wol zu helfen ſein,“ riefen Mehrere.

„Einem allein geh ich nicht, wer etwas gegen mich hat, der ſoll kommen.“

„Gehſt du auch mir nicht?“ rief Hans, ſo zornig über den eigenſinnigen Knecht, wie ihn dieſer noch niemals geſehen hatte.

„Haſt du denn auch etwas gegen mich?“

„Ja.“

„Und Dorothee redet kein Wort für mich?“ frug Jos wehmütig.

Alles blieb ſtill.

„O wie ſeid ihr elende Leute,“ rief Jos plötzlich. „Alle kniet ihr vor dem goldenen Kalbe, mag es Zuſel heißen oder Hans.“

Die Burſchen, und Hans mit, drangen auf den Aufgeregten ein. Dieſer floh gegen das offene Fenſter und rief mehrere Male: „Auch Hans kommt! alle und er — er bringt mich um alles!“ [illegible] Sprung, und der Verfolgte war, ohne daß ein[illegible]nd ihn auch nur zu berühren vermochte, aus dem Zimmer verſchwunden.

Hart neben dem niederſtürzenden Strahle der durch

ein Gewitter angeſchwollenen Dachtraufe lag er auf einer Steinplatte und wälzte ſich langſam aus dem Kreiſe der aufſpritzenden kalten Tropfen hinaus. Im Zimmer begann man vom Kriminalgericht und ſogar vom Köpfen zu brummen. Wer nicht heim ſchlich, ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſuchte ſo ſchnell als möglich von etwas Anderem zu reden. Nur Dorothee begehrte auf, wie man ſie noch nie gehört, und Hans ſaß neben ihr, als ob ihn der Blitz getroffen hätte. Es wurde ihm ordentlich wohl, als die Magd ihn gegen Schick und Brauch verließ und vor das Haus hinab eilte, nachdem ſie hörte, daß Jos nicht mehr einen Tritt zu gehen im Stande ſei.

Zehntes Kapitel.

Die Heimkehr.

Erbärmliche Kreaturen ihr!

Das war die erſte Antwort, welche Jos denen gab, welche ſogleich vor das Haus geeilt waren und ſich nach ſeinem Zuſtand erkundigen wollten. Ja, nun kamen ſie zu allen Löchern heraus und ſtreckten die Hälſe und die Ohren, um etwa zu ſehen, was wol der ſo gedemütigte Trotzkopf für ein Armenſündergeſicht machen werde.

Tauſend Element, das ſollten ſie nicht!

Aber vergebens ſtrengte Jos ſich zum Aufſtehen an. Mühevoll hatte er ſich mit Händen und Füßen in die Laube des Hauſes, den ſogenannten Schopf, gebracht, wo er nun doch wenigſtens vor dem Regen geſchützt war. Hier ſaß er auf einem kleinen Heubündel und ſchaute die aus allen Winkeln des großen Hauſes kommenden Leute trotzig an.

„Jeſus, Maria und Joſef! ſein Kopf iſt ja blutig!“ riefen mehrere der Herbeigeeilten erſchrocken aus. „Hat dich denn einer geſchlagen? Wer?“

„Niemand als ich ſelbſt," antwortete Jos, und fuhr dann wie von Widerwillen und Ekel geſchüttelt fort: „Wenn mich einer ſo geſchlagen hätte, hu — einer der Elenden, und ich müßte jetzt auch ſo wehrlos daliegen und mich von jedem angaffen und bemitleiden laſſen — Gott, es wäre um den Verſtand zu verlieren."

„Und wie iſt dein Zuſtand jetzt?"

„Jetzt," lachte der ſchmerzgequälte Jos bitter, „jetzt hab ich gar keinen Zuſtand, nur noch einen Zuſitz, das muß doch jedes Kind ſehen."

Nur mit größter Mühe und vielen Kreuz- und Querfragen brachten einige Schulfreunde des Leidenden endlich heraus, daß er zwar im Sprung aus dem offenen Fenſter glücklich auf die Beine gekommen, dann aber auf der abgewetterten glatten Steinplatte auch noch auf den Kopf gefallen ſei.

Jos erzählte das, mit vielen bittern Bemerkungen über die verſchiedenſten Ausrufe des Mitleids ſich unterbrechend. Dieſe Weichheit, dieſes Beklagen des — durch eigene Schuld nur — Geſchehenen, was war es Anderes als der jämmerliche Tribut, mit dem ſie ihrem Hochmut, ihrer frommen Eitelkeit die beſte oder eigentlich die ſchwächſte Seite ihres Weſens wieder gewinnen wollten. Ha, Jos hätte raſend werden mögen, als er einen ſagen hörte, man könne unmöglich begreifen, warum ſo ein Unglück Gottes heiliger Wille ſei. Alſo auch an dem ſollte der liebe Gott die Schuld haben! Wie! Wenn er nun der Gewalt nicht gewichen wäre, wenn er ſtatt deſſen einige ſeiner Gegner verletzt hätte?

Dann wär gewiß nur der Sohn der Schnepfauerin und nicht der liebe Gott an der ganzen Geſchichte ſchuld geweſen. Aber dieſe Leute kamen eben niemals auf das Richtige. Da ſtanden ſie und jammerten über den blutenden Kopf, während ihm ſein rechter Fuß wol zehnmal weher that. Anfangs freilich wars ihm ſelbſt auch nicht anders gegangen. Erſt als er ſich zum Gegenſtande eines ihm widerlichen Mitleids gemacht ſah, dem er ſo ſchnell als möglich entfliehen wollte, empfand er im Fuße einen furchtbaren Schmerz, der bei der erſten Bewegung den ganzen Körper durchfuhr und ihn mit Gewalt auf den blutbedeckten Platz zurück warf, von dem er ſich, da er jede Hilfe trotzig verſchmähte, nur langſam wegzubringen vermochte. Jetzt hatte er eine ganz eigene Freude daran, daß die Umſtehenden, das Aergſte gar nicht ahnend, noch immer über die gewiß nicht bedeutende Verletzung am Kopfe jammerten.

Bitter lachend ſtarrte er die Umſtehenden an und wies Einzelne, die ihm ihre Dienſte anboten, trotzig zurück. Als dann aber die guten Leute ſich kopfſchüttelnd zu entfernen begannen, wurde ihm auf einmal wunderbar angſt. „Laßt mich doch um Gottes Willen nicht allein wie ein Thier!“ flehte er. „Ihr ſeht ja, daß ich einen Fuß gebrochen hab' und auch nicht einen Tritt mehr zu gehen im Stande bin.“

Dieſe Worte wirkten wie ein gewaltiger Schlag. Alle ſtanden einen Augenblick, als ob ihre Beine ſie nicht mehr tragen wollten, und eilten dann wieder zu dem Unglücklichen, um den ſich bald noch ein dichterer Kreis

gebildet hatte als vorher. Und nun regte sich in dem Unglücklichen wieder der frühere Trotz, der für das bestgemeinte Wort im besten Falle nur ein bitteres Lächeln zur Antwort hatte. Das wurde nicht anders, bis Jos die Stimme Dorotheens hörte, welche sich mit Gewalt durch die müßigen Zuschauer zu ihm hin arbeitete.

„Wie ists doch gegangen? Was fehlt ihm? Kann er wirklich gar nicht mehr gehen? Ist denn um Gottes Willen noch kein Doktor da?“ So fragte das Mädchen so schnell nach einander, daß kein Mensch zum Antworten kommen konnte.

Jos strengte noch einmal alle seine Kräfte zum Aufstehen an. Es war vergebens; er mußte sich ins Unabänderliche fügen, mußte leiden, wie er noch niemals litt, an Leib und Seele zugleich. Nichts ist so herb, nichts so beinahe unerträglich, als wenn man auf einmal seine liebsten Pläne und Hoffnungen als todte Last auf dem Gewissen fühlt, wenn man sich sagen muß, daß man sich selbst aus seinem Glückshimmel stürzte.

Jos schien ein ganz Anderer geworden, seit er Dorotheens auch in der Aufregung noch so leicht erkennbare Stimme hörte. Bisher hatte jede leise Bewegung nur die in seinem Innern kochende Wuth verrathen, so daß den Umstehenden immer doppelt weh und bange war; jetzt aber begann sein ganzer Körper zu beben, wie vom Frost des Fiebers geschüttelt, und die zitternden Hände suchten umsonst die aus den halbgeschlossenen Augen hervorquellenden Thränen zu ver-

bergen. Dorotheens fortgesetzte Fragen, noch viel dringlicher als die früher von den Andern an ihn gerichteten, die er nur trotzig zurückwies, machten ihn ganz weich, und nur vor Weinen war er nicht im Stande, sie so schnell zu beantworten, als sie an ihn gerichtet wurden. Jetzt erst dachte er auch an seine gute Mutter. Sie hatte doch wahrlich nicht verdient, auch das noch an ihm zu erleben. Ach, die lieben Bilder aus vergangenen Tagen, das schöne Leben neben Dorotheen auf dem Stighof, es war nicht etwa nur einfach dahin, verschwunden und verloren, sondern war ihm zur drückenden Last, und alle Rosen, die ihm auf seinem Lebenswege jemals blühten, hatten sich in schmerzlich stechende Dornen verwandelt. Er hatte geglaubt, Dorotheen verachten, hassen zu können als die Gefühllose, die berechnende Geliebte des reichen Bauern, nun aber lag er wehrlos und unfähig zu Spott und Trotz. Nur noch weinen konnte er und weinen mußte er, wenn ihm auch mit verhaltenen Augen die Anwesenheit der vielen Neugierigen schmerzlich gegenwärtig blieb.

Dorotheens Erscheinen und ihre Fragen brachten etwas Leben in die Menge, die vorher wie erstarrt um den Leidenden herum stand. Vielleicht mochten die von der Magd gestellten Fragen an manches Versäumniß erinnern, und dazu kam noch, daß die Veränderung im Wesen des Unglücklichen keinem Einzigen ganz entgieng und alle etwas weicher stimmte. Jedermann wollte nun gleich etwas für ihn thun. Während viele, ohne noch Regenschirme mitzunehmen, forteilten, um den Doktor

zugleich daheim und in allen Wirtshäusern zu suchen, brachten die Zurückgebliebenen Salben und Wein, Binden und Tücher aus dem Hause oder trugen aus der Nachbarschaft herbei, was in Hausarzneibüchern belesene Mütterchen nur immer wünschen und empfehlen mochten.

Als Dorotheens weiche, jetzt leise zitternde Hand das Haupt des Verwundeten berührte — sie that das so leise, daß man glauben mußte, er werde es gar nicht merken, — da öffnete er die Augen wieder und schaute zu ihr empor, so freudig stolz und doch auch wieder so demütig bittend, daß das Mädchen erbebte vor dem Blicke, in welchem des guten Burschen ganze Seele lag. Ja sie, die bisher sich so tapfer gehalten, wurde jetzt schwach, und vergaß in der Verwirrung die Umstehenden und was sie eigentlich wollte. Zitternd stand sie da und wurde bald blaß bald roth, bis ihr endlich die Wirtin ungeduldig das Wasserglas abnahm und den Kopf des Jos zu waschen begann.

Erst als der Unglückliche auf die in der Eile zusammengeflickte Tragbahre gelegt und heimgebracht werden sollte, kam Dorothee wieder vollkommen zu sich selbst, und während sie sich umsah, ob nicht auch etwa einem andern Mädchen beim Anblicke des Blutenden beinahe übel geworden sei — wie ihr —, befahl sie den Trägern die größte Sorgfalt, damit nicht am Ende das Unglück durch ihre Schuld noch größer werde.

Während sie nun mit der kleinen stillen Gesellschaft das Haus verließ, wurde droben getanzt und gejubelt, daß die Fluoh drüben über der Aach die frohen Töne

auch da noch wiedergab, als ſie ſchon zu weit ins Argenauer Dörflein hinein gekommen waren, um aus dem Wirtshauſe ſelbſt noch etwas hören zu können. Dorotheen kam das jetzt ganz verrückt, ja unmenſchlich herzlos und grauſam vor, ſo daß in ihr der Vorſatz erwachte, ihr Lebtag keine Tanzmuſik mehr zu beſuchen. „Kann man," mußte ſie ſich fragen, „ſo fröhlich ſein, nachdem man ſo kalt und lieblos war? Sieht niemand die Lücke, die das Unglück in dem frohen Kreiſe riß?" Allerdings lärmte die Fluoh herüber, daß man das könne, und von dem, der ſich da ſeufzend zum armen Mütterlein tragen laſſen mußte, ſagte ſie nichts. Aber wars denn am Ende nicht mit jedem Vergnügen ſo, wenn auch der Leidende nicht ſo hart daneben und für ſie ſo hörbar ächzte? Was mochte nicht ſchon vielleicht beim nächſten Nachbar alles vorgefallen ſein, während ihr die Stunde in der beſten Unterhaltung unerwünſcht raſch vergieng!

Es hatte aufgehört zu regnen, aber noch war der Himmel benebelt und auf die Tannen herab hiengen gewaltige Wolken, von denen der Kalendermacher, nach der für heute angegebenen Tageslänge zu urtheilen, durchaus keine Ahnung gehabt haben mußte. Schon lange vor ſieben Uhr war es faſt plötzlich Nacht und ſo dunkel, daß die Freunde des unglücklichen Jos, ſich mehr auf das Gehör als das Geſicht verlaſſend, den Weg zwiſchen den rechts und links noch niederplätſchernden Dachtraufen ſuchen mußten. Es war Dorotheen immer noch geweſen, als ob ſie in recht kurzweilige Geſellſchaft

komme, wenn ſie zwiſchen den ihr ſo wohlbekannten Häuſern dahinſchritt. Heut aber konnte ſie ſich keinen frohen, glücklichen Kreis um die wenigen Lichter herum denken, die ſie auf ihrer Wanderung erblickte. Da ſaß wol das arme Mütterlein mit dem Roſenkranz in der Hand auf der breiten Ofenbank und erwartete, von Zeit zu Zeit nach dem ſchwarzen Zifferblatte der alten Schwarzwälderuhr blickend, ungeduldig den einzigen Sohn, der noch im Wirtshauſe ſaß und wol den halben Sommerlohn verjubelte. Dort am Fenſter lehnte die arme Thereſe, die heute hart neben der Zuſel auf dem Brückeneingang den Geliebten erwartete, bis dieſer mit einer Angeſehnern, Reichern, ohne ſie noch zu beachten, an ihr vorüberſchritt. Hier ſaßen hungrige Kinder mit der traurigen Mutter bei den erſten Erdäpfeln dieſes Jahrgangs, die geſtern ſo fröhlich heimgebracht wurden. Man dachte ſie gemeinſam zu eſſen am Kirchweihtag und Gott dafür zu danken. Nun aber fehlte der Vater, und trotz des Hungers wollte es niemand recht ſchmecken. Dort polterte der biedere Vater und weinte die Mutter über die ungerathene Tochter, welche, wie man von Freunden, Feinden und Nachbarn hören mußte, ein bemittelter Taugenichts den ganzen Abend auf dem Tanzplatze feſthielt. Auch Angelika hatte ein mattes Licht im Zimmer. Ihr Kind half ihr auf den Vater, den Andreas warten, welcher ſchon früh etwas angetrunken war und mit einer Kellnerin tanzte. Und immer noch tönte es von der Fluoh herüber, die Hörner brüllten, die Burſchen lärmten immer wilder, und ſicher hätte Dorothee ſich

beinahe zu fürchten angefangen, wenn ſie jetzt mit ihren Gedanken allein geweſen wäre. Vor ihr her trug man den Liebling, den einzigen Sohn der armen Stickerin, die wol jetzt noch ganz arglos daheim ſaß, ihre Wochenrechnung machte und nebenbei dem lieben Herrgott dankte, daß ihr Jos einen ſo guten Platz bekam und denſelben auch zu behaupten im Stande war. Ganz laut, gerade als ob ſie das widerliche Echo von der Fluoh ſich aus dem Gehör bringen wolle, rief ſie ſchmerzlich aus: „O du Welt, du böſe, kalte, herzloſe, ſelbſtſüchtige Welt! Du biſt ein Wehhaus und ein Thränenthal, wie es im Kirchengebete heißt.“

Wie der vom Sturme vertragene Funken oft in viertelſtundenweiter Entfernung als mächtiges, weithin leuchtendes Feuer aufflammt, ſo ſpinnt ſich dem Aufgeregten, beſonders im Dunkel der Nacht, wo Aug und Ohr ſo bald an die wenigen äußeren Eindrücke gewöhnt ſind, ein einziger Gedanke auf ſeinem Wege bis zum anſcheinend Entfernteſten wunderbar und beinahe unbemerkt fort. Mit dem einzigen Worte aus einem wohlbekannten Kirchengebete, dem Salve Regina, kam ſie vom Lärm des heutigen Tages hinweg in die Kirche, wo ſie ſchon als frommes Kind dem lieben Gotte und der heiligen Mutter ſo manches Leiden klagte. Auch jetzt wieder verſuchte ſie zu beten. Aber es gieng ihr wie immer — ſie konnte viel beſſer danken als bitten. Wenn ſie recht glücklich war, dann fühlte ſie ſich dem Allvater am nächſten und wurde demütig; hatte ſie aber Klagen über die Welt, dann fehlte es ihr nicht an Worten,

aber die rechte Andacht wollte nicht kommen und es war, als ob ſie ſich ſchäme, mit ſo etwas vor den lieben Gott zu treten. Auch heute gieng es ihr ſo, und immer wieder fühlte ſie ſich in ihrer Andacht geſtört, obwol die Vorangehenden noch kaum ein Wort gewechſelt hatten. Sie waren alle noch zu erſchrocken, als daß ihnen ſelbſt Dorotheens lauter Ausruf über die böſe Welt beſonders hätte auffallen können. Während Jos dem Heuer und den Andern gegenüberſtand, waren ſie alle auf dem Tanzſaal geweſen. Erſt der auch dorthin dringende Bericht von dem Unglück ihres ehemaligen luſtigen Gefährten hatte ſie an ſeine Seite gerufen und ſie giengen um ſo lieber mit ihm heim, da nun doch die Luſt zum Tanzen ihnen allen gänzlich vergangen war.

„Weiß die Mutter ſchon von der traurigen Geſchichte?“ fragte einer der Burſchen, das bange Schweigen endlich unterbrechend.

Dieſe Frage gab Dorotheen wieder Leben. Sie dachte an den Schrecken der armen Stickerin, wenn nun Jos auf einmal ſo in ihre Stube gebracht würde. Nein, das durfte nicht geſchehen. Vorher ſollte das arme Weib ſo gut als möglich darauf vorbereitet werden. Dorothee eilte voran und ſann, wie ſie es nun anzugehen habe. Es waren peinliche Gedanken, mit denen ſie ſich jetzt beſchäftigte, und doch war ihr wohler, als da ſie noch müßig klagte und betete und einen Wink des Himmels erwarten zu wollen ſchien. Ja, ſeit es wieder etwas zu thun gab, fühlte das Mädchen ſich mutig, wie es noch ſelten nach einem Gebete war, welches nur

einem Nothſchrei glich. Vor dem Häuschen der Schnepfauerin aber wurde ihr wieder himmelangſt. Zitternd trat ſie in die dürftig erleuchtete Stube, wo die Schnepfauerin faſt zu Tode erſchrak, als ſie den ſpäten Beſuch endlich denn doch trotz ſeiner ungewöhnlichen Bläſſe erkannte. Dorothee begann, ſich wunderbar beherrſchend, mit einer Abhandlung über den Willen Gottes, ohne den kein Haar von unſerm Haupte fallen könnte. Die Schnepfauerin ſchnitt dieſe Einleitung kurz und gewaltſam ab. „Du kämſt heut nicht zu mir, wenn du nicht etwas Wichtiges und etwas Schlimmes ſagen müßteſt. Nun, ich leide ſchon unter dieſem Gedanken ſo viel, daß es nicht zu ſagen iſt. Drum ſchone mich nicht mehr und ſage mir offen, warum du da biſt.“

„Es iſt wol nicht ſo arg als du denkſt,“ antwortete Dorothee langſam. „Der Jos iſt nur für einige Wochen arbeitsunfähig geworden bei einem gefährlichen Sprung. Ich möchte der Stigerin nicht gern gleich von der Sache erzählen, du aber wirſt ſchon ſo gut ſein und ihn einige Tage pflegen und warten. Ich ſtehe dafür, daß dir — von Hanſen oder ſonſt — jedenfalls alles reichlich erſetzt wird, was du thuſt und anwendeſt.“

„Iſt gar nicht nöthig,“ ſagte die Mutter, die viel Schlimmeres erwartet zu haben ſchien, beinahe fröhlich. „Wer ſollte ſo Zeit und Luſt haben, für den armen Jos zu ſorgen wie ich?“

Und noch bevor ſie fragte, was denn ihrem Sohne

begegnet ſei, trug ſie einen Laubſack*) auf die breiteſte Bank**), ſtellte einige Lehnſtühle davor und machte in der Eile ein Bett, ſo gut es ihr nur möglich war. Als man aber die Tritte der Nachkommenden hörte, ließ die arme Mutter alles liegen wie es eben lag, erfaßte krampfhaft das auf dem Tiſche ſtehende Licht und wankte zur Thüre hinaus. Die langſam nachfolgende Dorothee ſah, wie die Mutter, beim Anblick ihres Sohnes beinahe ohnmächtig, auf den Tritt vor der Hausthür niederſank, und ihr leichenblaſſes Geſicht in den zitternden Händen verbarg. Dann raffte ſie ſich mit einer furchtbaren Kraftanſtrengung wieder auf und ſagte tonlos und hart: „Er ſoll gewiß auch noch halb erfrieren hier in der kalten Nacht? Seid ihr alle denn von Holz, daß ihr ſo gar nicht mit leidenden Menſchen umzugehen wißt?“

Der Armen fiel es nicht ein, daß die Träger nur auf ſie warteten. Die guten Burſchen verziehen ihr aber gern dieſe Ungerechtigkeit. Schweigend folgten ſie ihr ins kleine Häuschen, als ſie das Licht wieder ergriff und rief: „Stoßt doch um Gottes willen nirgends an — oder,“ fügte ſie in ganz anderm Tone bei, „macht ſo gut ihr könnt. Ihr meints ja redlich und habt ihn bis vors Haus gebracht. Ach, es iſt ſo traurig, aber ich hab

*) ſtatt Strohſacks, denn Stroh gibt es im Lande nicht.

**) An die Wand befeſtigte Bänke ziehen ſich um die Stube herum.

auch schon etwas für fröhlich gehalten und dann ists nur zum Unglück gewesen."

Auf die Freunde des Jos würde die wohlgesetzteste Rede nicht einen halb so tiefen Eindruck gemacht haben wie diese wenigen, scheinbar gar nicht zusammenhängenden Worte der armen Mutter. Feuchten Auges trugen sie ihren Freund in die Stube und sahen mit Freuden die Mutter wieder etwas gehobener und fester, als sie sich noch an manches erinnerte, was nothwendig sogleich gethan und hergerichtet werden mußte. Dann aber wollte sie auch wissen, was denn eigentlich dem armen Jos begegnet sei?

Jos, der noch kein Wort gesprochen hatte und auch keines zu sprechen im Stande war, zog die Bettdecke übers Gesicht, um unbemerkt weinen zu können. Dorothee begann so schonend als möglich zu erzählen, bis sie durch das Kommen des Arztes unterbrochen wurde. Dieser fand den Beinbruch sehr bedenklich. Aber obwol er sogar vom Abnehmen des Fußes einige Worte fallen ließ, schien doch der Mutter noch immer das Traurigste, daß das alles nur die Folge eines Wirtshausstreites war. Sie machte dem Hitzkopf, den sie doch schon so oft und oft warnte, die bittersten Vorwürfe. Als aber der Schmerzgequälte laut aufseufzte, da eilte sie ans Bett, zog die Decke herunter, daß sie sein Gesicht sehen konnte, und kam dann nicht mehr dazu, ihre Strafpredigt wieder aufzunehmen. Dafür gedachte sie nun der traurigen Zukunft. Die Andern suchten sie zu beruhigen, aber ihre Trostworte weckten nur Widerspruch. Man erinnerte

ſie daran, daß ſie mit ſolchen Klagen dem Kranken weh thue, und das half. In der Sorge um den Liebling fand ſie Kraft und Selbſtbeherrſchung, ja nach wenigen Stunden ſogar eine gewiſſe Heiterkeit der Seele wieder, ſo daß Dorothee und die Andern ſie und den Kranken ſelbſt viel beruhigter verließen.

Jos litt nicht nur an ſeinen Verletzungen. Zu den quälendſten Vorwürfen wegen ſeiner Uebereilung kam bald auch noch die Sorge für ſeine und der Mutter Zukunft. Die Mutter fand immer noch eine Art Troſt und Aufrichtung in der ſorglichſten Pflege des kranken Lieblings; dieſem aber war wie ein ſchmerzlich bitterer Vorwurf, was ihn ſonſt als ſprechender Beweis der Mutterliebe auch unter ſchlimmen Umſtänden überglücklich gemacht hätte. Wie aufs tiefſte beſchämt, wie vernichtet lag er da, ſein verwünſchter Trotz war gebrochen; nicht niedergeſchlagen von den Gegnern, die er im Traume ſich wieder und wieder gegenüber ſtehen ſah, ſondern mehr geſchmolzen von der Wärme der Mutterliebe, die ihn umgab und ganz neue, früher nie gekannte Gefühle in ihm keimen und wachſen ließ. Eine wunderbare Weichheit bemächtigte ſich ſeines ganzen Weſens, ſo daß er ruhig zuhörte, als ſpäter ſeine Freunde ihm erzählten, wie ſpottſchlecht ſchließlich auch ſein Gegner, der Heuer, noch weggekommen ſei.

So arg als einen hatte Jos mit ſeinem trotzigen Benehmen Stighanſen erzürnt. Eine Demütigung gönnte ihm dieſer recht wol und wäre bereit geweſen, auch das Seine dazu beizutragen. Als er dann aber

hörte, wie ſchlecht dem Jos ſein kühner Sprung gerathen, da war ihm nicht mehr recht wohl, wenn er ſich davon auch nichts anmerken ließ. Er hätte eine ſchöne Kuh drum gegeben, wenn er damit alles ungeſchehen zu machen im Stande geweſen wäre. Trotzdem brachten Dorotheens Vorwürfe ihn nicht von ſeinem Platze, ja dieſe zwangen ihn, innerlich ſich zu ſeiner Selbſtvertheidigung immer wieder an das läſtige Benehmen ſeines Knechtes zu erinnern. Er wollte kein wetterwendiſches Weib ſein wie Dorothee, welche — das hatte er genugſam bemerkt — ſich noch vor wenigen Minuten ſelbſt recht von Herzen über den Jos geärgert hatte. So blieb er denn ſitzen, und ſendete Dorotheen einen zornigen Blick nach, als dieſe zu dem Unglücklichen eilte.

Der Heuer hatte ſich mit der Miene eines Mannes, welcher ſich für den Helden des Tages hält, neben die ſeit Dorotheens Entfernung ausgelaſſen luſtige Zuſel geſetzt und begann nun Hanſen als Kirchweihwitwer auf die derbſte Weiſe zu necken. Die Lacher natürlich hatte er bald auf ſeiner Seite, obwol ſeine Witze zuweilen ſo ungehobelt waren, daß Zuſel ſich ſeiner zu ſchämen begann. Endlich war Hanſens Geduld zu Ende, der Faden riß. Auf ſprang er, ſchlug die Fauſt hart neben der Stumpfnaſe des Heuers auf den Tiſch, daß die Gläſer klirrten, und donnerte das geputzte Bürſchchen an: „Derlei Brocken wirſt du noch bekommen, wenn du nicht ſchon genug haſt. Willſt du aber nichts mitnehmen, ſo mach dich nur im Fluge fort und laß dich nicht mehr ſehen, du Händelſtifter, ſo lang du dein

geſtriegeltes Spitzköpflein und den breiten Hemdkragen in Ordnung erhalten willſt.“

„Ich ſoll ſterben —“ ſtammelte der Heuer und ſah ſich ängſtlich ſuchend im Zimmer um.

Aber die Zuſel, welche nun durchaus nicht mehr länger neben ihm geſehen ſein wollte und bereits mit der guten Gelegenheit zu rechnen begann, warf ihm einen Blick zu, der ihn nicht mehr ausreden ließ. Jetzt war ſie entſchieden für den Frieden. Der Heuer ſah ſich allein und nur kalte, höhnende Blicke auf ſich gerichtet. So kam er denn bald zu der ſchmerzlichen Ueberzeugung, daß Gehen das Klügſte ſei, und langſam, ſo leiſe und unmerklich als es in der Eile nur immer geſchehen konnte, rückte er ſeinen Stuhl ſo weit vom Tiſch, aus der Reihe der übrigen Stühle weg, daß er Platz genug zum raſchen Aufſpringen gewann. Er hätte aber gewiß nicht ſo aus dem Zimmer rennen, nicht auf jeden Tritt drei Stufen der Stiege unter die Füße nehmen müſſen, denn ſicher dachte kein Menſch daran, ihm etwas in den Weg zu legen oder ihn gar zu verfolgen.

Er eilte ins Haus des Krämers, packte ſeine Sachen zuſammen und hinterließ bei der Magd den Auftrag, ihm nach Abzug ſeiner Zeche den Heuerlohn ſo ſchnell als möglich nachzuſenden.

Im Wirtshaus zum Rößle gieng es nun wieder ſo luſtig zu, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Man gedachte auch des Geſchehenen faſt nur dadurch, daß man ſich erfreut ausſprach, nun doch der läſtigen Händelſtifter glücklich los geworden zu ſein.

Stighans hatte ſich unter allgemeinem Beifall auf des Heuers Stuhl geſetzt hart neben Zuſel, die ihm des Knechtes wegen keine Vorwürfe mehr machte. Der Krämer war überglücklich. Aber wie wohl ihm bei den jungen Leuten auch war, ſo ſchickte er doch den Hans mit ſeiner Zuſel großmütig von ſich weg auf den Tanzſaal, den dieſe erſt ſpät in der Nacht verließen.

Hans begleitete die Zuſel heim, trank noch den in der Eile gemachten Kaffee und eilte dann — dem Morgen noch zu entrinnen — auf den ſtillen Stighof, wo die ſchon wieder thätige Dorothee ihm einen guten Tag wünſchte.

Eilftes Kapitel.

Wie man ſchiebt und geſchoben wird.

Wie viel auch, ſeit man das „Volk“ als Kunſtobject zu behandeln begann, über Bauern und beſonders über Bauernmädchen geſchrieben wurde, es iſt doch immer noch fraglich geblieben, ob die guten Kinder ſich mit der Kirchweih mehr die Woche vorher oder nachher in Gedanken beſchäftigen. Wahrſcheinlich wird man, wenn noch dreißig Jahre Dorfgeſchichten geſchrieben und alle deutſche Erdenwinkel durchſtöbert ſind, ſich für die Woche hernach entſcheiden.

Bei Einzelnen kann das ſchon jetzt als ausgemacht gelten.

Zuſel hatte nicht viel, wenigſtens gar nichts Beſonderes gehofft. Nur einmal ein wenig Lärm wollte ſie haben, und nun war aus dem Spaße ganz unvermuthet Ernſt geworden. Jetzt war der Ehrgeiz des Mädchens wach. Was ſich ſo wie von ſelbſt angezettelt hatte, das mußte nun fort und fertig gewoben werden, damit ſie ſich vor Hansjörg, wenn er wieder kam, nicht

mehr ſo gleichſam in ihrer Blöße ſehen zu laſſen brauchte. Der Burſche war ihr jetzt wieder viel im Sinn, woran vielleicht auch die von Jos gemachten Anſpielungen einige Schuld haben mochten. Sollte wirklich der Vater ihn in des Kaiſers Rock gebracht haben? Sie fragte, horchte, ſah in den Rechnungsbüchern nach und ergab ſich nicht mehr, bis es ihr klar geworden war, daß der Krämer wirklich nur Mathisles Abhängigkeit benützt habe.

Aber dieſe Entdeckung wirkte jetzt nicht mehr ſo, wie ſie noch vor wenigen Monaten gewirkt haben würde. Wol konnte ſie den armen Burſchen bedauern, aber ſein Briefhandel war dadurch nicht entſchuldigt. Hansjörg war eben ein Menſch, der ſo wenig feſt auf ſeinem Platze ſtehen konnte, als der Heuer. Ob aus der nämlichen Urſache, war ihr jetzt ziemlich gleichgültig. Ihr Liebhaber mußte ein ganzer Mann ſein; woher es ihm kam, blieb ihr immer das Nämliche, wenn es nur da war. Hansjörg und der Heuer, ſie waren ſich ſo ziemlich gleich, denn beide zogen ſchon vor dem erſten Hinderniſſe jämmerlich ab. Das waren keine Männer; einen Mann aber wollte ſie nun an ihrer Seite wiſſen, der ſie ſchützen und jeden Angriff von ihr abwehren konnte.

Als Jos ſie mit ſeinem Spotte erröthen machte, und der Heuer rath- und thatlos neben ihr ſitzen blieb, da hatte die Stolze es einmal ganz durch und durch empfunden, wie wehrlos ein Mädchen neben dem aus Armut und — Gemeinheit herausgewachſenen, vielleicht ſchuldbewußten Vater ſteht. Ja, er hatte recht, dieſer Vater, ſein ſtolzes Gebäude mußte ſtürzen, wenn ſie ihm

nicht das ſchützende und bindende Dach aufſetzte. Und ſollte ſie das nicht von Herzen gern, um in alle Zukunft froh und ſicher wohnen zu können?

Wie ſie doch einmal ſo an Hansjörg hatte kommen können? Man hatte geredet, gelacht, nach und nach die gleichen Anſichten bekommen, und ſich an einander gewöhnt, man wußte ſelbſt nicht wie. Es war eben gefährlich neben ſo einem berechnenden Burſchen, gerade wie jetzt für Hanſen neben deſſen Schweſter. Freilich verrieth Dorothee durch ihr Weglaufen von Hanſen eine Neigung für den ehemaligen Schneider, aber Zuſel erfuhr ja an ſich ſelbſt, wie wenig derlei launenhaften Spielereien zu trauen ſei. Wohin konnte der leichtſinnige Hans nicht von dem Mädchen noch gebracht werden, wenn erſt Hansjörg wieder kam und den Rathgeber machte! So einfältig als ſie ſonſt wol geglaubt, war Hans jedenfalls nicht, das hatte ſie aus der mehrſtündigen Unterhaltung mit ihm erfahren; aber ſchwach war er, und beſonders der Magd gegenüber recht ſchwach, ſonſt würde er ſie, die ihm ſo ſchmählich davon lief, ſchon am Tage nach der Kirchweih aus dem Dienſte geſchickt haben. Freilich ſuchte ſie ſich zu bereden, daß das eben nur ſeine Gleichgültigkeit verrathe, aber es wollte nicht recht gehen, und Zuſel, die nun ſiegen mußte um jeden Preis, nachdem ſie einmal angefangen hatte, ließ die Beiden bald auch durch Andere in und außer dem Hauſe auf Schritt und Tritt beobachten.

Wer ſucht, der findet. Das gilt auch von einem Menſchenpaar, dem man einmal ein Liebesverhältniß

zumuthet, und gilt beſonders, wenn die Beobachter und Beobachterinnen für jede Mittheilung reichlich belohnt werden. Zuſel bekam bald jeden Abend Bericht, und arbeitete ſich ſo immer tiefer in die Sache hinein. Bald vermochte ſie Hanſen, den ſie jedesmal ſah wenn er mit Senſe oder Rechen vorübergieng, bei weitem nicht mehr ſo unbefangen etwas Witziges nachzurufen, als in den erſten Tagen nach der Kirchweih. Später hatte ſie nur noch ein ſcheues „guten Morgen“ für ihn, und wenn er ſie dann erſtaunt, fragend anſah, ſo gab ihr das aufs neue zu denken, weil ſie dadurch etwa eine der ſchon von jemand gemachten Beobachtungen beſtätigt wähnte.

Nachdem das letzte Heu beim Krämer glücklich untergebracht war, verkehrte das Mädchen faſt nur noch mit Leuten, welche von Stighanſen redeten. Dadurch gewannen die unbedeutendſten Reden und Handlungen des guten Burſchen in den Augen der Zuſel eine Wichtigkeit, daß man davon leicht auf eine ſtarke geheime Neigung ſchließen konnte. Es war auch ganz natürlich, daß das von den zum Aufpaſſen Beſtellten bald genug geſchah. Sie vermochten aber das viel eher geheim zu halten, als das, was ſie an Hanſen und Dorotheen beobachteten oder dem Beobachteten unterlegten. Auf einmal kamen über Hanſen und ſeine Magd die ſonderbarſten Gerede ins Dorf. Kein Menſch wußte woher, denn ſie waren überall auf einmal, und Zuſel fand, freilich durch ihre Veranlaſſung und Schuld, nun allgemein beſtätigt, was ſie geahnt und gefürchtet hatte. Es war ſchrecklich, daß das Mädchen nicht nur den

unſchuldigen, unerfahrenen Burſchen an die Ketten der Sünde zu ſchmieden und daran feſtzuhalten wußte, ſondern ſelbſt die alte Stigerin blind und taub zu machen verſtand. Durch ſolche Mittel und auf ſolchen Wegen ſollte der ſtattliche Hof, auf dem redliche, ſittenſtrenge Väter in Gottesfurcht walteten und alles zuſammenhielten, nur einer herabgekommenen Freundſchaft zufallen? So gieng es jetzt hin und her, daß Zuſel, der das immer einen Stich gab, beinahe zur Verzweiflung gebracht wurde. Auch der Krämer hörte ſolches Gerede gar nicht gern. „Die altbackene, fromme Dorothee," meinte er, „wäre ſelbſt nie ſo gefährlich als dieſes Geſchwätz, das Hans und vielleicht ſogar auch die alte Stigerin nur für den Lärm der Neidestrommel halten. Wenn das geſchieht, dann freilich kann aus der kindiſchen Liebelei etwas Großes werden."

„Da ſieht mans," klagte Zuſel, „auch du glaubſt an dieſe Liebelei!"

„O die nur iſt nicht gefährlich," lachte der Krämer, „und beſonders dir nicht." Und das erröthende Kind mit wohlgefälligem Lächeln betrachtend, fuhr er nach einer Pauſe ſchmeichelnd fort: „Gefährlich hätte dir nur Eine werden können, und die biſt du ſelbſt mit deinem trotzigen, leidenſchaftlichen Sinne. Seit ich dieſe Eine nicht mehr fürchten muß, fürchte ich gar nichts mehr. Wenn du nur nichts verdirbſt, dann muß es gehen auf dieſe oder jene Art. Die alte geldgierige Stigerin iſt auch noch da, und Hans wird müſſen, wenn er nicht will."

„Aber ich will nicht und muß nicht, wenn es so klingt," sagte Zusel entschieden. „Alles wär mir wie Gift und Messer, was nur so gezwungen käme. Die Zusel ist zu stolz, um sich einen Liebhaber nur so gleich einem Gefangenen zuführen zu lassen. Selbst, freiwillig soll er kommen oder gar nicht."

Der Krämer, dem der Erfolg immer die Hauptsache und das Einzige war, was er im Auge hatte, fand seine Tochter geradezu unbegreiflich. In der letzten Zeit hatte er sie für recht verliebt gehalten, drum glaubte er, nun müsse ihr jeder Weg recht sein, auf dem der Geliebte ihr entgegengeführt werden könne. Wunderbare Leute, diese Weibsbilder! Schon an seiner Seligen hatte er zuweilen etwas bemerkt, was ihm rein unverständlich war.

Der Mann saß und sann, bis es zu dunkeln begann. Auf einmal entstand draußen an der Hausthür ein Gerumpel, als ob nicht nur ein, sondern wenigstens ein Dutzend Thürklopfer in Bewegung gesetzt würden. Zusel wollte sehen was es gebe. Sie verließ das Zimmer mit den Worten: „Den Hans mag ich unter solchen Umständen gar nicht und du brauchst in der Sache nichts mehr zu thun." Aber noch bevor der Krämer sich von seinem Erstaunen über diese Rede wieder erholt hatte, schoß das Mädchen zurück und hauchte fast athemlos: „Jetzt, Vater, jetzt haben wirs. Der Hansjörg ist da! Geh doch du, denn ich kann ihn in seinen Soldatenkleidern, kann ihn jetzt durchaus gar nicht mehr sehen."

Was mag er wollen? fragte ſich der Krämer, während das Mädchen in ſeine Kammer eilte. Langſam und jeden Tritt noch langſamer gieng der Mann der Hausthüre entgegen. „Daß der Spitzbub ſchon heute kommen muß," murmelte er. „Es ſteckt doch noch ein Tropfen vom frühern Blute in ihm, ein böſer, giftiger Tropfen, und kein Menſch kann ſagen, wie lange das Mädchen ſo fortläuft, wenn er kommt. Mit Hanſen iſts wie aus. Sie hat keinen Sinn fürs Vermögen, denn die Verwöhnte weiß nicht, mit wie blutſaurer Arbeit man es erwerben muß. Wunderliches, ehrgeiziges, demütiges, opferwilliges, ſelbſtſüchtiges Volk — dieſe Weiber! Am End iſts gut, daß Hansjörg mich trifft. Er ſoll nicht Luſt kriegen, ſo bald wieder zu kommen."

Und der Krämer ſah wirklich recht grimmig aus, als er der Thüre zuſchritt, ſeine Hand aber zitterte beim Oeffnen gewiß ärger, als wenn er je einem Grenzjäger öffnete, der nach den wohlverſteckten geſchmuggelten Waaren zu ſuchen kam. Er erwartete etwas ganz Beſonderes und nahm alle ſeine Kraft zuſammen. Trotzdem prallte er zwei Schritte zurück, als er die hohe Geſtalt des ſchönen Kaiſerjägers in der kleidſamen Uniform erblickte, die ſeinem ganzen Weſen etwas Stolzes, Sicheres gab, vor dem dem Handelsmann himmelangſt wurde. Der Krämer hatte ſeine Sprache verloren; auch der Mann mit dem ſchönen, etwas gebräunten Geſichte ſchwieg eine Weile und ſchien unterdeſſen jeden Augenblick noch größer zu werden. Endlich wünſchte ſeine klangvolle Stimme einen guten Abend.

„Was iſt gefällig?“

„Ich hab mich nur ſehen laſſen wollen in des Kaiſers Rock.“

Dieſer Trotz im Tone gab auch dem Krämer wieder Kraft. „Dann,“ ſagte er, „hätteſt du lieber am hellen Tage kommen ſollen.“

„Kann ſchon auch noch geſchehen. Ich werde überall ſein, wie das böſe Gewiſſen.“

„Hätteſt du ſonſt nichts wollen?“ fragte der Krämer etwas ſcheu.

„Einen Pfeifenkopf kaufen.“

Das Geſchäft war bald abgethan und der Kaiſerjäger verließ brummend das Haus.

„Was da!“ rief der Krämer, die Schublade zuſchlagend, daß die porzellanenen Pfeifenköpfe klirrten, „ſo einen Taugenichts, der mit lauter Kupferkreuzern zahlt, ſollte unſereiner fürchten? Dummheit!“

„Iſt er fort?“ fragte Zuſel, die unbemerkt bis unter die Ladenthüre geſchlichen war.

„Natürlich, warum ſollte er dableiben?“

„Ich glaub, er ſei ins Dorf hinein.“

„Iſt mir gleichgültig.“

„Aber mir nicht. Wenn er nun auf den Stighof geht?“

„So wird Hans keine große Freude haben.“

„O ich auch nicht!“

„Pah!“

„Der Kuppler und Verführer hat uns noch gefehlt. Wenn ein anderes Haus ins Geſchrei käm wie der

Stighof, dann thäts Predigten und Christenlehren geben, daß jedes Kind sie heimzuthun*) wüßte. Ists doch im Frühling denen von der Kanzel aus nachgetragen worden, die vor dem bestimmten Alter sich in den Jungfernstuhl machen. Hier aber will man nichts sehen und nichts sagen, wenn schon das ganze Dorf davon voll ist."

Der Krämer stand neben dem Labentische und sann. Dann plötzlich sagte er: „Mädchen, das ist gar nicht so übel," und gieng hinaus.

Am andern Tage gieng er zur Messe und dann in den Pfarrhof. Langsam schritt er durch den Garten, in dem er den greisen Pfarrer vergebens hinter schon welkenden Blumenbüscheln und Rosenhecken zu erspähen suchte. Vor der Thüre band er sich noch das Halstuch fest, ordnete den Hemdkragen, nahm die Zipfelkappe ab und trat auf das einladende „Herein" herzhaft in die Stube.

Der Pfarrer saß beim Frühstück und sah den seltenen Gast etwas strenge an. Doch länger als einige Augenblicke vermochte der gute Mann gegen keines seiner Pfarrkinder unfreundlich zu sein. „Es wird doch nichts fehlen, das Ihr selbst einmal kommt?" frug er, und fuhr dann lächelnd fort: „Es ist mir lieb, daß ich mich Ihres Besuches auch wirklich freuen darf."

„Ich hätte vielleicht zu einer etwas passendern Zeit stören sollen," stotterte der Krämer.

---

*) sie richtig anzuwenden, die Gemeinten zu errathen.

„Ich gehöre meiner Gemeinde zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht," antwortete der Pfarrer.

Der Krämer ſetzte ſich auf den ihm gebotenen Stuhl und begann: „Es iſt vielleicht nur eine Einbildung, was mich hertreibt; aber ſolche Einbildungen können oft vom Schutzengel kommen oder von den armen Seelen. Mir einmal*) ſind in meinem Leben ſchon weit weniger lebhafte Vorſtellungen verhängnißvoll geworden. In den letzten Tagen und ganz beſonders heut iſts mir immer ganz merkwürdig vorgeſtanden, ich ſollte für die Seelen meiner guten Schwiegerältern doch auch etwas mehr thun als was öffentlich und ſo zu ſagen nur Anſtands halber für ſie geſchah. Zum Beten freilich hat unſereiner keine Zeit, drum thät ich gern für die Seligen ein Dutzend heilige Meſſen in aller Stille leſen laſſen."

„So," ſagte der Pfarrer trocken, und ſchritt langſam gegen den Schreibtiſch.

Dem Krämer war ordentlich wohl, daß der Pfarrer ihn endlich aus den Augen ließ. Der durchdringende Blick hatte ihm zuletzt beinahe die Sprache benommen. Jetzt plauderte er wieder ſo behaglich wie einer, der eben einer Gefahr entrann und nun jede Spur der gehabten Angſt wegzulächeln ſucht. „Mit meinen guten Schwiegerältern," erzählte er, „hab ich denn doch nicht immer im ſchönſten Frieden gelebt. Was konnten ſie für die ererbte Denkungsart? O, es war gewiß nicht böſer Wille, wenn

*) d. i. wenigſtens.

ſie mich meine frühere Armut und die Fehler meiner Schweſter oft ſchmerzlich empfinden ließen. Ich ertrug das um ſo geduldiger, weil ich ſelbſt noch manchen Fehler abzubüßen hatte. Ich hab viel gelitten, aber der liebe Gott hat mich dafür geſegnet, mehr als ich hoffen konnte — viel mehr, Herr Pfarrer! Als Vater kann ich immerhin zufrieden ſein — wenigſtens mit dem Kinde, welches von mir erzogen wurde. Die Zuſel hat freilich noch nicht alles im Kopf wie ich. Natürlich! junge Mäuſe bemerken nur den Speck, ältere auch die Fallen, in welchen er liegt. Im Ganzen muß ich das Mädchen loben und ſagen: Für dieſes Alter könnt ich ſie kaum anders wünſchen. Verſtand und Ernſthaftigkeit kommen erſt mit den Jahren, das weiß ich nur zu gut von mir ſelbſt, und muß ihr im Grund verzeihen, daß ſie ſich mit Mathisles Hansjörg etwas zu tief einließ. Er war eben als Ladenſchneider im Haus, und man weiß wol, daß es kein Gut thun kann, wenn Feuer und Stroh ſo nahe zuſammen kommen. Mich hats ſchon lange gewundert, daß das auf dem Stighof, wenigſtens ſcheinbar, immer noch ſo gut thun kann. Verbrannte Kinder fürchten das Feuer, und ich muß geſtehen, daß ich da nicht immer nur müßig hätte zuſehen mögen. Die gute Alte aber ſcheint nichts zu merken, und der Herr Pfarrer wird leider die Wichtigkeit der Sache bisher auch noch zu wenig erkennen."

Der Pfarrer, welcher mit immer noch größern Schritten die Stube durchmeſſen hatte, blieb jetzt vor dem erſchrockenen Krämer ſtehen und fuhr dieſen an: „Ich hab in Konſtanz ſtudiert!"

Der Krämer verſtand den Sinn dieſer Worte nur zu gut. Der alte Pfarrer hatte ſeine Studien ſchon damals vollendet, als der Bregenzerwald noch zum Bisthum Konſtanz gehörte*). Er meinte ſich ordentlich damit, kein Brixener zu ſein, und ermangelte nicht, den jüngern Geiſtlichen gegenüber ſeinen Hirſcher und Weſſenberg mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens zu vertheidigen. So brachte er ſich unter ſeinen eifrigen Berufsgenoſſen, in den Ruf eines allzu freiſinnigen Mannes, und bald betrachteten ihn ſeine Amtsbrüder nur noch ſo von oben herab wie einen verirrten Führer, dem die rechte Erleuchtung fehle. Ihn aber ſchien das wenig zu kümmern. Lächelnd eilte er aus ihrer Geſellſchaft zu ſeinen Büchern heim. Mit den Jahren aber erlag er mehr und mehr ſeinen Eigenheiten. Wenn andere Geiſtliche und beſonders die ihm beigegebenen Kapläne das Betſchweſterthum groß zogen, ſo ſah er darin nur einen Schachzug gegen ſich ſelbſt, und der Aerger darüber, daß man ihn ſo zu unterhöhlen trachte, ließ ihn bald zu ſtreng und bald zu milde vorgehen. Beſonders ſtolz war er auf den unbeſtrittenen Ruf, daß er ein Mann des Friedens und für keinerlei Schwätzereien zugänglich ſei. Es lag auch etwas von dieſem Stolz in den Worten, mit denen er den Krämer und ſeit Jahren jeden heuchelnden und ſchmeichelnden Zuträger abgefertiget hatte.

Der Krämer ſaß auf ſeinem Stuhle wie ein

*) Jetzt iſt er dem Bisthum Brixen untergeben.

verhagelter Frosch. Er sah sich errathen, daher er denn von Stighansen und seiner Magd nichts weiter mehr sagen, sondern sich vor allem wieder selbst so gut als noch möglich aus der Schlinge ziehen wollte. Das gieng wol am besten, wenn er nochmals an den eigentlichen frommen Zweck seines Kommens erinnerte. Schon ihm selbst gab der Gedanke daran wieder eine gewisse Sicherheit, so daß er, während er die Zipfelkappe aus der Tasche zog, zwar leise aber doch ziemlich fest zu sagen wagte: „Nun, der Herr Pfarrer muß ja seine Hirtenpflicht kennen. Messen aber für Verstorbene werden wol auch in Konstanz gelesen?"

„Ja," antwortete der Pfarrer mit erzwungener Ruhe. „In Konstanz und überall, ob man ein Paar Gulden zahlt oder nicht, wird wenig ändern. Da kommts beim Stifter auf die Absicht an. Ist die gut, so ist alles gut; mir selbst aber schmeichelt das gar nicht und ich mag mich durch solche Stiftungsgelder auch in keinem Kloster besonders empfehlen lassen. Wer ein Opfer bringen will, der komme mit reinem Herzen, sonst muß ich ihn bedauern. Ich will damit niemand beleidigen, aber gegen so wackere Leute wie die vom Stighof solltet Ihr niemand aufreden wollen, verstanden? Ein altes Weib kann Hans doch als Magd nicht anstellen."

„Aber —"

„Gut — weiß schon, daß Dorothee euch im Weg ist, euer Goldfischlein unterzubringen und reichen Fischfang zu halten. Der gute Hans könnte mich wahrhaftig dauern. Er ist schon was Rechtes werth und die Dorothee

auch. — Nur nicht gemuxt! Wo die ganze Gemeinde fürs Reden und Lügen bezahlt wird, darf der Pfarrer doch auch noch etwas sagen, wenn er es umsonst thut. Der Dorothee thät ich ein rechtes Glück gönnen, aber drein reden möcht ich weder so noch so, denn ich hab in Konstanz studiert —"

Der Krämer war zum Pfarrhof hinaus, als ob ein Sturmwind ihn erfaßt hätte, und heim kam er, ohne etwas davon zu merken. Aber müde fühlte er sich, unaussprechlich müde, so daß er eine Weile sich erschnaufen mußte, bevor er seiner Tochter das Erlebte zu erzählen im Stande war. Der Bericht wurde etwas ungenau, so daß Zusel daraus die Ueberzeugung schöpfte, der Pfarrer müsse von Dorotheen schon gewonnen sein.

„Zum Pfarrer hätte man eigentlich gar nicht gehen sollen," meinte sie.

„Wärs aber anders gegangen, so würdest du alles jetzt dein Werk heißen," antwortete der Krämer ärgerlich. „Beim Kaplan werden deine Freundinnen sicher das Ihrige thun. Mein Gang hat doch zu Wege gebracht, daß wir wissen, woran wir mit dem alten Konstanzer sind."

„Das hätte man sich denken können."

„Nicht so leicht," widersprach der Krämer. „Nicht viele würden Dorotheen vor dir den Vorzug geben."

Jetzt stellte sich Zusel in Gedanken zum ersten Mal neben das stille, fleißige, bescheidene Kind. Sie dachte

ſich an den Platz des Pfarrers und derer vom Stighof und wechſelte die Farbe.

„Heiraten wird ſie Hans aber doch nie,“ tröſtete der Krämer. „Da wird die alte Stigerin entſchieden auf deiner Seite ſein, und die iſt denn doch noch mehr als der wunderliche Pfarrer.“

„Mir iſt Hans am meiſten,“ klagte Zuſel; „der ſollte wollen, und ſonſt ſollte dann meinetwegen alles dagegen ſein. Ja, erſt dann wärs hübſch und könnte man ſeine Freud haben an einer Liebſchaft. So aber, wie du die Sache nimmſt, ekelts mich ordentlich an, und ich habs ſchon geſagt, daß ich keinen mag, den man mir mit Gewalt zuführen muß. Weit lieber gieng ich noch heut in ein Kloſter.“

„Oho!“

„Ja ja, man hat mir ſchon geſagt, wie es dort eine mit meinen Mitteln ſo gut haben könnte, und der Himmel wäre gewiß.“

Der Krämer kannte die Launenhaftigkeit ſeines Kindes zu gut, um dieſe Worte beſonders ernſthaft aufzunehmen. Vielleicht wars auch nur ein Seitenſprung, um ihn von der Hauptſache abzubringen. Das ſollte aber nicht ſo leicht gehen. Er fragte geradezu: „Du willſt alſo den Hans nicht?“

„Eben will ich ihn, und nur daß er nicht auch will, noch lieber als ich, könnte mich zum Weinen bringen.“

„Dann ſind wir ja eins.“

„Bei weitem nicht. Mir iſt ſein Vermögen ganz gleichgültig.“

„Du biſt halt eben verliebt. In der Ehe wird das ſchon wieder anders kommen.“

„Verliebt bin ich nicht. Wenigſtens war mir Hansjörg einmal viel lieber. Wenn nur der nicht gerade jetzt gekommen wäre, daß noch eine Weile alles beim Alten bleiben dürfte. Aber ich bin im Gerede. Es muß etwas geſchehen und ich weiß nicht was. In meinem Kopf dreht ſich alles um und um. Vater, du kluger Mann, mach mich ruhig. Du haſt mir den Hansjörg genommen, nimm mir auch den Hans! Dir muß das noch viel leichter werden. Gib ihnen Geld, thu was du kannſt, daß niemand mehr von mir und von ihm und von Dorotheen rede. Thu das, oder ich werde krank und ſterbe.“

Der Krämer verließ unmutig die Stube, Zuſel blieb allein. Aber ſchon einige Minuten ſpäter ſchlich eine ihrer Freundinnen, die Köchin des Kaplans, ſo leiſe zu ihr herein, daß Zuſel ſie erſt bei ihrer leiſen Anrede erſchrocken auffahrend wahrnahm.

„Ich hab dir nur noch geſchwind etwas erzählen wollen,“ flüſterte die Betſchweſter.

„Ich dir auch,“ ſagte Zuſel etwas unfreundlich.

„So erzähle nur, ich muß gleich wieder gehen, damit mich niemand hier ſieht.“

„Man darf dich hier ſchon ſehen.

„Aber ſo erzähle doch,“ drängte die Köchin.

„Wir haben die arme Dorothee denn doch zu ſehr ins Geſchrei gebracht. Es könnte ſie leicht den

Dienſt koſten, wenn einmal die alte Stigerin etwas davon erfährt."

„Das ſoll es auch," fuhr die Betſchweſter auf. „Wenn du auch erkalten ſollteſt im frommen Eifer, die Mitglieder des dritten Ordens, den der Kaplan ſelbſt errichtete in dieſem Dorfe, haben ſich der Sache kräftig angenommen, und dir winkt die Siegespalme ſchon auf Erden, wenn du nicht wankſt. Dorothee iſt eine Sünderin, und die Mutter unſeres Ordens, bei der du ſehr wohl an biſt, hat unter den Schweſtern ein tägliches Gebet für ſie und um Ausrottung des Aergerniſſes angeordnet. Das wird wirken."

„Iſt Dorothee denn auch im Orden?"

„Keine Rede, aber wir haben die Pflicht, für große Sünder und für Bedrängte zu beten."

„Dann betet nur auch für mich!"

„Warum nicht gar! Das würde dich gleich in ein böſes Gerede bringen."

„Wie denn in ein Gerede?"

„Man hat ſo ſeine Gedanken über die, für welche man betet, und es gibt viel zu viele, die dieſe Gedanken, die man natürlich nicht immer für ſich ſelbſt behält, zu erhorchen wiſſen. Aber um ſo fruchtbarer iſt unſer Gebet. Ich will dir zu deiner Aufrichtung nur ein einziges Beiſpiel erzählen. Unſer jetziger Pfarrer war in der ganzen Gemeinde ſeiner Lauheit wegen beliebt und es ſchien unmöglich, die Leute darauf zu bringen, daß etwas nicht in Ordnung ſei, da ja Frieden und Eintracht herrſchte. Lachte doch

noch fast alles mit, als er die ersten Schwestern unseres Ordens ihrer vielen Communionen wegen Tabernakelmäuse nannte. Nun, wer zuletzt lacht, der lacht am besten. Wir begannen für ihn um Erleuchtung und einen christlichen Eifer zu beten, und schon steht er ziemlich ohne Einfluß, wie gefällig er sich auch gegen jedermann zeigt. Nur noch der Doktor, die Zeitungsleser und einige Fremdler*) stehen auf seiner Seite. Der verspottete Kaplan aber ist zu Ehren gekommen in der Gemeinde, bei den andern Geistlichen und auch beim Bischof, der dem guten Manne, von Haus aus blutarm und niedrig, seinen Eifer noch auf dieser Welt belohnen kann. So viel vermag unser Orden selbst gegen den Pfarrer."

Zusel hatte erstaunt zugehört. Von dem vielen Gehörten war ihr nur noch Eines ganz klar, daß der Pfarrer nicht den rechten Eifer habe. Sie sagte: „Was du erzählst, kommt mir fast wie ein Wunder vor."

„Das ist es auch."

„Daß ihr aber recht habt, weiß ich wegen dem Pfarrer. Daß der manches zu leicht nimmt, haben wir selbst erfahren. Es ist wol recht, wenn man dem auf die Finger klopft."

„Und die Dorothee sollten wir schonen? Du willst Hansens arme Seele nicht retten?"

---

*) Einheimische, die in der Fremde gewesen sind, Fremdes angenommen haben.

„Laß mich darüber nachsinnen.“

Die Köchin stand auf, öffnete die Thür und fragte zurück: „Wir haben für dich angefangen, sollten wir gegen dich enden?“

„Wer so viel kann, muß recht haben. Ich gehe in Gottes Namen mit und will das Meine thun,“ antwortete das Mädchen langsam mit bebender Stimme.

Zwölftes Kapitel.

Eine Versöhnung.

Während wegen Stighansen so viel geredet, vermutet, gehofft, gewünscht und gefürchtet wurde, bewegte dieser sich arglos in Haus und Feld*). Recht aufpasserische Nachbarinnen freilich wollten behaupten: das Gerede über ihn und seine Magd mache ihm weit mehr Kopfarbeit als er sich anmerken lasse. Sonst hab er immer mit Dorotheen gesungen, schon am frühen Morgen, und in der ganzen Nachbarschaft habe man keinen Menschen früh zu wecken gebraucht. Jetzt aber bleibe den ganzen Tag alles still und man könne leicht auf den Glauben kommen, daß Hans kein gutes Gewissen habe. Etwas jedenfalls müsse ihm über das Leberlein gekrochen sein, da man ihn auch nie mehr neben Dorotheen arbeiten sehe, neben der er sonst in der letzten Zeit noch gewisser als ihr Schatten gewesen.

Wer aber Hansens kräftige, gedrungene Gestalt so

---

*) Man denke aber ja nicht an Getreidefelder.

ſicher und gleichſam ſtich- und kugelfeſt in den wenigſtens achtpfündigen Holzſchuhen unter der breiten Stallthüre ſah, mit dem ſtolz aufgerichteten Krauskopf ob den beiden lateiniſchen rothen H, welche die Hoſenträger mit den breiten Querbändern über Bruſt und Rücken auf dem blauen Werktagshemde bildeten, der verließ den beinahe trotzig und doch auch wieder ſo gutmütig unter ſchwarzen Lockenrädern herausblickenden Burſchen mit der feſten Ueberzeugung, daß dem noch nichts aufs Leben oder auch nur bis an die Haut gekommen ſei. Unter dem, was ihm jetzt Sorge machte, und was allenfalls für Minuten ſeinen Humor verderben konnte, war das Gerede wegen ſeinem Verhältniſſe mit der Magd ganz hinten dran. Gehört hatte er allerdings davon und ſich etwa eine Viertelſtunde darüber geärgert, weil möglicher Weiſe doch auch die Mutter davon hören konnte, die in dieſem Stücke ſehr ſtreng war. Aber dann konnte er ſie ja fragen, warum denn das Mädchen am Kirchweihtag ſo ganz gegen alle Art von ſeiner Seite weg und dem händelſüchtigen Knechte nachgelaufen ſei? Gewiß, mit dieſem konnte er die Mutter beruhigen — viel beſſer beruhigen, als ſich ſelbſt. Ihn wurmte dieſer Streich noch immer recht gewaltig, und das Gerede von einem heimlichen Liebesverhältniß mit Dorothee kam ihm faſt wie ein Hohn vor.

Das war für ihn eine Demütigung, welche ſogar die ſchöne Zuſel nicht wegzulächeln vermochte; ein Schlag für ſein Herz, der ihn ſchon genugſam dafür geſtraft hätte, daß er den Knecht ſo ganz ſich ſelbſt und ſeinem

traurigen Schickſal überließ. Und doch kam etwas noch viel Aergeres. Jos, der kluge, unentbehrliche Jos, der Rathgeber und Helfer in allen Fällen, war arbeitsunfähig geworden und mußte daheim liegen in der unruhigen, peinlichen Zeit der Viehmärkte, wo es auf dem Stighof ſo viel zu thun und zu ſinnen gab. Das blieb jetzt Hanſens ſchwerſte Sorge, weil es die nächſte war. Sie konnte dieſe breite, hoſenträgerumpanzerte Bruſt recht ſchwer drücken, wenn er rathlos vor einem liſtigen Viehhändler ſtand, welcher die Bäche aufwärts ſchwätzen zu können ſchien. Jetzt erſt fühlte er, was das verteufelte Bürſchchen war, und viel leichter als ſich ſelbſt ſeine Unthätigkeit verzieh er ihm, daß es das Köpfchen auch einmal ein wenig hatte aufrichten wollen. Jetzt ſtand Jos bei ihm zu hoch, als daß er noch hätte Unrecht auf Unrecht häufen und einen der vielen Burſchen anſtellen können, die ihm unter den vortheilhafteſten Bedingungen ihre Dienſte antrugen. Er wollte ſich, bis Jos wieder ein wenig hergeſtellt war, mit Taglöhnern behelfen. Freilich lebten die ſich weniger in alles hinein, was zum Hauſe gehörte, als ein Knecht, ließen auch eher dieß und jenes außer Acht; aber ob jetzt hundert Gulden mehr oder minder aufgiengen, kam weit weniger in Betracht als die Ehre des Stighofs, die es ſo weit als möglich zu retten galt.

Unter Ehre denkt man ſich ſehr Verſchiedenes. Faſt jede Lebensſtellung bildet dafür ein eigenes Gefühl; doch überall wird ſchließlich die Frage entſcheidend, ob es dem Menſchen um das Sein oder nur um den Schein zu

thun ist. Im ersteren Falle findet er die Befriedigung seines Ehrgefühls in der Ruhe des Gewissens, die ihn bei allen äußern Stürmen aufrecht erhält, im andern kann ihm nur Kühnheit oder der Zufall und die Blindheit der Menge, die nur dem Scheine folgt, dazu verhelfen. Hans dachte nie daran, daß das Gerede wegen der Magd seiner oder der Ehre des Hauses weh thun könne, weil er sich Doretheen gegenüber nichts vorzuwerfen hatte, als was er nun selbst büßen mußte, nämlich die stolze Trägheit, mit welcher er den trotzigen Knecht in seiner übeln Laune ganz dem Schicksal überließ und schließlich durch sein ungeschicktes Auftreten zum Aeußersten trieb. Wenn er hören mußte, er habe dem Knechte nicht geholfen und sei sogar noch gegen denselben im entscheidenden Augenblicke aufgetreten, weil er, wie Jos ja selbst deutlich genug verrathen, den lästigen Nebenbuhler nicht nur habe entfernen, sondern auch demütigen wollen, so that ihm das weit weniger weh, als wenn man sagte: „Er habe den Knecht verlassen, wo er mit einem Worte den Frieden hätte herstellen können, und der Beweis wäre nun geliefert, daß er selbst neben dem betrunkenen Jos noch der Dümmere sei.“

Das hatte Hans von einigen Freunden des ehemaligen Schneiders hören müssen und das schnitt furchtbar tief ein. Entschuldigt freilich war Jos damit noch nicht. Das Bürschchen that damals viel zu stößig und war zu sehr obenauf. Es that gar nicht wie gewöhnlich und war kaum noch für den klugen Jos zu erkennen. Wer aber konnte das so gut wissen als Hans? Jeder

hat einmal seine schwache Stunde, und wer soll ihn dann ertragen und zurechtweisen so gut als möglich, wenn nicht die, die ihn besser kennen? Dorothee hatte das auch gesagt und er, zu redlich, um seine Fehler hinter fremde zu verstecken, ließ ihr ohne Widerrede vollkommen recht; nur meinte er, daß eine kleine Demütigung dem Jos denn doch nicht übel gethan hätte. Er sagte das an dem Morgen nach der Kirchweih, als er die Magd in der Küche traf, und hatte dabei schon etwas Schlaf in den Augen. Der aber verging ihm, als das Mädchen sich hart vor ihn hinstellte und sagte: „Weißt du nicht, daß einem leicht Seifenschaum in die Augen kommt, wenn man ihn mit Gewalt weiß waschen will? Warum soll gerade er, der fleißige, durchtriebene, unermüdete, von dessen Kraft und Kühnheit du und dein Hof das ganze Jahr zehren, an dem Tage gedemütigt werden, an welchem ihr alle euch in euerer Herrlichkeit zeigt und mit allem prahlt was ihr habt?"

Hans eilte aus der Küche, als ob er fürchte, die aufgeregte Magd könnte ihm mit einem Topf voll siedenden Wassers nachstürmen. Das war aber auch alles, was die Beiden in der Woche nach der Kirchweih über diese Geschichte mit einander redeten. Sie redeten überhaupt nicht mehr, als die Verrichtung der täglichen Arbeiten unumgänglich nothwendig machte, und die Nachbarinnen hatten nicht ganz unrecht, wenn sie behaupteten, daß die Beiden sich mit solchem Fleiß mieden, als sie sich in den Wochen vor der Kirchweih gesucht hätten. Das Unglück des armen Jos, den Dorothee jeden Abend be-

ſuchte, und ſeine unſicher gewordene Zukunft mit der ſeiner vielgeprüften Mutter machten dem Mädchen um ſo mehr Kopfweh, da es ſelber ſich nichts vorzuwerfen hatte. Wenigſtens in den erſten Tagen nicht. Nach und nach aber war denn der armen Magd nicht mehr recht wohl neben dem immer mürriſchern, immer ſchweigſamern Hans. Das Gefühl der Abhängigkeit begann ihre Theilnahme für Jos zu ſchwächen und ſie immer ſchwerer, immer ſchmerzlicher zu drücken. Auf dem Stighofe hielt man ſie ſo, daß ſie kaum anders einmal an ihre Stellung gegenüber den Beſitzern dachte, als wenn ſie den außerordentlich großen Jahreslohn empfieng. Dann war ſie gerührt von ſo großer Güte, und mit tauſend guten Vorſätzen gieng ſie gleich an ihre Arbeit, um wenigſtens ſo vieler Wohlthaten ſich nicht unwerth zu zeigen. Dieſes Abhängigkeitsgefühl konnte aber bei ſo liebevoller Behandlung um ſo weniger lange dauern, da nur kindliches Pflichtgefühl ſie noch an die Heimat am Argenſtein feſſelte, ſeit die Mutter einem jahrelangen Leiden erlag. Wol trug ſie dem alten geldgierigen Vater und der kränkelnden Schweſter jeden verdienten Kreuzer zu, ja ſie verſagte ſich noch manches, um ihnen einen frohen Tag machen zu können, was, wie ſie wußte, mit Geſchenken immer gelang; aber ſie lieben — ſo recht gern haben, und alles vor ihnen abſchütteln was drückte, das konnte ſie nie. Es fehlte ihr Achtung und Vertrauen, doch wagte ſie ſich das nie zu geſtehen und erröthete vor ſich ſelbſt bei der Frage: Was denn in der engen heißen Stube ihr ſo die Bruſt beklemme und ſie immer faſt mit

Gewalt hinaus und auf den Stighof zurück treibe? Um sich wenigstens dem Vater gegenüber zu entschuldigen, hatte sie ihm einst gestanden: „Daß sie sich eigentlich nicht mehr am Argenstein, sondern auf dem Stighof in den seit mehr als fünfzehn Jahren gewohnten Verhältnissen recht und ganz daheim fühle.“ Eine kleine Strafpredigt, oder wenigstens einige Klagen über dieses Geständniß hätte das Mädchen entschieden viel lieber gehabt, als sie das Lächeln sah, mit welchem das Mathisle sein kurzes „schon gut, ganz recht“ begleitete. Von jetzt an ward es ihr immer noch heißer in des Vaters kleiner Stube, in welche sie jedoch kaum noch jedes Halbjahr zu kommen pflegte.

Was nun aber, wenn sie mit Hansen nicht mehr einig wurde? wenn er es ihr immer nachtrug, was sie gesagt und gethan, als er einmal nicht gerade ihr zum Dienst gehandelt hatte? Am ersten Tage nach der Kirchweih antwortete sie sich auf diese Frage ganz kurz: Sie könne auch anderwärts ihr Brot verdienen. Bei ruhigerer Ueberlegung jedoch war sie mit dieser Antwort in keiner Weise mehr zufrieden, obwol sie keine andere finden konnte. Wenn sie an den Vater, an ihre Pflicht gegen ihn und die Schwester dachte, mußte sie sich sagen, auch Jos hätte an seine Mutter denken und sich anders benehmen sollen. Erst seit Hans so mürrisch an ihr vorüberschoß, wußte sie recht, wie gut er sonst immer war. Nur einmal hatte er sich so gegeben, daß sie ihn kaum noch kannte; aber wenn er am Kirchweihtag den Knecht seine Unzufriedenheit empfinden ließ, und mehr that

Hans ja eigentlich nicht, so war das noch immer weit eher in der Ordnung, als wenn sie dann Hansen, ihren größten Wohlthäter, darum öffentlich tadelte.

Dem Mädchen giengs wie ein Stich ins Herz, wenn es dem mürrischen Burschen begegnete, denn es hatte keine Ahnung, daß oft nur seine Rathlosigkeit wegen einem Kuhhandel ihm die Stimmung verdarb, und daß er überhaupt sich selbst noch weit mehr vorzuwerfen habe als ihr, die ihn eigentlich nur mit sich selbst noch unzufriedener gemacht hatte.

Am Sonntage nach der Kirchweih gieng Hans, wie jeden Sonntag, wo die Hitze während des Nachmittagsgottesdienstes ihn durstig machte, in die Kronenwirtschaft, die des guten Bieres wegen besonders berühmt war. Kaum hatte er sein Glas vor sich, als auch der Krämer, hier ein etwas seltener Gast, sich neben ihn her machte, und von allem redete, was er von der Kirchweih mit heimgebracht hatte. Der Mann wurde dabei so lang und breit, wie vielleicht kaum den vertrautesten Freundinnen gegenüber ein Mädchen, welches da zum Erstenmal im Leben auf dem Tanzplatz aufgeführt wurde. „Recht lustig," schloß er endlich laut und beinahe feierlich, „prächtig ist alles gewesen. Jede Stunde, jede Minute ein neues Vergnügen. Ich hab noch keine solche Kirchweih erlebt und doch weiß jedermann, daß ich schon weit in der Nähe herum gekommen bin. Musik, gute Weine, ordentliche Bedienung, nun, das sind so Sachen, die unsereiner immer und überall findet, aber seltener trifft sichs, daß ganz die rechten Leute sich zusammen

finden. Da wurde denn doch einmal mit dem Gesindel gehörig aufgeräumt. Lächerlich noch zu allem Unfall ist dem Jos gegangen."

„Wenn etwas an der ganzen Geschichte noch lächerlich sein sollte," betonte die Wirtin streng, „so wär das gewiß nur der Umstand, daß ein Mensch so ganz zum Krämer wird, daß er auch Menschen verhandeln und umtauschen will wie Tuch und Mehl um einen Heustock."

Hans hatte unwillkürlich die Augen geschlossen, wie immer wenn ein unerwartetes Wort ihn wie ein Schlag traf, den er wehrlos hinnehmen mußte. Er sah nicht mehr, wie aller Blicke sich auf ihn richteten, aber er fühlte es eben so gut, als er den Hieb der Wirtin auf den Heustock gefühlt hatte. Die schon mitgebrachte üble Laune hatte ihn viel empfindlicher gemacht, als er sonst gegen derlei Bemerkungen zu sein pflegte.

Gewöhnlich mochte Hans mit jedem Menschen sich gern unterhalten, und über einen guten Einfall konnte er herzlich lachen, ohne zu fragen, von wem er sei. Mancher wohlhabende Wälder kümmert sich vor allem um Stand und Vermögen seines Gesellschafters, damit er einen Maßstab für die Länge und Vertraulichkeit der Unterhaltung gewinne. Hans aber pflegte nur seinem Gefühle zu folgen. Er konnte jeden sogleich verlassen, der ihm nicht paßte, sobald er irgendwo Besseres wußte; nur heute, als der Krämer zu ihm her katzenbuckelte, blieb er trotz dem in ihm sich regenden Widerwillen wie angenagelt sitzen. Das vom Krämer gebrauchte Wort

lächerlich machte ihn schwach und empfindlich für die Zurechtweisung der Wirtin, welche er ganz bestimmt erwartet hatte. Nein, lächerlich wars nicht, was dem guten Jos begegnete, als er, zu bescheiden um gegen den Brotherrn aufzutreten, sich so gut als noch möglich durch die Flucht aus der Sache wickeln wollte. Die Wirtin hatte — wie gewöhnlich — ganz recht, daß sie den herzlosen Mann gehörig abtrumpfte, und auch daß sie ihn, Hansen, einen Heustock nannte. Ja, er war wirklich der träge, dumme Heustock gewesen, heut aber wollte er der um keinen Preis mehr länger sein. War auch der Wirtin nicht ganz zu entrinnen, so wollte er denn doch ihre Predigt nicht mit dem Krämer anhören; besonders da nicht mehr, als der, statt seine frühere Rede zu verbessern, ganz trocken sagte: „Dir, du strenge Predigerin, würde die Geschichte schon auch lustiger vorgekommen sein, wenn sie unter deinem Dach und bei deinem Weine sich zugetragen hätte."

Solche Krämerantwort auf einen so gegründeten Vorwurf war Hansen in seiner jetzigen Stimmung gerade was er noch brauchte, um rasch aufzustehen und vom vollen zweiten Glase wegzugehen.

Wenn er auf der steinernen Stiege vor dem Hause nur ein Bischen stillgestanden, so hätte er hören müssen, wie scharf die Wirtin dem Krämer auseinandersetzte, daß sie ihr Geschäft eigentlich nur aus Liebhaberei betreibe. „Wär ich nur wegen dem lieben Profitchen da," sagte sie, „und wär mir das, wie dir, das Gewissen und alles, dann müßt ich ja jedem schmeicheln und streicheln, wenn

ich ihm auch viel lieber mit Feuer in den Pelz fahren thät. Ich ehre aber und achte mein Geschäft, drum soll es auch mich ehren und nicht etwa meine beste Tugend — meine Offenheit, von mir zum Opfer fordern. Wenn du nun noch nicht merkst, wie unberechnet ich bin und wie gleichgültig gegen den Gewinn, den mir gewisse Leute bringen, so sollst du das noch heut, noch diese Stunde von mir erfahren."

Der Krämer schien aber schon genug zu haben. Er saß so demütig und still bei seinem Glase, daß die Wirtin ihre Heftigkeit beinahe bereute und etwas unwillig über sich selbst die Stube verließ. Sie glaubte dem Manne denn doch gar zu rauh gekommen zu sein, weil es ihr nicht einfiel, daß ihre Auseinandersetzung es weit weniger sei, als Hansens schnelles und ganz unerwartetes Fortgehen, was ihm jetzt sichtlich Kopfarbeit machte.

Hans würde jetzt weit weniger bald schwach und mitleidig geworden sein als die Wirtin. Ja zum Lachen hätte ihn der Anblick des sonst so großen Mannes bringen können, der stumm dasaß, mit den magern Fingern einen langsamen Marsch trommelte und den Takt dazu ächzte. Aber Hans sah und hörte jetzt in dieser Gegend nichts mehr. Heim lief er, als ob ihm der Kopf brenne, und die schwere Hausthüre schlug er hinter sich zu, wie wenn zu weltewigen Zeiten ihm kein Mensch mehr nachkommen sollte. Die Stube fand er brütig heiß, die Pfeife wollte nicht ziehen und der Kaffee war so schlecht, daß er Dorotheen ernstlich darum tadeln wollte. Doch da sagte ihm die Mutter, er sollte wissen,

daß die ſogar am Werktag in jeder freien Minute beim Jos drunten ſtecke, geſchweige denn am Sonntag, wo Krankenbeſuch ſogar vom Pfarrer als gutes Werk empfohlen ſei.

Ja ja, das war richtig! Hans empfand etwas wie Eiferſucht. Aber das ihn quälende Gefühl war doch ganz ein anderes, als da er die Angelika zuerſt mit dem leichtſinnigen Andreas vertraulich thun ſah. Damals fuhr ein rechter Aerger über die böſe Welt in ihn, jetzt aber wars ihm, als ob der Boden unter ſeinen Füßen weiche. Er vermochte ſich nicht mehr auf der Höhe zu behaupten, die die Mutter ihm damals mit Erfolg als ſeinen Platz anwies. Wie vernichtet ſtand er da und ſann eine Weile. Dann verließ er das Haus und als ob es an eine Feuersbrunſt gienge, eilte er der Wohnung der armen Stickerin und ihres kranken Sohnes zu.

Auf der hintern Bank, hart neben dem wohlgepflegten, lieblich duftenden Rosmarinſtock, war dem Jos das Bett gemacht worden, ſo ſauber und nett, daß es mit dem Rosmarin zu ſeinen Füßen und dem Glaſe voll hochſtengeliger Feld- und Gartenblumen beinahe einem Altar der Mutterliebe glich. Dem Eintretenden wars wirklich nicht anders, als ob er in die Kirche komme zum Beichten. Jetzt erſt begann er ſich vorzuſtellen, was alles dieſe guten Leute leiden müßten. Er verſtand auf einmal, was es bedeute, daß die Mutter auch das Kreuz aus dem Tiſchwinkel genommen und ob dem Leidenden zwiſchen zwei Heiligenbildern aufgehängt hatte. Die Arme wollte ihn mit allem umgeben, was je ſie getröſtet

oder auf andere Gedanken gebracht hatte. Konnte das etwas nützen, wie schön es auch war? O gewiß nicht viel! Hans wenigstens gestand sich, daß ihm schon die wohlgepflegten Pflanzen zuwider sein würden, wenn sie ihn immer ans Freie erinnerten, während er keinen Augenblick aus dem Schatten könnte. So da liegen und in den schönen Sommertagen sich nicht regen und nicht bewegen dürfen, leiden wie ein angebundenes Thier, dabei auf Gnad' und Ungnade sich dem Doktor mit seinen scharfen Messern und Binden und dem Schicksal überlassen, wie die Katze im Sack, schon das — und es wollte Hansen noch immer mehr einfallen — war so ganz gegen seine Natur, quälte ihn schon als Vorstellung so, daß er augenblicklich kein Wort der Anrede finden konnte. Er hatte eine so peinliche Empfindung, wie früher in der Schule, wenn unvermuthet ein Knabe mit eisernem Nagel rasch über eine Schiefertafel fuhr.

„Guten Abend," brachte er endlich mit Mühe hervor und war nicht wenig erstaunt, daß Jos so freundlich, ja gerade heiter zu antworten und seinen Gruß zu erwidern vermochte.

Etwas erklärlicher allerdings wäre ihm das geworden, wenn er sich gleich anfangs weit genug in das Stübchen hinein gewagt hätte, um auch Dorotheen erblicken zu können, die schweigend im hintern Ofenwinkel gerade dem Jos gegenüber saß. Doch wenn er auch die gesehen, wenn er sich in der Aufregung noch an die Worte seiner Mutter erinnert hätte, alles was in diesen Menschen vorgieng wäre ihm doch noch nicht begreiflich

geworden. Wo ſo ein verwöhnter Hans nichts mehr vermutet und nichts mehr ſucht, da finden arme Leutlein das Beſte, denn gerade da offenbart ſich recht der Schatz der heiligen, reinen, ſelbſtloſen Mutterliebe, welcher in dem Grade wächſt, wie das launiſche Glück ſeine Gaben zurückzieht. In der Hütte der Armut, wo ſie ſo viel Platz hat, da waltet ſie allein und beinahe allmächtig, ſo daß es ſchwer zu beſchreiben und doch jedem leicht begreiflich zu machen iſt, der dabei ſelbſt an eine liebe Mutter denkt.

Als Jos damals das Durcheinander von der Kirchweih in Gedanken etwas erleſen*) hatte und mit ſich ſo gut als eben möglich eins geworden war, begann ihn die Vorſtellung zu quälen, daß er nie mehr der Mann zu einem gehörigen Tagwerk werde, um ſich und die Mutter wenigſtens vor der äußerſten Noth zu ſchützen. Jedes freundliche Wort der Guten ward ihm ein Vorwurf, jede Aeußerung ihrer Theilnahme, ihres Mitleids traf den von eigenen Vorwürfen nicht Freien viel ſchmerzlicher als der bitterſte Tadel. Aber wie ſo viele Liebe und Sorgfalt ihn auch beſchämten, er vermochte doch nicht lange zu widerſtehen. Es war, als ob er das Herbſte, Drückendſte allmählich wegbrächte in ſtillvergoſſenen Thränen, die er jetzt häufiger faſt als in ſeinen Kinderjahren weinen mußte. Es that ihm wunderbar wohl, ſich mitten in ſeiner Armut ſo reich und bei ſeinen großen Fehlern ſo innig geliebt zu wiſſen. Er ward demütig

*) geſichtet, geordnet.

von Herzen und drum trug er leichter die Laſt, die er nun einmal zu tragen hatte.

Wenn die Mutter neben ihm bei der Stickerei ſaß und ſo vertraulich mit ihm plauderte, war es ihm oft, als ob die ſchönſte Lebenszeit, die der Knabenjahre, wieder gekommen und alles ſeitdem Erlebte nur ein Traum ſei. Wirklich war er auch wieder weich und fromm und fügſam wie damals, wurde auch wie ein Kind behandelt, und nur der Gedanke an die Zukunft ſchlich wie ein düſterer Schatten durch ſeine ſchönen Träume. Es war auch die Zukunft der Mutter!

Er war zu bedauern und die Stickerin neben ihm auch, wenn ihm ſolche Gedanken kamen, und ſie kamen immer häufiger. Die Mutter fand kein Wort, ſie zu bannen, Dorotheen aber war das ſchon durch ihr Erſcheinen, wenn auch ohne Wiſſen und Willen gelungen. Hätte er auch auf ihre Fragen nach ſeinem Befinden eine betrübende Antwort geben können? Es war ihm doch recht wohl jetzt und es gab Augenblicke, wo er ſich ſagte: Dorotheens Theilnahme ſei ſchon werth, daß man ſie durch ein Leiden errege. Es gieng auch ſonſt gleich alles beſſer, als er im erſten Schrecken gefürchtet hatte. Seit der Doktor das Bein wieder einrichtete und verband, fühlte er oft ſo lange gar keinen Schmerz, bis er ſich vergaß und zu unruhig wurde. Aber Dorothee redete ihm darum ſo eindringlich zu, daß er dann ſelbſt im Traume noch daran denken zu können glaubte. Nur als Hans kam, hatte er unwillkürlich aufſpringen wollen. Aller Groll gegen ihn war vergeſſen und heiter fragte er

den reichen Arbeitgeber, der den Thürnagel noch immer nicht aus der Hand gelaſſen hatte: „Du wirſt endlich ſehen wollen, wie lang der Knecht braucht, bis die Kirchweih gehörig ausgeſchlafen iſt?“

„Ja, es iſt eine ſchlimme Geſchichte,“ antwortete Hans, der in des Knechtes heitern Ton nicht überzugehen vermochte, etwas unbeholfen. Ihm kam die freundliche Frage ganz unerwartet und beinahe auch unerwünſcht. Hätte Jos den Mürriſchen gemacht und ihn am Ende tüchtig ausgeſcholten, ſo würde er ihm ſchon auch geſagt haben, wie viel an dem Unglück auf Joſens eigene Rechnung komme. So aber konnte Hans nichts thun als daſtehen wie ein armer Sünder und ſich ſchämen. Einen Augenblick bedauerte er wirklich, daß er nicht lieber beim Krämer in der Krone geblieben war. Dann aber ſchritt er ans Bett heran, erfaßte die Hand des Knechtes und rief: „Sind doch wir beide wieder einmal Narren geweſen! Dorothee hat —“

Hans hatte erſt in dieſem Augenblick die Genannte im Ofenwinkel erblickt und hielt nun verlegen inne.

„Was haſt du denn von der gleich erzählen wollen?“ fragte das Mädchen.

„Nun“ — murrte Hans, „du ſollteſt mich gut genug kennen und mich für keinen Verläumder halten. Da hätteſt du gar keine Sorge haben, ja nicht einmal kommen müſſen.“

„Ich bin ja ſchon vor dir da geweſen,“ trotzte das Mädchen. „Dich,“ fuhr es dann halb im Scherz und

halb im Ernſte fort, „dich haben wir beim Krämer vermuthet, und daß der keinem Menſchen zu nahe tritt, iſt bekannt genug. Alſo nichts für übel.“

Durch dieſe Worte ward Hans wieder an die heutige Rede des Krämers erinnert, die ihm dieſen jetzt noch mehr zuwider machte. „Nein,“ ſagte er, „mit dem laß mich gehen, wenn du das von Dorotheen noch hören willſt.“

„Nun, ich bin ja ſtill und höre.“

„Dorothee hat — aber nein, das ſag ich nicht mehr.“

„Der Krämer,“ ahmte das Mädchen Hanſens Redeweiſe nach.

„Nur ſtill und laß mich: Dorothee —“

Der Beiden Blicke waren ſich freundlich begegnet. Sie mußten laut lachen und Jos und die Schnepfauerin lachten mit. „Dorothee,“ begann Hans nun herzhaft, „hat ganz recht gehabt, als ſie mir am letzten Sonntag tüchtig den Marſch machte.“

„So —“ ſpottete das Mädchen, „und dieſes Bekenntniß hätte man faſt mit Winde und Hebſtange herauf holen müſſen?“

„Nun iſts da und du kannſt machen damit was du willſt.“

Das Mädchen war hoch erfreut, nun Hanſen doch wieder freundlich zu ſehen. Sogar Jos, der zuweilen ſchon ſelbſt nicht ungern ein wenig etwas zwiſchen die Beiden geworfen hätte, fühlte ſich erleichtert, als er eine ſchwere Sorge des Mädchens, auch aus ſeinem ungeſchick-

ten Benehmen erwachsen, wieder schwinden sah. Er nahm an den nun folgenden Gesprächen so lebhaften Antheil, daß ein nur Hörender ihn für den Gesundesten unter allen gehalten hätte. Es war ihm auch wirklich noch selten an einem Sonntage so herzlich wohl gewesen.

Nur als Hans und Dorothee die Stube verlassen hatten und er sie von seinem Lager aus hart neben einander dem stolzen Stighofe zuschreiten sah, zog etwas wie eine Wolke über sein ausdrucksvolles Gesicht, und der Fuß begann recht weh zu thun, gerade als ob das in den letzten Stunden Versäumte und Verplauderte sogleich wieder eingebracht werden müsse.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Unterredung im Herrenstüble.

Die Unterhaltung mit Jos war so lebhaft, daß Hans dabei ganz vergaß, er habe einen Kranken besuchen wollen. Dachte er doch nicht einmal mehr daran, den Knecht zu fragen, ob er auch so bald als nur menschenmöglich wieder auf den Stighof zu kommen entschlossen sei? Das kam wohl zum Theil davon, weil das Benehmen des Burschen eine solche Frage wirklich fast unnöthig erscheinen ließ, hauptsächlich jedoch unterblieb sie darum, weil Hans jetzt um den Jos besorgter war, als um sich selbst. Daheim war ihm das Aergste an der Geschichte gewesen, daß er dem geschickten Knechte unrecht that und ihn nun missen sollte; nun aber begann er sich dessen angebundenes, sorgenvolles Leben zwischen den engen vier Wänden vorzustellen, und dagegen war nur eine Kleinigkeit, was seit der Abwesenheit des unersetzlichen, vertrauten Nothhelfers ihn gedrückt und beunruhigt hatte. Erst jetzt ärgerte er sich recht über den Krämer, welcher die Stirn hatte, das lächerlich zu

nennen. Im Heimgehen machte er seinem Herzen etwas Luft. Die Magd war erstaunt, ihn gleich einer eifrigen Betschwester, die mit der ganzen bösen Welt im Kriege lebt, am Krämer und seinem falschen Kätzchen herumtadeln zu hören. Dorothee mochte die Zusel auch nicht besonders wohl leiden, aber endlich gieng ihr denn Hans doch gar zu weit und beinahe bittend empfahl sie ihm Maß und Billigkeit in Lob und Tadel. Besonders betonte sie, daß man einem Menschen seiner Aeltern und Verwandten wegen nichts geben und nichts nehmen dürfe, was er nicht selbst von ihnen habe.

Das aber war von Hansen gar zu viel gefordert gegenüber einem Mädchen, welches er sich vergebens mit Gewalt aus dem Kopfe bringen wollte. Zusel hatte denn doch zu viel von ihrer ältern Schwester, als daß sie ihm ganz gleichgültig hätte bleiben können. Wie mit Gewalt zog es ihn immer wieder zu ihr, aber dabei hatte er stets das Gefühl, daß das Mädchen ihn um den Frieden mit sich selbst bringen, ihn unglücklich, ja sogar schlecht machen werde. Er empfand das am lebhaftesten als er aus dem Hause des Jos kam, gegen den auch nur die Zusel aufgehetzt hatte. Darum stellte er alles in bunter Reihe vor sich auf, was er über das Mädchen wußte oder gehört hatte, in dem guten Glauben, sich schließlich dahinter gegen sie verschanzt und sicher zu machen. Hans sagte sich sogar, daß Zusel mit der stolzen Gestalt ihrer Schwester gleichsam sein böser, die etwas strenge, dabei aber doch so demütige Dorothee dagegen sein guter Engel sei. Unter dem Worte Engel

aber dachte er, wie wol jeder Bregenzerwälder, an ein ungemein ernſthaftes, ſtrenges Weſen, und neben dem Mädchen war ihm auch wirklich beinahe zu Muthe, wie einem Feiertagsſchüler neben dem Pfarrer. Er nahm daher Dorotheens Zuſpruch hin, ohne viel darauf zu erwiedern. Daheim wurden ihm die Stunden bis zum Abendeſſen ſo lang, daß er Gott von Herzen dafür dankte, daß es nun wieder ſechs Tage zum Arbeiten gab, ehe man abermals einen langweiligen Sonntag erleben mußte. Er arbeitete wieder ſo oft als möglich neben Dorotheen, obwol jene Scheu gegen das Mädchen immer noch nicht ganz überwunden war. Am Abende jedes Tages ſchickte er ſie ſelbſt, ſich nach dem Befinden des Knechtes zu erkundigen. Es wollte ihm faſt zu lang immer beim Alten bleiben, und als es wieder Sonntag wurde, ſuchte er im Herrenſtüble beim Rößlewirt den Doktor auf, um ſich ernſtlich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen und, wenns möglich war und er ſichs ordentlich vorzubringen getraute — dem Arzte etwas mehr Fleiß zu empfehlen. Doch mit ſolchen Herren wußte er nicht gut umzugehen. Was er ſagen wollte, konnte er allerdings ganz gut vorbringen, aber die geſtellten Fragen brachten ihn dann gleich in Verlegenheit, weil er ſich darauf eben gar nicht vorbereiten konnte.

Sonſt wurde Hanſen nicht ſo leicht bang. Er machte ſo gut er konnte und dann giengs. Geſchlittet oder mit dem Wagen galt ihm gleich viel, wenn er nur ans Ziel kam, und das gelang noch immer. Wenns

ſchwer hielt, trank er vorher zwei Schoppen Tiroler und dann war er der Mann. Wie, ſollte das nicht auch vor einer Unterredung mit hochgeſtellten Herren gut ſein und die Zunge beweglich machen wie ſonſt? Den Verſuch wars jedenfalls werth, und wenns nun gelang, dann ſollte noch einer kommen und ſagen, daß er niemals einen klugen Einfall habe! Er dachte ſchon daran, künftig ſogar der Mutter dieſe Behauptung nicht mehr unbeſtritten zu laſſen. Siegesſicher trat er erſt in die Gaſtſtube und machte ſich mit einem Eifer an den erſten Schoppen, daß bald auch der zweite geholt werden mußte.

Mit einer Beredtſamkeit, die den funkelnden Inhalt der Gläſer lobte, erzählte er der Wirtin im Vertrauen was er vorhabe und war nicht wenig erſtaunt, für ſeinen Einfall kein beſſeres Lob davon zu tragen. Die gute Frau wollte ihn durchaus nicht mehr ins Herrenſtüble laſſen, doch war es unmöglich, den immer Aufgeregtern zurückzuhalten. Mit der Zipfelkappe in der Hand trat er ein, ſetzte ſich, und ohne die übrigen Anweſenden zu beachten, redete er den Doktor an: „Ich hätte nur ſagen wollen, daß ich alles zahle, was der Jos noch koſten mag. Anfangs dachte ich, mir davon nichts anmerken zu laſſen, weil er wol ſchneller hergeſtellt werde, wenn kein beſonders gutes Trinkgeld für viele Ständ und Gäng zu erwarten ſei.“

„Ich hab eben ſchon auf Hanſen gerechnet,“ lachte der Doktor fröhlich, „lieb aber iſts mir doch, das nun ſelber zu hören. Auch ich werde redlich das Meine

thun und dafür ſorgen, daß er in einem Vierteljahr wieder beinahe der Alte iſt."

Hans hatte den Wein ziemlich empfunden, jetzt aber wurde er wieder ganz nüchtern. So ernſthaft hatte er die Sache bisher nicht genommen. Es war ihm, als ob der Pfarrer predige, als der menſchenfreundliche Arzt fortfuhr: „Helfen ſollte hier wer kann, denn es wär jammerſchade, wenn ein ſo talentvoller Menſch der Geſellſchaft verloren wäre und noch gar an der Ungunſt der Verhältniſſe zu Grund gehen ſollte."

„Das thut er hier gewiß nicht," meinte der Pfarrer, und der ebenfalls anweſende Vorſteher ſchüttelte beiſtimmend den Kopf, daß ſeine lange ſeidene Zipfelkappe auf den Tiſch fiel. „Iſt der Spitzbub doch ſelbſt als Knecht durchgekommen, obwol ihm das ſicher kein Menſch zugetraut hätte."

Das hob Hansen wieder auf die rechte Höhe. Herzhaft wagte er dem Vorſteher in die Rede zu fallen: „Allerdings hab ich es ihm angeſehen, ſonſt würde er auf dem Stighof gar nicht angeſtellt worden ſein. Ich weiß noch nicht, wie ich es machen ſoll, wenn man ihn ſo lange mangeln muß."

„Es wäre gut, wenn er gar nichts thun möchte," meinte der Doktor. „Wo aber die Hand ruhig bleiben muß, da arbeitet ſo ein unruhiger Kopf doppelt und kommt auf allerlei Gedanken. Ich beſorgte, er könnte der Geſellſchaft verloren gehen. Dafür hab ich natürlich meinen Grund. Wir ſehen ſie am Schnapstiſche, alle, die die Ungerechtigkeit unſerer Zuſtände, die man Schickſale nennt, empfinden. Sie trennen ſich vom Beſtehen-

den, und finden doch nichts Größeres, wo ſie ſich freudig anſchließen. Da iſt der Hansjörg am Freitag wieder heimgekommen. Er war ein ordentlicher Burſche, aber das Unrecht, welches ihm vom Krämer geſchah, hat ihn trotzig und in ſeiner Weiſe ſtolz gemacht. Mir iſts nicht lieb, daß er immer beim Jos ſteckt, der, mit Verlaub, Hans! für ſeine treuen Dienſte auch nicht beſſer belohnt wurde. Man ſage mir nichts von dem Eigenſinn, dem Trotz des Burſchen. Das eben iſt zuweilen der Ausdruck der Kraft, mit der er ſich durchs Leben hilft und welcher auch der Stighof ſchon manches verdankt. Jetzt iſt er aus der ordentlichen Bahn geworfen und die Unzufriedenen beginnen ſich um ihn zu verſammeln, beſonders arme Teufel, die dem Krämer wegen Verſchuldung um einen Sündenlohn arbeiten müſſen, und alte Fremdler, die aus Frankreich noch einige Brocken von 1789 mitgebracht haben."

„Dann kann am Ende noch hier die ſchönſte Revolution erleben, wer alt genug dazu wird," bemerkte der Pfarrer.

Den Doktor machte das Lächeln, welches dieſe Worte begleitete, etwas warm. Er zwang ſich zur Ruhe, indem er entgegnete: „Die Geiſtlichen verbieten nicht nur den Ehebruch, ſchon der Kuß iſt ihnen vom Uebel. Sie mögen ihre Gründe dafür haben, wie ich die meinen, wenn ich es bedaure, daß man ſich gegenſeitig immer zwingt, eher das Trennende als das Gemeinſame aufzuſuchen und herauszukehren. Davon der Kampf des ſelbſtgewaltigen Reichen gegen den Trotz des Armen,

der, von jenem ein böſes Beiſpiel nehmend, ihn weiter und weiter treibt. Elende Zuſtände, wenn ein Menſch mit etwas Selbſtgefühl ſich nicht einmal als Bauernknecht behaupten kann. Aber auch natürlich, denn zum Tragen hat Gott Thiere geſchaffen. Wer etwas mehr kann, ſollte fort. O ſchade, daß ſo einer hier nie zum Studieren kommt!“

„Sie betrachten den Jos ja ſchon als einen verlorenen Mann.“

„Ich rede nicht von ihm allein, ſondern von jedem, der zu kräftig iſt zum Kriechen und zu gebunden, um frei zu gehen; ich rede von einem großen Theil derjenigen, die jetzt ihr Elend am Schnapstiſche vertrinken.“

„Das iſt aber immer ſo geweſen,“ meinte der Vorſteher.

„Nein, das war anders, als ein Tag noch mehr werth war als ein Taglohn und ein Menſch mit allen Gaben des Ebenbildes Gottes mehr als ein geerbtes oder zuſammengeſchachertes Vermögen.“

„Sie halten alſo den Thaler doch nicht für den Gott der Welt?“ fragte der Pfarrer.

„Er iſt überall gerade das, wozu man ihn macht. Da belebt er den Verkehr und bringt Segen, dort und hier iſt er der größte Tyrann. Früher hieß der Menſch ſeines Glückes Schmied, jetzt iſt das Steuerbüchlein das Wanderbuch, welches uns den Lebensweg, oft ſogar die Mutter unſerer Kinder vorſchreibt.“

„Das aber,“ fiel der Pfarrer ein, „iſt in der Welt draußen gewiß wenigſtens nicht beſſer.“

„Drum hätte Jos ſtudieren ſollen. Wer fähig iſt, die Kluft zwiſchen Arm und Reich zu überſehen, dem bietet nur die Bildung einen Nothſteg mit ſchützendem Geländer.“

„Man denkt gern an die Jahre des Lernens,“ ſagte der greiſe Pfarrer lächelnd. „Man bekommt noch ſpät beim Gedanken an die damalige Thatenluſt neuen Muth. Ich hab noch in Konſtanz ſtudiert und könnte lang erzählen, welche Klüfte zu überbrücken ich da einem Gebildeten zugetraut hätte. Aber wir wollten davon reden, was denn auch jetzt beim Studieren herauskäme außer Lateiniſchem und Griechiſchem. So ein armer Tropf wie der Jos müßte Geiſtlicher werden wohl oder übel, denn beinahe alle Stipendien ſind nur unter dieſer Bedingung zu gewinnen, und ein Weltlicher kann überhaupt nur ſchwer Unterſtützung finden. Das Volk iſt nun einmal ſchon ſo.“

„Wiſſen Sie warum?“

„Ich hab in Konſtanz ſtudiert und brauche wenigſtens mir ſelber da nichts vorzuwerfen. Gut! Unſer Männ kommt alſo nach Brixen.“

„Warum gerade nach Brixen?“

„Er muß die ächteſte Lehre haben, um ſo bald als möglich einen ordentlichen Platz zu bekommen, wo er ſich wenigſtens ohne Schulden durchbringt. Der Arme wird immer auf Unterſtützung ſehen müſſen, und es iſt dafür geſorgt, daß er ſie nicht überall findet. Der, dem ſein Wiſſen eine Art Selbſtändigkeit gibt, mag ſich mit dieſer behelfen ſo gut er kann, oder aus der Noth eine

Tugend machen, wenn man kleinlichen Beamtenehrgeiz und Veräußerlichung Tugend nennen will, wie unser Kaplan, der sich am Schlusse jedes Jahres öffentlich auf der Kanzel damit groß thut, unter seinen Amtsbrüdern im Verhältniß zur Zahl der anbefohlenen Schäflein am meisten Hostien verbraucht zu haben. Fragt man, ob nun mit den vielen Beichten auch Besserung, mit den unzähligen Liebesmahlen auch Liebe ins Dorf gekommen sei? so sagt euch der immer zur Rede, aber nie zur ordentlichen Antwort bereite Mann: Es sei ihm auch gelungen, den Söhnen sterbender Väter noch ein paar fromme Stiftungen vor der Nase wegzuschnappen."

„Sie sehen schwarz, ich habe doch auch studiert."

„Aber nicht so arm und abhängig nach rechts und links, wie so ein armer Tropf es thun müßte. Drum glaub ich trotz allem Schönen, was man mit Recht von der Bildung sagt und von den Brücken, die sie bauen soll: Für Einen wie den Jos ists besser, wenn er hier für Kopf und Hand Beschäftigung findet."

Jetzt rückten auch Hans und der Vorsteher etwas näher zum Tisch, wie Spieler, die nach langem Harren und vergeblichem Hoffen wieder einmal eine gute Karte zum Mitthun bekommen. Hans hatte sich eine Weile mit der Vorstellung zu versöhnen bemüht, daß Jos noch ein Vierteljahr, dreizehn lange Wochen liegen, er unterdessen ohne den Knecht sich behelfen oder einen andern anstellen solle. Machte ihm schon die Frage, welches klüger sei, nicht wenig Kopfarbeit, so war es doch viel mehr noch Mitleid mit dem nicht ohne seine Schuld

Unglücklichen, was den redlichen Burschen so schnell ernüchtern ließ. Erst zuletzt hörte er wieder, wovon geredet wurde — gerade als der Pfarrer aussprach, was für den Burschen das Beste wäre, und schnell wollte er sagen: Die Sorge für den Jos sei seine Sache und brauche kein Mensch ihn zu bedauern. Aber der Vorsteher, bemüht, das Gespräch nicht mehr aus bekannten Gleisen in Höhen entgleiten zu lassen, die für ihn geradezu unerreichbar waren, kam dem stets etwas langsamen Hans mit einem Antrage zuvor: „Jos," rief er fröhlich, „wär am Ende ganz der Mann, der mir schon lange fehlt. Guter Kopf, ein wenig stolz, fertige Hand zum Schreiben und die Geduld eines Schneiders! Ists nicht, als ob er von Gott schon lang zu meinem Schreiber bestimmt wäre? Meine Buben überlassen ihm das Amt von Herzen gern. Einträglich ists genug und nebenbei kann er auch noch mit der Nadel arbeiten. Was sagt ihr zu meinem Plan?"

„Er ist gar nicht übel," sagte der Pfarrer, „und die Zeit, wo er doch als Knecht nicht arbeiten kann, ist gerade recht, ihn zu versuchen."

„Da hab ich denn doch auch noch ein Wörtlein mitzureden," meinte Hans.

„Aber," versetzte der Pfarrer bittend, „wenn er allenfalls den Jahreslohn schon empfangen hat, so wirst du das doch nicht wie ein Bleigewicht auf ihn werfen, daß es ihn in Knechtschaft niederdrücke für immer?"

„Davon ist keine Rede."

„Und die Arbeit auf dem Stighof können hunderte so gut verrichten als er.“

„Das,“ fiel Hans etwas spitz ein, „weiß denn unsereiner doch wol selber am besten.“

„Allerdings — aber jedenfalls ist er zu ersetzen, drum soll ihm niemand im Wege sein, wenn er einen wichtigen Schritt machen kann. Er ist in der Gemeinde von vielen schief angesehen. Eine einträgliche Stelle, man könnte fast sagen die erste nach dem Vorsteher, wird ihm Vertrauen und Achtung gewinnen.“

Das nun hätte Hans dem Pfarrer allenfalls auch unterschrieben, wenn er etwas lieber mit Feder und Papier zu thun gehabt hätte. Ihm aber hatte die edle Schreibkunst immer für halbes Hexenwerk gegolten, und obwol er sonst dem Knechte wirklich mehr zutraute als sich selbst, ward ihm doch schwarz und weiß vor den Augen, als dem Bürschchen, welches er noch vor kurzem mit drei Worten in Stall und Feld schicken konnte, ein so wichtiges Amt zugestanden wurde. Erst jetzt schien ihm Jos ganz unentbehrlich und klagend fragte er: „Was soll denn aber ich machen?“

„Dorotheens Bruder,“ tröstete der Doktor, „ist viel stärker als Jos, ich würde gleich den anstellen, damit er auch wieder einen sichern Weg vor ihm hätte.“

„So, den?“ frug Hans beinahe verächtlich.

„Ja, den,“ sagte der Doktor ruhig. „Zur Arbeit ist er sicher so gut als der ehemalige Schneider. Dorotheen gegenüber ist er auch viel weniger gefährlich als Jos, welcher nach den Aeußerungen am unglücklichen

Kirchweihtag ein Aug auf das flinke Mädchen geworfen hat."

Das wirkte auf Hansen wie ein Schlag. Er hatte sich daran gewöhnt, das Mädchen von ihm abhängig zu denken, obwol er es Dorotheen niemals empfinden ließ. Das böse Gerede, worin Zusel ihn wegen der Magd gebracht hatte, machte ihm weit weniger Kopfweh als diese Rede. Ja jenes schmeichelte ihm noch, da er den darin liegenden Stachel in seiner Gutmütigkeit kaum bemerkte; die leicht hingeworfene Bemerkung des Doktors aber wirkte um so stärker, da ihm Jos nun alles ein anderer Mann war, als während er ihn noch zum größten Theil vom Stighof abhängig dachte. Nun erst war ihm von der Kirchweih alles, gar alles klar. Es litt ihn nicht mehr im Herrenstüble, welches jede Minute noch heißer zu werden schien. Er mußte ins Freie, mußte sich ein wenig erspazieren, wie immer, wenn er etwas nur mit Nachdenken nicht zu verwinden im Stande war.

Er mochte ziemlich weit in der Nähe herumgehen, denn er kam erst vor dem Nachtessen heim; eine Weile nach Dorotheen, die den Jos besucht hatte, und beinahe in besserer Stimmung als sie. Das war übrigens dießmal bald geschehen. Nach der Kirchweih hatte Dorothee manches in sich verarbeiten müssen, aber sie war doch im Stande, sich so zu beherrschen, daß die Stigerin nicht im entferntesten auf den Gedanken kam, auch sie könnte bei der Geschichte mit Jos auf die oder jene Weise betheiligt sein; heut aber fiel ihr das seltsame Benehmen

des Mädchens denn doch auf, und zwar um so mehr, da sie keinen Grund dafür von Dorotheen erfragen konnte. Das allerdings betonte Dorothee etwas stark, daß sie den Bruder erst am dritten Tage, und noch dazu in einem fremden Hause, das heiße bei der Stickerin und ihrem Jos, angetroffen habe.

Die Stigerin, die schon lang an einem großen Erdäpfel herumschälte, ohne dabei das Mädchen aus den Augen zu lassen, fand diese an Dorotheen gar nie bemerkte Empfindlichkeit um so unerklärlicher, weil es mit dem Bruder wenigstens nie mehr, als mit den andern Eigenen zu thun gehabt hatte. Die Frau sprach das offen aus, worauf denn Dorothee zu verstehen gab, daß das noch nicht alles sei, daß sie aber lieber gleich schlafen gehen, als noch von allem reden möchte.

Sicher hätte Dorothee auch weit etwas Aergeres noch viel lieber gethan. Für wie kindisch wäre sie wol gehalten worden, wenn jemand erfahren hätte, daß ihr Jos so weh gethan mit der Mittheilung seines Entschlusses, das Dienen eine gute Sache sein zu lassen und wenigstens nie mehr auf den Stighof zu gehen. Ihr erster Gedanke war: an dem sei nur einzig der Hansjörg schuld. Man hörte es aus allen seinen Reden, daß er den Stighans durchaus nicht leiden konnte. Er sagte offen, der Hans habe mit dem Krämer unter einer Decke gespielt und ihm wäre selbst das Fortgehen nicht so schwer geworden als der Gedanke, daß er nun dem einen Dienst thun und für ihn durch Feuer und Wasser gehen müsse. So redete ihr Bruder heute vor allen Burschen,

welche den Jos beſuchten; was erſt mochte er ihm heimlich ſchon aus- und einzureden verſucht haben? Er war ja den ganzen Abend mit Jos im Geſpräch über einen Plan, den er eine kleine Verſchwörung gegen den Krämer nannte. Die anweſenden Handwerker, bisher von dem Blutſauger abhängig, ſollten ſich zuſammen thun und einen Handel mit ihrer Arbeit anfangen. Hansjörg verſprach, durch Schleichhandel das was das Land nicht ſelbſt hervorbringe, ſo billig als Einer zu beſorgen. Dann wurde auch berechnet, daß man ſchon ſo viel baares Geld zuſammenbringe, als ein kleiner Anfang brauche. Hansjörg ſchien vor Begierde zu brennen, dem Krämer dieſen Poſſen zu ſpielen, und Dorothee hätte daraus die Abneigung des Jos gegen den von ihr erwähnten Knechtsdienſt erklärt, wenn er ſeine Antwort ihr nicht gleichſam wie eine Beleidigung mit der Gewalt und Beredtſamkeit eines recht Zornigen entgegen geworfen hatte. Was wollte die Rede ſagen: Er möge nicht länger auf dem Stighof das fünfte Rad am Wagen ſein? Es war gerade, als ob ſie glauben ſollte, er komme wegen ihr nicht mehr, und doch that das gewiß niemand weher als ihr. Sie drei hatten ſo froh zuſammen gelebt, und nun ſollte das aus ſein und ſie zittern müſſen für die trotzigen Waghälſe, ſo oft Gott den Tag ſchickte. —

Daß aber Dorothee von dem jetzt nicht reden mochte, war um ſo erklärlicher, weil ſie ſich nebenbei wieder mit dem Gedanken zu beruhigen ſuchte, daß das auch einer jener vielen, an langen Sonntagen unter lebhaften

Burſchen entſtandenen Pläne ſein könne, die ſchon am andern Morgen bei ruhiger Ueberlegung nur noch belächelt werden.

Das Nachtmahl ward ſchweigend genommen und ſchon kam Dorothee gähnend und ſich recht ſchläfrig ſtellend aus der Küche zurück, als Hans ſcheu und leiſe, wie wenn er einen Fehler einzugeſtehen hätte, der Stigerin erzählte: „Wenigſtens ein Vierteljahr werde Jos noch daheim bleiben müſſen.“

„Ohne Brot und ſich ſelbſt überlaſſen!“ jammerte Dorothee, die ſich jetzt nicht mehr zu beherrſchen vermochte. „Wohin,“ fuhr ſie ſtrenge fort, „wohin kann die Noth und das Mißtrauen ihn in der langen Zeit noch treiben?“

Hans hatte dem Mädchen durchaus nicht erzählen wollen, für welchen Prachtkerl der Jos bei rechten Männern gelte. Es war ihm ſchon peinlich, neben der lieben Dorothee nur daran zu denken. Dem letzten Ausrufe gegenüber jedoch zwang es ihn mit Gewalt zum Reden. Jedes Wort traf ihn wie ein Stich, und gleichſam aufſchreiend verſetzte er: „Dem Jos iſts ja ſein Glück. Man hat mirs deutlich geſagt, er ſei zu gut zum Knecht. Gemeindeſchreiber ſoll er werden, der erſte Mann nach dem Vorſteher, und weiß Gott was noch. Der Pfarrer und die Herren ſelber habens geſagt.“

Dorothee ſah den Burſchen erſtaunt an. Sie ſchien Ton und Gehalt ſeiner Rede nicht wohl vereinbaren zu können. Hans war ſich im Leben noch nie ſo klein vorgekommen wie jetzt, als er auf einmal etwas

in ihrem Geſichte leuchten ſah, als ob ihr ganzes Weſen juble: Das hab ich mir gedacht! Da mußte gleich auch er etwas thun, um dem Jos die Freude des Mädchens nicht ganz allein zu laſſen. „Als Knecht iſt Jos verloren," ſagte er trocken. „Ich hab ſchon an einen Andern gedacht und will gern hören was du dazu ſagſt."

„Wer iſt es?"

„Hansjörg."

„Gott Lob und Dank!" rief das Mädchen und das Weinen wär ihm faſt gekommen vor Freude. Nun war doch alles, alles recht. Hansjörg kam auf einen guten Weg und war dem Jos nicht mehr gefährlich. Dorothee wußte ſelbſt nicht, welches ſie beſſer freue. Beides aber machte ſie ſo glücklich, daß ſie dem Hans hätte um den Hals fallen mögen. Jetzt mußte noch alles heraus, was ſie gedrückt und gequält hatte. Sie weinte Thränen der Freude, während ſie erzählte, wie viel ſie um der beiden Burſchen willen ſchon litt, beſonders nachdem ſie dieſelben beiſammen geſehen habe. Das ſei für alle ein großes Glück, daß die wieder getrennt würden, und noch auf eine Weiſe, daß mans gar nicht beſſer hätte wünſchen können. So gut hätten es nur die Reichen! Die könnten überall helfen, wenn ſie nur wollten; doch es gebe nicht viele, auf die man ſich verlaſſen könne und von denen etwas zu hoffen ſei. Hans freute ſich wieder an Dorotheens Freude. Er ſah ſich dem Jos gegenüber im Vortheil und begann den guten Burſchen faſt zu bemitleiden. In dieſer Stimmung

erzählte er alles, was er heute von ihm gehört hatte. So plauderten die Zwei, die sich noch vor kurzem stumm und mißtrauisch gegenübersaßen, so froh und offen, daß es endlich der alten Stigerin zu gemüthlich wurde. „Man könnte vor Glück noch gar betrunken werden," sagte sie. „Der Anfang scheine schon gemacht, und da man morgen keine Zeit hätte, den Rausch auszuschlafen, so sei wol das Klügste, wenn man sich jetzt eine gute Nacht wünsche."

Dorothee that das eben so schnell, als sie seit Jahren jeden Befehl der Stigerin auszuführen gewohnt war. Sie gieng um so lieber, weil die Rede der strengen Frau sie denn doch ein wenig unangenehm berührt und abgekühlt hatte. Jetzt unterschied sie schärfer als je zwischen Mutter und Sohn. Die Erstere war streng, blieb beim Alten, und ihre Güte war vielleicht nur Ausdruck ihres stolzen und dabei behaglichen Wesens. Wie anders bei Hansen. Der war ihr noch selten so groß erschienen wie jetzt. Selbst neben den Jos durfte sie ihn herzhaft stellen, ohne daß er viel verlor. Sie dachte überhaupt mit ganz andern Empfindungen an den ehemaligen Knecht, seit er ihr nur noch durch sein unerklärliches Benehmen Sorge machte. Erst im Traum sah sie ihn wieder deutlich vor sich, aber nicht mehr als armen Schneider, sondern als Besitzer des Stighofs. Er war von einer ganzen Menge von Leuten umringt, die alle Rath und Hülfe bei ihm suchten. Er gab nicht nur Geld, sondern auch was aus mehr als einer augenblicklichen Noth helfen konnte. Sein Wort wirkte auf

alle. Streitende giengen verſöhnt, Traurige getröſtet von ihm, und ſo beredt wie er war kein Menſch, als wer eben von ihm redete. Nur ſie durfte ihm nicht ſagen was ihr fehle. Sie wußte es aber auch eigentlich ſelbſt nicht, und doch war ihr ſo weh, daß ſie weinte. Als Jos dadurch auf ſie aufmerkſam wurde, erſchrak ſie ſo, daß ſie erwachte.

Hanſen that es ſpäter doch weh, daß das Mädchen ſich mehr über die ſchönen Ausſichten des Jos zu freuen ſchien, als um ihres Bruders willen. Unwillig ſchlug er die Thüre ſeines Zimmers zu und verbrachte eine ſchlafloſe Nacht.

Vierzehntes Kapitel.

Zusel und Angelika.

Dorothee kam durch Zusels fromme Freundinnen immer ärger ins Geschrei. Sogar der Zusel war zuweilen bang vor dem, was durch sie angerichtet wurde, wenn sie schon fest glaubte, daß Dorothee wenigstens alles thun würde, wodurch sie den unbeholfenen Burschen möglicher Weise fangen könnte. Bestand aber ein sündhaftes Verhältniß noch nicht, so durfte doch auch das Entstehen desselben verhindert werden. Das war Zusels Trost neben der Hoffnung, daß sie sich bald in Ehren aus der Sache ziehen und dann auch ihre Werkzeuge wieder wegwerfen könnte.

Sehr bedenklich aber war es, daß trotz Allem Dorothee noch immer auf dem Stighof blieb. War denn die Stigerin unempfindlich für die Ehre des Hauses, oder hatte die Magd auch sie schon gewonnen? Der Krämer, der immer gut unterrichtet sein wollte, behauptete freilich das Gegentheil, aber seiner Tochter war das nur ein schlechter Trost. Sie hätte, besonders

da ſie einmal die ſchlimmen Folgen des durch ſie erregten Lärms empfand, auch etwas von der beabſichtigten Wirkung erleben mögen. Allerdings galt jetzt das ſündhafte Verhältniß der Beiden auf dem Stighofe für eine ausgemachte Sache; nun aber begannen die Leute ſich auch an das wunderfreundliche Paar Augen zu erinnern, welches Zuſel Hanſen am Kirchweihtage gemacht hatte. Dorothee lief damals von dem Burſchen weg und kam doch hernach mit ihm ins Geſchrei. „Zuſel," hieß es, „war alſo nicht im Stande geweſen, etwas zu erlächeln. Hans habe nicht ſo unrecht. Vielleicht komme er mit einer Armen — wenns nur eine brave Perſon ſei — weit beſſer durch die Welt, als wenn mit dem Halben von dem, was der Krämer erſchachert, ſeine Zuſel auf den Stighof gebracht würde. Dort ſei gewiß jetzt kein unredlich erworbener Kreuzer, und ſchon das ſei mehr für ein Ehepaar, das von vorn anfange, als wenn mit ein paar tauſend erheirateten Gulden der Unſtern ins Haus hinein kommen thät, wie man das ſchon oft erlebt habe. Hübſch nun wäre die Zuſel allerdings, aber ſie wiſſe ſchon auch davon, und daß ſie ſich es dann zuweilen ſo ſehr anmerken laſſe, ſei entſchieden nicht hübſch. Zudem wiſſe jeder, daß man keinem ein ſchönes Weib und ein hübſches Roß mißgönnen dürfte, weil ſie beide vornezu verdient werden müßten. Hauptſache ſei für einen Beſitzer des Stighofes im Grunde doch unbeſcholtener Name, ſchönes Gemüth und eine geſchickte Haushälterin. Das Geld komme weniger in Betracht, als die Frage: was denn ſonſt aus der Verwandtſchaft Gutes oder

Böſes zu erben wäre. So ſei zu urtheilen; und wenn man ſo urtheile, müſſe man die Zuſel eine ſchöne Sache ſein laſſen. Freilich aber ſei damit noch nicht geſagt, daß Hans darum nun gleich mit der Magd hätte anbinden ſollen."

Zuſel, der ſolche Bemerkungen von den Betſchweſtern beinahe täglich zugetragen wurden, prüfte ängſtlich, was daran wahr ſei. Nebenbei ſuchte ſie zu berechnen, welchen Eindruck nun alles zuſammen auf Hanſen und ſeine Mutter machen werde. Das konnte ſie dann recht unglücklich machen. Ihre Neigung zu Hanſen war doch von der Art, daß ſie nicht nur ihn fangen, ſondern durch eigenen Werth gewinnen wollte. Derlei Bemerkungen thaten ihr daher doppelt weh. Dem und jenem wollte ſie wieder eine Rede bei paſſender und unpaſſender Gelegenheit gehörig heimzahlen, wobei ſie ſtets ungemein leidenſchaftlich zu Werke gieng. So verwickelte ſie ſich bald überall in böſe Händel und wurde von den frühern Freundinnen und von allen, die es wahrhaft gut mit ihr meinten, faſt ängſtlich gemieden. Wenn ſie nachſann, was alles in wenigen Wochen durch ſie und wegen ihr geſchah, dann hätte ſie verſinken mögen vor Scham; und laut — um ihre Gedanken zu verſcheuchen — ſprach ſie den Vorſatz aus, in Zukunft nur ſich Hanſens werth zu machen, den ſie aber um jeden Preis nun haben müſſe.

Der wunderliche Burſche that jetzt wieder ſo hölzern und fremd, als ob er nie mit ihr von der Kirchweih heim ſei. Woher ſollte das kommen als von dem Gerede,

welches über ſie umlief? Was war alſo gewonnen, wenn auch Dorothee ſchließlich noch vom Platze kam? Ein Gewiſſen freilich brauchte ſie ſich daraus nicht mehr zu machen. Dorothee hätte Hanſen einzig nur um des Geldes willen genommen, was bei ihr — der Vater mochte ſchon ſeine Rechnungen haben — wahrhaftig nicht der Fall war. Je länger ſie der Sache nachſann, deſto klarer ließ es die Eigenliebe erſcheinen, daß nur uneigennützige Neigung zu dem guten Burſchen ſie ſo unvorſichtig und leidenſchaftlich habe werden laſſen. Denn — wie viel Herzleid hatte nicht dieſer Hans ihr ſchon gemacht! Hansjörg mußte einſt ſeinetwegen fort, und ihr ſelbſt ließ er ſeit Wochen keine ruhige Stunde mehr! Auch ihrer armen Schweſter ſchon war es früher nicht beſſer gegangen. Ach, jetzt auf einmal dachte ſie mit ganz andern Empfindungen als ſonſt an Angelika, ihre Leidensgefährtin, deren ſonderbares Weſen ſie früher nicht begriff, nun aber ganz gut zu verſtehen meinte. Ja, Angelika war allein fähig, auch ſie zu verſtehen und ihr zu ſagen, woran ſie ſich halten, wie ſie ſich wieder aufrichten könne. Ihre jetzigen Freundinnen, die ſie eigentlich recht von Herzen verachtete, hatten ſich wie Bleigewichte an ihre Schwäche gehängt und ſie noch tiefer niedergedrückt, der Vater verſtand ſie auch nicht, und von den mütterlichen Verwandten war ſchon gar nichts zu erwarten. Alſo zu Angelika, der edlen, die das Nämliche ertrug und doch noch aufrecht zu ſtehen vermochte. Ihre Angſt vor Angelikas ſtrengem Weſen half die Gemeinheit und der Leichtſinn ihrer jetzigen

Freundinnen überwinden. „Alles Geschwätz, alle Schmeichelei dieser Elenden für ein Wort von ihr, der es mit Hansen gerade gieng wie mir, obwol sie ihn vielleicht eher verdient und glücklicher gemacht hätte als ich!“ rief sie eines Tages und gieng, ohne sich, wie sonst, noch besser anzukleiden, zum Hause hinaus.

Vergebens fragte der Krämer zweimal, wohin sie wolle. Dem Mädchen kam sein Gang wie ein Ergeben in sein Schicksal vor. Es dachte sich schon in der Lage der Schwester und fand dabei eine innere Beruhigung, die ihm während der Blütezeit seiner Hoffnungen gefehlt hatte.

Das stattliche, überall neu angeschindelte Haus*), in welchem die Schwester wohnte, nahm sich noch viel stolzer aus neben dem alten Stadel, der jetzt nur noch als Holzbehälter und zum Aufbewahren der Wagen und Schlitten benutzt wurde. Zusel gieng jeden Schritt langsamer. Was für eine Ausrede für ihr Kommen sollte sie brauchen? Aber sie kam ja nur ins Haus ihres Schwagers, zu eigenen Leuten, sagte sie sich, emperblickend zu den Reihen grün angestrichener Fensterläden und zum hohen Dachstuhl, wo noch der Busch zu sehen war, welchen die Zimmerleute nach Vollendung ihres Werkes aufgesteckt hatten. Es that ihr wohl, ihre Schwester in diesem schönen Hause zu wissen. Ihre

*) Die Häuser, die überhaupt nur von Holz gebaut sind, werden von außen noch mit einem Panzer von Holzschindeln verkleidet.

Entſagenswilligkeit ſchwand ſchneller noch als ſie kam. Zuſel dachte an Stighanſens ſtattlichen Hof — vielleicht zum erſten Mal — und ſtellte ſich vor, wie prächtig es nun wäre, wenn ſie beide, die Kinder des vom Neide ſo vielgeſchmähten Krämers, ſo ſtolz neben der Gaſſe im Herrendorfe wohnen und den Neidhämmeln hinter ſchneeweißen Vorhängen auf die Gaſſe herab nachlachen könnten. In ſo einem Hauſe konnte man ſich ſchon auch etwas gefallen laſſen, und für gar zu unglücklich brauchte ſich Angelika doch nicht zu halten, wenn ihr auch manches an ihrem Gatten nicht gefiel. Sie war doch etwas wunderlich, altmodiſch, und ein luſtiger Mann wie der Andreas konnte mit ihr unmöglich gut auskommen. Mit ſolchen Gedanken beſchäftigte ſich das Mädchen, noch immer ſtille ſtehend, und vielleicht wäre ſie gar nicht mehr zu der wunderlichen Schweſter hinein, wenn ſie nicht den neugierigen Blicken einiger Vorübergehender zu entrinnen gewünſcht hätte; ſie gieng ſchnell durch den Schopf, öffnete geräuſchlos die Thüre und ließ ſich durch den Empfang der Schweſter, wie wenig ermutigend er auch ſein mochte, nicht im mindeſten erſchrecken. Die auf dem Wege zuſammengeſtellte Einleitung hatte ſie freilich vergeſſen, aber die wäre doch in der jetzigen Stimmung auch nicht mehr zu brauchen geweſen. „Du wohnſt recht ſchön hier,“ begann ſie, nachdem ſie ſich für den etwas kühlen Gruß der Schweſter bedankt hatte.

„Hohes Haus, großes Kreuz drin,“ antwortete die Schweſter, indem ſie ſich wieder mit der Umkleidung der

Puppe zu beſchäftigen begann, die ihr wunderliebliches Kind ihr lächelnd reichte.

„Ich möchte dir tragen helfen," ſagte Zuſel wehmütig. „Gelt," fuhr ſie, ſich zu einem heitern Tone zwingend, fort: „du meinſt, wir Ledige ſollten gar nicht wiſſen, wie wohl euch Eheleuten iſt, wenn ihr mit euern Kindern wieder zu ſpielen beginnt. Ja, Schweſter, ich möchte dir tragen helfen an deinem Kreuz und trage vielleicht auch ſchon mehr daran als du glaubſt."

„Jedermann hat zu tragen genug an den Früchten ſeiner eigenen Thorheit."

Dieſer ernſte Ton in einer ſo freundlichen Stube, neben ſo holdem Kinde, mitten im Wohlſtand, den die Verſchwendung des Mannes ja noch kaum zu verkleinern vermochte! „Biſt du denn noch immer nicht glücklich?" fragte Zuſel eigen weich.

„Wer iſt das und weiß es? wer? Etwa dein — unſer Vater? Er hat mehr als er ſich früher träumte, aber um ſo größer ſind ſeine Wünſche jetzt. Du könnteſt der Stolz der Gemeinde ſein, aber eben weil du das fühlſt, biſt auch du nicht glücklich."

„Du nimmſt die Sache zu ernſt."

„Für dich wol, denn du ſpielſt. Mit dem Größten und Heiligſten, ſelbſt mit deiner, nicht nur mit der Ehre und Zukunft Anderer ſpielſt du. Das hab ich nie gethan und muß doch ſchon ſo ſchmerzlich büßen."

„Ich weiß was du meinſt, aber ich halte mich nicht für ſchuldig. Nur eine Kleinigkeit, einen Schneeballen gleichſam hab ich fallen laſſen. Was kann ich dafür,

daß er im Rollen zur Lawine heranwuchs, die mich ſelbſt gewaltſam mit fort riß?"

„Laß mich gehen, ich kenne das," ſagte Angelika bitter. „Mich haben alte Weiber erzogen, die ärgſten Schwätzerinnen im Lande, nur haben ſie die Sache feiner zu treiben verſtanden als die Leute, mit denen du jetzt umgehſt. Ja, da konnte man etwas lernen. Alle Gemeindeangelegenheiten ſogar wurden von Vorſteherin und Räthin verhandelt und dabei geprüft, was wol am beſten zum Einſchlag in ihren Zettel paſſe, denn immer hatte man Günſtlinge, denen man gern das Waſſer auf ihre Mühle richten, und Andere, denen es zerſtörend durch den angeſäeten Acker geleitet werden ſollte. Waren einmal die Weiber eins, dann hatte die Meinungsverſchiedenheit der Männer nicht mehr viel zu bedeuten. Die ganze Gemeinde hatten meine Baſen und ihr Kreis am kleinen Finger. Alle menſchlichen Fähigkeiten, Kräfte und Leidenſchaften, Stand, Beſitz, Abſtammung, kurz alles ward hier geſchätzt, gezählt, abgewogen und verhandelt, ohne Liebe, rein nach Willkür, wie es jetzt auch die Betſchweſtern thun möchten, nur etwas anſtändiger noch, da man damals noch nicht jeden Gegner gleich einen Gottloſen nennen durfte. Alles kam auf dieſen Markt, jede Veränderung im Dorf mußte, es mochte eine Hochzeit oder ein Teſtament ſein, zuerſt hier gut geheißen werden. Schon da aber hat mich das angewidert, und die Leute, die ſich ziehen und treiben ließen wie Schafe, ſind mir ſo erbärmlich vorgekommen, daß ichs ums Leben nicht geglaubt hätte, eines Tages meine

ſtolze, eigenſinnige Schweſter in einem noch ſchlechtern Netze zappeln ſehen zu müſſen. Nicht einmal an meiner Heirat mit Andreas, wie ſie auch ausgefallen ſein mag, kann ich dem aus unſerm Verhältniß entſtandenen Gerede die Schuld geben. Im hohen Rathe, das heißt an den Kaffeetiſchen der beiden Verwandtſchaften, die überall im Dorfe das Kraut fett werden laſſen, war man eigentlich gegen unſere Hochzeit eins, und hatte dafür ſeine Gründe. Den reichen Baſen des Andreas war mein Vater nicht gut genug; meine Erzieherinnen aber hielten den Andreas für einen leidenſchaftlichen Menſchen und meinten, nur wer ſo ſei wie er, könne mit ihm gut durchkommen; an Andere werde ſich der auch durch den Pfarrer nicht binden laſſen."

„Und warum haſt du ihn denn doch genommen?" fragte Zuſel, welche der Erzählenden anfangs gähnend, dann aber immer aufmerkſamer zugehört hatte.

„Schon der Trotz gegen die Baſen," antwortete Angelika leidenſchaftlich, „war viel ſtärker, als du dir einbilden kannſt. Er lag ſchon früh in mir — ſeit ich zum erſtenmal vom Vater geredet hatte. Die Bedeutung dieſes Namens bekam ich erſt von andern Mädchen meines Alters. Nun fragte ich auch meinem Vater nach, und viel, viel haben ſie mir vergiftet mit der Antwort. Alle Kinder hatten gute Väter, ja ſie ſagten, es gebe gar keine böſen, und der meine ſollte doch nur ein herzloſer, unfreundlicher, ja ein böſer Mann ſein. Das aber brachten ſie nicht in mich hinein. Nur auf mich gelegt hat ſichs wie eine Laſt. Einmal bin ich verſtohlen

zum Vater geſchlichen und hab ihm alles erzählt. Drauf iſt ihm das Waſſer in die Augen gekommen, das hab ich geſehen, und drum iſts mir nicht mehr eingegangen, was ſpäter über ihn geſagt worden. Auch Anderes iſt mir nun immer minder eingegangen. Ich war innerlich ſo eigenſinnig, daß es kein Menſch geglaubt hätte. Die, welche mich zogen und nährten, galten mir immer weniger, je ſchärfer ich ihnen aufpaßte. Auch mit dem Vater war ich unzufrieden, daß er mich nicht zu ſich nahm und meinen Bitten darum nur die Antwort werden ließ: Ich würde doch nicht mehr zu ihm paſſen, weil ich ſchon zu viel andere Luft in mich aufgenommen. Und nun denke dir, wenn ein reicher Burſche kam, der unter den Mädchen ausleſen konnte und durchaus nur mich haben wollte, trotz allem Einſpruch derer, die mir wie Gift waren! Ich hatte mein Lebtag noch nie ſo etwas Großes geſehen, als ſeine Feſtigkeit, ſeinen Trotz, und in meinem Alter hielt ich das für Liebe zu mir, nicht für die Laune eines verwöhnten, eigenſinnigen Mutterſöhnchens. Das iſt die ganze Geſchichte."

„Aber Hans?" fragte Zuſel kaum hörbar.

„Der war ein lieber, guter Burſche, aber ſtill. Ganz früh ſind wir oft und oft beiſammen geweſen. Später ſahen wir uns etwas ſeltener. Er war faſt ſcheu gegen mich. Ich glaubte jedesmal, wenn ich ihn traf, wir hätten faſt nichts geredet, und es war mir ſchon neben ihm nicht recht, daß wir uns nicht noch etwas, noch viel — ich wußte jedoch nie recht was — zu ſagen hatten. Trotzdem gaben mir die Worte, die wir

wechſelten, hernach ſo viel zu ſinnen, wie ſonſt kein langes Geſchwätz. Ihm mußte das auch ſo gehen, denn er wußte alle meine Reden ſo genau, daß mir dabei ordentlich angſt wurde. Daß wir uns gern hätten, haben wir uns nie geſagt, das verſtand ſich ja von ſelbſt. Nur der Mutter hat Hans es verrathen, als einmal auf dem Stighof über mich losgezogen wurde. Drauf iſt dann der gute Burſche zu mir gekommen, — es war im Garten und Abends zwiſchen Feuer und Licht. Ich ſeh ihn noch, wie er da ſtand und mir ſagte: Nun dürften wir nie mehr zuſammen, denn die Mutter hab ihm aus der Uebertretung dieſes Gebots eine ſchwere Sünde gemacht. Wir dachten damals an keine Liebſchaft, auch nicht an Widerſpruch. Es war, wie wenn man über einen ſchönen Weg geht und nun rollt ein Stein vom Berge herunter und trifft den fröhlichen Wanderer. Es war im Ganzen kein Zuſammenhang, keine Ordnung, keine Gerechtigkeit, und doch ließ ſich nach unſerer Anſicht nichts daran ändern. Lange nahmen wir Abſchied und weinten. Klar aber war mir alles erſt hernach, erſt als der Andreas Ernſt machte. Nun erſt hatte ich meinen Aerger über den ſchwachen Hans, der gleich nachgab. Da war doch Andreas ein anderer Mann. Damit wollte ich mich tröſten, dennoch hab ich Hanſen weder verzeihen, noch mich einmal recht über ihn ärgern können. Jetzt wär ich vielleicht noch glücklich verheiratet, wenn Andreas der alte geblieben wär. Aber ſein Trotz richtete ſich gegen mich und nun hatte er bei allen Unarten wieder die ganze Verwandtſchaft auf ſeiner Seite, und

ich nur muß daran ſchuld ſein. Ach, wär doch der Vater arm geblieben, daß wir unbemerkt unſern Weg durchs Leben gehen könnten! Dann hätteſt du deinen Hansjörg, und nicht ſo wie er jetzt iſt, ich aber —"

Zuſel warf einen fragenden Blick auf das ſpielende Mädchen.

„Das macht nichts," ſagte die Mutter mit ſchmerzlichem Lächeln. „Haſt du geglaubt, ich würde dir etwas ſagen, was ſein Vater nicht hören dürfte? Was nicht unter die Leute ſoll, behält man am beſten ganz für ſich, denn aus dem Sack iſt fort. Das hätteſt in deinen Jahren auch du wiſſen und deine ohnehin nicht ganz ebenen Angelegenheiten nicht jedermanns Gnad' oder Ungnad' überlaſſen ſollen."

„Aber Schweſter, auch andere Mädchen, wenn ſie Einen recht von Herzen gern hätten —"

„Werden ſchwach und unüberlegt," fiel Angelika ein, „aber nicht ſo erbärmlich wie du. Auf ſolche Wege treibt Liebe nicht. Sie gibt eher Kraft zum Dulden."

„Was hab ich denn gethan?"

„An der Kirchweih wär ohne dich alles ruhig und friedlich geblieben."

„Jos hat unſern Vater geſchimpft."

„Ja, als ich ſeine Worte gehört, iſt mir zu Mut worden, daß ich gewiß keine Schlägerei mehr angehetzt hätte."

„Der Unmut regt ſich in jedem Menſchen auf andere Art. Sogar beim nämlichen iſts ungleich. Ich

hab auch schon zu lachen angefangen, wenn ich lieber drein geschlagen hätte."

„Aber warum ist denn Hans mit Dorotheen so auf einmal ins Geschrei gekommen?"

Zusel bückte sich, um ihre Verlegenheit zu verbergen, und machte sich mit dem spielenden Kinde zu schaffen.

„Was hast du davon," fuhr Angelika strenger fort, „daß nun Jos krank ist und alle anständigen Leute ihn auf deine Rechnung hin bedauern? Er wäre vielleicht der Einzige gewesen, der dir Dorotheen bald genug aus dem Wege geschafft hätte."

Zusel sah die Schwester groß an.

„Schäme dich," rief diese, „nicht einmal rechnen hast du bei aller Herzlosigkeit gelernt, und sonst schon gar nichts."

Ueber des Mädchens schönes Gesicht zog etwas wie ein Lächeln, als es sagte: „Du mußt nicht ungerecht werden. Gleiches Gewicht soll man brauchen bei dem was man kauft und was man hergibt. Mir ists ein Verwurf, daß meine Neigung und ihre Gewalt mich vielleicht zu etwas Unüberlegtem, ja zu recht Närrischem brachte, und nun sagst du in der nämlichen Predigt, du habest Hansen seine Schwachheit nie verzeihen können."

Das junge Weib erröthete. Zusels Absicht, Angelika aus ihrer Strafrede und in Verlegenheit zu bringen, war erreicht. Aber der Sieg wurde dem Mädchen bald wieder streitig gemacht. Angelika fragte: „Hast du

den Hansjörg auch schon gesehen, seit er heimgekommen ist?"

„Ich hörte dich sagen: Jedermann hab an seinen Dummheiten zu tragen genug; warum denn magst du dich immer auch um so etwas noch kümmern?" fragte das Mädchen, ohne daß es sich auch anstrengte, seinen Zorn zu verbergen.

„Ich glaubte nicht, daß ich dir mit dem so weh thun werde," sagte Angelika, die über den leidenschaftlichen Ausbruch der Schwester wirklich erschrocken war. „Wenn dir aber das schon so hart ans Leben geht, ja — dann weiß ich erst recht nicht, wie du von so großer Neigung zum Stighofbauern reden kannst."

„Um seines Geldes halber doch gewiß nicht," antwortete Zusel leidenschaftlich. „Der Vater hat mir genug erworben. Selbst seine Ehre wurde dem Gewinn geopfert. Glaubst du, ich werde nun auch noch mein Glück opfern? Nein, Angelika, so elend bin ich nicht. Aber Hansen muß ich haben. Ihn und nicht den Stighof. Bis dahin soll Hansjörg mich gar nicht mehr sehen — der Elende, der mich verrieth und meine Briefe an den Vater verkaufte für ein Sündengeld! Ha, wie wirds mir kalt und heiß, wenn ich mich nur vor seinen Blick denke, so elend, so verlassen wie der Treulose mich gemacht hat. Den ersten Burschen in der Gemeinde will ich, und lache, wenn das dann seine sanfte Schwester zur Verzweiflung bringt."

Angelika, die zuerst ihre Schwester erstaunt, erschrocken ansah, gewann ihre Ruhe in dem Grade, wie

Zuſel die ihre verlor. Jetzt endlich glaubte ſie klar zu ſehen und den Weg gefunden zu haben, auf dem das arme Mädchen wieder zum Frieden mit ſich und der Welt gelangen konnte. Angelika dachte nicht mehr an den ſtrenge rechnenden Krämer, der den Hansjörg ſchwerlich je als ſeinen Töchtermann anerkannte. Sie hatte Mitleiden, und nur ihrem Herzen folgend ſagte ſie: „Hansjörg war ein wackerer Burſche, nur der Vater hat ihn vom rechten Wege mit Gewalt vertrieben.“

„Gibts denn für dich gar keine Arbeit, als uns aufzupaſſen?“ fragte Zuſel ſpitz.

„Die thun die Baſen meines Mannes für mich,“ antwortete das Weib wehmütig lächelnd. „Die tragen alles zuſammen auf meine Rechnung. Was du und der Vater thun, wird als meine unſaubere Wäſche ausgeklopft, daß ich im Staube faſt erſticken muß.“

„Nun — und was weißt du noch mehr?“

„Du und der Soldat, ihr ſteht euch noch ziemlich gleich. Ihr beide ſeid in der Irre herumgelaufen, und es wäre nicht recht, wenn nun Eins das Andere einen ſchlechten Führer hieße, ſobald ihr euch wieder ſehet. Setzet den Kampf zwiſchen Reichen und Armen nicht fort, begießet nicht noch einmal mit Thränen die Sünde des Vaters. Reicht euch lieber die Hände und machet vereint das Geſchehene wieder gut!“

„Wo denkſt du denn jetzt hin? Wir ſind auf der Welt,“ ſagte Zuſel, doch in einem Tone, der ihre Bewegung deutlich genug verrieth.

„Schau einmal ſo einem Kinde recht, recht tief in

die Augen!“ rief Angelika mit einem zärtlichen Blick auf das ſpielende Mädchen. „Thu das und dann ſag mir, ob du die böſe Welt mit ihren Kämpfen und Rechnungen nicht vergeſſen kannſt. Und dann denke dir, ob du ihm mehr wünſcheſt, als Aeltern, denen gemeinſame Liebe Kraft gibt und was ſie brauchen. Dann wirſt du empfinden, wie ſündlich du vorhin geredet haſt.“

Das Mädchen ſeufzte.

Angelika fuhr fort: „Auf mir liegts jetzt bleiſchwer wie etwas Furchtbares; der Vater iſt immer mit zu abhängigen Leuten umgegangen, um den Menſchen noch zu ſchätzen. Ach Gott, ſie alle ſind ihm nur wie ſein Kram! Jetzt iſt er im Fallen und dem Fallenden rollen die Steine von ſelber nach. Halbe Nächte läßt mich das nicht ſchlafen, beſonders wenn auch der Andreas nicht ordentlich daheim iſt. Jedes Geräuſch erſchreckt mich und ich werde ganz furchtſam. Geſtern am hellen Morgen durfte ich*) kaum in den alten Stadel, um zu ſehen, warum denn in der Nacht dort ein Gerumpel entſtand, als ob alle Heuwagen über einander gefallen ſeien.“

„Und was haſt du denn geſehen?“

„Zuerſt nichts als Hansjörgs große Tabakspfeife, die der Seltenheit wegen jedes Kind kennt.“

„Und dann?“

„Dann auf dem Heuſtock ganz kleine Hügelchen, die aber nicht von ſelbſt entſtanden ſein konnten. Wir

*) d. i. wagte ich mich.

haben jetzt nur noch wenig Heu dort. Ich durchsuchte es, bevor ich die umgestürzte Holzbeige wieder aufzurichten begann, und fand Tabak, Schießpulver und ähnliche geschmuggelte Waare."

„Das also war der Geist?"

„Ja, Mädchen, der böse Geist, der dich und den Vater nie ruhen lassen wird. Hansjörg hat jetzt keine Freude mehr an einem ordentlichen Leben, die könntest nur du ihm wieder geben."

Zusel schien eine Minute mit sich selbst zu kämpfen, dann auf einmal sagte sie traurig, aber entschieden: „Es ist ja alles aus!"

„Was ist aus?"

„Ich gehöre dem Vater, das hat der nicht verdient. Ich will die Strecke nicht wieder zurück, die er so mühsam erklomm. Er war ein Schleichhändler, mein Mann soll etwas Besseres sein. Wir haben mit dem Soldaten nichts mehr zu thun."

„Das ist zweifelhaft," antwortete Angelika, die sich nun auch nicht mehr beherrschen konnte. „Schon das Unrecht bindet euch an ihn, und wenn man Hansjörgs Waarenlager findet, so muß der Verdacht auf meines Mannes Schwiegervater fallen."

„Richtig, das ist der Witz," rief Zusel. „So weit geht der Mensch. Das will ich gleich dem Vater sagen. Gute Nacht!"

„Um Gottes Willen höre!" flehte Angelika.

„Ich habe gehört genug."

„Stürze den Unglücklichen nicht noch tiefer. Ich

hab nicht einmal dem Mann etwas davon sagen dürfen*). Es ist meine erste Unredlichkeit, weil ich den schützen will und muß, dem der Vater so großes Unrecht that. Ich habs geschworen."

„Und ich will Rache," antwortete Zusel kalt, und stürzte ohne Abschied zur Thüre hinaus.

*) zu sagen den Muth gehabt.

Fünfzehntes Kapitel.

Im Walde.

Im ersten Augenblick wollte Angelika der Rasenden nach, wollte noch unter der Hausthür sie mit Gewalt festhalten und ihr den Schwur abzwingen, daß sie nie und nimmer dem Unglücklichen sein Gäu*) verrathen wolle. Aber womit sollte sie das Mädchen zu diesem Schwur zwingen, wenn selbst Mitleid und Liebe zum Vater, der an allem die Schuld hatte, rein nichts über dieses Felsenherz vermochten? Für so hatte sie die Zusel nicht gehalten, sonst würde sie kein Wort verrathen haben. Einen Stein, meinte sie, müßt es erbarmen; die Zusel aber ließ sich das Elend des noch nicht vergessenen Geliebten erzählen, heuchelte noch Rührung, bis sie alle Fäden in der Hand hatte, und eilte dann, ihn wo möglich noch tiefer ins Verderben zu bringen. Vorhin sagte sie: Aus dem Sack sei fort, und nun? Sie hätte versinken mögen vor Reue und Scham, dennoch versuchte sie nicht

*) sein Revier, sein Gehege (den Versteck der Waaren).

ſich mit ihrer guten Abſicht zu tröſten. Da ſtand ſie und konnte gar nichts thun, was wirklich zum Frieden führen mußte! Wenn ſie den Soldaten warnte, ſo konnte auch das wieder neue Feindſchaft erregen. Angelika ſtand und ſann und betete, bis ihr Kind ſie von neuem erſchreckte. Es hatte manches von dem Mann im Stadel aufgefaßt und behalten, und ſie bekam nun genug zu thun damit, ihm die Sache recht lächerlich und unbedeutend darzuſtellen und ſo viel Unmögliches einzuſtreuen, daß im Fall es plaudern ſollte, ſich der Andreas nichts mehr aus der Sache mache.

Zuſel mußte ſchon der Leute wegen etwas langſamer durchs Dorf hinaus gehen, als ihr anfangs lieb und ihrem Gemüthszuſtande angemeſſen war. Gewaltſam mäßigte ſie ihre Schritte und das zwang ſie gleichſam, auch ruhiger zu denken. Was Angelika von einer Verſöhnung mit Hansjörg ſagte, that ihr um ſo weher, da ſie es für unmöglich hielt. Und nun weckte Angelika noch gar mit Drohungen ihren Trotz! Es war gut, daß ſie gieng, denn nie war ſie ſo hart und kam ſo weit, als wenn ihr Widerſpruchsgeiſt die Herrſchaft über ihr Herz gewann. Sobald dieſer ſchwieg, begann ſich die Stimme des Herzens wieder zu regen. Die Worte Angelikas fiengen wieder zu wirken an und noch ganz anders, als da Zuſel ihr gegenüberſtehend nur auf Trotz und Vertheidigung ſann. Hansjörg konnte doch ſeine Waaren daheim nicht wohl verbergen! Wenn er hauſieren wollte, ſo mußte er damit gleich mitten unter den Leuten ſein. Vielleicht ganz zufällig hatte er unter dem Dache eines

der Ihren Sicherheit gesucht. Sollte er sie alle für Verräther halten, sie alle verachten? „Nein," rief das Mädchen, „mir soll er nichts vorwerfen können!"

Sie kam mit dem Vorsatze heim, dem Vater einstweilen kein Wort von der Sache zu sagen. Sie hielt ihn auch, als der Vater sich etwas besorgt über die Anwesenheit eines Grenzjägers im Dorfe aussprach und dabei merken ließ, daß ihm jetzt eine Durchsuchung des Hauses nicht lieb wäre, da man sich für den Winter, wo die Schleichwege über die Berge ganz ungangbar seien, mit manchem einrichten müsse, was so ein Grünrock nicht zu sehen brauche.

Am andern Tage berichtete die Magd: „Auf dem Stighof sei laut die Rede davon, der Soldat, Dorotheens Bruder, werde im Winter den Knechtsdienst dort versehen. Allem nach müsse die Sache schon abgekartet sein; wenigstens Hans und Dorothee thäten so gegenüber der alten Stigerin, die sich immer noch nicht recht darein ergeben wolle."

„Hat Hans denn einen Narren gefressen an diesem Gesindel!" fuhr der Krämer auf. „Was soll aus dem Tropfen werden, wenn er in Haus und Stall und Feld nicht mehr von diesen Leuten loskommt?"

Zusel war über den Bericht der Magd sehr erfreut. Eine Zentnerlast ward ihr damit vom Herzen genommen. Unbefangen theilte sie dem Vater das Geheimniß mit, welches sie belastet und ihr eine schlaflose Nacht gemacht hatte. „Es ist dem Burschen doch zu gönnen, daß er wieder auf einen ordentlichen Platz kommt," schloß sie.

„Er soll nicht sein Lebtag uns fluchen und alle Schuld an dem, was er thut oder unterläßt, auf uns werfen können.“

Zu einer andern Zeit hätte dem Krämer diese Rede auffallen und ein scharfes Verhör seines Kindes, das noch nie in der Art mit ihm von Hansjörg redete, hervorrufen müssen; jetzt aber war er so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er den Vorwurf gar nicht merkte, der für ihn in dieser Rede lag. „Schleichhändler,“ murmelte er in der Stube herumschreitend. „Erst Schwärzer und dann Knecht, erst ein freies, bewegtes Leben, wie es dem Waghals ansteht, und nun in das Einerlei auf dem Stighof, wo er in der Woche kaum den Schwärzertaglohn verdient bei aller Plage. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Gewiß, er wird nicht Hansens, er wird Dorotheens Knecht. Für sie will er arbeiten und Hansen dabei sagen, was alles er ihm habe opfern und für ihn thun müssen. Will doch dem Trotzkopf einmal sagen, was er da macht und — ja, das muß gehen.“

Der Krämer sah in dem Soldaten so gut den Rächer als Angelika. Drum sollte, mußte er bei seinem Stolz und Trotz erfaßt, gebunden und in eine Tiefe gezogen werden, wo auch Zusel ihn schaudernd sah, ohne daß noch ihr Mitleid sich regte. Der Krämer hatte seinen Plan fertig, einen in jeder Weise vortheilhaften Plan. Thatendrang trieb ihn aus der engen Stube und ließ ihn nicht mehr ruhen, obwol er nicht gleich ans Werk schreiten durfte. Noch nie kam es ihn so hart an,

den geeigneten Zeitpunkt ruhig abwarten zu sollen als jetzt. Lange stand er unter der Hausthüre und sann auf eine Zerstreuung. Plötzlich schoß sein Kopf in die Höhe. Dann verschwand er im Haus, um eine Minute später mit Hut und Steck wieder zu kommen.

Rasch lief er hinunter zur Brücke und eine Minute später war er auf dem Wege, der an der grauen vielköpfigen Fluoh neben der Aach zu den Dörfern der Sonnseite*) führt. Beim Schneeschmelzen, oder wenn die Ziegen im Wald ob dem kahlen Felsen weideten, sah er von seinem Hause aus hier schon manchen Stein herunter stürzen, der dann, auf dem eingesprengten Felsenweg zu vielen Stücken zerschlagen, weiße Ringe in die blaue Aach graben zu wollen schien. Freilich gieng er hier auf dem Kirchweg für die guten Bauern da droben, die ihn frommgläubig einen Glücksweg nannten, aber sein Blick blieb wie gebannt an den in den Felsen gehauenen Kreuzen, die, geschehenes Unglück verkündend, jenes Glaubens zu spotten schienen. Wie leicht konnte aus hundert Ursachen da droben einer der vielen Steine sich lösen und ihn unversehen**) in die Ewigkeit bringen. „Ich will beichten, nächstens, so bald ich mit Hansjörg im Reinen bin, und dem steht es ja frei, zu thun was er will. Ich werde ihn nicht zwingen, nur reden mit

*) Die nördliche Seite des von Ost nach West streichenden Thales, die der Sonne ausgesetzt ist; die südliche heißt die Schattenseite.

**) d. h. nicht mit den Sterbesacramenten versehen.

ihm," rief er, immer zu den hervorhängenden Tannen aufschauend, aus, als ob er damit den Geist beschwichtigen wollte, welchen die Sage als Wächter für fromme Kirchgänger da oben hausen ließ. Er rief so laut, daß der Geist, wenn er auch nur mit Menschenohren versehen war, es trotz dem Tosen der Aach hören mußte. Dabei lief er immer schneller, denn zurück durfte*) er fast noch weniger als vorwärts, und der Schweiß stand ihm auf der Stirn, als er endlich mit einem fröhlichen „Gott Lob und Dank" unter dem letzten über den Weg herausragenden Felsenkopfe vorüber war. „Wenn jetzt Hansjörg da droben gestanden wär," dachte er noch zitternd und schloß die Augen; aber der Bursche stand drohend vor ihm, bis er sie wieder öffnete und beinahe erstaunt die friedlich neben einander stehenden Häuser vor ihm sah, umkränzt vom herbstlich buntfärbigen Wald unter dem Felsen, der die wunderbar blaue Decke des Himmels zu tragen schien. Alles war so friedlich und still, daß er sich seine Aufregung nicht mehr zu erklären vermochte. „Schrecklich," hauchte er, „wär so ein Tod ohne Feuer und Licht freilich, aber wenn man nun so krank daheim liegt, und die Sterbkerzen sind schon gerichtet und man hat der Magd schon Befehl gegeben, die Immen, wenn er in den letzten Zügen liegt, auf einen andern Platz zu stellen, daß sie nicht auch mit dem Herren und Hausvater sterben.... man könnte gleich krank werden vor Angst, wenn man sichs denkt, und

*) traute er sich.

kommen thuts halt doch, und bald, wenn man schon so alt ist wie ich. Kräftig bin ich wol noch, aber das ist wie dieser schöne Herbsttag. Er macht nur die Blätter gelb und treibt nichts mehr als Zeitlosen. Auch die fehlen meinem Kopfe nicht. Ja, bald ists aus, und was sagen sie dann? und was machen sie mit dem, was ich erschwitzt und ersprungen hab? Ich muß mirs gefallen lassen und kann nichts mehr machen."

Wäre dem Mütterlein, welches dort in dem schattigen Schopfe seines Häuschens saß und spann, zu Muthe gewesen wie dem Krämer, es hätte gleich zu beten angefangen um ein seliges Sterben und eine glückliche Ewigkeit. Aber das Weiblein hatte ganz andere Gedanken, als es den Krämer kommen sah, der ihr schon lange mit Versteigerung seines schönen Waldes da droben ob dem Dorfe gedroht hatte. Ihm war es gewiß, der harte Mann komme nur, um sein Guthaben zum letzten Male zu fordern, und es hatte nicht ganz unrecht, denn wirklich trieb ihn nur das da herauf. Den schönen Wald wünschte er lange zu kaufen und nun sollte das seine Kurzweil werden. Aber an der Fluoh drunten war ihm ein ganz anderer Kopf gewachsen. „Nein, alle Welt sollte sich nicht freuen über seinen Tod, wie die Ameisen da neben dem Wege, die sich eben an eine überfahrene Eidechse machten. Er machte der Witwe entgegen ein so freundliches Gesicht als ihm nur möglich war, und als er sah, daß sie ihn anreden wolle, sagte er: „Weiß alles, wenn du nur einen Zins gibst. Verkauf nur eine einzige Tanne, das wird mehr als reichen.

Ich brauche Holz und will mir gleich da droben einen Stamm aussuchen."

Der gerührte Dank der Witwe that ihm weh, und furchtbar brannten die Freudenthränen, die sie weinte, seine Seele. Er hatte doch nur gethan, was recht und billig war, und daraus machte man so viel Wesens. Gabs ein schärferes, vernichtenderes Urtheil über sein bisheriges Leben und Wirken? Dieser Dank, weil er einer armen Witwe den einzigen Besitz nicht um ein Sündengeld abdrückte, so bald er sie in der Hand hatte!

Ohne Abschied gieng er weg und bog, ohne noch auf den Weg zu achten, sogleich aus dem Dörfchen gegen die Halde, die, in frischem Grün prangend, der liebste Weideplatz der jetzt frei auf den Feldern*) sich herumtreibenden Kühe und Ziegen geworden war, da in der Ebene unten neben den dritten Grasstoppeln des Jahrgangs nicht viel Grünes mehr gefunden werden konnte. Dem Krämer wurde ganz wunderbar zu Muthe mitten in dem Schellenläuten dieser friedlichen Thiere. Sie ließen sich gehen, neideten sich nicht, und der Mann begann sich vor ihren fragenden Blicken beinahe zu fürchten. Er lief so rasch aufwärts, daß er sich, als er ob den Weideplatz kam, ermüdet auf einen bemoosten Stein setzte. Hier nun konnte er ungesehen verschnaufen und sich das Schellengeklingel wieder aus den Ohren kommen lassen.

Schon früher, er konnte sich noch ganz gut erinnern

*) d. h. nur: Flächen, Strecken mit Graswuchs.

wann und unter welchen Verhältnissen, war er mehrere Male hier gesessen auf dem nämlichen Steine und hatte so von oben hinausgeschaut über die Häuserreihen rechts und links neben den beiden Ufern der Aach, deren Tosen hier kaum noch gehört wurde. Dort unten wohnte keiner, mit dem er, der einzige Krämer seit Jahren, der alles im Dorfe kaufte und verkaufte, noch nichts zu thun gehabt hatte. Sonst wenn er hier saß, mußte er lächeln über die guten Tröpfe da drunten, für deren Versehung er sich selbst, die Herren im Pfarrhof und einige alte Basen und Pflastersybillen hielt. Und noch war ja alles beim Alten. Noch arbeiteten und verbrauchten sie alle für ihn, und doch wollte und wollte jenes Lächeln, jenes behagliche Gefühl nicht mehr kommen! Dort drüben im entlegensten Winkel der Gemeinde, in der Gruben, stand das schlechte Hüttchen des armen Holzhackers. Grad erst am letzten Sonntag hatte der für den hart verdienten Wochenlohn seiner Herzallerliebsten einen silbernen Rosenkranz gekauft und sich dabei von ihm übertölpeln lassen. Aber — mochte das Silber des Geschenkes auch falsch sein, die Liebe des opferwilligen Burschen, der nicht einen Kreuzer mehr herunter marktete am hohen Preise, die war gewiß ächt, und das hatte wol den höchsten Werth auf dieser Welt, wo es so viel Unächtes, Falsches gibt. Vielleicht machte die Beiden ächte Liebe glücklicher als ächtes Silber!

Es erfaßte den Mann eine Art Heimweh, als er so viele, zum Theil recht ärmliche Häuser überschaute, in denen er friedliche, gutherzige, gläubige und glückliche

Leute wußte, denen höchstens einige Thaler fehlten und — denen kein Mensch auf der weiten Gotteswelt im Wege war. Und er, der sich so plagte, ihnen auf den Köpfen herumtrampeln zu können, was hatte er bei seinem scheinbaren Erfolge bisher davon? und was dann, wenn er neben so einem auf dem Friedhofe lag? Einmal war das so, vielleicht schon bald —

„Und dann?“

„Auf, fort!“

Der Krämer dachte nicht mehr an den Zins, welchen er sich im Walde der armen Witwe hatte suchen wollen, wie viele Tannen da auch über ihn in das tiefe Blau des wolkenlosen Himmels hinein ragten. Hier hörte er nichts mehr vom Schellengeläute der Kühe, die drunten an der Halde weideten. Aber auch das Brummen der von einem leisen Lüftchen geschüttelten Wipfel erschreckte ihn. Zwischen diesen Jahrhunderte alten Stämmen kam er sich recht klein vor. Auch hier war Friede. Es wurde ihm unheimlich im grünen Halbdunkel. Lang suchte er nach einer offenen Stelle, wo die Sonne herein schien, um sich abermals zu setzen. Dumpf und unsicher hörte er einige Axthiebe fallen. „Ich möchte kein Holzhacker sein — und doch wollt ich, daß ich einer sein könnte,“ sagte er, mit seinem Stock an den Stamm einer Tanne schlagend, daß er selbst über das Geräusch und den eigenthümlichen Nachhall weit im Walde erschrak. Als Knabe war er so gern im stillen Wald und dieser Nachhall machte ihm Spaß. Wie wohl ward ihm damals, wenn er etwas that, selbst, eigenhändig auf der Welt

etwas anders machte als es war. Und jetzt, in der kurzen Zeit seit damals schon so starr, so — Nein! er war doch noch nicht gar so alt, war noch ziemlich rüstig, konnte doch auch noch etwas thun, um sich aus dem Gedankenspinngewebe zu reißen, wenn er sich recht ermannte. Früher schlug er nur so drein, daß es Fetzen hagelte ringsum, wenn ihm etwas überzwerch in den Kopf kam.

„Wollen doch sehen, was er noch kann!" rief er aufspringend, grub mit der Hand einen Stein von ziemlicher Größe los, und bald stürzte derselbe funkensprühend im Halbdunkel über den felsigen Abhang in die Tiefe.

„Halt, Freund!" rief eine Stimme, über welche der Krämer fast zum Sterben erschrak.

Zwischen zwei jungen Tannbüscheln erschien eine Gestalt — eine große männliche — der Hansjörg in seinen bessern Bauernkleidern.

Noch vor zwei Stunden war der Krämer gewillt, diesen Menschen so schnell als möglich aufzusuchen und ein vertrautes Wort, ein wichtiges mit ihm zu reden. Jetzt aber wollte er ja gar nichts als hier sein und allein. „Was willst denn du da?" frug er etwas rauh.

Hansjörg kletterte am Felsenkopf herauf wie eine Waldkatze, ohne darauf zu achten, daß ers nur wenige Schritte weiter rechts oder links viel bequemer gehabt hätte. Erst als er hart neben dem Krämer stand, antwortete er: „Was ich wolle? Nun, wenigstens nicht

ruhig warten, bis mir ein Stein an den Verſtandskaſten ſpringt, und zu den ſieben Löchern, durch die ſchon zu viel heraus und hinein kommt, noch das achte ſchlägt. Stein und Bein paßt denn doch wol nicht überall ſo gut auf einander als in den hochweiſen Reden der alten Stigerin."

„Was thuſt du denn da unten?"

„Jetzt natürlich nichts mehr."

„Du biſt alſo fertig?"

„Das ließe ſich mit einem einzigen Worte beantworten, nicht wahr?"

„Kommſt wol wieder aus dem Bairiſchen?"

„Urſprünglich von daheim wie die Kinder."

„Aber heut?"

„So nach und nach," antwortete Hansjörg lachend, „könnte man noch von viel Dümmern manches erfahren. Gewiß haſt du aber nichts bei dir, daß man etwa von Gemeindswegen antworten muß."

Das war aber dem Krämer denn doch ſelbſt in ſeiner heutigen Stimmung zu viel. „Wenn du einmal dem Gemeindediener in die Hände kommſt, wirſt du es ſchon merken. Es gibt aber noch ganz andere Kerle mit Haar auf den Zähnen, die dich in unliebſamer Weiſe zum Reden zwingen könnten."

„Dann," ſpottete Hansjörg, „müſſens freilich andere ſein, als der welcher hier iſt."

„Weißt du, Bürſchchen, daß geſtern und heut ein Grenzjäger bei der Kronenwirtin iſt?"

„Das heißt bei ihrer Bierpfanne*). So lang er dort ist, ist er nicht hier."

„Nur ein Wort von mir zu diesem und —"

„Und eins von der Wirtin sind zwei."

„Eins ist genug."

„Dann will es der Grenzjäger — ich kenn ihn ganz gut — gewiß lieber von der Wirtin, wenn sie auch schon ein Bischen alt ist."

„Nur deinetwegen," rief der Krämer, „wird er den Eid nicht brechen wollen. Ich gelte etwas beim Amt. Noch nie hat es gegen mich gesprochen, und wenn ich will, kann ich ihn noch heut zu einer Hausdurchsuchung treiben."

„Der würde Augen machen drüben am Argenstein und suchen."

„Die Sach ist nicht halb so spaßig. Mein Töchtermann der Andreas will deinen schlechten Kram nicht mehr länger unter seinem Dach."

Hansjörg wechselte die Farbe, doch schon einen Augenblick später sagte er gefaßt: „Das ist mehr als ein Wort, und zudem nicht von dir."

Der Krämer biß sich auf die Lippen. Er hatte schon zu viel gesagt, denn wenn er den Burschen nun nicht gleich fieng, so konnte er ihm wieder ganz entrinnen. Da mußten schon andere Saiten aufgezogen werden. „Andreas," sagte er gemüthlich, „ist eigentlich ein guter Löffel und thut fast immer was ich will."

---

*) zur Steuerrevision.

„Und du," lachte der Burſche, „mußt einſtweilen was ich will, dann hab ich alſo dich und den Andreas, zwei Fliegen mit einem Schlag, oder iſt eins noch gar ein Hummel?"

Der Krämer ſah den Soldaten erſtaunt, erſchrocken, fragend an. Er ſah deſſen Auge wild aufblitzen, als er nach kurzem Schweigen, welches dem verlegenen Mann wol Zeit zu einer Frage laſſen ſollte, erklärend fortfuhr: „Wer kann, der thut was ſein Vortheil iſt und macht nicht viel Federleſens, haſt du einmal geſagt. Nun gut, heut bin ich der Stärkere. Krämer, ich kann! —"

„So," ſagte der Erbleichende mit vor ohnmächtiger Wuth bebender Stimme. „Du ſchleichſt alſo in Wäldern und Tobeln umher, eins dann plötzlich wie ein Straßenräuber zu überfallen!"

Hansjörg ſtellte ſich hart vor den Krämer, der an allen Gliedern bebte. Stolz und wunderbar groß ſtand der Burſche da. Seine Wangen glühten, ſeine Augen blitzten, ſein glühender Athem traf die mit kaltem Schweiß belegte Stirn und ſeine kräftigen Hände erfaßten die Schultern des in ſich Zuſammenſinkenden, während er mit donnernder Stimme rief: „Du elendiger Wicht! Schau, ich möchte dich zerreißen und ich wärs im Stand. Vernichten könnt ich dich, zertreten, daß man nichts mehr ſäh' als einen unſaubern Platz, wo gewiß nie mehr Gras wachſen, nie mehr ein noch ſo müde gehetztes Thierlein ruhen thät. Du biſt mir aber zu erbärmlich. Ich will nicht dein Richter ſein, denn es gibt einen, der noch viel mehr weiß. Nur zeigen will ich dir, wie elend du biſt,

wenn du einmal aus deiner zuſammengeſchacherten Herrlichkeit herauskommſt in geſunde Luft. Dir ſpricht nichts für, als dein Alter, und das iſt nicht ehrwürdig. Aber fürchten mußt du dir nicht vor mir. Hier unter heiterm Himmel übergeb ich dich dem Strafgericht des furchtbaren dreieinigen Gottes! Es gab wol Tage, Wochen, Jahre, wo ich uns ſo zuſammen daher wünſchte mit verflucht heißem Wunſch, brünſtiger als ich jemals ein Gebet zum Himmel ſchickte. Auf ganz andere Weiſ' noch hätt ich dir den Meiſter zeigen wollen. Jetzt aber iſts mir genug ſo, und ich mag das Kreidemännchen nicht wegwiſchen. Seine Kraft ſteckt ja doch nur im Schimmel, der ſich daheim um ſeine Thaler legt."

Dem Krämer war es, als ob der Boden unter ihm wanke. Vernichtet ſank er zuſammen. Hätte er die Kraft ſeines Gegners gehabt, es wäre ein furchtbarer Kampf entſtanden und hätte wenigſtens Einen von ihnen nicht mehr lebendig vom Platze gelaſſen. Begann es doch jetzt zuweilen in ſeinen Armen zu zucken und zog ihn faſt mit Gewalt vom Boden auf, aber jedesmal noch ſchwächer ſank er zwiſchen die halbverdorrten Waldgrashalme zurück. Wol ſah ihn niemand als Hansjörg, aber ihm war, ob der Wald, ob jeder Stamm, jeder Grashalm Augen und Ohren bekommen hätte. Die welken Blätter ſchienen ſich kichernd etwas zuzuflüſtern, die ernſten Tannen ſchüttelten brummend die bebarteten Aeſte und die Vögel ob den Wipfeln erzählten ſich etwas und flogen wieder weg. O wenn auch er hätte fliegen können bis — ja, wo hätte er denn gleich etwas gegen

den Menſchen thun und ſich beruhigen können? Jetzt empfand es der Krämer ſo ſchmerzlich wie noch nie, daß ſeine Kraft wirklich nur in ſeinen Thalern liege. Es war ihm das kein neuer Gedanke, aber ſonſt hatte er ihn ſtark, thätig gemacht, heute ſchien er ihn vernichten zu wollen.

„Ich bin ſonſt ein guter Kerl," begann Hansjörg nach langem Schweigen beinahe mitleidig. „Nur dein böſes Gewiſſen hat dich niedergedonnert. Ich wäre ganz ruhig da drunten geblieben, bis die Nacht mich und meinen letzten verbotenen Pack bedeckt hätte."

„Den letzten?" fragte der Krämer lauernd.

„Ich will ein ordentlicher Menſch werden."

„Du gehſt auf den Stighof. Iſt das klug?"

„Nein, zum Bauernknecht paß ich wol trotz der Kraft nicht."

„Das glaub ich auch," ſagte der Krämer, dem allmählich wieder etwas leichter wurde.

„Aber," ſagte Hansjörg, „wohin wär ich beſſer? Und hineinleben kann man ſich in alles. Hab ich mich doch ſogar ans Kaſernenleben gewöhnen können; ſo, daß mir ſelten etwas den gottgeſegneten Appetit verdarb. Der ſchlimmſte Tag war der, wo ich dir von Zuſels Briefen ſchrieb. Ich hatte ein Viertelhundert Prügel überkommen, weil ich einem erſtickten Studenten*), dem ſein Vater dann eine hohe Stelle kaufte, nicht viel mehr Buckerle machte als er verdiente. Herrgott! und daheim

*) der nur bis an den Hals ſtudiert hat.

ſaßen ſie behaglich und verhandelten Menſchen und Waaren. Die Zuſel ſchrieb auch ſeit Monaten nicht mehr. Alles ſchien aus und ich ſaß ohne Geld im Arreſt und hatte keine Ausſicht mehr auf die ſchon täglich erwartete Beförderung. Da ſchrieb ich in der Wuth an dich, wie ein dummer Junge, der abgetragener Butter auch das Brot nachwirft. Dein Geld hat mich gar nicht gefreut. Einige Freunde habens vertrunken an einem Tag. Ich hab nicht einmal helfen mögen und habe geweint die hellen Tropfen. Mir wars, als ob ich lachende Erben das Liebſte meines liebſten Freundes verzechen ſähe."

Wider Willen mußte der Krämer ſich das Bild, das Hansjörg da brachte, recht lebhaft ausmalen. Ja, lachende Erben — das machte den Schluß. Aber Suſanne war dazu zu weichherzig. Jetzt wurde ſein Troſt, was ihm ſonſt immer im Wege war. Ja, die Zuſel war ein gutes Kind. An die wollte, mußte er ſich halten, die noch glücklich machen. Es gieng leicht, wenn ſie nur dieſen Burſchen aus dem Sinn ſchlagen konnte. Das aber ſchien ihm nie ſchwerer als jetzt, wo er ihn, wenn auch zähneknirſchend, achten mußte.

Den Kopf auf den im Mooſe ruhenden Arm geſtützt, ſaß der Krämer ſinnend, heimlich Rache brütend neben dem Burſchen, der ſich nach der Aufregung immer mehr in liebe Erinnerungen verlor. „Ach Gott!" rief er aus, „wie hab ichs dumm und ſchlecht gemacht, daß mich das gute Mädchen mein Lebtag drum anſehen muß, wenn es auch ſein Herz nicht mehr ſo ſchwer traf, wenn

auch die Lieb vergangen war neben dir, wie die Blumen unter Schnee. Schuld biſt nur du, alter Sünder, daß ich ſo tief, tief herab kam."

Jetzt hatte der Krämer einen Ableiter gefunden. Trotzig richtete er ſich auf und ſagte: „Wer das Herz hat zu ſolchem Streich, ſoll nur ſich ſelbſt bei der Naſe nehmen. Wurde von mir ein liebendes Herz verrathen für ſo niedern Preis?"

Der Krämer hatte wirklich das Gefühl, für ſeine Zuſel einzuſtehen. Das gab ihm wieder Muth und machte ihn hart und feſt, wieder ganz zum Alten. Seine Klugheit hatte des Burſchen Schwäche heraus und ſuchte gleich etwas damit zu machen. Nur einen Handel, bei dem er ſelbſt mehr wagte als ſein Gegner. „Zu geſchehenen Dingen," meinte er, „muß man das Beſte reden; wichtiger für uns drei — ich meine Zuſel auch — iſt die Zukunft."

„Die haſt du mir zerſtört."

„Es iſt grell in dein Leben eingegriffen worden, aber nur für Stighanſen. Das weiß der und wird noch etwas gut machen wollen. Meinen thut er es wol gut, aber mir kommts vor, ob da einer dem andern die Handſchuhe leihen thät zu Strümpfen. Ich möchte dir beſſer helfen, da ich auch etwas gut zu machen habe." Mit dieſen Worten leitete der Krämer ein Langes und Breites über die Eigenheiten der geld- und namensſtolzen Stigerin ein, neben der ein tüchtiger Burſche kaum auszuhalten vermöchte, wenn er noch viel mehr eine Knechtsnatur hätte, als das an Hansjörg zu bemerken ſei. Der

Krämer wurde um ſo eifriger, weil er nicht bloß den Andern, ſondern auch ſich ſelbſt überzeugen wollte, daß er es nur gut meine. „Arbeite du wieder für mich — für uns," ſchloß er eine lange Abhandlung, „und du ſollſt nicht mehr an der Klage ſein."

„Nein," antwortete Hansjörg entſchieden. „Lieber mich noch einmal verkaufen laſſen und für immer. Im Stüble neben dem Laden — das hab ich verſchworen — ſoll mich kein Menſch wieder ſehen, wenn ich ſo alt werde wie die Sünde."

„Iſt mir lieb zu hören," lächelte der Krämer. „Kein Menſch weiß, was es wieder gäb, wenn du und das Blitzmädel unter einem Dache lebten."

Die Wangen des Burſchen rötheten ſich. Er ſah Zuſels Vater erſtaunt an und fragte mit unſicherer Stimme: „Was ſoll ich machen?"

„Daheim für mich arbeiten."

„Um ein hübſches Vermögen thät ich nicht mehr immer ſitzen."

„Nicht nöthig; du ſollſt genug Bewegung haben."

„Was hätteſt du denn im Kopf?"

„Bleib was du biſt, ein Schwärzer, und mach mit mir gemeine Sache," ſagte der Krämer. „In meinem Laden kommt alles am beſten fort. Auch brauchſt du dann mich ſo wenig zu fürchten, als unſereiner das Amt zu fürchten hat. Du biſt ſicher, an Betriebskapital und Lohn ſolls nicht fehlen, und du mußt nichts, als das klug gewählte Waarenlager theilen mit einem, der dir ein mächtiger Freund werden kann. Daß

dann die bisherige Feindschaft ein End hat, ist auch noch etwas werth."

„Knecht," stotterte Hansjörg nach einer Weile, „wär ich freilich nicht gern, und wir könnten immer wieder aufhören —"

„Allerdings, wir binden uns gegenseitig und machen uns gegenseitig frei. Du müßtest nicht einmal nur mir als Schwärzer dienen; doch als Soldat und sonst wird es gut sein, wenn wir jedes Aufsehen vermeiden. Es wär sogar gut, wenn du zum Schein ein wenig mit der Nadel arbeiten thätest. Zu verdienen brauchst du nicht viel."

„Und wenn man mich fängt?"

„Ich werde dir helfen auf jede Art, wenn du mich nicht angibst. Aber laß immer die Waare lieber fangen als dich. Ich weiß, daß Zusel viel lieber einmal die paar Thaler weniger erben will."

Dieser Schluß wirkte mehr als alles Andere. Bald waren sie handelseins und reichten sich die Hände.

„Morgen kannst du etwas Geld haben," rief der Krämer schon im Gehen. Jetzt war er in der besten Stimmung. Die Todesgedanken kamen nicht mehr; trotzdem aber suchte er einen Alpweg, der über die Fluoh hinaus und neben dem Liggstein gerade zur Kirche hinunter führte, um den gefährlichen Weg unter dem Felsen neben der Aach zu vermeiden. Vorzuwerfen übrigens hatte er sich nichts mehr. Hintergedanken hatte Hansjörg so gut als er, und mancher wol wär nicht im Stande gewesen, so einem Grobian auch nur zum Scheine die Hand zu geben. Das war also überstanden, und in

Zukunft wollte er denn doch etwas gewiſſenhafter vorgehen, beſonders wenn einmal Zuſel Stigbäurin war.

Hansjörg kletterte mit tauſend neuen Plänen und Hoffnungen zu ſeiner Waare, um da das Dunkel der Nacht zu erwarten.

Am Tage darauf — es war ein Sonntag, predigte der Kaplan von den Pflichten der Arbeitgeber und Dienſtboten, beſonders von jungen Mägden, die einer teufliſchen unvernünftigen Berechnung ihre Ehre und Tugend opferten. Der Prediger wollte nichts Verächtlicheres kennen, als wenn ſo ein magerer, blonder, blauäugiger Brocken ſo einer fetten Maus in die Falle gelegt werde.

Nach dem beinahe endloſen Vortrage ſagte der Krämer ziemlich laut: „Man hätte Dorotheens ſchmutzige Wäſche doch nicht ſo auf die Kanzel bringen ſollen.“ Dieſe zarte Andeutung wäre nicht mehr nöthig geweſen, da ohnehin ſchon faſt alles nur an die Magd auf dem Stighofe dachte.

Sechzehntes Kapitel.

Das Echo der Predigt auf dem Stighof.

Wie es Büchlein gibt, über die wieder viele und großmächtige Bände geschrieben werden, so gibt es im Bregenzerwalde Predigten, über die und denen nach gleich wieder in allen Ecken gepredigt wird, wenn sie auch nicht halb so lang und „kräftig" sind wie die, welche der Kaplan diesmal gehalten hatte. Wie eine Lauine fuhr sie durchs Dorf. Einige meinten, man hätte auch von dem und diesem reden können, und fiengen dann Andere durchzuhecheln an. Eins war man nur noch darüber, daß es mit Dorotheen ein wahres Elend sein müsse. Auf den Stighof brachte der Kanzelvortrag kaum größere Aufregung als in andere Häuser, wo Aeltern ihren Kindern zusprachen, sich das zum Spiegel zu nehmen. Aber zwei oder beinahe drei kleine Predigten wurden aus der großen doch auch gemacht. Eine war für Hansen ganz allein und es wurde daher von der Stigerin, bevor sie begann, die Stubenthüre sorgfältig verriegelt. „Heut unter dem Gottesdienst," sagte sie, jedes Wort scharf

betonend, „iſts mir geworden, als ob nun Sterben für mich das Nächſte und wol auch bei weitem das Allerbeſte ſei.“

„Ich habs ja geſagt, du ſollteſt lieber in Gottes Namen daheim bleiben und eine gute Meinung machen*),“ ſagte Hans, und fuhr dann, als die Mutter den Kopf ſchüttelte, wehmütig fort: „Du biſt nun einmal nicht mehr für die grelle Herbſtluft genatürt, und ſollteſt dich um Gottes Willen mehr ſchonen.“

„Schonen!“ wiederholte die Stigerin bitter. „Schone nur du mich, wenn ich wieder eine frohe Stund haben ſoll. Aber ja, du haſt mich ſchonen wollen! Ich ſollte nicht merken, was ſchon die ganze Gemeinde gemerkt hat, und das macht mir ſo Kummer und liegt wie ein Berg auf dem Herzen. Wenn ich einmal auf Dorotheen zu reden kam und auf das, was mir ſchon ſeit einigen Wochen faſt jedes Lüftlein zuwehte, ja, da thateſt du, ob du nicht fünfe zählen könnteſt. Ich hab dich zu dumm gehalten zur Verſtellung und zu gut und blieb ruhig, bis ich mich nun von jeder Obſt- und Beſenhändlerin für die Ueberliſtete, die blinde Affenmutter anſehen laſſen muß.“

„Und warum denn das?“ fragte Hans, der noch immer nicht recht wußte, wovon denn eigentlich die Rede ſei.

„Wegen der Dorothee, Mathisles Dorothee, unſerer Magd, wenn du ſie kennſt.“

*) zu Hauſe beten, eigentlich: gute Vorſätze faſſen.

Hans erſchrak, aber nicht, weil er nun an die zum größten Theil verſchlafene Predigt dachte, ſondern weil er glaubte, daß es ſich um das Verhältniß des Knechtes mit der Magd handeln werde. Die Mutter war ein wenig ſtolz und hielt viel auf die Ehre ihrer Verwandtſchaft, beſonders aber ihres Hauſes. Es konnte ihr wol nicht gleichgültig ſein, wenn das Mädchen offenbar dem Knechte vor ihm den Vorzug gab.

Die Stigerin hatte natürlich für ſeine Verlegenheit eine andere Auslegung, und unwillig fuhr ſie ihn an: „Jetzt ſtehſt du da wie das Schaf am Hag und alle Verſtellung iſt aus. Ach Gott, wie einfältig und dabei doch ſo ſchlecht!“

„Mit wem biſt du heut aus der Kirche?“

„Geht dich nichts an; was ich weiß, hätt ich von jedem hören können.“

Hans wußte nicht, was er denken ſollte von „Jedem“ und vom Kopfſchmerz, über den die Mutter in den letzten Tagen immer geklagt hatte. „Wir wollen lieber von Anderem reden,“ ſagte er. „Derlei Geſchwätz macht mir und dir wol mehr Kopfweh, als es eigentlich werth iſt. Ich hab ſelbſt genug zu verwinden, wenn man mir auch nicht noch ſchwer macht, und ich glaube, daß das ganz nur meine Sache, daher auch nur meine Sorge ſei.“

„Das glaub ich aber nicht!“ erwiederte die Mutter heftig. „Wie hab ich mir es doch ſauer gemacht alle Tage, hab ſogar die größten Löcher in meine Nächte hinein gebraunt, um nur den Hof und das Anweſen gehörig im Stande zu erhalten, bis du gewachſen ſein

würdeſt. Und nun ſteht der Lümmel lang und breit da, wie ein Kloſterkoch, und ſogar ſein Schweigen beſtätigt, was ich Närrin ſonſt nie habe glauben wollen, nämlich den Spruch: Kleine Kinder kleines Kreuz, große Kinder großes Kreuz. Hätte ich gewußt, wie es gehen werde, dann wär es gewiß nie ſo gegangen. Aber wem wärs eingefallen, daß Dorothee auf die Art uns danken werde."

Durch dieſe Worte glaubte Hans ſeine Vermutung nur zu ſehr beſtätigt zu hören. Undank aber durfte er denn doch dem Mädchen nicht vorwerfen laſſen. „Mutter," begann er etwas ſchüchtern, „wenns auch für uns nicht ehrenhaft iſt und beſonders mir weh thut, daß ſie mich nicht will, ſo —"

„Eben will ſie dich fangen, du Tropf. Wenn ſie ſich gar noch ziert, ſo wird ſie dich halt ſchon am Faden haben, aber noch feſter machen wollen. Du ſteckſt ſchon drinn, daß du mich von Herzen gern ein wenig zu dir ſehen laſſen ſollteſt; aber ſtatt dem will man mich gar nicht einmal mehr in die Kirche laſſen, ſeit auf allen Gaſſen von dem ſaubern Pärlein geredet wird."

„Von welchem Pärlein?"

„Jetzt ſteht er wieder da wie der Gottverlaßmich-nicht. Von wem denn als dir und der Magd? Hat es je ſo einen Tropfen gegeben wie du einer biſt, ſeit man warm kocht und doch wenigſtens mit dreißig Jahren ein Bischen etwas in den Verſtandskaſten bekommt? Ich aber ſoll meine Geſundheit ſchonen, mich in Acht nehmen vor der Herbſtluft, um doch noch Jahre lang die Herrlich-

keit mit anſehen zu können neben dem alten Mathisle. Thät mir auch Noth! Schon lang hätt ich ſterben ſollen, ſchon da, wo ich Dorotheen, die Hexe, in —"

„Jetzt das iſt denn aber doch zu arg!" konnte Hans endlich einfallen, als die Stigerin, noch nach mehr ähnlichen Ausdrücken ſuchend, einen Augenblick inne hielt. „Mir thät es Freud machen, wenn ſie mich ſo gern hätt als man ſagt."

„Dein Geld nur hätt ſie gern, dich wie du biſt thät keine gern haben."

„Dann will ich mich vor den Reichen in Acht nehmen, die brauchen mein Geld nicht, gerade ſo wenig als ich das Ihre. Ueberhaupt heiratet jeder für ſich, drum ſoll man es ihm überlaſſen. Mir kommt es ungemein groß und wichtig vor, ſich auf ſein Lebtag an ein Weibsbild zu binden. Ich mein, das muß ſo aus einem heraus wachſen; aber wenn man den geſäten Erdäpfeln oder Rüben jeden Tag nachgräbt, wächſt gar nichts. Das war grad auch ſo ein Gezifch und Gethue bei verſchloſſenen Thüren, bis man die gute Angelika dem Andreas verkuppelt hatte, und nun —?"

„Die geht mich nichts an, und ich weiß nicht, warum du noch mit der alten Geſchichte kommſt."

„Wer daran keine Schuld hat, kann um ſo leichter und ohne Gewiſſensplag eine gute Lehre daraus nehmen. Es wär für beide Theile beſſer geweſen, ſie hätten ſich gar nie geſehen. Er mag nun einmal nicht mit ihr gehen, drum kommt er gerade dann am meiſten auf den Abweg, wenn ſie auf dem rechten iſt. Warum bin nicht

ich an ſie verkuppelt worden? Dann hätt ich jetzt den Batzen ſchon gegolten*). Zuſel hat auch keinen beſſern Vater als ſie, denn der Krämer iſt ſeitdem noch kein Heiliger worden."

„Und ſonſt natürlich iſt nur noch die Magd für dich im Dorf und auf der Welt."

„Man redet alſo von uns Beiden?" fragte Hans lächelnd.

„Eben."

„Und tadelt uns?"

„Wenigſtens dich. Daß ſie dich gern hätt, iſt etwas, das man ſich einbilden kann. Sie iſt ja nicht einmal hübſch mit dem blaſſen Geſicht, den großen Betſchweſteraugen und dem fuchſigen Haar."

„Hübſcher freilich wär Angelika geweſen."

„Und Zuſel gleicht ihr, ohne das Alter, wie ein Ei dem andern."

„Auch ſie iſt hübſch. Wenn ihr Blick eins trifft, wenn ſie einem zulächelt und dann den Mund wieder ſo ſtolz und trotzig ſpitzt und das Näschen aufwirft, meint man ſchon —"

„Was meint man?"

„Man müſſe raſend werden, daß ſo ein — ja noch ein herrlicheres und vor allem beſſeres Weſen ſo elend verſchachert werden konnte. Ja, Mutter, damals war ich ein Tropf, ſonſt wärs anders gegangen."

„Laſſen wir das Alte, ſo lang wir am Jetzigen ſo

*) wäre ſtandesgemäß verheiratet.

genug haben. Die Magd soll noch heut aus dem Haus, denn nach dieser Predigt will ich euch nicht mehr unter einem Dache wissen, so lang ihr beide ledig seid."

„Dann," sagte Hans entschlossen, „dann muß ich gleich fragen, ob sie mich nicht heiraten möchte."

„Möchte!" schrie die Stigerin, mit dem Fuße stampfend; „möchtest du sie?"

„Sobald sie sonst nicht mehr bei uns und alles im Alten bleiben kann."

„Das geht nicht mehr, denn sie ist mit dir nun und du bist wegen ihr in ein gräuliches Geschrei gekommen. Ich glaub selbst nicht alles, nicht das Halbe — aber..."

„Und ich geb jetzt schon gar nicht mehr nach. Nachgeben hieße alles bestätigen und alles auf sie werfen. Mutter, was würde dein Herrgott sagen? Er nimmt es sonst in Kleinigkeiten so genau, daß man glauben sollte, du dürftest ihm gar nicht mit so etwas kommen, denn das ist grundschlecht und schändlich. Da kommt das Mädchen in unser Haus als kleines Kind, noch unverderbt, ein Engel, wenn es gestorben wär. Von dir nur ist es erzogen worden, denn das Mathisle hast du nicht bei ihr und sie kaum einmal bei ihm gelitten. Dorotheen haben wir auf dem Gewissen und alle bösen Reden und alles, was sie jetzt aus unserm Hause mitnehmen müßte. Wär sie schlecht, so hätten wir die Schuld und dürften sie nicht fortschicken; wir müßten nicht verschlimmern, sondern gut machen auf jede Art und um jeden Preis. Das darf ein hülfloses Mädchen erwarten, wenn einmal

die vom Stighof sich seiner angenommen haben. Wer A sagt, muß auch B sagen."

Hätte sich Hans eine Woche lang auf diese Rede vorbereitet, es wäre nicht besser, ja weniger gut gegangen, als da er ganz nur dem Herzen folgte. Daß er das that, bewiesen die großen Tropfen, die er sich dabei verstohlen aus den Augen wischte. Er hätte sich nicht schämen müssen und vor der Mutter schon gar nicht, denn diese war selbst gerührt und sagte mit kaum noch erzwungener Strenge: „Wie man sich jetzt regen kann und sonst thut man wie gefroren. Wer so viel weiß, der sollte über so was gar nicht reden mögen. Geh nur und mach einstweilen wie du willst, es wär da doch alles Widersprechen umsonst."

„Ich will lieber eigenköpfig heißen, als wenn ich selber mich für schlecht halten müßte," brummte Hans, während er die von der Mutter geschlossene Stubenthür öffnete und gieng.

Jetzt war die Stigerin mit sich selber weit weniger zufrieden als mit ihrem Sohne, der seine Sache nun einmal gar nicht schlecht gemacht hatte. Ganz uneben war nicht, was er sagte, doch ein Ausweg durfte gesucht und wo möglich benützt werden. Wenn auch Jos das Mädchen gern hätte? Und fast war es gewesen, ob Hans das selber fürchte. Da wär etwas zu erforschen gewesen, wenn sie sich nicht so leicht gefangen gegeben hätte. Daß doch einem so viel zu spät einfällt, wo es nur noch quält statt zu nützen!"

Sie kannte Hansen, sie wußte, wie er sich für etwas

warm machen konnte, während er der Ueberredungskunst beinahe unzugänglich war. Wenn er jetzt einen halben Tag ohne Beschäftigung mit sich allein blieb, dann war ihm das Mädchen gewiß schon zu einer halben Heiligen und schöner als selbst Angelika geworden. Jetzt noch wollte er Dorotheen nur glücklich wissen, und das wollte sie auch. Glaubte er an eine Neigung des Mädchens zum Knechte, so war jetzt vielleicht noch etwas zu machen, ehe das arme Kind wußte, daß ein Hans und ein Stighof zu bekommen war. Aber gleich mußte man dran. Dorothee sollte — damit beruhigte sie ihr Gewissen — durch ein schönes Heiratsgut entschädigt werden. Sie gieng hinaus, um den Sohn noch einmal zu sich zu rufen, und erschrak fast zu Tode, als sie den Hansjörg die Stiege herauf kommen sah. Es war ihr, ob sie von ihm hören müsse und schon höre: „Zuerst hab man die schönsten Jahre seines Lebens verhandelt, und nun sollte noch die Schwester verschachert werden."

„Was willst du?" fragte sie ängstlich, als er hart vor ihr stehen blieb.

„Wo ist Hans?"

„Er wird sich ankleiden zum Nachmittags-Gottesdienst und ich muß auch machen, daß ich beim Zusammenläuten*) in der Kirche bin."

„Aber den Kirchweg wirst du doch nicht mitnehmen, wenn du gehst?"

---

*) das letzte Läuten vor Beginn des Gottesdienstes, mit allen Glocken.

„Dumme Frage!“

„Nun, dann geh meinetwegen. Ich und Dorothee können auch später nachkommen.“

Die Stigerin hatte keine Luſt mehr, mit Hanſen zu reden. Sie ſchickte den Burſchen zu Dorotheen in ihr Stübchen, und war froh, gleich wieder aus ſeiner Nähe zu kommen.

Bald rief die große Glocke die Beſitzer des Stighofs zur Andacht. Jedes hatte dem lieben Gott viel und jedes anderes vorzutragen. Hansjörg und Dorothee ſaßen beiſammen in der Wohnſtube.

„Was hätteſt du eigentlich wollen?“ fragte das Mädchen, nachdem es die Vorhänge ausgezogen hatte, um ſich den Vorübergehenden zu verbergen.

„Wenn ich dir das alles ſagen ſollte, ſo würdeſt du mehr vom Gottesdienſt verſäumen müſſen, als dir lieb zu ſein ſcheint. Laß dir daher lieber in aller Kürze ſagen, was ich nicht will.“

„Und was denn?“

„Nicht hier Knecht werden.“

„Nicht?“ fragte die Schweſter erſchrocken.

„Nein.“

Eine Weile ſaßen beide ſchweigend neben einander, dann ſtellte Hansjörg ſich kerzengerade vor der Schweſter auf und ſagte: „Ich gleiche doch keinem Knechte.“

„Das iſt nur Soldatenſtolz.“

„Oder Demut,“ erwiederte Hansjörg. „Ein rechter Bauer thät mit mir nicht lang zufrieden ſein, dann hätt ich nur die Schand und du den Aerger. Ich

bin empfindlich, eigenſinnig, hochmütig, und nur das nicht, was man ſein muß, wenn man mit Schaufel und Gabel exercieren will."

„Sag du nur lieber gleich, du mögeſt das lüderliche Schwärzerleben nicht laſſen."

„Nun, wenns beſſer klingt, kann ich das ſagen."

„Und ich hab mich ſchon ſo gefreut, daß du nun doch noch zum Rechten kommen werdeſt," klagte das Mädchen.

„Ich will eben weiter."

„Ja, in den Thurn, wo man die Spitzbuben einſperrt und alle, die die Geſetze trotzig übertreten."

„Noch bin ich auf guten Füßen und man wird mich auch nicht ſo leicht fangen. Man hat in der Regel die Kraft ſchon vor einem Wagniß, die man dabei braucht, ſonſt iſt man nur ein halber Kerl."

„Aber um ſo jämmerlichen Gewinn, Bruder!"

„Du begreifſt das Luſtigſte bei der Sache gar nicht. Das iſt eben, ſich täglich durchzuſchlagen, und nach dem Entrinnen aufathmend ſchon wieder einen neuen Plan zu machen. Sie haben mich zum Krieger gemacht. Auch du haſt es geſchehen laſſen — mit Lächeln — und es iſt recht; aber nun hab ich halt an Feldzügen und Eroberungen mehr Freude, als wenn wieder ein Rock gemacht, oder ein Heufuder geladen iſt. Geſchafft wird ohnehin ſchon überall ſo viel, daß man kaum noch Arbeit findet und nur Andern damit im Weg iſt; wer aber wohlfeile Waare ſchafft in unſer abgeſchloſſenes Thal, daß nicht mehr Einer ganze Gemeinden allein ausſaugen kann,

der nützt mehr. Und er soll nur nicht glauben, daß ich nur ganz ihm gehöre. Doch das gehörte zu dem, was ich will, und davon zu reden haben wir heut keine Zeit. Auch ists mir zu heiß in der Stube da. Es wird einem fast angst vor lauter Vornehmheit. Droben auf den Bergen, da hat man es weit und frei, und ein österreichischer Jodler hallt aus dem Bairischen zurück, als ob es gar keine Grenzen und keine Grenzjäger geben thät."

„Es giebt aber, und wenn sie dich einmal doch fangen sollten?"

„O, den Hansjörg fängt man nicht mehr so leicht als man meint. Weder der Krämer noch die Grenzer. Nur einmal, in der letzten Woche und beim ersten Gang haben die Spitzbuben mir ein Päcklein abgejagt. Ich bin so müd gehetzt worden, daß ich den Plunder wegwerfen mußte, um selbst zu entrinnen. ‚Das muß wieder eingebracht werden,' hab ich mir gesagt und mich gleich wieder mit einem großen Sack über die Berge gemacht."

„Großer Gott!"

„Es ist ein herrlicher Tag gewesen da oben. Ihr da habt noch euer Lebtag nie so einen gesehen. Da ist es still gewesen in mir und rings um mich herum, so daß ichs ganz gut hörte, wie zwei Grenzer in einer öden Alphütte sich was zubrummten, als ich vorüber schritt."

„Und hast du nicht an mich gedacht und an den Vater, und bist du vorwärts?"

„Versteht sich, und dann tüchtig beladen wieder zurück."

„Haſt du denn alles ſchon auf den Bergen droben gehabt, daß es ſo ſchnell gieng?“

„Das iſt oft der Fall, und die Grenzer, die richtig noch da waren, haben auch ſo etwas vermuthet. Wie von Weſpen gejagt, ſprangen ſie heraus und ſchrien: ‚Halt!‘ Hansjörg aber hielt nicht, ob ſie rufen, laufen oder ſchießen mochten.“

„Jeſus Maria! ſie ſchoſſen?“

„Allerdings, aber der Soldat darf nie fürchten.“

„Ja, als Soldat fällt er für Gott, Kaiſer und —“

„Stighanſen mit ſeinem Handgeld, als Schwärzer dagegen für ſich ſelbſt. Aber laß mich weiter erzählen! Das Beſte kommt zuletzt.“

„Mir grauſets.“

„Abwärts halfen alle Heiligen. Wie im Winter ein Schlitten, ſchoß ich mit meiner Laſt über die glatten Bergheuplätze hinab, rutſchte durch Halden, ſprang über Felſen und verſchwand im Gebüſch.“

„Gott Lob und Dank im hohen Himmel!“

„Ich war einſtweilen ſicher, und ein weithin hallender Jauchzer verkündete das meinen guten Freunden, die mir zitternd auf Umwegen nachkletterten. Nun hörte Gott mich ächzen und den allerjämmerlichſten Klagton verſuchen, bis ich die Verfolger herankeuchen hörte. Dann klomm ich wieder abwärts mit meiner Laſt, aber ſo gemach, daß ſie mir immer näher kamen, und bis auf einen Schritt bei mir waren, als ich wie ein halb zu Tode Geſprengter niederfiel und meinen Plunder im Sack über den Felsgrat ins Tobel warf.“

Dorothee rückte ungeduldig hin und her. „Es wär nun Zeit in die Kirche," sagte sie.

„Du mußt aber doch noch hören, wie es gegangen ist mit dem Pack."

„Ich thät es lieber hören, wenn du ihn dem armen Vater gebracht hätteſt."

„Der," lachte Hansjörg, „würde Augen gemacht haben, fast wie meine Freunde! Laß mich aber nur der Ordnung nach erzählen. Da lag ich und keuchte so jämmerlich, daß die Burschen es aufgaben, mich mit Rippenstößen zum Pack zu treiben. Einer bewachte mich, bis der andere mit großer Müh und viel Schweiß den Schatz gehoben hatte. ‚Ein Fäßlein Tabak,' meinte er. ‚Haſt du ſchon aufgemacht?' fragte mein Wächter. ‚Narr, ich konnte kaum ſtehen,' antwortete der andere ſchaudernd. Nun wurde aufgeknüpft, und aus dem Sacke kugelte ein kurz abgeſägter Tannenblock ſo rund und glatt, daß man ſich zum Schindelnmachen keinen hübſchern denken konnte. Meine Grenzer ſtanden da wie verhagelt, mir aber war die Müde vergangen und lachend ſagte ich ihnen: ‚Wenn es keinen Schnee habe, könne man ſolche Klötze nicht auf Schlitten laden und trage ſie lieber in Säcken aus dem Walde heim, wenns nicht an der Kraft dazu fehle.' Es war wol ſtrafbar, daß ich auf das ‚Halt' nicht ſtille ſtand, aber ſie hätten ſich geſchämt, mich jetzt auf das Gericht zu nehmen und, wie die Katze vom heißen Brei weg, ſchlichen ſie den ſchlechten Weg hinab."

Ganz gegen Hansjörgs Erwarten belohnte die

Schweſter ſeine Erzählung nicht mit dem leiſeſten Lächeln. Faſt ſchaudernd ſah das Mädchen aus den grauen Augen des Bruders etwas leuchten, was weniger Muth und Thatenluſt, als Trotz, Schadenfreude, Rachſucht oder ſonſt etwas Schreckliches ſein mußte. „Du biſt mir ganz fremd worden," ſagte ſie traurig. „Nie könnte mich freuen, was Andern nur den Beruf ſchwer macht."

„Der Beruf," antwortete Hansjörg mit einem mitleidigen Lächeln, „der Beruf, du gutes Ding, iſt nichts anderes als das Leitſeil, an dem ſie unſereinen nach Wunſch und Willen in der Welt herumführen. Als Soldat muß ich im Frieden berufsmäßig der Ankläger meiner Freunde, im Krieg der Mörder der ſogenannten Feinde werden. Mach ich da nicht auch Andern den Beruf ſchwer? Aber ſogar wenn ich daheim ſitze, ſtill und unbemerkt zwiſchen den vier Pfählen, wenn ich die Nadel walten laſſe in ſchönem ſtillem Tuch und ſtatt meiner nur einen Rock nach dem andern ins Feld ſchicke, mach ich Andern den Beruf ſchwer, und je fleißiger wir ſchneidernde Soldaten ſind, deſto hitziger iſt der Krieg ums Leben, um die Kundſchaft nämlich und ums tägliche Brot. Das ſind ſo Gedanken eines Verkauften, wenn er von da droben herab ſchaut auf die wunderbar närriſche Welt und ſeinen Aerger vergißt im Lachen darüber, daß ſich ſonſt kein Menſch weit herum darüber ärgert und das alles ganz in Ordnung gefunden wird. Machen die Grünröcke mirs nicht auch ſchwer? Und werde ich hier Knecht, ſo hab ich einen Andern, heiß er Peter oder Paul, von Koſt und Moſt verdrängt. Krieg iſt überall

und ich will am liebsten da mit thun, wo doch auch noch ein Spaß zu erleben ist."

Dorothee stand vor ihrem Bruder, wie ein Mensch vor einem ungeheuern Ereignisse steht, welches ihn um so mehr erschüttert, weil plötzlich dessen Ursachen und Wirkungen in ihrer Nacktheit so hart vor ihn hintreten, daß er nicht einmal mehr das Walten einer höhern Macht, sondern nur noch den furchtbar regelmäßigen Lauf der Dinge darin zu erkennen vermag. So hatte der Bruder werden müssen, und doch sollte, durfte er nicht so bleiben. Sie würde — das fühlte sie, wenn sie ihn entschuldigen wollte, viel stärker, als ihr augenblicklich lieb war — an seinem Platze nicht so geworden sein; aber vergebens suchte sie, was in ihr sich dagegen aufgelehnt hätte, in ein Wort zu fassen, um dem Bruder es wie ein schöpferisches „Werde" zuzurufen. Es klang recht traurig, als sie mit abgewandtem Gesichte fragte: „Möchtest du nicht am liebsten ruhig leben und brav werden?"

„Das wird nicht allen so leicht und so gut belohnt als man sagt. Nur dir lächelt Stighans dafür so freundlich zu, daß der Kaplan keine Ruhe mehr bekam, bis er darüber eine Predigt hielt."

Dorothee verstand diese Rede nicht, obwol sie vormittags, wie gewöhnlich, dem ganzen Gottesdienste beigewohnt hatte.

„Mit mir ists anders," plauderte Hansjörg weiter. „Mir stände das Dulden nicht an, und meine größte

Kraft gibt mir der Trotz. Sie haben mir es aber auch darnach gemacht mein Lebtag. Der Vater —"

„Laß ihn," fiel das gute Kind ein, „auch er hat es hart gehabt, und die Mutter iſt viel zu früh geſtorben."

„Mutter!" rief der Burſche traurig. „Ja, ſie konnte recht gut ſein, ſie war es, aber auch wieder furchtbar hart. Da hab ich geſehen, was die Noth aus den beſten Menſchen macht. Dich hat ihr Unfriede mit dem Vater aus dem Hauſe getrieben und unter ein beſſeres Dach gebracht, ich aber mußte bleiben, und alle Hiebe, die Vater und Mutter in groben Reden ſich austheilten, fielen vor allem auf mich, bis ich hart und unempfindlich war, ſo daß mir bald ein Sonnenblick der Mutterliebe faſt weher machte als das ärgſte, was ihre üble Laune mir anthat. So ein Blick begann das Eis zu ſchmelzen, welches ſonſt den furchtbaren Riß in unſerm Hauſe bedeckte. Gott tröſte ſie im ewigen Leben! Sie hat es doch nicht mehr erleben müſſen, mich zu einem Handwerk zwingen zu ſehen, für das ich am allerwenigſten Neigung hatte. Der kräftigſte, trotzigſte Burſche im Dorf, mußte ich ein Schneider werden, weil ich das beim Vater umſonſt ein wenig lernen und dann gleich beim Krämer Arbeit nehmen konnte. Man hatte ſchon Jahre darauf hin geſündiget, und zwar ſo, daß ich mich nicht mehr frei machen konnte. Die Schuld wurde größer von Jahr zu Jahr, ſo daß man mich endlich an Haufen verhandelte. Dieſe Schule hab ich durchmachen müſſen, drum iſt mir denn auch ein ſchönes Vermögen

das Höchste auf der Welt geworden. Wie ist der Krämer ein Mann und lebt trotz Neid und übeln Nachreden in aller Herrlichkeit! Und warum? Zuerst weil er ein unerfahrenes Mädchen verführte. Das machte ihn zum Herrn ihres Vermögens, und nun hat er sich natürlich gar alles erlauben dürfen. Und nun war eine Tochter da neben mir im Haus, ein übermütiges, leckes Ding, und die sah mich gern. Ja ja, der Krämer that sich recht, daß er mich aus dem Haus und aus dem Dorfe schaffte, denn die reiche Zusel hätte mein werden müssen um jeden Preis. Wol hat mir das Mädchen nachgeweint und nachgeschrieben von ewiger Liebe. Aber daran hab ich nicht geglaubt. Wär doch auch ich gleich wieder einer Andern nachgegangen, wenn mich das Glück wieder auf den Weg einer so Reichen geführt hätte. Drum — ja, ich will nur beichten, daß doch auch hier etwas Gutes geschieht unter dem Gottesdienst — drum hab ich dann sogar die Schreiberei von ihr um ein Sündengeld an den alten Krämer verschachert in der verworfensten Skorpionsstunde meines Lebens. Als ich heim kam und das hübsche Kind sah, Herrgott! ich hätte mir alle Haare ausraufen mögen. Erst jetzt seh ich wie hübsch sie ist, und ich weiß nicht, ists Reue oder was, das mich mit Gewalt immer zu ihr zieht und mich selbst dem Krämer gegenüber, den ich von ganzer Seele hasse, immer wieder so schwach macht. Er sagte mir oder verrieth doch, daß mich sein hübsches Töchterlein auch noch nicht ganz vergessen habe."

„Und nun läßt du dich wieder fangen von der

Lügenspinne?“ fragte Dorothee im Tone des Vorwurfs.

„Der Krämer,“ antwortete Hansjörg, „hat es mir in einem großen Augenblick gesagt, und ich glaub es, denn ich empfinde nur zu gut, wie mir selber zu Muthe ist.“

„Der Krämer meint es aber gewiß nicht redlicher mit dir, als mit Andern.“

„Ich mit ihm auch nicht. Wenn er glaubt, daß ich nur für seinen Laden über die Berge gehen werde, dann trügt er sich viel ärger als ich. Das ist nur, um in seinem Hause nicht ganz fremd zu werden.“

„Er kann dich aber verrathen beim Gericht.“

„Ich ihn auch.“

„Die Großen beißen einander nicht.“

„Eben drum auch muß man sich an diese hängen, wenn man sicher sein will.“

„Wenn du so etwas im Kopf hast,“ sagte das Mädchen ungewöhnlich streng, „so ist die heutige Predigt für dich schon ganz besonders wichtig. Es wär doch traurig, wenns dich träfe, wenn du als Dienstbot arbeiten thätest, und dein Lohn wäre der Zorn Gottes, der ja will, daß man ihm allein dienen und keine fremden Götzen daneben haben soll. Weißt du, der Kaplan hat die, welche dienen um Befriedigung der sündhaften Begierden, den Zauberern verglichen, die ihre arme Seele dem Schwarzen verschrieben aus Geldgier und Zeitlichkeit. Mir ist das schrecklich vorgekommen, und doch hab ich da noch gar nicht an dich gedacht.

Es ist mir nicht eingefallen, daß es dich treffen könnte."

„Oder gar dich auch noch," bemerkte Hansjörg.

„Du hast recht! Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle. Ich mein' es nicht bös, und es kommt mir selbst wunderbar vor, wie ich von deiner Erzählung weg an die Predigt denken muß."

„Du hast recht, daß du nicht gleich dich selbst bei der Nase nimmst, das thun schon die Andern. Aber laß sie dich nur beneiden. Neid bringt Glück."

„Mich nähme man dafür her?"

„Ja, dich und den Haus, den dir nicht nur die recht grausam übel gönnen, welche bei Prozessionen noch das Kränzlein tragen müssen."

„Mir — mißgönnen sie — ihn?"

„Ja; aber thu du nur jetzt nicht mehr gar zu falsch, nachdem ich doch auch so offen gegen dich gewesen bin. Du wärst nur ein Närrchen und er ein Klotz, wenn du ihn nicht bekommen thätest."

„Aber, Hansjörg —"

„Man vermutet von Andern nur und redet ihnen nach, was man selbst an ihrem Platze gethan hätte, drum auch brauchst du vor keinem Mensch roth zu werden und am allerwenigsten vor mir. Ich hab dem Stighof schöne Jahre geopfert, es ist recht, wenn er sie meiner Schwester zurück gibt. Ich gönne dir dein Glück von ganzem Herzen."

„Ja, ich bin glücklich hier und du könntest es auch werden. Komm doch. Schlag deine Leidenschaften nieder.

Man kanns, mit einem Ruck, wenn man die Faust ballt und recht trotzig thut. Ich mach es immer so, wenn mich Kummer plagt um den Vater, dich oder — und der Kummer sitzt doch noch viel tiefer, als was dich vom ordentlichen Weg treiben will."

„Wenn du für mein Vertrauen nichts hast als diese Predigt," bemerkte Hansjörg unmutig, „so wärs fast schad, wenn ich die ganze Vesper versäumen thät. Daß ich nicht gewillt bin, Knecht zu werden, hast du verstanden."

„Nützt alles Einreden nichts?"

„Nein."

Eine Minute später schritten die Beiden schweigend über die längst leere Gasse des verödeten Herrendorfes hinaus, der Kirche zu.

Siebzehntes Kapitel.

Rathlosigkeit und Entschluß.

Hansjörg hatte nicht ganz Unrecht, wenn er Dorotheens Predigt für eine Decke hielt, hinter der das Mädchen ganz andere Gedanken und Empfindungen zu verbergen suche. Ernst aber war es ihr mit dem Zuspruch doch; sie hätte ihn in der Verlegenheit gar nicht mehr finden können, wenn er ihr nicht ganz obenauf gelegen wäre. Erst als sie schweigend neben dem Bruder zur Kirche schritt, fragte sie sich ernstlich, ob er mit der Predigt des Kaplans wol recht gehabt haben könnte? Sie wußte sich aber so wenig vorzuwerfen, daß sie wieder ziemlich ruhig darüber wurde. Als sie aber in die Kirche kam, man sang eben den letzten lateinischen Psalm, da drehten Männer und Weiber die Köpfe um, sahen sie lange an und schienen sich dann Wichtiges sagen zu müssen. Ihr wurde fiebig heiß und himmelangst. Auch das wieder schien man zu merken und auf allerlei Weise auszulegen, denn noch unverschämter starrte man sie an, noch länger steckte man die Köpfe zusammen und weniger

um zu beten, als um einen Punkt für den unsicher werdenden Blick zu gewinnen, zog sie ihr kleines Andachtsbüchlein heraus: Gelesen aber hat sie nicht, die Buchstaben schwammen auf dem weißen Blatte so schnell durcheinander, daß ihr die Augen übergiengen, sobald sich diese fest auf eine Zeile richten wollten. War sie denn in der Kirche, dem Hause Gottes, wo alle gleich, alle Sünder sind, aber auch alle Ruhe und Trost finden können und Schutz vor den Stürmen, die da draußen toben? Es kam ihr wie eine Entweihung des heiligen Ortes vor, daß sie heute so viele zeitliche Gedanken und Erinnerungen mit da herein brachte, und doch war sie vergebens bemüht, derselben los zu werden. Was sie dem Bruder noch nicht recht glauben wollte, war ihr jetzt furchtbar klar geworden. Alle sahen sie um die heutige Predigt an, alle dachten an den Stighof und weiß Gott an was, während der Kaplan droben vor dem prächtig geschmückten Altar ein lateinisches Kirchengebet eintönig herunter sang, welches außer ihm und dem Pfarrer kein Mensch in der ganzen Versammlung verstand. Warum betete er nicht lieber, daß man es verstehen konnte? Vielleicht wäre doch ein Gedanke drin gewesen, der ihr hinausgeholfen hätte über die Beziehungen und Verhältnisse des Werktagslebens! Ihr Andachtsbüchlein hatte sie ja zu Hause auch. Nur in dem lesen hätte sie dort auch können und noch besser als da, wo sie sich von jedem anblicken und dabei unwillkürlich auch seine Rechnung zu machen anfangen mußte. Es war heut in der Kirche gar nicht wie sonst. Noch immer hatte sie da, wo Reich

und Arm neben einander knieten und gemeinsam zum Mahl der Liebe giengen, sich als Kind Gottes gefühlt; heute dachte sie nur an ihre Armut, ihre Abhängigkeit. Wenn sie zu beten versuchte, wars nur ein Flehen zu Gott, daß doch er sie nicht verlasse und noch fernerhin den Schutzengel mit guten Einsprechungen sende an die, von deren Gunst ihr guter Verdienst und damit das Wohl des Vaters und der Schwester abhängig sei. Aber selbst in diesem Zusammenfassen ihrer zeitlichen Sorgen wurde sie durch das vielleicht ihr heute auch besonders auffällige Benehmen der Umstehenden gestört. Sie alle schienen ihre Wechseltische hier aufgeschlagen und das Haus Gottes zu einer Höhle des Neides, des Ehrenmordes gemacht zu haben. Nur einer in den untern Stühlen war so in seinem Gebetbuch, daß er weder sie noch die Andern zu bemerken schien — Stighans. Der hätte gewiß auch Grund gehabt sich zu ärgern, und besonders über sie, wegen der er — wie der Bruder sagte — ins Gerede und in die Predigt hinein gekommen war. Und doch war ihm auch unter dem Mittagessen gar nichts anzumerken; die alte Stigerin freilich that etwas wunderlich. Es war das aber auch weniger zum Verwundern, als daß Hans alles so gelassen hinnehmen konnte. Das war denn doch ein anderer Mann als Jos, dessen Leidenschaftlichkeit sie seit einem halben Jahre schon so oft erbeben machte. Freilich brauchte er sich um Kleinigkeiten auch nicht viel zu kümmern. Er stand fest auf dem Erbe seines Vaters, Jos dagegen mußte sich jede Stufe mühevoll erkämpfen. Das mochte den guten

Burſchen ſo trotzig gemacht haben, wie er damals war, als er ihr ſagte, daß er nicht mehr auf den Stighof kommen werde. Freilich, zu erklären war allenfalls ſein Benehmen, aber darum ärgerte das eins doch. Zwar nicht ſo recht und ganz wie heute die unverſchämten Blicke — nur „a Bitzle", doch ſo, daß man es ihn nicht ungern auch etwas empfinden ließ. Und wie beim Jos wars auch bei Hanſen. Wenn man auch ſeinen heitern Sinn, ſeine unverwüſtliche Seelenruhe dem ſchon durch ſeine Stellung gegebenen Gefühle der Sicherheit zuſchreiben konnte, ſo that ſie einem doch wieder wohl und man freute ſich bald wieder zu ihm zu kommen auf ſeinen ſtillen Stighof. Wie ſchlimm wäre ſie doch jetzt daran, wenn auch er noch dem Winde folgte? Aengſtlich dachte das Mädchen, wie viele Leute er nun vielleicht wieder reden höre, bis er daheim ſei. Sie verließ mit den Erſten die Kirche und der Weg nach Argenau kam ihr endlos vor. Wen alles konnten die Stigerin und Hans auf dieſer Strecke antreffen, wie vielerlei hören!

Heute that ihr die Freundlichkeit der Bäurin ſo wohl, daß ſie nun in der Küche ein inniges Gebet zum Himmel ſchickte, was ſie in der Kirche nicht vermocht hatte. Es kam aber auch die Frau ihr ſo freundlich entgegen, daß dem armen Mädchen, welches ihrer Heimkehr mit Sorge entgegenſah, vor freudiger Rührung das Waſſer in die Augen ſchoß. Das waren Leute! Viel wohler wurde einem zu Muthe, viel frömmere und beſſere Vorſätze konnte man neben ihnen machen, als ſelbſt in der Kirche. Und nun kam auch Hans und erzählte, daß

er heut gar keine Luſt gehabt habe, mit den andern Burſchen in die Krone zum Bier zu gehen, um da ihr dummes Geſchwätz zu hören. Wenn böſe Leute ſie nun einmal alle zuſammennähmen, ſo wollten ſie auch gehörig zuſammenhalten, ſo treu und feſt, bis man vor Aerger darüber gar nichts mehr ſagen möge.

So redete Hans, und die Stigerin hatte nicht einmal ein Wörtlein dagegen einzuwenden.

Dem Mädchen war ganz wunderbar zu Muthe. Hansjörg hatte alſo vielleicht doch nicht ganz unrecht, wenn er eine Neigung Stighanſens andeuten wollte. Noch wurde ihr faſt angſt vor dieſem Gedanken, aber Hans galt ihr jetzt zu viel, als daß ſie ſich nicht immer mehr und lieber damit beſchäftigt hätte. Auch die Freundlichkeit der alten Stigerin, die man faſt eine mütterliche nennen konnte, begann ſie für einen Beweis zu halten, daß die gute Frau ſich mit dem Gedanken, ſie einmal als Stighofbäurin zu ſehen, ſchon ein wenig vertraut gemacht habe.

Dorothee hatte wirklich nicht ganz unrecht. Wenn die Stigerin das Mädchen weit weniger gern gehabt hätte als das wirklich der Fall war, ſo hätte Hanſens Rede doch genügt, ſie an ihre Pflicht als Erzieherin zu erinnern, und das Glück des Kindes ihr zu einer Gewiſſensſache zu machen. Freilich wär ihr jetzt jedes erlaubte rechtliche Mittel, Dorotheen aus dem Hauſe und mithin Hanſen aus dem Gerede zu bringen, faſt um keinen Preis zu theuer geweſen. Aber in Unehren ſollte ſie nicht aus dem Hauſe, da ſie doch entweder unſchuldig

an allem war was man ſagte, oder gewiß auch Hanſen ſein Theil an allem zufiel. Nein, unglücklich werden für immer nur eines Geredes wegen durfte die nicht, welcher Mutter zu ſein die Stigerin einmal gelobt hatte. Lieber wollte ſie Hanſen mit dem Mädchen, das an und für ſich gewiß ſo gut als eine zu ihm gepaßt hätte, vor den Altar treten ſehen, wie ſehr das auch immer gegen ihre Rechnungen ſein mochte. Glücklich mußte Dorothee werden, nur, wenns menſchenmöglich war, nicht gerade um den allerhöchſten Preis; denn näher noch als das angenommene lag ihr doch noch immer das eigene Kind am Herzen, ihr einziger Sohn, den ſie faſt zu enterben glaubte, wenn ſie keinen andern Ausweg, als eine Verehelichung der Beiden zu finden im Stande war.

Aber noch weniger als bei der Mutter that die Predigt und thaten die durch ſelbe gut geheißenen Verläumdungen bei Hanſen die Wirkung, die der Krämer ganz beſtimmt erwartet hatte. Erſt nachdem es Hanſen von allen Seiten vorgehalten wurde, daß nur er und die Magd gemeint, ſogar zum Greifen deutlich gezeichnet worden ſeien, ward er recht feſt und ſagte mit Stolz, daß er dem Uebel leicht abhelfen könne, wenn Dorothee gar ſo gern Stigbäurin werden möchte. Ja, nun trotzte Hans aller Welt, daheim aber, wo er die ſo unſchuldig Verfolgte ſo ſicher und doch auch ſo demütig ihre Wege gehen und die vielen Arbeiten verrichten ſah, konnte er zuweilen recht weich werden. „Nein, die ſollte man ihm nicht mehr nehmen!“ Dieſe Freude ſollte dem Neid und dem Eigennutz nicht werden. Eine Angelika fand er doch

nicht wieder, und da gab es nichts besseres, als dieses edle Wesen so hoch und frei zu stellen, als ers konnte und als sie an innerem Werth über den Meisten stand.

Nach der Kirchweih war Hans dem Mädchen gegenüber gewesen, wie ein Bürschlein, welches das der Mutter geholte Oel verschüttete. Wie dieses eine halbe Stunde zu spät mit den sorgfältig zusammengelesenen Scherben des Kruges, kam er mit seinen Klagen gegen den Knecht heim. Dorothee war seine Richterin und erst die Versöhnung mit ihr gab ihm auch den Frieden mit sich selbst wieder. Schon stand jetzt das Mädchen so hoch, daß er eifersüchtig werden konnte, und als er sie nun gar seinetwegen verläumdet sah, stand sein Entschluß, sie zu heiraten, damit die Plagerei doch einmal ein Ende habe — so fest, daß sich alle darüber wunderten, die ihn einmal seine Abneigung gegen den Ehestand aussprechen hörten.

Dorotheen war jetzt wunderbar zu Muthe. Es kam alles so unerwartet, daß sie weder recht daran glauben, noch sich darüber freuen konnte. Es war freilich ein großes Glück für sie und die armen Ihrigen. Aber es war ihr, wie es einem sein müßte, der auf einen Berg getragen würde. Ließe man ihn droben auf der furchtbaren Höhe, rings von Abgründen umgähnt, plötzlich allein, so käm er gewiß nicht dazu, sich an der herrlichen Aussicht zu erfreuen. Ach, auch sie sah rings um sich neidische Aufpasser, geldstolze Basen und Unheilstifter aller Art. Sie war eben nicht durch sich selbst auf diese Höhe gekommen, sondern nur durch ein Zusammenwirken

von Umſtänden, die ihr jeden Augenblick wieder untreu werden konnten. Auch andere dienten ſo treu wie ſie, ohne ſolchen Lohn zu erhalten. Jos that dem Hofe ſo viel, und nun lag er daheim. Wol ſagte ſie ſich, daß ja Hans neben ihr ſtehen würde auf der ſtolzen Höhe; aber wie lieb und recht ihr auch der Burſche war, ſo konnte ſie doch kein ſolches Vertrauen zu ihm gewinnen, daß ſie ganz ruhig wurde. Beſonders quälte es ſie, wenn ſie aus ſeinen Reden etwas wie Trotz gegen den Kaplan und gegen alle, die fürs ganze Dorf Wetter machen wollten, herausklingen hörte. Jene Predigt machte ihr noch viel Kopfweh und immer häufiger fragte ſie ſich, ob ſie denn auch wirklich von jenen herben Vorwürfen ſo frei ſei, als ſie anfangs glaubte. Sie fand freilich nichts und doch wollte ihr Gewiſſen nie ruhig werden. Ach wie gern hätte ſie bei jemandem um Rath fragen und einmal alles in ein vertrautes Herz ausſchütten mögen! Aber an wen ſollte ſie ſich wenden? Sie dachte zuerſt an Jos, aber nur um heftig den Kopf zu ſchütteln, ohne daß ſie ſich noch ſagte, warum das nicht gehen werde. Den Rath des Vaters aber und all der Ihrigen konnte ſie ſich denken. Dieſe Leute hatten nie ein Verſtändniß für ihre Gedanken und Gefühle. Die Noth hatte ſie hart und geldgierig gemacht. Ja, die Noth! Aber nun konnte ſie ja helfen, und mußte dabei nicht einmal ein Opfer bringen! Ja, Hans hatte ſie recht gern und die Stigerin that auch, ob ſich wenigſtens von der Sache reden laſſe, ja vermied leiſe Andeutungen bei weitem nicht ſo ängſtlich als ſie ſelbſt. „Es darf gehen und kann gehen,“

ſagte ſie ſich in der folgenden Woche wol hundert Mal, aber immer war ſie mit ihren Gedanken, mit ihrer unerklärlichen Angſt am alten Fleck. Es gieng eben nicht. Irgendwo mußte ein Querholz in die Speichen herein ragen und ſie bemühte ſich vergebens und ſann Tag und Nacht, um die Stelle zu finden. Es war ihr peinlich, immer nur noch an das zu denken, und dennoch ſuchte ſie in freien Stunden gerne die Einſamkeit auf, um ſich ungeſtört ihren Gedanken überlaſſen zu können. So ſchritt ſie am folgenden Samstag Abends dem kleinen Weidenwäldchen zu, welches ſich unter Argenau ſüdöſtlich an der Aach hinaufzieht und den von ihr in frühern Jahren angerichteten Schaden ſo gut als möglich verdecken zu wollen ſcheint.

Eine Bregenzerwäldlerin auf einem Spaziergang — das iſt etwas Seltenes! Ihr, der es doch bei Tag und Nacht, im Sommer und Winter, an nichts weniger als an Bewegung fehlt, muß gewiß etwas viel zu eng, zu ſchwer geworden ſein, wenn ſie auch noch in den ſo ſeltenen Stunden der Ruhe und der Erholung die geſelligen Kreiſe flieht und einen Gang macht, um die Einſamkeit aufzuſuchen. Man kennt ſie alle, die am Feierabend noch herumgehen wie der Schatten an der Wand, und dabei thun, als ob ſie an ihrem Kopf voll Gedanken recht grauſam ſchwer zu tragen hätten. Wenn man ein Mädchen ſo auf einmal die ſchönſten Spaziergänge, oder am Ende gar die allergräulichſten Schluchten und Tobel aufſuchen ſieht, dann achtet man ſorgfältig auf alles, was ſie redet und thut, ob etwa nichts beweiſe, daß ſie

ſich beinahe hinterſinnt*) habe. Findet man aber noch alles in Ordnung, ſo ſieht man ihr mitleidig nach und denkt an ein herbes, tiefes, kaum noch erträgliches Weh, an ſelbſtverſchuldetes Herzleid, eine Liebe ohne Hoffnung oder an eine recht unglückliche Ehe. Auch die Angelika trug immer häufiger ihr Hauskreuz feuchten Auges in das Wäldchen neben der Aach hinab. Wenn ihr Kind beim Spielen oder unter dem Abendgebete einſchlief und auch in Haus und Stall alles verſorgt war, dann trieb es die Unglückliche, die doch noch nicht ſchlafen konnte, gar bald aus dem Hauſe. Es war ihr noch immer faſt unmöglich, den Andreas in betrunkenem Zuſtande heimkommen zu ſehen; ja aufpaſſeriſche Leute wollten bemerkt haben, daß ſie nicht ſelten erſt nach ihm ins Haus gehe, vermuthlich weil das das einzige Mittel war, einen Wortwechſel mit ihm zu vermeiden. Freilich mochte der Mann ſich auch hierüber ärgern, aber Angelika konnte ungemein eigenſinnig ſein, wo ſie die Schuld ganz nur dem Gatten zuſchreiben zu dürfen meinte.

Auch heute traf Dorothee das unglückliche Weib. Sie ſaß hart neben der Aach auf einem moosbedeckten Steine und warf die ihr vom warmen Herbſtwinde zugetragenen welken Blätter ſcheinbar gedankenlos in den raſch vorüberſtürzenden Fluß. Ihren Kopf bedeckte ſtatt der ſchweren Pelzkappe nur ein weißes Tuch, und Dorotheen kam es gerade vor, als ob ſie eine Leidtragende mit dem bei Begräbniſſen üblichen weißen Trauerſchleier,

*) im Kopfe irr geworden ſei.

dem ſogenannten Sturz, erblicke. Da ſie ſich ſchon bemerkt ſah, wagte ſie nicht mehr zurückzutreten, wie bang ihr auch wurde neben Hanſens ehemaliger Geliebten, die ihr in dem Halbdunkel des Waldes faſt wie ein höheres Weſen erſchien. Lang ſuchte ſie vergebens nach einem Worte, die unglückliche Ernſtblickende anzureden, und erbebte leiſe, wie vom Froſte geſchüttelt, als dieſe, ſie immer ſchärfer ins Auge faſſend, endlich fragte: „Hat auch dich die böſe Welt ſchon da heraus getrieben? Kannſt auch du ihr nur noch dienen und deine Kräfte opfern, aber dich nicht mehr mit ihr freuen, ruhen und genießen?“

Dorothee ſann verlegen nach, wie und warum ſie denn eigentlich da heraus gekommen ſei, oder vielmehr ſie ſann, was ſich denn eigentlich darüber Vernünftiges ſagen ließe. Sie wollte ſich nur ein wenig erſpazieren, um — weil es daheim nichts mehr zu thun gab und — weil man ja keinen Tag ſicher war, ob nicht der Winter dem freien Herumgehen in Feld und Wald ein Ende machen und alles ins Haus einſperren werde für lange Zeit. Sie floh eigentlich niemand und hatte auch keine Freude, ſich mit der Welt unzufrieden zu zeigen. Sie war herzlich erſchrocken, als Angelikas Rede ſie daran erinnerte, daß ihr müßiges Herumtappen eine ſolche Auslegung zulaſſen würde.

„Warum,“ fragte ſie endlich, „ſollte denn eins nicht einmal, bevor es einſchneit, noch gern einmal in einer freien Stunde, wo nichts Gutes und nichts Wichtiges verſäumt wird, einen Gang durch das ſchöne, ruhige

Wäldchen machen, auch wenn man mit Gott und der Welt zufrieden und in der besten Stimmung ist?“

Noch selten hatte Dorothee solche lange Frage in einem Athemzuge gethan. Sie mußte eben eine zustimmende Antwort haben, um dann so bald als möglich wegzukommen.

„Nun, meinetwegen wol,“ sagte Angelika trocken. „Es hat jeder Mensch Liebhabereien, aber gewöhnlich streift sich das bald ab, wie die Blätter der Alpenrose, wenn sie vom Stamm weg kommt. Ist auch gar nicht schad um die Rose, wie hübsch sie sein mag. Sie ist nicht zum Verbrennen und taugt nichts ins Futter. Ich glaub, es gibt viele, die es dem lieben Gott verargen, daß er ganze Strecken Boden mit diesen Rosen angegärtnert hat. Schau mich nur nicht gar so groß an, wir redeten zuerst von Liebhabereien, dann von den Rosen. Ists nicht eins? Hier hat man Gärten, aber die brauchen sie nur für Rüben und Kraut. Das ist nützlich. Denk einmal an einen Menschen, der alles so genug hat, daß er gar nicht mehr auf den Nutzen sehen muß! Gute Nacht Ordnung und Fleiß und Friede und Tugend! Und wer da nicht gleich mit ‚schlaf wohl‘ sagt, der kann da heraus und Blätter in den Bach werfen und ihnen nachsehen, bis ihm die Augen übergehen. Ja, Mädchen, du bist meine Leidensgenossin, meine Schwester, drum hab ich dir auch so viel zu sagen. Wir beide haben keine Eigenen mehr, die uns verstehen, drum gehören wir uns. So ganz allein ist das Leben doch gar zu langweilig.“

„Du haſt ja dein Kind," bemerkte Dorothee beinahe ſtreng.

„Seine Zukunft macht mir ſchwere Sorgen."

„Und Arbeit," fuhr das Mädchen fort, „gibts auf ſo einem Hof alle Hände voll."

„Dazu vergeht einem aber die Luſt gar bald, wenn Andere zum Fenſter hinaus werfen, was man mit Mühe zum Schlüſſelloch hereingebracht hat."

„Mir," ſagte das Mädchen, „iſt auch die Arbeit eine Liebhaberei. Wie viel hab ich ſchon verſchwitzen können! Hat man den Kopf ganz frei für jeden Gedanken der kommen will, dann kann man über keinen Weg, oft nicht einmal in die Kirche, ohne daß einem etwas aufſtößt und viel ärger iſt, als wenns bei der Arbeit ſchief geht. Ich weiß gewiß, daß auch du bei der Arbeit am glücklichſten biſt und dir auch bald nicht mehr ſo einſam vorkommſt."

„Haſt du es auch verarbeiten können, daß ſie deinen Bruder verkauften?"

„Das that mir da noch nicht ſo weh. Ich ſelbſt hätte für Hanſen durch ein Feuer mögen, drum fand ichs in Ordnung, daß der Bruder gieng für den guten Hans."

„Ja, das glaub ich, denn auch ich hätte viel für ihn thun können. Wir haben uns früher auch oft und gern getroffen. Viel und viel mal ſind wir da heraus, haben dem Wirbeln und Wallen der Aach zugeſehen, haben Blätter hineingeworfen und uns dann über ihren Gang verwundert. Die von mir wurden raſch erfaßt, aber

nach allen Seiten hinaus und dann wieder in die ärgſten Strudel hinein getrieben, bis ſie mit Hanſens großen Ahornblättern endlich wieder zuſammen gekommen ſind. Ich hab an dieſem kleinen Wunder oft meine Freude gehabt und denk noch jetzt daran, wenn ich ein Blatt im Fluſſe ſchwimmen ſehe. Auch der Jos iſt vielmal dabei geweſen. Schon da hat er Hanſen vielfach dienen müſſen, wie ſpäter auch noch, und jetzt ſitzt er vergeſſen daheim.“

Dorothee fuhr erſchrocken zuſammen. Dann aber ſagte ſie um ſo leidenſchaftlicher, weil ihre Worte hauptſächlich an ſich ſelbſt gerichtet waren: „Vergeſſen iſt er nicht und wir alle auf dem Stighof haben ſchon viel für ihn gethan.“

„Dein Bruder wird ſogar die Arbeit auf dem Hofe für ihn thun, da er doch ausgebraucht iſt.“

„Das iſt nicht wahr,“ ſagte Dorothee traurig.

„Nicht?“ frug Angelika, die ihre bittere Rede ſogleich bereut hatte. „Er bleibt alſo — ach Gott, ſein jetziges Handwerk iſt recht gefährlich.“

Das endlich war Dorotheens Herzen ein verwandter Ton. Jetzt trat ſie näher zu dem wunderlichen Weibe, welches ſie bald zu bemitleiden, bald zu haſſen ſchien. Der letzte Ausruf gewann ihr Herz um ſo mehr, weil ſie im Augenblicke nicht daran dachte, wie ſehr Angelika dem eine glückliche Zukunft wünſchen müſſe, der durch ihren Vater einſt aus ſeiner eingeſchlagenen Bahn geworfen war. „Er hätt etwas werden können und

wär bei uns nicht zu bedauern gewesen,“ klagte das Mädchen.

„Ja gewiß, denn Hans hat viel gut zu machen. Just so viel als mein Vater. Wenn er auch kein so geübter Knecht gewesen wär, man hätte sich leiden müssen und denken: in der Zeit, wo er dem Kaiser dienen mußte, hätten auch Andere manches vergessen können. Oder sonst, wenn man daran sich nicht mehr erinnerte, wär er doch der Schwager. Ja, der sollte doch kein Schleichhändler sein, damit auch die Alte mit der Verwandtschaft ein Bischen zufrieden wär. Die sieht auf so etwas, und den Hans hat sie am kleinen Finger.“

„Gute Nacht,“ sagte Dorothee unmutig.

„Wir wollen aber doch erst auch reden.“

„Reden, einem deutsch Gutes und Böses sagen möcht ich schon auch, aber da weiß man nie ob es gehauen oder gestochen gilt.“

„Ich hab dir weh gethan, gutes Kind, aber mir selbst noch viel weher,“ sagte das schöne Weib in ganz verändertem Tone. „Gewiß, ich gönne dir sein Vermögen so gut als Einer. An ihn denken darf ich auch noch, nicht wahr? Auch du denkst vielleicht später an einen Andern.“

Dorothee hatte die letzten Worte nicht mehr gehört. Schon ragte eine Wand von Buschwerk empor zwischen Angelika und dem offenen Platze, wo Dorothee aufathmend zum tiefblauen Himmel empor blickte.

Die Sonne war bereits hinter der Kanisfluoh ver-

ſchwunden. Nur einzelne geflügelte Wölklein trugen ihre letzten Grüße über die Thalenge herauf. Im Dorfe hörte man das Schellengeläute der zum Brunnen getriebenen Kühe und die Ziegen eilten von den Bergen ihren Ställen zu. Aus den nahen Scheuern duftete das Heu wie reifes Obſt, alles war in ſchönſtem Frieden und ſchien ſich geſättigt zur Ruhe begeben zu wollen. Dorothee kam nur langſam vorwärts, wie ſchnell ſie ſich anfangs heim machen wollte. Waren ihr auch Angelikas Reden größtentheils unverſtändlich geblieben, ſo hatten ſie ihr Herz doch mit einer ganzen Reihe quälender Gedanken belaſtet. Hanſens Mutter und der ſtolzen Verwandtſchaft war nicht einmal Angelika gut genug geweſen, und nun ſollte ſie, die Magd, an den Platz, während der treue Knecht daheim lag! Einem von ihnen beiden geſchah nicht recht, oder es mußte aus den jetzigen Verhältniſſen noch ganz Anderes erwachſen als man augenblicklich vermuthen konnte. Auch der Vorwurf wegen dem Bruder gab dem Mädchen zu ſinnen. Es hätte doch ſchon damals etwas thun können bei Hanſen, wenn es jetzt ſo viel bei ihm galt. Ums bare Geld hätte er auch einen andern Stellvertreter für ſich bekommen. Durfte ſie den Hansjörg opfern für die allerdings zahlloſen Wohlthaten, die nur ſie erhielt? Während ſie ſtand und ſann, trugen zwei Mütterchen die mit dürrem Buchenlaub gefüllten Bettſäcke nicht weit von ihr vorüber. „Mein Aelteſter,“ ſagte die eine Laubſackträgerin, ohne die unfreiwillige Lauſcherin zu bemerken, „hielt ſich auch mit aller Kraft an einem

Dornstrauch fest, als vor einem Jahr droben am Uentscher Spitz das Berghen unter seinen Füßen wegzurutschen begann."

„Das wol," entgegnete die andere. „Aber Dorothee hält sich im Fallen an andern Menschen fest und reißt sie mit in den Abgrund der Schande. Haus ist mit ihr ins Gerede gekommen. Nun hält er sie für die Unglückliche, und da will der gute Bursche sie beide durch eine Verbindung retten. Bei ihm ists nur Mitleid und Trotz gegen die Leute, und aus Dummheit und Eigensinn ist noch nie viel Gutes entstanden."

Gefühlvolle Menschen, deren Einbildung sich beständig in einem engen Kreise bewegt, pflegen noch mehr als andere jedem Gegenstand, jedem Erlebnisse die Farbe ihrer augenblicklichen Stimmung zu leihen. Alles lebt, liebt, jubelt und weint mit ihnen, und der unbedeutendste Vorgang wird auf diese oder jene Art in Zusammenhang mit ihrem Leben gebracht. Es geschah, um sie zu mahnen, aufzumuntern, oder das Künftige anzudeuten. Hätte Dorothee die beiden Mütterlein zu anderer Zeit so reden gehört, so wäre sie dadurch allenfalls an andere närrische Schwätzereien derselben erinnert worden; jetzt aber waren es nicht etwa kurzweg die und die, sondern ein höheres Wesen hatte jene wenigen und doch so inhaltsschweren Worte durch sie gesprochen. Wie hätte sich alles so gut treffen, sie gerade diese Worte hören müssen, wenn daraus nichts Wichtiges werden sollte? War wirklich sein Entschluß nur aus Trotz entstanden, oder hatte er sie

wahrhaft gern? Das Erſte konnte ſie nicht glauben, und wenn ſie das Zweite annahm — ſie ſuchte und fand dafür Gründe — ſo hätte ſie lange ſchon gehen ſollen. Dann hatte der Kaplan recht.

Feierliches Glockenläuten erklang im Thale. Die Berge wiedergaben mit den den Feierabend verkündenden Klängen die frohen Lieder der Arbeiter, die nun aus Feld und Wald wieder zu den Ihren zurückkehrten. Ein leiſes Lüftchen ſchüttelte die mächtigen Buchen und mit dem letzten Laub rieſelten tauſend Keime auf den nur noch mit Zeitloſen bedeckten Grund. Herbſt und Samstag —! Man ſteht gern einmal ſtill, um eine gewiſſe Strecke des Lebensweges von ſolchen Höhen aus zu überſehen. Viele giengen jetzt zur Beicht und ließen ſich helfen bei ihrer Rechnung. Ach, auch ſie hätte ſich in dieſem Augenblicke zum Pfarrer gewünſcht! Warum fiel es ihr denn nicht ſchon längſt ein, wohin ſie ſich wenden müſſe in ihrer Rathloſigkeit? „Wenn ihr," hatte der edle Greis in der Schule geſagt, „keinen Freund auf der Welt mehr habt und niemand, der euch hinaus hilft aus Nebel und Nacht, o ſo glaubt nicht, daß ihr das allein könnt, glaubt euch nicht zu viel, ſondern nehmt Theil an den Schätzen der Gnade, der Erfahrung und des Troſtes, die die Kirche durch den Beichtvater anbietet; wendet euch an ihn, der nicht wegen den Geſunden auf guter Weide, ſondern gerade wegen den Kranken und Verirrten jeden Sonnabend und an jedem heiligen Tag im Beichtſtuhl ſitzt, um zu helfen, zu tröſten und zu erlöſen."

Ganz deutlich wußte das Mädchen noch jedes Wort, so daß es die ganze Rede wie gelesen hersagen konnte. Und dabei wurde sein Gesicht immer heiterer. Ja, es wollte beichten, alles sagen wie es war und dann den Zuspruch erwarten. Eine Gewissenssache wars jedenfalls und die wichtigste, die es noch gehabt hatte. Der Priester an Gottes Statt sollte nun sprechen und seinem Herzen Ruhe gebieten.

Achtzehntes Kapitel.

Eine Beicht ohne Reue.

Dorothee kam in der heiterſten Stimmung auf den Stighof, wo man bereits mit Ungeduld die Köchin erwartete. Gewöhnlich war es ihr noch unlieber als den Andern, wenn ihretwegen etwas nicht in gewohnter Ordnung vorwärts gieng. Heut aber gieng ihr die etwas unfreundliche Frage der alten Stigerin, „wo denn um Gottes Willen ſie ſo lang und ſo Wichtiges zu thun habe, daß das ganze Haus auf ſie warten müſſe?“ weit weniger nahe, als die Freundlichkeit, mit der man den neuen Knecht begrüßte, einen kräftigen Burſchen, der bald nach ihr mit Sack und Pack auf dem Stighof ankam. Dieſe Leute hatten den armen Jos ſchon ganz vergeſſen, ſeit ein Anderer ihn zu erſetzen verſprach! Auch an ihren Bruder dachte kein Menſch mehr. Wenn nur das Rad vorwärts gieng, um den Treiber kümmerte man ſich nicht viel. Mit keinem Worte wurde des bisherigen Knechtes gedacht; das that dem Mädchen ſo weh, daß es, obwol für die ſpät gekommene Köchin ſicher nicht die rechte Zeit

zum Reden war, in immer offenern Andeutungen an das frohe Zusammenleben mit Jos und an seine Verdienste um den Hof erinnern mußte. Hans sah sie dabei recht unfreundlich an, die Stigerin aber schnitt bald mit der trockenen Bemerkung: „andere Leute sind auch wieder Leute," jede weitere Erörterung ab. Ja, was gab es auch Wichtigeres, als daß das Nachtessen im rechten Augenblick auf dem Tische stand, und gedüngt und gemäht wurde, wenn der Mond im rechten Himmelszeichen stand! Das Mädchen ward recht böse auf die alte harte Frau, während es Hansen, der nichts anderes daheim lernen konnte als selbstsüchtige Rücksichtslosigkeit, nach Kräften zu entschuldigen suchte. Aber auch das wollte ihr nicht recht gelingen. Denn so ein böses Gesicht hatte der Jos doch nie verdient, und ihr sollte es denn doch hoffentlich auch nicht gelten. Freilich war der Hans aus Liebe zur Bequemlichkeit gut und böse, wie es die Umstände gerade mit sich brachten; aber wenn ihre Erinnerung auch an sein Gewissen geklopft haben sollte, so durfte er sie nicht mit einer neuen Ungerechtigkeit abweisen. Noch in ihrem Schlafkämmerlein machte die Sache ihr Kopfarbeit. Wenn sie allenfalls, was ihr immer wahrscheinlicher wurde, nach der morgigen Beicht diesen Dienst verlassen mußte, so konnte ja die Stigerin wenigstens Hansen damit schnell trösten, daß doch andere Leute denn auch wieder Leute seien. Sie malte sichs schon lebhaft aus, wie es dann sein werde, und fand fast einen Trost darin, daß ihr dann gehe wie dem guten Jos, ja daß sie, der die Verläumdung schon überall den

Boden unterwühlt, noch tiefer als er falle, aber doch keinen Menschen mitreiße. Keinen? Nicht den Vater? der den hübschen Jahreslohn, den sie gewiß nur hier erhielt, so grausam nöthig brauchte, seit er selber kaum noch etwas verdienen konnte? „Nein!“ rief sie laut, „er soll nicht mit mir fallen. Lieber will ich mich an den Dornstrauch der Arbeit festhalten, wie blutig mir die Hände dabei auch werden mögen. Wenn einmal solche Bedenken mich hielten, dann wär ich wahrhaft nicht besser, als der Kaplan gesagt hat. Erst will ich den Frieden mit mir selbst. Den gibt es morgen auf die oder jene Art und dann — o dann bin ich wieder zu allem fähig und stark.“

Und nun konnte sie sich nieder legen und ruhig schlafen, wie sie seit Wochen nicht mehr geschlafen hatte. Kein beunruhigender Traum quälte sie mit den Gedanken und Fragen, welche sie in der letzten Zeit bei Tag und Nacht beschäftigten und ihr keine frohe Stunde mehr lassen wollten.

Ihr hohes Bett mit dem zum Platzen vollen Laubsack stand hart neben dem Fenster, welches sie offen gelassen hatte, um eher von den Klängen der Avemariaglocke geweckt zu werden. Aber sie erwachte noch vorher und das galt ihr für ein gutes Zeichen. Vielleicht hatte sie der Schutzengel so ungewöhnlich früh geweckt. Hurtig stand sie auf und hätte sich kaum schneller ankleiden können, wenns gleich an eine Feuersbrunst gegangen wäre. Nur die letzte Arbeit, das Ordnen der großen, blonden Zöpfe nahm ungewöhnlich viel Zeit in Anspruch, und

immer noch war sie nicht zufrieden mit sich selbst, obwol sie vor keinem Spiegel stand, aus dem sie einen Grund zu weitern Anstrengungen hätte ersehen können. Jetzt erst fragte sie sich: Was sie denn eigentlich nun zu beichten habe? Sie wollte losgesprochen werden von der inneren Unruhe, die sie quälte. Es mußte klar werden, ob ihr Gewissen, oder Launenhaftigkeit sie vor einer Verbindung mit dem reichen Burschen immer noch zurückschrecken lasse. Ja, sie wollte eben gar nicht beichten, nur um Rath fragen beim Beichtvater. Und doch sollte sie sich auch anklagen, sollte losgesprochen werden. Ihr Gewissen ward von etwas recht furchtbar schmerzlich gedrückt, aber sie konnte diesem Etwas keinen Namen geben, wußte weder woher es kam noch warum es da war, sondern nur, daß es etwas recht Sündhaftes sein müsse, weil sie noch nie ein innerer Vorwurf so gequält hatte. Sollte sie vielleicht sagen, daß sie sich über Hansen zuweilen noch recht ärgern könne? Richtig war das, obwol sie ihn für einen herzguten Kerl hielt, den man gern haben müsse, wenn man ihn recht kenne. Ja, Hans war ihr trotz allem nicht recht — vermuthlich weil sie ihn eben ganz nach ihrem Kopfe haben wollte. Da steckte es! Das Gute an ihm war seine Güte gegen sie und die Ihrigen. Es fehlte nur noch, daß er sich nicht ganz von ihr beherrschen ließ! Der Kaplan hatte daher ganz recht in seiner Predigt. Die Sache steckte schon viel tiefer, als sie bisher selber glaubte. Schon meinte sie klar zu sehen und nun gleich sollte alles das wieder heraus, wie viel Anderes dabei auch mitgerissen werden möchte.

Sie war mit den Zöpfen fertig und spitzte schon den kleinen Mund, um das Licht auszublasen, als der Glockenschlag der alten Schwarzwälderuhr sie erschreckte. Wie war das möglich? Das Mädchen war über sich selbst erstaunt und hielt die Hand gegen die Wärme des Lichts, um sich zu überzeugen, daß nicht etwa das alles nur ein Traum sei. Aber nein, sie war hell wach und zählte fünf Glockenschläge der alten Uhr, die ihr schon so viele glückliche Stunden zählte. Und heut konnte der bekannte Klang sie erschrecken, ob nun die letzte derselben geschlagen hätte! Unmöglich war es allerdings nicht, daß ihr der Dienst vom Beichtvater ausgeredet wurde. Aengstlich blickte sie eine Weile in ihrem kleinen Zimmerchen herum; ob sie wol noch manchesmal hier schlief? Die ernsten Heiligenbilder an der Wand gegenüber dem hohen Bette neben dem bunt bemalten Kasten schienen die Häupter zu schütteln, alles im Zimmer begann sich zu regen und tausend liebe Erinnerungen in ihr zu wecken. Sie konnte das Licht nicht mehr löschen, konnte nicht auf einmal, vielleicht für immer, den lieben kleinen Raum verschwinden lassen, um dann im Dunkel herumzutappen. Mit zitternder Hand erfaßte sie den Leuchter und trug ihn mit bis in den Schopf vor der Hausthüre, wo ein leichter Windstoß das kleine Flämmchen sogleich verblies. Dennoch war es ihr hell genug von dem Leuchten und Glühen daroben über dem Uentscherspitz, der sich mit seiner Schneekappe immer tiefer in die Flammenthore des Tages steckte und kleiner und kleiner zu werden schien. Noch einmal, beim Knarren der langsam hinter ihr ins

Schloß fallenden schweren Hausthüre gieng Dorotheen ein Stich ins Herz. Nun war sie herausgesperrt und ein Fremder, der strenge Geistliche, kam zwischen sie und die guten Leute, welche sie eben verließ. Aber nun trat sie ins Freie; ein frischer Wind wehte sie an und schien ihr Kraft und Muth einzuhauchen. Wie das schwache erloschene Lichtlein drin gegenüber dem Lichtmeer, in welches die Berge sich tiefer und tiefer eintauchten, kamen auch ihre Sorgen und Wünsche hier im Freien ihr recht klein und unbedeutend vor. Wie froh sangen die Vögel von den herbstlich gelben Buchenwäldern dem schönen Morgen entgegen, ohne sich viel um das Nahen des Winters zu kümmern, der schon von den Bergen ins Thal herunterblickte. Sollte sie, für die die Vorsehung schon so väterlich sorgte, da sie selbst noch unerfahren und schwach war, denn weniger auf den Schöpfer trauen als diese Thiere? „Weg mit aller Kleinlichkeit und mit allem was nur belastet und niederdrückt," rief sie und ihr Schritt ward immer schneller. „Komm, heiliger Geist," betete sie, sich zur Gewissenserforschung vorbereitend, „erleuchte meinen Verstand, bewege meinen Willen, daß ich meine Sünden recht und vollständig beichten möge. — Die Sorge um seine und die Zukunft der Eigenen ist nur Mißtrauen gegen Gott und sich selbst. Weg damit und mit allem Hochmut, aller Selbstsucht und allem, was Zeitliches wie eine Last sich ans Herz hängen will."

Voll Muth gieng das Mädchen in die schwach erhellte Kirche und schritt vorwärts bis zu dem langen Stuhl neben dem Hochaltar, wo bereits zwei Beichtkinder

auf die Ankunft des Geistlichen warteten. Hier begann sie ihre Selbstanklage zu ordnen, bis endlich, ganz weiß gekleidet, der Kaplan erschien und sich nach einem kurzen Gebete vor dem sonntäglich geschmückten Hochaltar in den Beichtstuhl einschloß. Dorothee hätte sich eigentlich den Pfarrer gewünscht. Noch heute ward ihr etwas bang, wenn sie an den großen Mann mit dem blassen kalten Gesichte dachte. Jetzt aber sah sie im Beichtvater nicht mehr den oder jenen, sondern nur noch den Stellvertreter Gottes, und sie hätte gleich die Erste vor dem Beichtstuhlgitter sein mögen, um von ihrer Last so schnell als möglich befreit zu werden. Dann aber fiel ihr wieder ein, daß sie ja noch immer nicht eins sei, wie und über was sie sich anzuklagen habe. Wieder sann sie und betete und kam nicht vorwärts, bis die Erste und dann auch die Zweite der vor ihr Knieenden das Gitter verließ. Noch war sie nicht fertig, als ihr schon der Priester lateinisch den Segen ertheilte. Sie kniete vor dem Gitter nieder, bezeichnete sich mit dem Kreuze und begann dann mit bebender Stimme, selbst dem Geistlichen kaum hörbar: „Ich hab vor zwei Monaten das letzte Mal gebeichtet. Seit dem aber bin ich durch eine Predigt und durch Anderes auf den Gedanken gekommen, es sei vielleicht nicht alles recht und wie es vor Gott sein sollte zwischen mir und meinem Dienstherrn. Ich weiß mir nichts vorzuwerfen, aber die Sache drückt mich und da hätt ich denn mehr um Rath fragen wollen, ob —"

„Du möchtest ihn wol gern heiraten?" fragte der Kaplan, der, das Mädchen schon beim ersten Wort

erkennend, sich nun sogleich an das Gerede der Ordensschwestern erinnern mochte.

„Eben da wird es wol stecken," antwortete das Mädchen. „Er gilt viel bei mir, durch ein Feuer thät ich für ihn gehen, und doch ist etwas unrecht und ich weiß gar nicht was."

„Ja ja, durch ein Feuer," sagte der Kaplan, und begann das Mädchen in eine Menge von Kreuz- und Querfragen zu verwickeln, die es größtentheils nicht einmal verstand. Es konnte fast immer ruhigen Gewissens mit nein antworten, und doch wurde ihm heiß und kalt, als es sagen mußte: ob sie sich nie geküßt hätten? ob sie auch jeden Abend gehörig die Kammer schließe? und Aehnliches, was nach Dorotheens Gefühl weder in den Beichtstuhl noch sonst wohin gehört hätte. Etwas nachdenklich wurde sie auf die Frage: wie ihr denn sei, wenn seine Hand unversehens oder absichtlich die ihrige berühre? Sie fühlte ein eigenes Zucken im rechten Fuß, der so oft beim Essen den des neben ihr sitzenden Jos gesucht hatte. Der Geistliche merkte ihre Verlegenheit und wurde nun noch dringlicher. Ob sie auch Geschenke von ihm erhalten habe? wie oft? verstohlen vor den andern Hausgenossen? wie sie dafür gedankt, was sie versprochen, zugestanden und sich vorgenommen habe, wenn sie einmal beschenkt worden sei? Das nun waren lauter Fragen, auf welche das Mädchen etwas, ja sogar viel zu antworten wußte. Der Kaplan hielt eine kleine Rede und wollte dem guten Mädchen klar machen, daß schon das freiwillige Verbleiben in der nächsten Gelegenheit zur Sünde vor Gottes

Augen ein großes Unrecht sei. Er schloß mit der ernstlichen Mahnung, vor allem für die unsterbliche Seele zu sorgen und daher noch heute den gefährlichen Dienst zu verlassen. Wenn eine Heirat mit dem Arbeitgeber dem Willen Gottes gemäß wäre, so könnte sie darum doch noch einmal zu Stande kommen.

Jetzt das aber war denn Dorotheen doch gar zu arg! Warum hätte sie sich denn nicht freuen sollen über die vielen Beweise von Hansens Zufriedenheit? Freilich nicht so wie der Geizhals über seine Thaler; aber das war auch bei ihr nie der Fall, indem sie fast alles nur wieder den Ihrigen zukommen ließ. Der Kaplan sagte wol, daß geschenkte Pracht das Auge blende, sich wie ein Dorn ins Herz bohre und nur zu leicht auch die Unschuld verwunde. Doch ihr gieng das nicht mehr recht ein. Hatte sie doch das Prächtigste, das Köstlichste von Hansen nicht so gefreut, wie das kleine ganz einfache Gebetbüchlein, welches Jos ihr im letzten Frühling vom Pfingstmarkt von Dornbirn mit heim brachte! Ueberhaupt stand sie nicht gern beim Beichtvater im Ansehen, als ob nur theure Geschenke von ihr geschätzt würden und sie schon beim Gold und Silber hart und kalt geworden. Nein, so schlecht war sie denn doch nicht und hatte zum Beispiel den armen Jos noch immer, seit sie ihn recht kannte, für so viel oder noch mehr als den reichen Stighans gehalten, mit sammt aller seiner Pracht und Herrlichkeit. Sagen mochte sie davon jetzt freilich nichts, ihr selbst aber war es durch die vielen vom Beichtvater an sie gerichteten Fragen noch viel, viel klarer geworden als jemals vorher.

War es ihr doch, wenn sie im Wald oder auf dem Felde mit Hansen oder nur vom blauen Himmel gesehen neben dem guten Knechte saß, wenn ihr Blick den seinen traf oder sie ihm etwas aus der warmen Hand nehmen sollte, gerade so, wie der Kaplan in seinen Fragen gesagt hatte.

Dorotheen ward auf einmal ganz wunderbar leicht und wohl, gerade so, wie wenn schon alles abgeschüttelt und die Lossprechung bereits gewonnen wäre. Sie fühlte jetzt, wo es ihr fehlte. Der Jos war ihr lieber als Hans, und ihr ganzes Innere wehrte sich gegen eine Verbindung mit dem reichen Bauern, obwol sie ihm nichts Uebles nachzureden wußte. Das und nur das war das Unrecht, vor dem sie so gezittert hatte. Nun, Gott Lob und Dank im hohen Himmel! fühlte sie sich glücklich darüber hinaus für immer. Eine Weile freilich, da hatte der Kaplan ganz recht, vermochte das Geld sie zu blenden wider Wissen und Willen. Jetzt aber war sie mit Hansen fertig. Drum eben hielt sie auch sein Haus nicht mehr für so gefährlich. Wo noch hätte sie wol wieder einen so guten Platz gefunden, von dem aus sie auch den Ihrigen so viel helfen konnte, wie auf dem Stighof bei den guten Leuten, die doch ihr und denen sie schon lange ganz eigen geworden war? Ja, jetzt wollte sie erst recht wieder dem guten Hans dienen und mit den Ihrigen sich seines Wohlwollens freuen und für ihn beten. Warum auf die weite Gasse eilen, wo unter dem Dache keine Gefahr mehr war, sondern Schutz und Sicherheit für sie und die Ihrigen? Hätte sie nur sich selbst angehört, oder den Vater getrost und mit gutem Gewissen ihrem Bruder

überlassen dürfen, dann hätte sie schon auch gehen mögen, wo Jos nicht mehr bleiben konnte und man ihn so schnell wieder vergaß. Ja, damals, als Hans den guten Burschen, den treuen Jugendfreund, den unermüdlichen Knecht nicht nur seinen Gegnern überließ, sondern sich selbst an ihre Spitze stellte und ihn dadurch zu jenem verzweifelten Sprunge trieb, da hätte sie gleich auch zusammenpacken, noch am nämlichen Tage gehen sollen, statt sich mit Hansen auf sein erstes gutes Wörtlein hin wieder zu versöhnen. Sie ließ bald sich wieder wohl sein, als ob gar nichts geschehen wäre, suchte das Unrecht zu vergessen, begann sogar ihre eigenen selbstsüchtigen Rechnungen zu machen. Das war es und nur das, was ihr Gewissen belastete. Der Unfriede mit sich selbst währte auch gerade seit der Kirchweih, obwol dann erst das, was sie seit der Predigt am vorigen Sonntage hörte und erlebte, sie recht ins Nachdenken und Grübeln gebracht hatte. Jetzt aber war das vorbei. Dem unglücklichen Jos konnte sie gewiß mehr nützen, wenn sie blieb und Hansens Gewissen weckte, daß es ihm gehörig sagte, wie ein großes Unrecht er an dem Burschen wieder wenigstens nach Kräften gut zu machen habe.

Solche Gedanken giengen dem Mädchen viel schneller, als sie wiedergegeben werden können, im Kopfe herum und ließen es nur wenig von der langen Rede des Geistlichen hören, der immer entschiedener auf ein sofortiges Verlassen eines Dienstes drang, der nicht nur dem Heile der armen Seele, sondern auch ihrer Ehre recht grausam gefährlich sei. Nun erinnerte sich Dorothee

wieder an das entstandene Gerede und sagte nicht ohne Bitterkeit: „Was die Ehr anbelangt, ist das Tuch schon zerschnitten, so daß es doch immer eine Naht gibt, man mag wieder flicken und machen so viel man will."

„Um so leichter," meinte der Kaplan, „läßt der Arbeitgeber dich gehen und wird dir sogar noch ein gutes Unterkommen suchen helfen."

„Nein, der weiß grad so gut wie ich, daß alles erlogen, was über mich in Umlauf gekommen ist."

„Darum schadets ihm doch."

„Aber nicht so viel als mir, wenn ich thun wollte, wie wenn alles lautere Wahrheit — —"

„Der Christ sucht seine Ehre in der Verdemütigung."

„Ich will ja doch auch alles über mich ergehen lassen, wenn Gott mir beisteht."

„Er entzieht seine Gnade denen, die trotzig auf sich selbst bauen und in der Gefahr zum Bösen freiwillig verbleiben."

In Dorotheen wurde das Gefühl, daß ihr, wenn auch nicht mit Absicht, sehr Unrecht geschehe, stets lebendiger, besonders seit sie an die in der letzten Zeit entstandenen Schwätzereien erinnert worden war. Sie sah im Beichtvater wieder eher den Mann, der, wenn auch nur im Eifer und mit bester Absicht, sich viel zu sehr an die Meinung scheinheiliger Leute zu halten pflege. Es wuchs daher auch ihr Eigensinn in einer Weise, daß sie selber darüber erschrak. Trotzdem aber konnte sie nicht unterlassen, auf den letzten Vorwurf zu erwiedern: „Freiwillig

gehen wol wenige von den Eigenen weg und dienen Andern ums tägliche Brot.“

„Wer hochmütig ist und träge, der will herrschen, selbst um den Preis der unsterblichen Seele. Wir sind fertig und du hast noch heute den Dienst zu verlassen.“

„Ach, was würde der Vater sagen und Hans und — Nein, Herr — Euer Hochwürden! —“

„Du willst also das nicht versprechen?“

„Nein,“ antwortete Dorothee entschlossen. „Ich sehe nun die Sache ganz anders und mache mir kein Gewissen mehr zu bleiben.“

„Nun — in Gottes Namen, dann kann ich dir auch nicht helfen, dich nicht lossprechen. Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit,“ sagte Dorothee laut, und verließ sicheren Schrittes den Beichtstuhl.

Neunzehntes Kapitel.

Ein kleiner Hauskrieg, bei welchem Hans eigensinnig wird.

Erstaunt gewahrte Dorothee, daß es während ihrer Beicht in der Kirche schon ganz hell geworden war. Ueber die Berge herein, welche hart vor den hohen Kirchenfenstern zu stehen schienen, leuchtete und funkelte es so goldig blendend, daß das Mädchen auf den Stufen unter dem Chorbogen ganz gewiß einen Fehltritt gethan hätte, wenn es hier nicht gar zu gut „zu Hause" gewesen wäre. Selbst mit geschlossenen Augen mußte sie hier durchkommen und kam auch wirklich mit geschlossenen Augen durch. Wie sie nun die Augen sich erholen lassen wollte von dem grellen Glanze und ihr Blick in dem noch etwas dunklern untern Schiffe der Kirche zu ruhen suchte, gewahrte sie erschrocken die vielen Andächtigen, deren Augen recht ernste Fragen an sie zu richten schienen. Als sie endlich in ihrem Stuhl ankam, verkündete feierliches Glockenläuten den sofortigen Beginn der Frühmesse. Sie hatte also das erste Glockenzeichen gänzlich

überhört und war demnach mehr als eine Viertelstunde, ja nach dem Tagen zu schließen sogar mehr als eine halbe Stunde im Beichtstuhl gewesen. Was mußten diese Leute jetzt über sie denken? und was erst, wenn man sie unter der vom Pfarrer gelesenen Messe nicht mit den Andern, die gestern und heute beichteten, zur Communionbank gehen sah? —

Einen Augenblick beschäftigte und plagte Dorotheen hauptsächlich diese Frage, doch kaum länger als einen Augenblick, während manches andere Mädchen an ihrem Platze darüber gewiß den beklagenswerthen Seelenzustand sowol als auch alles Andere gänzlich vergessen hätte. Die Lossprechung — hätten die meisten gerechnet — war ja schon morgen, am Fest aller Heiligen, von einem weniger scharfen Geistlichen der Nachbargemeinde zu bekommen; aber von denen, die heute da in der Kirche waren, und von allen, welche mit diesen in den nächsten vierzehn Tagen redeten, war man darum noch keineswegs losgesprochen. Ja, bei diesen gienge gewiß erst recht an, wenn jetzt auch noch ein fremder Geistlicher aufgesucht wurde. In der Regel kann so ein Mädchen aus eigener Erfahrung wissen, was man alles über ein nicht absolvirtes Beichtkind denkt und wie erbarmungslos jedermann darüber herzieht. War es doch gewöhnlich schon selber dabei, wenn des Unglücklichen ganzer Lebenslauf durchgangen, wenn alle seine Beziehungen und Verhältnisse siebenmal umgekehrt wurden, um das entweder herauszufinden oder hineinzulegen, was etwa heut im Beichtstuhl hängen geblieben war. Das ist vielen

die erste, die größte und sogar die einzige Sorge; drum denkt man, wenn man so ein junges Mädchen von gewöhnlichem Schlag ist — Mannsbilder sind viel weniger ängstlich — wie herrlich es doch wäre, wenn ihm nun auf einmal recht grausam übel würde und seine Wangen erblassen thäten, daß man es kaum noch zu erkennen vermöchte. Doch das Gesicht brennt, die Pulse fliegen und von so einer schönen Ohnmacht ist gar keine Rede. Trotzdem steckt man schon unter dem Staffelgebet den schweren silbernen Rosenkranz ein, als ob es gleich aus wäre, beim Gloria setzt man sich nieder, stützt unter dem Evangelium das Köpfchen auf die ein wenig zitternde Rechte, während die Linke das schneeweiße Schnupftuch und den von der Stuhlnachbarin entlehnten Rosmarinstengel festhält. Schon vor der Wandlung scheint es trotz allem Riechen nicht mehr zum aushalten, nach derselben aber wankt die Bedauernswerthe zur Kirche hinaus. Während nun die andern Beichtkinder zur Communionbank hinlenken, steht sie draußen bei einem Brunnen, und wenn sie sich von jemand gesehen glaubt, wird Wasser getrunken mehr als man sonst am heißesten Sommertage für menschenmöglich gehalten hätte.

Dorothee kam zu dem allem nicht. Demütig und ohne sich noch um die andern Leute zu kümmern, kniete sie vor dem Muttergottesaltar in ihrem Stuhl und fragte sich nun, wie es denn möglich gewesen, daß im Beichtstuhl nach so vielen guten Vorsätzen sie solcher Eigensinn habe ankommen können? Freilich sah und fühlte sie, daß Hans in Zukunft ihr nicht mehr gefährlich

sei, aber war es nicht dennoch ihre Pflicht, dem Beichtvater zu folgen? Sie wünschte seinen Rath, um dann aus und draus zu sein, und nun hatte sie ihm nicht einmal gesagt, was beim Erforschen des Gewissens sich zwar noch nicht zeigte, doch im Beichtstuhl ihr auf einmal kam wie eine höhere Eingebung, die sie aber, statt dankbar und demütig, nur trotzig machte .... Wärs möglich gewesen, so würde sie jetzt, gleich mitten unter der Messe, wieder in den Beichtstuhl gegangen sein, und das Versprechen gemacht haben. Aber dann hielt sie das nur wieder für Angst vor dem Urtheil der Menschen und sagte sich, daß das — wenigstens jetzt — zur Beruhigung ihres eigenen Gewissens noch durchaus nicht nötig sei. Entschieden hatte der Geistliche das Ganze noch weniger verstanden als sie selbst, das schienen schon seine wunderlichen Fragen zu beweisen. Warum sich also noch viel um sein Urtheil kümmern, wenn man ein viel richtigeres gewonnen hatte? Sie war ja nun losgesprochen von ihrer Last, fühlte sich wieder eins mit sich selbst, und das blieb die Hauptsache. Anders reden hätte sie sollen; aber es war in sie gefahren, wie wol auch in den Jos am Kirchweihfest. Nun, für sie, die dadurch ins Klare kam, hatte sogar das sein Gutes. Vielleicht konnte also doch auch dem Burschen etwas Wünschenswerthes aus jener traurigen Geschichte kommen. Unter der Messe betete sie fast mehr für ihn als für sich selbst, wobei ihr so wohl zu Muthe wurde, daß sie es kaum bemerkte, wie die andern Beichtkinder zur Communionbank schritten und

nun aller Blicke ſich von neuem auf ſie zu richten begannen.

Es heißt allgemein: der Schein trügt; richtiger wärs wol wenn man ſagte: der Menſch betrügt ſich ſelbſt, denn er hat ſeine Freude trotz aller Erfahrung am Scheine. Kommt man einmal mit Bauern und Bäuerinnen auf das Kapitel von Schein und Sein, ja dann lächeln ſie recht vornehm und richten die Köpfe gehörig auf; da dürfen ſie die Meinung um ſo herzhafter ſagen, weil das nun ſie ſelber gar nichts angeht. Es gilt nur den hoffärtigen Stadtleuten in ihrer theuern Herrlichkeit, die nicht kalt und nicht warm zu machen vermag. Sie aber, die Bauern, haben dieſen Fehler nicht und ſind nicht eitel. „Was würden die Leute dazu ſagen, wenn auch ſie ſich um den Schein kümmerten, ſich etwa gar über den Stand kleiden und gnädige Herren ſpielen wollten? Dadurch müßte man ja den Kredit und ſogar für die Kinder oft die ſchönſten Ausſichten auf eine gute Verſorgung verlieren. Drum doch beileibe keinen Aufwand machen um des Scheins willen wie die Stadtleute, viel lieber zu demütig, zu einfach und ärmlich. Es iſt doch weit genug bekannt, wie einer ſteht, und daß er es leicht großartiger geben, viel mehr Aufwand machen könnte, wenn er dazu nicht zu beſcheiden wäre und eben an Einfachheit und Sparſamkeit ſeine größte, ſeine einzige Freude hätte.“

Dorothee, die bisher ſtets ziemlich unbeachtet gebliebene Magd, galt und hielt ſich ſelbſt für gleichgültig gegen Urtheil und Meinung derjenigen, an die ſie nicht

durch ihre Dienſtpflicht gebunden war. Heut aber zeigte ſie das auf eine Weiſe, die der erwähnten Gleichgültigkeit anderer Bauern ſo ziemlich glich. Sie blieb ruhig an ihrem Platze, als die Andern die Kirche verließen, und zog abermals ihr Gebetbüchlein heraus. Daran konnte man ſehen und ſollte ſehen, wie leicht ſie dieſe Blicke ertrug, wie wenig ſie ſich um die vielleicht entſtandenen Gedanken kümmerte und wie ſtark ihr gutes Gewiſſen ſie machte. In ihrem Büchlein ſtand freilich ganz Anderes, aber davon ſah ſie nichts, ſchon weil ſie es lange verkehrt in der Hand hielt. Sie kam erſt darauf, als ihr Auge einem auf ſie gerichteten Blicke des Pfarrers, der wegen Unwohlſein die Kirche bald nach der Meſſe wieder verließ, ins Büchlein zu entrinnen ſuchte. Sie fand und las das Gebet einer chriſtlichen Hausmagd, wodurch ſie nun wieder an die vielen Arbeiten erinnert wurde, die ihrer auf dem Stighofe warteten und noch Morgens, vor dem Beginn des eigentlichen Gottesdienſtes, verrichtet werden mußten. Sie ſchloß das Büchlein, ſteckte den Roſenkranz ein, dachte wieder an den Stighof und kam nun von neuem ins Grübeln und Sinnen hinein. Aber je mehr die, welche ſie aus dem Beichtſtuhl und ſpäter nicht zur Communion gehen ſahen, die Kirche verließen, deſto herzhafter gab ſie ſich nun ſogar in den Stücken recht, die ihr ſonſt noch wenigſtens etwas bedenklich erſchienen. Sie wiederholte ſich noch einmal jedes Wort des Kaplans und ihre Antworten, dabei richtete ſie das Köpfchen immer mehr auf und ſie trug es wirk-

lich so hoch, wie sonst nur selten, als sie endlich die Kirche verließ.

Und schnellen Schrittes, dem heitern Herbstmorgen, der Berg und Thal vergoldete, fröhlich entgegen lächelnd, ging sie kurz darauf durch Argenau hinein. Den Begegnenden, die sich ein wenig stellen und ein Gespräch mit ihr anfangen wollten, wünschte sie nur einen guten Morgen, aber nicht aus übler Laune, sondern weil ihr einfiel, daß es schon vor einer Weile sieben geläutet hatte. Da durfte sie neben und unter ihr kein Gras mehr wachsen und keinen Reifen vergehen lassen,*) wenn sie noch in der Küche und überall rechtzeitig fertig sein wollte, so daß die Stigerin keine Veranlassung mehr zu neuem Tadel fand. Und das sollte sie nicht. Lange genug schon hatte Dorothee hier, wenigstens halb und halb, das Gnadenbrot gegessen. Jetzt aber mochte sie nichts mehr geschenkt. Nur Magd wollte sie sein, eine fleißige, ja eine unentbehrliche Magd für ein gehöriges Hauswesen, wie das auf dem Stighof war. Dann konnte dem Vater und ihr das Gerede nicht lange schaden, welches über sie in Umlauf kam und vielleicht von heut an sogar noch ein wenig ärger wurde. „Gott und gute Menschen haben mir zu einer Zeit geholfen, wo ich selber gar nichts war, als ein armes

*) Scherzworte von Solchen, die da ein langes Ständchen machen. Grasboden ist überall im Thale, wo man von den schmalen Pfaden weg tritt. Im bereiften Boden bleiben daher die Spuren der Stehenden recht deutlich sichtbar.

hülfloſes Ding, für das niemand als ſein Elend um Hülfe, um Erbarmen flehte. Gott und gute Menſchen ſind aber überall und helfen, wenn man redlich das Seine thut.“ So tröſtete ſich das Mädchen, als allerlei trübe Gedanken kommen und ihm ſchwer, recht ſchwer machen wollten. Sie dachte daran, wie wunderbar Gott ſie bisher geführt, wie ihr noch nie unbelohnt blieb, was ſie that, und wie viel ſie der Stigerin zu verdanken habe. Dafür wollte ſie nun doch auch etwas ſein in der Stunde der Prüfung und ihrer Erzieherin Ehre machen. Als Jos geſtürzt, aus ſeiner Bahn geworfen, ſcheinbar vernichtet zu Hauſe lag, bekam Hans aus der Unterredung des Doktors mit dem Vorſteher einen Reſpekt vor ihm, daß es eine Freude war. Das galt ihr für ein Muſter und Beiſpiel, daß ſie ſichs gar nicht anders gewünſcht hätte.

Es war ihr ordentlich lieb, noch keinen Rauch ob dem hohen Hausdach zu ſehen. Das Kochen war ja ihre Arbeit, und heute wollte ſie zeigen, wie leicht ſie auch eine verſäumte halbe Stunde wieder einzubringen im Stande ſei.

Fröhlich ſprang ſie die Treppe hinauf, und ohne vorher ſich umgekleidet zu haben, eilte ſie in die Küche, wo ſie einſtweilen Waſſer zum Kaffee obs Feuer bringen wollte. Noch kein Verweis der zuweilen etwas ſtrengen Stigerin hatte ſie ſo erſchreckt, wie jetzt die Entdeckung, daß hier ſchon gekocht worden, und ihre Stimme war unſicher, als ſie in die Stube tretend, den am großen

runden Tiſche ſitzenden Hausgenoſſen einen guten Morgen wünſchte.

„Für heut,“ bemerkte die Stigerin etwas rauh, „iſts mit dem guten Morgen ſchon faſt zu ſpät.“

„Ja,“ ſtammelte Dorothee, „verſpätet hab ich mich allerdings und viel ärger als ich ſelbſt meinte; aber —“

„Aber!“ fiel die Stigerin haſtig ein. „Wenn Weihnachten auf einen Freitag fällt, ſo hört das Faſtengebot auf und Fleiſch darf eſſen wer will und bis man genug hat. Du bringſt wol auch ſo ein Aber mit, welches die alte Hausordnung über den Haufen wirft? Iſts nicht ein Ereigniß wie das, welches am heiligen Tage gefeiert und anpſalmirt wird, wenn einmal Jedermann dich anſieht und etwas dabei denkt? Das, wirſt du gewähnt haben, ſei ſchon werth, daß man von der Regel abgehe und eine halbe Stunde Dienſt verſäume?“

Dem armen Mädchen war das Waſſer in die Augen gekommen, es ſchwieg.

„Ja, du kannſt mir nun wieder Augen machen,“ eiferte die Bäurin, „es gibt Flecken, welche die ſalzigſte Thräne nicht mehr aus dem Lebenswandel waſchen kann.“

Dorothee wollte nun auch reden, doch die Stigerin ließ ihr noch kein Wort. „Kurz und gut!“ rief ſie „heut macheſt du mich nicht mehr zum Narren wie vor Jahren einmal, als ich dich in einer böſen Stunde zum Erſtenmale ſah. Wär ich da nicht gar zu gut geweſen und

hätte dich an uns gebunden, so hätten wir heut auf dem Stighof einen besseren Morgen als den, welchen du uns hintennach noch wünschen kannst. Wir haben dich emporziehen wollen und nun drückst du uns hinab. Der faule Apfel steckt nur die frischen an. Ich hätte wol wissen sollen, daß es gar nie anders, nie umgekehrt gehen kann, aber ich bin immer viel zu gut."

So gieng es noch lange fort, bis das Mädchen endlich erfuhr, daß die Stigerin schon alles wisse, was heut in der Kirche beobachtet wurde. Es gelte, so klagte die Mutter, schon überall für eine ausgemachte Sache, daß heut sich öffentlich bestätiget habe, was über Hansen und seine Magd schon seit länger in Umlauf gekommen sei. Man sage sogar schon, Hansen wär wol vor kurzem beim Beichten um kein Härlein besser als ihr gegangen, wenn er auch so redlich gewesen wäre wie sie, oder so klug, um die Sache richtig beurtheilen zu können. „Nun darüber," schloß die Stigerin „haben wir noch viel zu reden. Was man so sagt unter den Leuten, ist nicht wie Siegel und Brief, darum darf man sich nie gar zu viel kümmern, aber denn doch auch nie so wenig, daß man in deiner heutigen Lage noch die Stirn hat, den Leuten eine halbe Stunde lang ohne Noth groß in den Augen zu sein und wie eine Schandtafel für unsere ganze Verwandtschaft dazustehen, und besonders für den großen Einfaltspinsel da!"

Das war für Hansens Geduld zu viel auf einmal, wie wenig es auch immer scheinen mochte im Verhältniß zu dem, was er sonst immer ziemlich geduldig über sich

ergehen ließ. Wenn er allein bei der Mutter war, so tadelte dieſe ſchließlich immer nur ſeine Unempfindlichkeit, wovon auch zuerſt die Rede geweſen ſein mochte. Heut aber ließ er ſie dazu nicht mehr kommen. Was die Mutter über Dorotheen ſagte, that ihm um ſo weher, weil auch er ſich recht von Herzen über das Mädchen ärgerte. Was denn hatte ſie, die er für die Unſchuld ſelber hielt, ſo Großes zu beichten, daß der Kaplan es ihr nicht einmal abnehmen konnte? Sollte er ſich auch hier wieder betrogen haben? Noch wollt er es nicht glauben, aber das „Einfaltspinſel" der Mutter traf ihn doch ſchmerzlicher als gewöhnlich und brachte ihn in jene Stimmung, wo er um jeden Preis widerſprechen mußte, gerade wie wenn dadurch das etwa verlorene Anſehen raſch wieder zu gewinnen wäre. „Wenn die Geſchichte mich beſonders viel angeht," ſagte er, „ſo ſollte doch auch ich das erſte Recht haben, darüber zu reden. Ein Bischen predigen werd ich wol auch können, ſonſt müßt ich ja gar keinen Blutstropfen von meiner Mutter haben. Aber zu einer gehörigen Predigt und ſchon voran als Fundament gehört ein ſchönes Evangelium. Für ein ſolches nun kann man denn doch die Vermutung und das Durcheinander von liebloſem Geſchwätz nicht halten. Zuerſt, bevor man Andern die Wege weiſen kann, muß man doch auch ſelber wiſſen woran man iſt. Ihr Weiber wollt alles mit Reden richten, ich aber kann und mag niemand die Meinung ſagen, ſo lang ich noch gar keine eigene Meinung habe. Kurz und gut, in die jetzige Schwätzerei hinein will ich nicht noch ärger verwickelt werden."

„Eben darum, du Verblendeter, Undankbarer, hab ich mich wehren wollen.“

„Zu ſpät, wie gewöhnlich,“ bemerkte Hans bitter.

„Warum zu ſpät?“

„Man hätte dem Krämer kein Thürlein offen laſſen dürfen, wenn der ſeinen Unrath nicht herein bringen ſollte.“

„Du haſt aber ſchon früher mit dieſer Verwandtſchaft zu thun gehabt.“

„Ja, und jetzt möcht ich gleich alles wiederholen was damals gegen den alten Sünder geſagt wurde. Dorotheen hat nur er ſo ins Geſchrei gebracht. Aber mit derlei Mitteln fängt man Hanſen nicht. Da gewinnt der Krämer wenig und macht ſeine Zuſel nur noch unglücklich wie die gute Angelika.“

„An der Geſchichte bin aber ich nicht ſchuldig.“

„Dann iſt die Lehre, die man daraus nehmen kann, um ſo wohlfeiler.“

War Dorothee zum Theil froh, daß das Wetter ſich ſo auf eine andere Seite zu ziehen ſchien, ſo that es ihr doch recht von Herzen weh, Mutter und Sohn ſo unfreundliche Worte wechſeln zu hören. Solche Hauskriege waren ihr immer ungemein peinlich, wenn ſie ſelbſt auch nichts zur Veranlaſſung derſelben beitrug; heut aber hätte ſie um alles in der Welt nicht mehr länger dabei zu ſein vermocht. Für ſich ſelbſt hatte ſie ſchon eine kurze Vertheidigungsrede nicht eben von höflichſter Art zuſammengeſtellt. Die würde ſie gehalten haben, wenns noch länger in dem Ton fortgegangen

wäre, welchen die Stigerin anfänglich anſchlug. Jetzt aber vermochte ſie das rechte Wort nicht mehr zu finden. Geräuſchlos verließ ſie die Stube, ohne noch an ihren Kaffee zu denken, der eingeſchenkt auf dem Tiſche ſtand. Sie hatte weder Hunger noch Durſt und war herzlich froh, daß es in der Küche noch ſo manches anzurichten gab, obwol ſie nicht mehr mit der Freudigkeit arbeiten konnte, die ihr noch vor einer halben Stunde gar alles leicht gemacht hätte.

Unterdeſſen vertheidigten ſich Mutter und Sohn immer tapferer; die Worte wurden um ſo weniger gewogen, als man endlich gewahr wurde, daß die Magd ſich entfernt hatte. Die Stigerin ſagte Hanſen: „Er dürfe ſich ſchon ein wenig einreden laſſen, denn er habe doch für nichts Talent als für ſeinen Stall. Aber auch das nur ſo, daß er nicht einmal auf ſeinen Kopf ein Kälblein für zehn Thaler kaufen dürfe. In dem Stück arte er ganz nur ſeinem Vater nach. Dagegen gute Blutstropfen hab er von dem Seligen keine geerbt. Der habe doch ſeine Schwächen gekannt und ſei daher immer fügſam und nachgiebig geweſen.“

Ueber ſeinen Vater nun ließ Hans nicht ſo leicht etwas kommen, wie ſorgfältig man es auch, gleich einer böſen Pille, ins Zwetſchgenfleiſch verſteckte. Ja, er konnte der Mutter gegenüber es offen ausſprechen, daß er den Guten noch jetzt bedaure und als großen Dulder verehre. Die Stigerin kam daher jetzt nur noch in der größten Erregung auf ihren Mann zu ſprechen; dann verlor ſie überhaupt alle Kraft zum Ueberlegen, während

Hans gerade im Zorn am klarſten zu denken ſchien. Auch heute ſprach er ſich ſo klar und entſchieden aus, wie man es von ihm wol nie erwartet hätte. Er ſagte: „Ich hab auch noch Blut von andern Leuten und ſchlage vielleicht nicht ganz aus der Art, wenn ich zuweilen ein Bischen eigenſinnig bin und glaube, meine Herzensangelegenheiten — das ſind wichtigere als die des Stalles — gehen niemand mehr an als mich.“

„Redet man ſo jetzt?“ rief die Stigerin aufſpringend. „Bin ich die Mutter oder biſt du ſie?“

Hans ſaß ruhig am Tiſch und machte ein ganz ernſthaftes Geſicht.

„Wenn du mein Mann wärſt,“ ſagte die Stigerin nach einer Weile, „ſo ließe ſich das noch viel eher ertragen. Man weiß ja ſchon, wie die Männer alle ſind. Dir aber, dem eigenen Kinde, das ich ſo klein und ſchwach geſehen, das ich mit ſo viel Mühe gehen lehrte und groß zog, dir kann und will ich den heutigen Morgen nie mehr vergeſſen. Das gräbt ſich tief, tief ins Herz und thut recht grauſam weh!“ Sie zog das Taſchentuch heraus und bedeckte das Geſicht.

„Thut man doch heut wieder einmal! und weiß kein Menſch warum es nötig wär,“ murrte Hans, der ſich ſchon etwas ſchwächer fühlte.

„Nur deinetwegen, zu deinem Wohl.“

„Oho!“

„Ja ſo iſts, und wenn du nicht eben der Hans wärſt, müßteſt du das auch einſehen.“

„Ich bin aber der Hans,“ ſagte der Burſche, herzlich

froh, daß die Mutter ſo ſchnell wieder in eine andere Tonart übergieng.

„Ja, du ſiehſt und merkſt immer nichts, bis dir eine Kuh auf den Fuß tritt.“

„Ich merke wol, wie man jeden Zufall herein zieht, um dem guten Mädchen, der Dorothee, böſes Spiel zu machen.“

„Nennſt du das einen Zufall, daß ihr Beichtvater ſie nicht einmal mehr losſprechen kann?“

„Der Kaplan hat nicht ſo viel erfahren als ich in der letzten Zeit an dem Mädchen geſehen habe.“

„Was haſt du denn geſehen?“

„Seit im Sommer,“ erzählte Hans, „die Zeit weiß ich nicht mehr ſo genau, kommt mir die Magd in gar allem ganz verändert vor. Nach der Kirchweih ſchien es mir mehrmals, als ob eine böſe Krankheit in ihr ſtecken müſſe. Trotzdem war ſie unermüdet früh und ſpät wie ſonſt, ja faſt noch fleißiger, wenn es ſein konnte. Nur zuweilen, wenn ſie ſich nicht geſehen wähnte, ſtand ſie wie angenagelt und gebannt, oder als ob ſie etwas recht ſchwer drücke. Dann und wann hätt ich ſie von Herzen gern heim geſchickt ins Bett, aber wenn ich ſie noch ſo freundlich anreden wollte, erſchrak ſie und redete ſo heilloſes närriſches Zeug, daß ich ihr im Aerger darüber zuerſt vielmal kein gutes Wort mehr gönnen konnte. Jetzt aber weiß ich, daß man viel von dem, was ſie über ſich ſelbſt und über Andere ſagt, bei weitem nicht ſo grell nehmen muß wie ſie es giebt. Es wär gut geweſen, wenn das auch der Kaplan gewußt hätte.“

Die Stigerin, welche aufmerkſam zugehört hatte, ſagte mit ſeltenem Ernſt: „Ich fürchte, daß auch du das nicht kennſt und will aber Gott auf den Knieen danken, wenn du wenigſtens keine Schuld haſt.“

Hans beſann ſich: „Das wegen dem Jos auf der Kirchweih allerdings hat ſie ſich recht grauſam zu Herzen genommen. Faſt nur um ſie darüber hinaus zu bringen, hab ich dann ihren Bruder anſtellen wollen, da ſein Herumſtreichen ihr viel Kummer machte.“

„Sie hätt wol den Jos lieber gehabt?“

„Nein, ſie hat nach der Kirchweih geſagt: der werde dem Stighof nicht mehr dienen.“

Die Stigerin ward immer nachdenkender. Immer ſchneller zog ſie den langen Roſenkranz zwiſchen den rundlichen Fingern herum. Plötzlich warf ſie ihn auf den Tiſch und im nächſten Augenblick würde Hans ihre Gedanken erfahren haben, wenn nicht eben Dorothee zur Thür herein gekommen wäre. Sie bat um Erlaubniß, nach dem Gottesdienſte den Vater zu beſuchen, und ſchloß mit der Bemerkung, daß ſie noch ſelten mit einer ſolchen Bitte gekommen ſei.

Dieſe Bemerkung war ſo überflüſſig, daß die Stigerin, nachdem ſie kurz ja geſagt, der wieder Forteilenden beinahe ängſtlich nachſah. „Da iſt nicht alles in Ordnung,“ flüſterte ſie. „So ſcheu — ſo blaß. Es iſt wie ich dachte. Für das Mädchen iſt heiraten das Beſte, für dich aber nicht, wenn du dir nichts vorwerfen mußt.“

„Ich weiß nichts.“

„Nun, angelogen haſt du mich noch nie. Dummheiten machſt du ſchon, aber Schand auf die Verwandtſchaft und ein Mädchen ins Unglück bringen wirſt du nicht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, drum wird es wol der Jos ſein. Wenn wir den Spitzbuben doch nur nie ins Haus gelaſſen hätten!“

„Eine Liebſchaft?“ fragte Hans ängſtlich.

„Eine Verführung, und wenn du noch nichts gemerkt haſt, ſo biſt du dümmer als dumm.“

„Da kenn ich mich freilich nicht aus.“

„Aber ich ganz gut. Alles wird nun dich dafür hernehmen, drum iſts wol das Beſte, wenn man ihr ſo ſchnell als möglich zum Heiraten hilft. Einige hundert Gulden Heiratsgut können wir den Beiden ſchon geben und dann gehts.“

Hans war auf einmal ein ganz Anderer. „Jos,“ rief er, „der Lümmel hätte das Mädchen verführt? — ſo hätten ſie uns hintergangen, und nun ſollten wir noch Geld ausgeben und ihnen zuſammen helfen? Na, ſo dumm iſt denn der Hans doch nicht!“

„Nur nicht ſo laut; ſie könnte dich hören.“

„Sie ſoll und jedermann ſoll hören, daß der Hans nicht auf den Kopf gefallen iſt.“

„Aber damit verdirbſt du mir dann meinen Plan.“

„Das will ich auch, wenn er ſo iſt, daß eine Schlechtigkeit dabei noch belohnt werden ſoll!“

„Nun, dann magſt du es haben, wenn drei Gemeinden von dir reden. Und das kommt gewiß, wenn wir nicht helfen. Ich möchte Dorotheen gleich rufen.“

„Nein, Mutter! Die drei Gemeinden ſollen ſich heiſer krähen, wenn ſie mir nur nicht ſo eine Dummheit nachreden können.“

„Aber —“

„Nichts da — jetzt läutet es ſchon bald in die Kirche und wir ſind noch nicht einmal gehörig angelegt. Es wär doch ſicher Sünde, wenn wir wegen derlei Schneckentänzen auch nur ein halbes Vaterunſer verſäumen thäten.“

Das alles ſagte Hans in einem Athemzug und verließ dann haſtig die Stube.

Zwanzigstes Kapitel.

Dorothee besucht ihren Vater.

„Dem unbeliebten Krämer wird auch die beste Waare nur getadelt.“ Vom unbeliebten Geistlichen hat man im Bregenzerwalde keine ähnliche Redensart, obwol man auch gegen diesen durchaus nicht gerechter ist. Schöner als unser Kaplan hat an diesem Sonntag wol weit herum kein Geistlicher die Messe gesungen; trotzdem ließ Dorothee sich nicht aus dem Lesen bringen, und hatte nur einen mitleidigen Blick für die, welche dem geübten Sänger lauschend, zuweilen ihre Gebetbücher schlossen und es machten, wie auch sie früher es jeden Sonntag gemacht hatte. Ja, wären die gesungenen Gebete und Psalmen deutsch gewesen, so hätten sie vielleicht ihr frommes Her; über die Erlebnisse des Tages zu erheben vermocht; so aber kam es ihr beinahe widerlich vor, daß ein frommer Mann so singen mochte nach der wichtigen Unterredung, die er heute morgens mit ihr gehabt hatte. Sorgte der denn gar nicht, wie sie das

alles in ſich verwerchen*) und noch dazu das Gerede der ganzen Gemeinde ertragen werde? Nein, dazu ſtand er zu groß und zu prächtig droben auf den Stufen des geſchmückten Altars, und das Rauchfaß ſchwang er ſo zierlich, als obs auf der Welt nichts Wichtigeres gäbe. Dorothee kam ſich wie eine Ausgeſtoßene vor. In ihrem Stuhl wurde es ihr immer enger, und ſie war herzlich froh, daß ſie endlich den vielen ſchmerzlich treffenden Blicken, welche ſchon ihr Hierſein ihr zu verargen ſchienen, wieder entrinnen konnte.

Ja, jetzt war ſie nicht mehr ſo feſt und ſicher, wie noch nach der Unterredung mit dem Beichtvater. Schon der Empfang auf dem Stighof hatte ihr den Muth genommen, die Ruhe des Herzens erſchüttert. Drum wollte ſie über Mittag zum Vater und ihm den Reſt des vor Kurzem erhaltenen Jahreslohns bringen. Da war ſie gewiß ein willkommener Gaſt. Wenn ſie heim kam und Geld brachte, dann ſagte ihr der Vater in einer Stunde mehr Liebes und Gutes, als ſie ſonſt in einem ganzen Jahr hörte und auch zu hören wünſchte. Dieſes Schmeicheln und Loben des Vaters that ihr ſo weh, daß ſie, um es nicht mehr erleben zu müſſen, ſchon ſeit einigen Jahren den verdienten Lohn durch den Knecht auf dem Stighofe heim tragen ließ. Heut aber mußte ſie liebe, gute Worte hören, wie ſelbſtſüchtig ſie auch immer gemeint ſein mochten, mußte die Freude der Eigenen über ihr Erworbenes ſehen und — vielleicht doch auch theilen,

*) verarbeiten.

denn das blieb wol nun alles, was ſie von ihrem bisherigen Leben hatte.

Sie eilte ſo ſchnell als möglich über den Platz. Dennoch hörte ſie, wie ein Freund des Jos mehreren Bauern ſagte, daß es dem Schneider ganz unmöglich ſei, die beſtellten Sachen alle zur beſtimmten Zeit zu liefern, wenn er nicht einen Geſellen auftreiben könne.

Das gab Dorotheen wieder Muth. „Wenn auch ein Aſt unter den Füßen bricht," dachte ſie, „ſo fällt man drum noch nicht aus der Welt, ſondern bloß vom Kirſchbaum zurück auf den feſten ſichern Boden, der überall fruchtbar iſt und den Fleißigen nährt. Das Glück und ſeine Kinder ſind launiſch! ich aber will ſtark ſein und trotzig werden wie Jos. O jetzt, erſt jetzt verſteh ich ihn ganz."

Das Mädchen lief noch raſcher und richtete das Köpflein immer höher auf. Alles war vergeſſen, ſeit ſie ſich in das kleine Stübchen dachte, wo jetzt der noch etwas blaſſe Schneider und Gemeindeſchreiber ſaß. Was war die ganze Herrlichkeit des Stighofs gegen ein Leben, welches nicht hauptſächlich dem lieben Vieh, ſondern den Menſchen diente. Wenn auf dem Stighof ein dreitägiges Kälblein kurz vor Mitternacht recht erbärmlich ſchrie, ſo mußte alles aus dem erſten Schlafe heraus, und kein Menſch fand mehr Ruhe, bis der Thierarzt auf die eine oder die andere Art geholfen hatte; wenn aber Jos um Hülfe rief, dann wars umſonſt. Hansjörg hatte nicht ſo unrecht, daß er lieber etwas anderes thun wollte, als da Knecht ſein, wenn es nur nicht etwas gar zu

Gefährliches gewesen wäre. Warum sollte er nicht lieber dem Jos bei seiner Arbeit helfen? Sie hätte sich doch nichts Angenehmeres denken können und glaubte daher, daß es ihr noch gelingen müsse, ihn zu bereden.

Mit solchen Gedanken langte sie vor dem kleinen Häuschen an, welches ihr Vater seit seiner Verehelichung bewohnte. Die schwere, niedrige Hausthür war noch geschlossen und nichts regte sich, bis des Vaters kleiner Pudel das Mädchen wie eine Landsfremde wild anbellte. Ach, so fremd war sie hier, daß nicht einmal der Wächter des Hauses sie kannte! Das wär wol anders gewesen, wenn die Mutter noch gelebt hätte. Machte sie die Noth auch hart, so hatte sie doch ein Herz für ihre Kinder und wäre gewiß nicht dahin zu bringen gewesen, daß sie den Hansjörg verkauft hätte. Aber die Lebenden müssen sich selber helfen. Die Mutter war vielem Bösen durch den Tod entronnen. Da neben dem früh gealterten, durch bittere Erfahrungen lieblos, hart, selbstsüchtig gewordenen Vater, dem wilden Bruder und der kränkelnden Schwester hätte sie ein Leben gehabt, wie man es ihr nicht wünschen konnte. Man mußte Gott danken, daß die so Empfindliche von dem erlöst wurde, was sie doch nicht anders zu gestalten vermocht hätte.

Dorothee saß auf der Bank neben der Hausthür, erwartete die Heimkehr des Vaters und sann und betete, bis sie in der Stube einige Tritte zu hören meinte. Die kleinen Fensterchen waren zwar niedrig genug, aber zu trüb und verklebt, als daß man hätte sehen können, wer sich drinnen geregt. Eins der Ihrigen aber mußte es

ſein, da der Pudel ſofort zu bellen aufhörte und ſich neben die Thürſchwelle legte.

„Ja ſo, du kommſt endlich wieder einmal,“ rief eine ſchwache, heiſere Mädchenſtimme. Die unvermutet Angeredete fuhr erſchrocken auf und erblickte hinter einer in die Verklebung des Fenſters geriſſenen Oeffnung das bleiche Geſicht ihrer Schweſter.

„Biſt du denn nicht in der Kirche geweſen?“ fragte ſie Marien, als dieſe gleich darauf die Hausthür aufſchloß.

„In der Frühmeſſe wol, ſo weit ich ſie nicht verſchlief, wie das leicht geht, wenn man mehr als die halbe Nacht arbeitet. Vormittag hab ich eine Stickerei fertig machen müſſen, die gleich nach dem Eſſen abzugeben iſt.“

„So ſo,“ ſagte Dorothee, der es nicht recht war, daß alſo auch die Schweſter ſie in der Frühmeſſe geſehen und vermuthlich ſchon da von ihrer ungültigen Beicht gehört hatte.

„Du mußt mir nicht verargen, was mir ſogar der Pfarrer erlaubt hat,“ ſagte Mari, die ſich Dorotheens trüben Blick ganz anders erklären zu müſſen meinte. „In den letzten Nächten hab ich mich faſt blind gearbeitet, um doch den Sonntag feiern zu können, aber es war alles umſonſt. Wenn ich dich erwartet hätte — mit deinem Lohn — hätt ich mir freilich etwas mehr Zeit gelaſſen.“

„Du ſollteſt wirklich nicht ſo ſtreng, ja du ſollteſt gar nicht ſticken. Der Doktor hat es dir doch ſchon vor Jahren verboten.“

„Er ſollte kommen, der Doktor, ſollte neben dem Vater leben und für ihn den Tiſch decken müſſen! Die Herren haben gut reden.“

Dorothee ſchaute die Schweſter traurig an. Das war einſt in der Schule weitaus das ſchönſte Mädchen, wenigſtens in den erſten Schuljahren. Dann aber wurde ſie zum Sticken gehalten, daß ſie nie mehr eine freie Stunde hatte. Die Lieferanten von Stickereien ſtreckten dem Vater von Herzen gerne ziemlich bedeutende Summen vor, um die beſte Stickerin der Gegend recht lang an ſich zu binden. So mußte ſie denn arbeiten, bis ſie ſo bleich wurde, wie ſie jetzt, etwas nach vorn gebeugt, vor Dorotheen ſtand. „Aber am Sonntag ſollteſt du dir doch Ruhe gönnen,“ ſagte ſie mitleidig.

„Auf das hin,“ antwortete Mari hüſtelnd, „muß ich dir ſagen, was ich ſchon dem Doktor gerne geſagt hätte. Man darf nicht glauben, ich ſei gern bei der Stickerei geſeſſen, wenn meine Schulfreundinnen früher vor dem Hauſe ſangen und ſpielten, oder Abends, wo es oft ſo lang währte, daß der Vater mich wach machen mußte mit einem gräulichen Fluch.“

„Hat der denn gar nie genug?“ fragte Dorothee mit ſchlecht verhaltenem Unmuth.

„Sei doch nicht bös über ihn, ich verdiene mir mit allem Fleiß nicht einmal das tägliche Brot. Die meiſten Stickerinnen ſind hier nur ſo nebenbei, mehr zum Zeitvertreibe bei der Nadel. Sie kümmern ſich daher auch nicht viel um den Lohn. So behält der Lieferant den Wurf in der Hand und unſereins kann nichts Beſonderes

anfangen, wenn ſeine Arbeit auch mehr werth wäre, als die von Stickerinnen, deren Hände an viel rauhere Arbeiten gewöhnt ſind. Kaum einmal bekomme ich ſo feine Arbeit als ich mir wünſchte. Nur in der letzten Zeit hab ich etwas für eine Ausſtellung machen müſſen. Ich bin dem Herrn in der Schweiz drüben dankbar, daß er mir ſo ſchöne Arbeit überließ, wenn ich auch täglich nur zehn Kreuzer verdiente. Ich hab einen großen Fleiß gehabt und glaube, daß die Arbeit ihm Ehre machen werde."

„Und du haſt nichts als täglich zehn Kreuzer?"

„Und in der Nacht noch zehn, wenn ich arbeite, bis mir alles vor den Augen herumtanzt."

„Es iſt ein Elend!"

„Heut unter dem Gottesdienſt iſt es mir geweſen wie damals, als die Kinder vor dem Hauſe ſpielten. Ich bin mir vorgekommen als eine, die an nichts auf der Welt ein Recht hat."

„Leidet ihr denn wirklich Noth?"

„Ja, Hunger!"

„Hunger?" fragte Dorothee erſchrocken. Was waren dagegen ihre kleinen, meiſtens nur eingebildeten Leiden und Sorgen! „Großer Gott!" rief ſie aus, „ich helfe doch ſo viel ich kann!"

„Davon ſagt auch niemand; aber wir beide verdienen nicht viel und Hansjörg ſteckt alles nur in ſeinen Handel und ſagt, daß er ſich ſchon einmal für uns habe verkaufen laſſen. Ja, Schweſter, der Friede fehlt und damit der Segen Gottes und alles. Die Beiden reden

vielmal gegen einander, daß ich in den Boden verſinken möchte, oder gleich davon laufen, wenn ich nur wüßte wohin."

„Ach, daß ich doch recht und für immer zu helfen vermöchte!"

„Du wirſt das ſchon können, wenn du einmal auf dem Stighof zu befehlen haſt. Mir und dem Vater iſt das jetzt immer der beſte Troſt —"

Dorothee ſank auf eine Bank zurück. Mari bemerkte nicht, wie weh ſie der Schweſter mit dieſen Worten gethan hatte, denn ſie ſah den Vater kommen und erinnerte ſich nun daran, daß ſie zur Bereitung des gewiß ſchon fertig erwarteten Mittagsmahls noch nicht einmal Feuer angemacht habe.

Sie ſchickte Dorotheen aus dem etwas kühlen Vorhaus in die Stube, damit ſie unbemerkt ein Ei und etwas gutes Mehl zur Bewirtung des ſeltenen Gaſtes in der Nachbarſchaft auftreiben könne.

Dorothee begab ſich in das dunkle Wohnzimmer mit dem großen Ofen und den ſchwarzen Wänden. Nirgends ein Schmuck oder etwas, das das Auge zu feſſeln vermochte. Die Erinnerungen, die in Dorotheen erwachten, kamen ihr wie ein böſer Traum vor. Sie dachte an die freundlichen Zimmer auf dem Stighof und ſagte ſich, daß es doch nur Ehrenſache für Hanſen wär, auch wieder einmal an dieſes Neſt zu denken.

„Biſt du auch da?" redete ſie der Vater etwas unfreundlich an und gieng dann, ohne ihr noch einen Blick zu gönnen, raſch in der Stube auf und ab.

Heute ſchien keines der glatten Worte kommen zu wollen, mit welchen ſonſt ihr Lohn und ein beſonderer „Gruß“ der alten Stigerin erwartet wurden. Das erſchreckte ſie noch mehr, als was ſie ſchon von der Schweſter hören mußte. Sie wäre gern zu dieſer in die Küche, doch wagte ſie ſich nicht mehr zu regen, als des Vaters kurze gedrungene Geſtalt ſich wie drohend hart vor ſie hingeſtellt hatte. Lange ſaß ſie zitternd und ſchweigend, bis ſie endlich Muth gewann, der ihr unerträglich gewordenen Stille ein Ende zu machen. „Wie lebt Ihr, Vater?“ fragte ſie mit bebender Stimme.

„Von einem Tag in den andern, wenn das allenfalls auch gelebt heißt,“ antwortete das Mathisle, indem es ſich zum Lachen zwang. Es gelang ihm aber ſo ſchlecht, daß es den Verſuch ſofort wieder aufgab und ſich ſeufzend auf einen alten Lehnſtuhl warf.

„Fehlt Euch etwas?“ wagte das Mädchen wieder zu fragen.

„Alles.“

„Ich hab Geld mitgebracht; freilich iſt es nicht gerade mehr viel, aber —“

„Das wär wenigſtens das. Nur her mit! Ich höre Hansjörgen, den Lümmel, ſchon vor der Thür, und was der einmal ſieht, hat unſereiner geſehen.“

Dorothee zog ein kleines Beutelchen heraus, welches ihr der Vater ſofort entriß und einſteckte. Dann durchſchritt er etwas langſamer als vorher die Stube und begann vom Wetter zu reden. Hansjörgen, der die Schweſter kühl, aber doch freundlich begrüßte, ſchien des

Vaters lange Lobrede auf die wunderſchönen Herbſttage verdächtig vorzukommen. Lächelnd bemerkte er: „Es iſt doch ein Glück, daß es immer ſo genug Wetter gibt. Immerfort hat der Vater etwas in daſſelbe zu wickeln, und beſonders erſt halb fertiges Zeug liebt er darin zu verſtecken. Aber gar ſo viel Wetter können wir doch in dem elenden Neſte da nicht brauchen, drum will ich gleich eine Ladung mit hinaus nehmen; auf die Art gibts Platz und können wir nachher um ſo näher zuſammen rücken.“

Gar ſo ſchlimm konnte er doch nicht ſein, der das jetzt ſo gemüthlich ſagte, nur um eine leicht zu machende Beobachtung auszuſprechen, nämlich die, daß man ihn hier noch nicht vermiſſen würde. Er ſollte jedoch dieſes Gefühl nicht länger haben. „Bleib nur da,“ ſagte die Schweſter, und hätte gern etwas recht Witziges beigefügt, wenn ihr nur auch etwas eingefallen wäre. Ihr aber gieng das Spötteln hier nicht ſo leicht wie dem Bruder, der ſich nun auch über Marien luſtig machte, da dieſe unter die Stubenthür kam und rief: daß ſie ſich wahrhaft ſchäme, weil ſie nicht einmal etwas Ordentliches aufzutiſchen im Stande ſei. „Wenn du dich ſchämſt,“ entgegnete er, „ſo brauchſt du nicht vor uns zu ſtehen wie ein magerer Küchenzettel, ſondern du kannſt dich in den Mehltrog verſtecken und mit dem Schmalztopf läuten, bis dein Schmarren verzehrt iſt.“

Das nun aber war dem Dorotheen doch gar zu arg, und bei nächſter Gelegenheit wollte ſie den Bruder ernſtlich daran erinnern, daß ſo etwas nicht einmal für

Unbetheiligte ein Spaß ſei, geſchweige denn für ſolche, die darunter leiden müßten. Zu dieſer Predigt aber kam ſie nicht, hatte dagegen bald Urſache, dem Bruder dankbar zu ſein, daß er alles niederſpotten konnte, was wie ein böſes Geſpenſt ſich aufrichten und Schwermut erregen oder Unfrieden ſtiften wollte.

Unter dem Eſſen pflegen die Bregenzerwälder ſehr wenig zu reden. Arme und Reiche löffeln ſchweigend ihre Suppe aus der für alle mitten auf den Tiſch geſtellten großen Schüſſel, und wiſchen alsdann den mit den Anfangsbuchſtaben ihrer Namen bezeichneten Löffel am Tiſchtuch ab, was immer ſo viel heißt als: Ich habe genug und ihr könnt mit dem Dankgebet anfangen. Hansjörg aber, der die üble Stimmung der Tiſchgenoſſen ſah, ſchien viel mehr an die Erheiterung derſelben, als an die Stillung ſeines Hungers zu denken. Beſonders gern beſchäftigte er ſich mit den Thorheiten der Angeſehenſten in der Gemeinde. Für Dorotheen hatte dieſes ſchonungsloſe Bloßlegen menſchlicher Schwächen anfangs etwas ungemein Peinliches. Bald aber ſah ſie im Bruder nicht mehr nur den ſcharfen Beobachter, der aus der Welt herein für die heimatlichen Verhältniſſe ganz einen andern Maßſtab brachte, ſondern einen herzguten Menſchen, dem die Welt wol wie ein aus erbärmlichen Kleinigkeiten zuſammengeſetztes Wehhaus vorkommen mochte, der ihr auch wirklich zuweilen mit dem halben Geſichte zu lachen und mit dem halben zu weinen ſchien. Recht lieb ward ihr Hansjörg, als ſie einmal zu merken meinte, was er niederſpotten und was darüber aufrichten wollte.

Er ſchien ihr etwas, ja ziemlich viel vom Jos zu haben, drum gieng denn auch ihr das Herz auf und ſie ſprach einen Gedanken aus, den die bitteren Klagen der Schweſter in ihr geweckt hatten. „Dem Jos“ begann ſie, „haſt du vorgerechnet, es ſollte jeder ſein eigener Brotherr ſein. Dem Jos wollteſt du auch dazu helfen, warum nicht ebenſo dir und den Deinigen? Mit dem Geld, welches du in den Handel ſteckſt, könnteſt du doch auch ein kleines Gütchen, eigene Arbeit kaufen.“

„Ja, ein ſehr kleines Gütchen, welches wol Arbeit machte, mich aber nicht nähren hälfe.“

„Warum nicht? Andere Leute —“

„Gut — andere Leute ſtehen auch nie auf dem Fleck Welt, wo ich juſt bin. Ein Bauerngut iſt ein Werkzeug, wie eine Nadel, aber eins, das nur ein Kapitaliſt ſich anſchaffen kann.“

„Es muß aber doch auch ſeinen Zins tragen.“

„Nur den, der noch darauf liegt, und das iſt in der Regel der wirkliche Werth des Anweſens. Man bringt aber auch ein Opfer, wenn man ſo ein Werkzeug will, man zahlt mehr als den wirklichen Werth. Auf einem großen Anweſen bringt man ſich noch durch, auch wenns gerade um das zu theuer iſt, was man als eigenes Vermögen beſaß; drum trachten die Bauern, die ſich doch mit dem Hofe nur abgeben, ſo ſehr auf Vergrößerung ihres Grundbeſitzes, daß im Kleinen gar nicht mehr anzufangen iſt.“

Hansjörg mußte lang reden, bis es Dorotheen klar war, daß nur durch dieſes Opferbringen für das Werk-

zeug der Preis der Bauerngüter bestimmt und mit dem durch den Holzhandel und dergleichen wachsenden Geldreichthum so regelmäßig hinauf getrieben werde, daß es schon zum voraus zu berechnen sei. Es war ihr heut eine Erholung, sich mit solchen die ganze Aufmerksamkeit fordernden Gedanken zu beschäftigen. Um so schmerzlicher traf es sie, als Hansjörg schließlich sagte: „Nun siehst du, wie schwer es geht. Ich bin schon zu alt, um noch reich zu werden, du aber machst am klügsten, daß du auf den Stighof kommst. Dann, wenn einmal der dicke Hans weg ist, kann auch ich mein Glück bei der Zusel wieder versuchen.“

„Ja, wenn!“ rief das Mathisle, wischte den Löffel hastig ab, ließ sein Messer zuschnappen und begann dann das übliche lange Tischgebet so schnell, daß die Andern ihm kaum zu folgen vermochten. Dorothee, der Hansjörgs letzte Worte einen doppelten Stich ins Herz gaben, hatte noch selten so zerstreut gebetet. Wol hätte sie für die Eigenen sich zur Herrin auf dem Stighof heiraten lassen mögen, so lang sie sich nicht besser kannte; nun aber war das gegen ihr Gewissen. Sich schon so auf den Webstuhl gespannt und in hundert verschiedene Berechnungen eingezettelt zu sehen, kam ihr jetzt doppelt unheimlich vor. Dieser Hansjörg konnte so gut rechnen und sagen, was Andere können und sollen, er aber that nichts als reden. Wie anders war der Jos! Die besprochene Berechnung — sie war richtig und eine Menge Beispiele dafür konnten leicht in der nächsten Umgebung gefunden werden — kam gewiß von dem guten Burschen.

Aber der rechnete dann auch für ſich einen Weg heraus, auf dem er mit ſeiner armen Mutter in Ehren durch die Welt kommen konnte. Sie nahm ſich vor, das dem Bruder ernſtlich ans Herz zu legen. Dieſer aber verließ gleich nach dem Tiſchgebete die Stube, indem er ſagte, „daß Dorothee nicht ſeinetwegen gekommen zu ſein ſcheine und er daher auch nicht länger ſtören möge.“

Als es zum Nachmittagsgottesdienſte läutete, wollte auch Dorothee mit ihrer Schweſter, welche die fertige, wirklich zierliche Stickerei in ihr beſtes Taſchentuch eingeknüpft hatte, die düſtere Behauſung verlaſſen. Doch das Mathisle befahl ihr zu bleiben, da man noch allerlei zu beſprechen habe. Er gieng der Schweſter nach, um die Hausthüre zu ſchließen und kam dann ſchnell wieder in die Stube zurück.

Dorotheen ward himmelangſt, obwol der Vater jetzt bedeutend ruhiger ſchien, als da ſie ihn zuerſt geſehen hatte. In ſeinem unſicher und ſcheu herumirrenden Blicke ſuchte ſie zu leſen, was nun kommen ſolle, bis er endlich fragte: „Warum hat dich der Kaplan heut nicht losgeſprochen?“

„Weil ich nicht verſprechen wollte, meinen Dienſt ſogleich zu verlaſſen.“

„Aber was um Gottes Willen haſt du denn auch gebeichtet? du große Einfalt!“

„Eigentlich gar nicht viel. Er wollte nur wiſſen, ob Hans mir manchesmal etwas geſchenkt habe.“

„Das geht doch die Herren gar nichts an!“ fuhr das Mathisle auf. „Soll man denn bloß für ihre

Miſſionen und in ihre Klöſter hinein ſchenken dürfen, die Eigenen ſeiner Dienſtboten aber verhungern laſſen? O geh mir doch mit dieſer —".

„Vater, ich bitte, redet doch nicht noch etwas Sündhaftes, erzürnet nicht auch den lieben Gott! Was habt Ihr in dem Elend als ſeine Gnad und ſeine Liebe?"

„Er ſoll nur einmal kommen, dieſer gerechte Gott, und ſoll gehörig drein ſchlagen, daß man wieder ein wenig Reſpekt vor ihm bekommt. Jetzt geht es zu in dieſer ſeiner Welt, daß man gar nicht mehr weiß wo er iſt."

„Ach, Vater, wenn Ihr ſo redet —"

„Er ſoll nur auch die beim Kopf nehmen, die mich zur Verzweiflung bringen. Wenn er alles gar ſo genau nähme, ſo könnten gewiß nicht mehr alle Kapläne davon erzählen, und ich hätte ſchon eine viel beſſere Welt angetroffen. Aber ſag, was haſt du noch mehr gebeichtet?"

„Das muß ich nicht und will ich nicht," ſprach Dorothee, ſich ſtolz aufrichtend, mit feſter Stimme.

Einen Augenblick ſah ſie das Mathisle faſt erſchrocken an, dann frug es ſpöttiſch: „Was willſt du denn, Mädchen?"

„In die Kirche, denn es iſt die höchſte Zeit."

Mit einem Lehnſtuhl bewaffnet ſtellte ſich der kleine Mann vor die Stubenthür und ſchrie: „Du bleibſt mir da und erzählſt mir alles, oder es gibt ein fürchterliches, ein doppeltes Unglück. Ich merke, daß ich mich nicht mehr bezwingen kann. — Sage nur gleich, was haſt du gebeichtet?"

„Nichts — als was ich ſchon geſagt habe."

„Nichts — überall nichts,“ jammerte der Vater. „Mit nichts kommt man zu nichts. Du Närrin, warum läufst du zur Kirche, wenn du nichts zu ſagen haſt? Der Kaplan hielt das wol nicht für möglich, glaubte nur eine Heuchlerin vor ſich zu haben und darum wurdeſt du nicht losgeſprochen.“

„Aber ich hab mir, ſo wahr mir Gott helfen möge, gar nichts vorzuwerfen!“

„Bald genug wirſt du auch nichts mehr zum Einſtecken haben. Ich wollte lieber, daß du uns recht viel vorzuwerfen hätteſt.“

„Der Kaplan verſtand mich nicht. Ich bleib darum aber doch im Dienſt und will auch immer nach Kräften helfen.“

„So lang das geht; aber wie lang wähnſt du Tröpflein, daß du noch bleiben könneſt, nachdem du ſo herabgeſetzt biſt? Kurz und gut, jetzt iſts aus. Die Stigerin wird dich nicht mehr im Hauſe laſſen.“

„Ich hab aber doch nichts Unrechtes gethan.“

„Das iſt mir nur ein ſchlechter Troſt.“

„Vater!“

„Ich weiß was ich will, du aber willſt mich umbringen mit deiner dummen Ehrlichkeit. Für Leute von unſerer Art iſt die liebe Tugend ein theurer Spaß. Wir müſſen ſelbſt ſchieben oder wir werden geſchoben. Iſt es recht geweſen, den Hansjörg unter die Soldaten zu laſſen? Recht? Lächerlich! Aber klug war es, wenn man auf dich rechnen konnte. Mit der Zuſel iſts aus geweſen, da hats nun gegolten, den Hans anzubinden

an ſein Gewiſſen. Bloß den Krämer mit ſeiner Forderung hätt ich allenfalls ſchon noch abfertigen können.“

Das Mathisle redete mit einer Kälte, die Dorotheen das Blut beinahe zum Stehen brachte. Nun aber fuhr es wild auf: „Der Burſche konnte todt, zum Krüppel geſchoſſen werden, dennoch hab ich ihn gewagt, um den Töchtermann zu fangen. Durch dich aber, du närriſche Tugend, hab ich beide verloren. Dein Ruf iſt hin durch deine Schuld, und auch uns haſt du die ganze Zukunft verdorben.“

„Ich hab aber doch nichts gethan.“

„Das iſt der Troſt jedes Faulenzers, aber damit bringt man es nicht weit. Ich wollte bei Gott lieber, der Kaplan hätte Grund gehabt, dich nicht loszuſprechen. Aber ſo wegen nichts und wieder nichts aus allem heraus und ſo ins Geſchrei hinein zu kommen, das — ja, Mädchen, das iſt ſchon zum Wüthendwerden!“

„Aber,“ wagte Dorothee dem wirklich beinahe raſend gewordenen Vater zu erwiedern, „Ehrlich währt denn doch am längſten. Hansjörg mit aller Liſt und Berechnung bringt es auch zu nichts, wie mutig, ja toll er es auch anfängt; dagegen....“

„Hansjörg iſt ein Lümmel. Er mag nicht und du kannſt nicht; aber was haſt du noch mehr ſagen wollen?“

„Dagegen kommt Jos in Ehren, und wenn auch langſam, doch ſicher immer mehr empor.“

„Hab ich mir doch gedacht, daß es da ſteckt!“ ſchrie das Mathisle und ſchwang den noch immer krampfhaft feſtgehaltenen Stuhl um ſich herum, daß er ſurrte.

„Herrgott im Himmel! Alſo darum nur mußt du beichten? Du dummes, leichtſinniges, elendes Ding bringſt mich noch rein um!“

„Vater!“

„Nichts mehr, kein Wort mehr dein Lebtag, du verfluchter und vermaledeiter Balg, wenn du noch etwas mit dieſem Schneider, dieſem hergeſchmuggelten Bettler zu thun haſt.“

„Aber —“

„Schwöre mir ihn ab, gleich, bei allem was du hoffeſt und wünſcheſt, was dir heilig und troſtreich iſt.“

Draußen begann der Hund zu bellen. „Vater,“ ſtammelte das Mädchen, „wenn jetzt jemand kommt —?“

„So wird man etwas Gräuliches, unſere ermordeten Leichen ſehen, wenn du nicht ſchwörſt.“

„Ach du mächtiger, grundgütiger Gott!“ jammerte Dorothee.

Der Vater mit ſeinem Stuhl kam näher. Er ſchwang ihn ſo gewaltig, daß er an der niedrigen Decke der Stube ein Bein abſchlug. Das Hundsgebell wurde wilder.

„Dorothee!“ ſtammelte der Wüthende.

„Ich ſchwöre ja!“ ſchrie das Mädchen, und ſank auf die breite Ofenbank zurück.

Das Mathisle ſtand lange ſtumm und bewegungslos, als ob es ſich auf das eben Vorgegangene beſinne. Dann wollte es ſehen, was dem Kinde fehle, welches wie leblos auf der Bank lag. Da bellte der Hund noch wilder. Wer um Gottes Willen kam denn jetzt? Es

eilte, wieder mit dem Stuhl bewaffnet, ans Fenſter, und ſah nun den Krämer mit einem überkindeten*) Bauern vorüber, vermuthlich ſeinem Walde zuſchreiten. Die Beiden warfen dem treuen Wächter Steine nach und machten ihn ſo wüthend, daß ihn auch das noch immer zitternde Mathisle kaum zu beſchwichtigen vermochte.

Bis es ihm gelang, unbemerkt von den Vorübergehenden das aufgeregte Thier zu ſich ins Haus zu locken und zum Schweigen zu bringen, hatte ſich ſeine Stimmung bedeutend gemildert. Mit einer gewiſſen Scheu gieng er langſam in die Stube zurück, wo er Dorotheen noch gerade ſo traf, wie er ſie — nach ſeinem Dafürhalten ſchon vor langer Zeit — verlaſſen hatte.

So leiſe wie nur möglich ſetzte ſich der Mann auf die knarrende Bank und wagte kaum zu athmen, bis das Mädchen, endlich ſich langſam aufrichtend, wie im Traume ſagte: „Ach Gott, wie war das eine böſe, eine ſchreckliche Stunde!“

„Ich bin weit getrieben worden,“ ſtammelte der Vater. „Ich will und muß auch Gewalt brauchen, wie der Krämer. Der aber hats angefangen und iſt viel der größere Sünder als ich; den müßte Gott zuerſt, lange vor mir ſtrafen. Einmal hab ich an die Gerechtigkeit geglaubt, jetzt aber weiß ich, daß man ſich ſelber helfen muß, ſo gut oder ſo ſchlecht man kann.“

„So will ich meinen Vater nun nicht mehr hören!“ rief Dorothee. Mit furchtbarer Kraftanſtrengung ſprang

*) der zu viel Kinder hat.

ſie auf und verließ die Stube. Der Vater ſuchte ſie nicht mehr daran zu hindern. „Wir haben uns verſtanden," ſagte er ſcharf. „Gewalt für Gewalt, wenn die göttliche Gerechtigkeit ſchläft. So lang die Reichen mit den Menſchen machen wie ſie wollen, ſo lange Gott dem Krämer ſein Handwerk nicht legt, gilt zwiſchen uns, was wir eben ausgemacht haben."

Unter der Stubenthüre kehrte Dorothee ſich noch einmal um und ſchien etwas ſagen zu wollen. Sie warf einen langen wehmütigen Blick in die dunkle, unfreundliche Stube. Dann plötzlich drehte ſie ſich um und verließ das Häuschen ſo ſchnell, als ob der Boden unter ihren Füßen zu brennen begonnen hätte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Dorothee die Losſprechung bekommt.

Als Dorothee wieder im Freien war und ſich von einem friſchen, kräftigen Lufthauch angeweht fühlte, wollte das eben Erlebte ihr nur noch wie ein ſchrecklicher Traum vorkommen. Hatte ſie ſo Ungeheures wirklich geſehen und gehört? oder war es nicht vielmehr eine Vorſtellung aus jenem Zuſtande, in dem ſie ziemlich lang auf der breiten Ofenbank gelegen ſein mochte? Sie beſann ſich, wie es denn vorher geweſen, bis ſie wirklich den Vater wieder ſah mit dem Stuhl in der Hand und ſeine Worte nochmals zu hören meinte. Es war aber alles das ſo — närriſch, daß ſie ſelbſt dieſen Vorſtellungen, wie ſie ſie auch erbeben machten, noch immer nicht glauben wollte. Das fromme Mädchen war, wie beinahe jede Bregenzerwälderin, von der Schule auf gewöhnt, in allen Ereigniſſen einzig bloß Belohnung und Strafe des gerechten Gottes zu ſehen. Das heutige Erlebniß aber wußte ſie mit nichts aus ihrer Vergangenheit in Zuſammenhang zu bringen. Hatte ſie, der traurigen Lage

der hülfloſen Ihrigen gedenkend, ſich in der letzten Zeit auch als Herrin auf dem Stighofe gewünſcht, ſo that ſie das gewiß niemals aus Selbſtſucht und es war zu hart, daß der Vater, für den ſie ſich opfern wollte, ſogar an den guten Jos zu denken verbot. Unrecht, ja wol ſogar Sünde — das geſtand ſie ſich nach langer, ſorgfältiger Gewiſſenserforſchung — war es freilich geweſen, daß ſie ſchon ganz im Ernſte an eine Verehelichung mit Hanſen dachte. Sie ſchätzte den Burſchen — und vermuthlich nur der erhaltenen Wohlthaten wegen — zu hoch und verzieh ihm zu viel. Hatte ſie es doch noch gar für eine Gnade gehalten, daß er ſie nicht aus dem Dienſte jagte, nachdem ſie ihm wegen ſeiner Treuloſigkeit gegen Jos ein wenig die Meinung geſagt. Und ſchon vor Jahren fand ſie es ganz in der Ordnung, daß der Bruder ſeine Freiheit, ſeine Zukunft um ein Sündengeld an den reichen Burſchen verkaufen mußte. Wars zum Verwundern, wenn man jetzt, wo das erhaltene Geld verbraucht ſein mochte und ſich an Hansjörgen die Folgen jenes Bluthandels zeigten, vom Stighof einen weitern Erſatz zu fordern ſich berechtigt wähnte? Mußten Vater und Bruder nicht annehmen, ſie betrachte Hanſen ſchon als den Künftigen, da ſie nicht ein tadelndes Wort für jenen bedauerlichen Handel hatte? Sie hätte mit Zuſprechen und Bitten das alles verhindern können. Auch der Bruder war, wie ſie, zu einem furchtbaren Eide gezwungen worden, der alle ſeine Hoffnungen zerſtörte und ihn, den trotzig gewordenen, zum Kriege trieb gegen die geſellſchaftliche Ordnung. Nun hatte das Mädchen

die Schuld gefunden, welche es büßen zu müſſen meinte. Schaudernd blickte es zum tiefblauen Himmel empor, und dankte dem Gerechten für dieſe Erkenntniß, die ihm in dieſem Augenblicke wirklich ein großer Troſt war und Kraft verlieh, auch dem Aergſten mutig und voll Vertrauen auf den weiſen Leiter der Menſchenſchickſale entgegen zu gehen. Jetzt mußte ſie die Folgen früherer Herzloſigkeit tragen; einmal hätte ſie es anders machen können. Freilich wäre dadurch all dieſes Elend nicht unterblieben; Hans hätte doch einen Erſatzmann gekauft und vermuthlich das Lebensglück eines Andern zerſtört. Sie und die Ihrigen trugen nur am Elend, an der Noth der ganzen Klaſſe. Arme Leute mußten ſich eben verkaufen laſſen auf die oder auf jene Art; drum wars, wenn auch nicht recht, ſo doch erklärlich, daß der Vater, der das wol oft im Leben erfuhr, den höchſten Preis aus ihr löſen wollte. Lange ſtand Dorothee auf der Brücke, die über die Aach führt, und beſchäftigte ſich mit dieſen neuen Gedanken, bis ſie, trotz Sonnenſchein und warmer Herbſtluft, wie im ſtrengſten Winter zu frieren begann. Nur ſchon weil ſie arm war, mußte ſie für eine liſtige Verführerin gelten, die den reichen Burſchen um jeden Preis in ihr Netz zu bringen ſuche; der Beſuch daheim, und was ſie da zu erleben hatte, bewies deutlich genug, daß dieſes Vorurtheil gegen die Armen auch nicht ganz unbegründet war. Macht denn das Geld auch tugendhaft? fragte ſich das Mädchen, blickte aber dabei nicht mehr zum Himmel empor, ſondern nieder in den Strom, der unter der Brücke dahinbrauſte.

Wenn jetzt die Brücke zuſammen gebrochen wäre — dann hätte doch alle Noth ein Ende gehabt ... für ſie wenigſtens; die Ihrigen freilich .....

„Du wirſt dir da nicht etwa gar noch ein Leid anthun wollen?“ fragte die helle, klangvolle Stimme der Kronenwirtin das Mädchen, welches über dieſes Errathen ſeiner Gedanken noch mehr als über die unvermuthete Anrede der Frau erſchrak, die ohne bemerkt zu werden bis hart neben Dorotheen heran getreten war.

„Ich wollte nur — ich komm eben vom Vater herüber,“ ſtammelte die Verlegene.

„Ich glaub ſchon, daß es nicht ſo weit mit dir iſt, aber eben drum ſollteſt du dich auch nicht öffentlich in ſo einen Verdacht bringen. Die Kirche iſt aus und mehr als hundert Augen blicken von allen Seiten auf dich. Was man dabei denkt, kann ich, die ſonſt doch nicht eben zu den Bösdenkenden gehört, mir ſelber abnehmen.“

Dorothee ſchloß unwillkürlich die Augen.

„Ich hab dich von meinem Haus aus geſehen und bin geſchwind herüber, um dich zu holen, denn mir fiel etwas Schlimmes ein. Jetzt aber ſeh ich, daß dir gar nicht wohl iſt. Du zitterſt, als ob es Winter wär, und dabei glühen deine Wangen wie im Fieber. Komm nur mit mir und trink vor allem ein kräftiges Glas Wein; das wird dir wohl thun an Leib und Seele. Unterdeſſen verlaufen ſich dann die Leute wieder ein wenig. Es wird dir lieb ſein, nicht gar ſo vielen Blicken zu begegnen.“

„Ich bin ein armes Mädchen," ſagte Dorothee, „das iſt das Einzige, deſſen ich mich zu ſchämen hätte."

„Vor mir nicht," ſagte die freundliche Wirtin. „Wenn das das Aergſte iſt, ſo richte dein Köpflein nur wieder auf und denke, du ſeieſt noch lange nicht am ſchlimmſten dran."

„Aber ſchlimm genug," meinte Dorothee, welche der Wirtin langſam folgte.

„Du haſt Recht — wenigſtens zum Theil. Nennt man doch im gewöhnlichen Leben das Betragen eines lüderlichen, ſtreitſüchtigen und unredlichen Menſchen ein ärmliches. Er thut ärmlich! damit iſt einem ſein Urtheil geſprochen."

„Ja," fiel Dorothee leidenſchaftlich ein, „und wenn man es anders will und nicht ſein Herz und die Ruhe des Gewiſſens ums Geld verkauft, ſo handelt man gegen die Ordnung und mag es büßen. Nirgends wird man verſtanden, nirgends mehr geſchätzt."

„Ach Mädchen, was mußt du gelitten haben, daß du ſo urtheilen lernteſt! Aber gar ſo arg iſt es denn doch nicht. Zwar Niemand hat die ganze Welt und kann allem das Rechte treffen; aber liebe, gute Menſchen, denen man ganz trauen kann und darf, ſolche findet jeder, der ihrer werth iſt. Haſt du denn keine mehr?"

Dorotheen traf der Wirtin vorwurfsvoller Blick. „Kann und darf!" wiederholte ſie; „noch vor fünf Minuten hab ich niemand gehabt, jetzt aber" — Thränen erſtickten ihre Stimme.

Unterdeſſen waren ſie vor dem Wirtshauſe angelangt.

Die Frau führte Dorotheen am Arme die steinerne Stiege hinauf und durch die geräumige Küche ins Herrenstüble, um den Blicken der im Gastzimmer Anwesenden zu entgehen.

Es war Dorotheen ganz wunderbar zu Muthe, als sie einige Minuten später im sauber getäfelten Zimmer mit den wunderbar schönen Bildern und dem großen Spiegel vor einem guten Schoppen saß, und durch die halb offene Thüre die in dem vollen Gastzimmer geführten Gespräche hörte. Viele suchten für die nächsten Tage Arbeit und Brot, boten ihre Arbeitskraft öffentlich an und trieben sich dabei die Löhne herunter. Nun wurde die Waldung versteigert, welche der Krämer unter dem Gottesdienst mit dem bisherigen Besitzer besichtigt hatte. Der Krämer bot etwas über den verhältnißmäßig sehr niedrigen Anschlag, und nun wartete der Ausrufer vergebens auf ein höheres Angebot. Endlich schrie man ihm von allen Seiten zu: Er solle doch der langweiligen Geschichte ein Ende machen, da ja der Krämer schon mit allen eins sei, welche die Mittel hätten, den Wald zu kaufen.

„Nicht wahr, da gehts wunderbar zu?“ fragte die Wirtin, als sie endlich wieder etwas freie Zeit für ihren Gast im Herrenstüble gewann.

„Es thut einem weh und wohl zugleich, das Durcheinander zu hören,“ antwortete Dorothee. „Weh, so viele leiden zu sehen, und fast wohl, daß man das Eigene dabei wieder ein wenig vergessen kann. Es ist doch ein Trost, wenn auch ein schwacher, sich mit so vielen leidend

zu denken. Man lernt den Andern vieles vergeben, und Gott wird hoffentlich noch barmherziger sein als man selber ist."

„Wenn man sich nur nichts vorzuwerfen hat."

„Wer ist so gut?" fragte Dorothee.

„O viele sind nicht schuld an ihrem Unglück."

„Das wollt ich sonst nie glauben."

„Und nun?"

„Hab ich es erfahren und empfunden. Jetzt aber möcht ich wissen, was denn Gott thut."

„Er hat die Menschen einander gegeben, daß sie sich lieben und sich helfen nach seinen Geboten, nicht so sich bekriegen, wie du es da draußen und überall hörst. Thun sie das nicht, so folgt die Strafe von selbst. Den Reichen kann sein Ueberfluß tiefer hinab drücken als den Armen seine Noth. Oder um wie viel ist der Krämer besser, seit er einer der Reichsten wurde? Er hat nur noch mehr Gewalt für seinen bösen Willen. Ja, Mädchen, mir hat der Pfarrer genug erzählt. Wer im Beichtstuhl redet, daß man ihn nicht lobt, gilt mir mehr als die, welche sich dann, sei es aus Dummheit oder Liebloſigkeit, über ihn hermachen, als ob kein guter Faden mehr an ihm wär. Das sag ich unverhohlen. Wenn der Krämer mit seinem Anhang dich noch um den Dienst bringt und du dann als ehrliche, unverdorbene Magd zu mir kommen kannst und magst, so will ich dir mit Freuden die Thür aufthun, es mag dann Tag oder Nacht sein."

„Das ist guter Bescheid und großen Dank werth."

antwortete Dorothee gerührt. „Glück, Gunst, Neigung, alles ist übermächtig auf der Welt. Man kann immer nur sagen, was gewesen ist, nie wie es noch kommen wird. Aber nicht bloß darum, schon als Beweis des Vertrauens thut mir der Antrag recht im Herzen wohl, wenn ich auch nicht glaub, daß ich so schnell werde daraus Ernst machen müssen. Der Hans gibt um solche Redereien nicht viel."

„Aber heut haben sie ihm schon auch warm und kalt gemacht."

„Meint Ihr?"

„Ich weiß es. Heut, als er nach dem Gottesdienst seinen Enzianer trank, gieng es gehörig über ihn her."

„Was haben sie gesagt?"

„Sei nur froh, wenn du es niemals hören mußt. Des Kaplans Predigt und deine Beicht nimmt man zusammen und glaubt, entweder mit Hansen oder dem Jos müsse nicht alles in Ordnung sein. Man beginnt schon, den reichen Bauern so halb und halb aus der Sache zu wickeln."

„So!" rief Dorothee mit einer Lebhaftigkeit, welche die Wirtin zuerst fast erschreckte. „Der Jos ist also jetzt auch noch mit hinein gekommen! Das laß ich mir gefallen. Er kann sich nun um so eher denken, daß an dem ganzen Gerede kein wahres Wort sei."

Die Wirtin blickte Dorotheen erstaunt an und sagte nicht ohne Strenge: „Was Hans denkt, ist jetzt für seine Magd am wichtigsten."

„Hans ſteht auf ſich ſelbſt und thut was er will.“

„Du kennſt die Welt noch ſchlecht, wenn du glaubſt, daß nur wir Weiber uns nach dem Winde drehen. Ja, dann iſts zum Theil gut, daß Gott dich ſchon jetzt etwas erfahren läßt.“

Die Wirtin wurde wieder in die Stube gerufen. Auch Dorothee ſtand auf, dankte für den Wein und noch mehr für das, was dabei ihr Herz erleichtert hatte.

Die freundliche Frau war anfangs bemüht, Dorotheen, die ihr noch ſehr aufgeregt ſchien, zurückzuhalten, „da ja das Glas noch nicht einmal zur Hälfte geleert ſei.“ Dorothee jedoch ſagte: „Sie wäre ſo viel derlei Getränk gar nicht gewöhnt, wenig aber mache ihr leicht und wohl. Zudem ſei es ihr immer, als ob es nicht recht wäre, ſo in einem fremden Hauſe vom Brotherrn zu reden, während es daheim vielleicht dieß und jenes zu thun gäbe.“

Sie ſehnte ſich wirklich zurück zu den ſtillen häuslichen Verrichtungen, die ihr die Stigerin ſeit längerer Zeit faſt ganz allein überließ. Da vergaß ſie alles Andere, konnte den Zuſammenhang leicht überſehen und war ganz in ihrer Welt. Das Reden und Thun der Menſchen aber that ihr weh und drückte ihr Herz wie eine Laſt, unter der ſie ſich nicht mehr frei regen konnte, wie gern ſie auch eingegriffen und etwas gethan hätte. Ja, ſie kannte die Welt noch nicht, da hatte die Wirtin ganz recht; aber ſie wußte doch ſchon zu viel von ihr, als daß ihr das Plaudern der Leute in der Gaſtſtube und das Klingen der Gläſer noch ein Vergnügen machen

konnte. Das Schönſte war für ſie und das Beſte, treulich ihre Pflicht zu thun, daß kein Menſch einen Grund zum Tadeln hatte. Dann konnte ſie das Gerede vorüberſchwirren laſſen wie einen Herbſtſturm, vor dem ſich kein Menſch fürchtet, wenn er nur ſein Schindeldach gehörig mit Steinen überlegt und feſtgedrückt hat und auch ſich ſelbſt nicht auf der weiten Gaſſe befindet. Wäre ſie heute wie ſonſt ordentlich zu Hauſe geblieben, ſtatt ſich groß thun zu wollen mit ihrem Gelde, dann hätte ſie gewiß nicht ſo Schlimmes erlebt. Mit ſolchen Gedanken kam ſie vor den Stighof, den ſie ihr Daheim zu nennen ſo gewohnt war, daß ſie es auch noch jetzt nicht laſſen konnte, obwol ſie eben von den Eigenen kam und nicht wußte, wie lange ſie noch hier bleiben durfte. Sie begrüßte das Haus, ſchon da ſie nur deſſen hohen Dachſtuhl über die andern Häuſer herüber ragen ſah, mit dem Gefühl des Wanderers, welcher eine liebe Stätte, den Schauplatz ſeiner froheſten Tage nach langer mühevoller Reiſe wieder betritt mit dem feſten Vorſatze, nun — wenns irgend möglich — für immer da zu bleiben und unbekümmert um die Welt, die er nun genugſam kennt, ſich hier ſo nützlich und angenehm als nur immer möglich zu machen. Aber wie es dann gewöhnlich ſolchen Wanderern begegnet, daß ſie nicht mehr alles finden, wie ſie auf mühevoller, unſicherer Fahrt ſichs träumten, ſo fand auch Dorothee nicht mehr alles wie ſie es erwartet hatte und gewohnt war. Etwas freilich mochte davon kommen, daß ſie jetzt auch zu ſcharf beobachtete, zu ängſtlich jedes an ſie gerichtete Wort auf der Goldwage wog, um nicht

ſowol Hanſen als die Stigerin ganz erſtaunlich verändert zu finden.

Was die Stigerin heute Morgens noch mehr als Vermuthung ausſprach, indem ſie der Liebe zum gutmütigen Sohne und der Abneigung gegen Jos folgte, hörte Hans nach dem Gottesdienſte überall ſo beſtimmt behaupten, daß ihm die Sache mehr als bedenklich zu werden begann. Die Leute glaubten, es geſchehe dem Burſchen gewiß ein großer Dienſt, daß er noch ſo ziemlich ungeſchlagen aus der Geſchichte gewickelt werde; doch ſie täuſchten ſich. Wenn Dorothee ſo falſch war, dann konnte man an keine Tugend mehr glauben und keinem Menſchen trauen. Das aber wäre Hanſen unerträglich geweſen. Er glaubte feſt noch immer an Dorotheens Unſchuld, daher war es ihm nicht genug, daß das Gerede ihn ſelbſt jetzt ſchonte. Unſchuldig mußte das Mädchen ſein, aber ſeine Neigung zum Jos — ja die hielt er jetzt für eine ausgemachte Sache, und das wurmte ihn mehr, als er ſogar ſich ſelbſt geſtehen wollte. Davon wol kam es hauptſächlich, daß er den Vorſchlag der Mutter, Dorotheen um jeden Preis und ſo ſchnell als möglich aus dem Hauſe zu bringen, immer vernünftiger fand. Aergerlich, daß nun das frohe Zuſammenleben mit Dorotheen, die ihm die Schweſter erſetzte, noch auf ſo unangenehme Weiſe zu Ende ſein ſollte, erklärte er ſein Einverſtändniß mit dem Plane der Stigerin auf eine Weiſe, daß dieſe nicht wußte, was ſie daraus machen ſollte. „Dieſen Weibsbildern,“ murrte er, „ſollte man gar nichts zu thun haben, oder wenn das nicht geht, gleich die Aller-

ärgſte heiraten, damit ſie ſich für Einen gegen die andern Weibsleute wehre. Dieſes Gelärm wird mir denn doch zu arg, ſeit auch ein Geiſtlicher dahinter ſteckt, der das Unheiligſte bekreuzigt und ſegnet, daß jeder ſchon zum voraus verdammt iſt, der ſich noch dagegen wehren will. Dorothee muß heiraten, und wenn ſie noch keinen hätte, ſo thät gleich ich ſie nehmen aus purem Trotz; aber man kann ja darüber reden."

Unter der Kinderlehre kam Hans zu dem Entſchluß, das Mädchen gleich offen zu fragen: Ob es lieber ihn oder den Jos zum Manne möchte? Nach dem Gottesdienſte eilte er gleich heim, obwol er wußte, daß in der Kronenwirtſchaft eine Verſteigerung ſtattfinden ſollte, bei der er nicht ungern auch ein wenig mitgethan hätte. Ungeduldig wartete er nun auf die Magd; aber die wollte nicht kommen. Das verdarb ihm von neuem ſeine Stimmung, und bald war er mit der Stigerin wieder übers Kreuz, da er ſich nun gar nichts mehr ſagen laſſen wollte. So, unzufrieden über das lange Ausbleiben und noch aufgeregt vom Wortwechſel mit der Mutter, traf ihn die Magd, welcher er jetzt um alles kein gutes Wort hätte geben können. „Ich hab ſchon gedacht, du macheſt eine Wallfahrt nach Einſiedeln oder Rankweil*)," brummte er. „Mädchen, die man nicht mehr losſpricht, ſuchen gern die Beichtväter dort auf, die ſie nicht kennen und längſt allerlei Brocken gewohnt ſind."

Solchen Gruß erwartete das Mädchen nicht. Die

*) der geſuchteſte Wallfahrtsort in Vorarlberg.

Wirtin ſchien alſo ganz recht zu haben, wenn ſie beſorgte, daß es hier nicht lange mehr gut thun werde. Etwas haſtig antwortete ſie Hanſen: „Ich kann ſchon auch hier losgeſprochen werden, wenn ich nur verſpreche, was man will.“

Hans bereute zwar ſeine Rede; doch um ſich das nicht anmerken zu laſſen, und weil er hoffte, mit dem armen Mädchen ſchon ſo nach und nach wieder einlenken zu können, frug er mit erzwungener Härte: „Was will man denn?“

„Daß ich dich — daß ich den Dienſt verlaſſen ſoll,“ antwortete das Mädchen, welches durch dieſe Frage und dieſen Ton ſich aufs neue verletzt fühlte.

„Das iſt wol auch das Allergeſcheideſte,“ bemerkte die Stigerin, welche beide nicht ungern auseinander gerathen ſah. „Man muß ſich immer in die Zeiten oder die Menſchen ſchicken, wie ſie ſind, und dafür ſorgen, daß die Kirche noch im Dorfe bleibt. Wir ſind lange friedlich bei einander geweſen und wollen uns nun auch im Frieden trennen, wenn einem Gerede, das dir mehr als uns ſchadete, nur dadurch noch abzukommen iſt.“

Dorothee hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt und ſagte nun mit halberſtickter Stimme: „O dieſes Reden alles braucht es nicht. Nur durch euere Güte bin ich her gekommen als armes Kind und gehe nun mit dankbarem Herzen. Mit ſchwerem Herzen freilich auch; aber ihr verzeiht mir es wol, wenn ich nicht ſo leicht ein Haus verlaſſe, wo ſo viele Lieb und Güte mich faſt vergeſſen ließ, daß es nicht meine Heimat ſei. Nun, Gott

wird mich weiter führen," fügte ſie nach einer Pauſe bei und wollte, da ſie die Thränen nicht mehr zurück halten konnte, das Zimmer verlaſſen.

„Wohin denn gleich?" fragte die Stigerin etwas unſicher.

„Meine Sachen einpacken," antwortete Dorothee.

„Das thut nicht gar ſo noth," wehrte die Stigerin. „Gleich ſchon zum Jos hinein wirſt du denn doch nicht wollen, heim aber kommſt du noch lang. Man gönnt jeder Magd ſo viel Zeit, daß ſie ſich gehörig auf den Umzug vorbereiten kann. — Und du biſt mir mehr geweſen als Magd," fügte ſie immer weicher werdend bei. „Ich merke ſo etwas an mir ſelbſt. Ich hab mir feſt vorgenommen, für dich zu ſorgen und will es auch halten, drum darf dir für die Zukunft nicht gar zu bange ſein. Komm nur, wenn dir etwas mangelt, und auch an einem hübſchen Zehrpfennig ſolls nicht fehlen."

Dorothee ſchüttelte traurig den Kopf. „Ich hätte gewiß nie nur einen Kreuzer Lohn von euch genommen, wenns mir nicht um die armen Eigenen geweſen wäre. Aber etwas dafür nehmen, daß man jetzt meiner los wird, kann ich ſogar dieſen zu Liebe nicht."

„Aber dir zu Liebe dürfteſt und wirſt du, wenn du wieder zu dir ſelbſt kommſt, doch nehmen, was wir dir als Beweis unſerer Zufriedenheit von Herzen gern geben."

„Solche Beweiſe hab ich täglich bekommen und mich daran gefreut, ohne mich einer Sünde zu fürchten. Jetzt aber ſind wir fertig. Meinen Lohn hab ich heute den

Eigenen gebracht und — ich muß offen ſagen — auch da wieder von Herzen für die Rettung aus dem Hauſe drüben gedankt. Aber jetzt — Mutter — Stigerin — laßt uns ſcheiden und uns das Herz nicht noch ſchwerer machen —"

„Das wird mir nun doch gar zu ernſthaft," ſagte Hans in einem Tone, welcher deutlich verrieth, wie ſehr die letzten Worte des immer ſchöner und ſchuldloſer vor ihm ſtehenden Mädchens ihn ergriffen. „Wo um Gottes Willen wollteſt du doch gleich wieder ein ordentliches Unterkommen finden?"

„Dafür," antwortete Dorothee, „haben Gott und gute Menſchen ſchon geſorgt. Ich kann gleich heut noch als Magd bei der Kronenwirtin einſtehen.".

Hanſen hatte es wohl gethan, ſich das arme Mädchen ganz von ihm abhängig zu denken. Nie hatte ſich ſein Kopf ſtolzer aufgerichtet als bei dem Gedanken, daß er dieſes holde Weſen aus ſeiner Niedrigkeit erheben und auf einen ſeiner würdigen Platz ſtellen könne mit einem Worte. —

Schmerzlicher traf ihn noch nichts als die Mittheilung, daß das Mädchen ohne ſein Wiſſen und Zuthun ſich geholfen habe. Er fuhr auf wie wenn ihn eine Weſpe geſtochen hätte. „Alſo darum," rief er zornig, „hat die Mutter vom Jos heut ſo viel mit der Wirtin zu ziſcheln gehabt unter der Kirchenthür."

„Ich weiß das nicht."

„Aber ich weiß nun, daß du falſch biſt wie Galgenholz. Alles war heimlich abgekartet. Uns gieng das nichts mehr an. Wir haben jetzt lange genug für dich geſorgt."

„Sei das wie es wolle," beruhigte die Stigerin den Sohn, welchen seine Aufregung kaum noch auf dem Stuhle litt. „Jeder Mensch hat ein Recht, für sich selbst auf seine Weise zu sorgen und er soll das auch, wenn er sich einmal seinen Erziehern entwachsen glaubt. Der Platz in der Krone ist nicht schlecht, wenn man mit der Alten auszukommen weiß."

„Ich wünsch ihr Glück," sagte Hans unmutig, „und mehr scheint sie von uns nicht mehr zu wollen."

Dorothee gieng oder vielmehr wankte weinend in ihr Zimmer; Hans holte einen großen Sack aus der Rumpelkammer, warf ihn vor die Mutter auf den Tisch und rief: „Den da kann man ihr bringen, wenn sie gleich einpacken will."

„Sei doch nicht so ungeschickt," bat die Mutter.

„Ja gelt, daß sie mir nicht noch überall Böses nachredet wie eine fortgejagte Wäscherin? O, nicht eine Hand thät ich dafür umkehren. Sie soll nur machen wie sie will, denn schon zu lang hat sie sich immer verstellen müssen, daß man glaubte, Roß und Wagen könnten sie nicht von uns bringen."

„Es ist aber doch recht, daß sie geht."

„Ganz recht. Jos könnt am End noch gar eifersüchtig auf mich werden. Drum wird sie so große Eile haben."

„Du hast vergessen, was das Gerede der Leute dabei that."

„Ich wäre fest gestanden und sie hätt es neben mir wagen dürfen. Aber da muß man sich immer nach dem

Nebel*) richten, wie die Weiber bei der Wäſche. Zuerſt lauter Wörtlein ſo eben und glatt, daß man darauf leicht fallen und den Kopf verlieren könnte; dann läutets eine ganz andere Glocke, und nun macht man einen Kopf und dreht ſich und geht wie ein Bettler von einem Wucherer."

„Du biſt ſonſt im Urtheilen ſo billig als einer."

„Ich hab auch noch nie ſo was Unbilliges erlebt. Was heißt das Bischen Lärm gegen das, was Angelika leidet; aber die iſt noch nicht davon gelaufen, obwol es auch einen geben thät, der ſie beſſer zu ſchätzen wüßte, als ihr Mann."

„Großer Gott!" jammerte die Stigerin, „muß ich meinen Buben ſo ſündhaft reden hören von dem Weib eines Andern. Schäme dich vor dem hellen Tag."

„Ich bin nicht ſchuld, daß ſie das Weib eines Andern wurde."

„Nun," begütigte die Mutter, „ich hab jetzt nichts mehr gegen die Verwandtſchaft, und Zuſel, die Hübſchere, iſt noch zu haben."

„Ja, falſcher, treuloſer als Dorothee kann ſie gewiß nicht ſein, und dabei iſt ſie zu herzhaft, um ſich wegen einem Gerede zu kümmern. Immer luſtig, hübſch, klug; ja, die Zuſel iſt nicht ſo übel, und dabei der Angelika faſt ähnlich."

Während Mutter und Sohn ſich ſo allmählich wieder näherten, hatte Dorothee ein Kleidungsſtück nach dem andern in den Ueberzug ihrer Bettdecke zu packen

*) d. i. Regen drohenden Wolken.

begonnen. Sie kam damit um ſo langſamer vorwärts, weil ſie immer wieder daran denken mußte, bei welcher Veranlaſſung ſie dieß und jenes erhielt. Erſt jetzt empfand ſie es recht lebhaft, wie viel ſie dieſen Leuten zu verdanken hatte. Zuerſt glaubte ſie, ſo, noch halb im Unfrieden und mit dem Gefühl, daß ihr ſehr Unrecht geſchehen ſei, werde ſie am leichteſten gehen; doch beim Anblick der vielen Geſchenke Hanſens und der Stigerin nahm ihre Aufregung bedeutend ab. Endlich aber fragte ſie ſich: Biſt du denn gar ſo in dieſe Herrlichkeiten vernarrt? und nein! rief ſie, indem ſie alles ordnungslos auf einander warf, um dann ſo ſchnell als möglich von hier fortzukommen. Dennoch war es ſchon beinahe dunkel, bis endlich alles beiſammen war, was ſie nicht einzupacken vergaß. „Nun in Gottes Namen!“ ſagte ſie, indem ſie ihr Bündelein anfaßte, ſich noch einmal die großen Tropfen von den Wangen wiſchte und dann mit geſchloſſenen Augen das Zimmer verließ.

In der Stube war ihr nicht mehr anzumerken, wie viel ſie in den letzten Viertelſtunden gelitten hatte. „Ich will Euerer Erziehung immer Ehre machen,“ ſagte ſie beinahe heiter zur Stigerin, welche die Faſſung des Mädchens um ſo mehr in Erſtaunen ſetzte, da ſie ſelbſt das Weinen kaum erwehren konnte.

„Geh mit Gott und der heilige Schutzengel begleite dich und zeige dir gute Wege und gute Menſchen,“ ſagte ſie, indem ſie in das Weihwaſſerkrüglein hart neben der Thüre langte und des Mädchens Stirne ſegnend bekreuzigte.

Dorothee bat noch, ihr Hansen, welcher nirgends mehr zu sehen war, herzlich zu grüßen und ihn um Vergebung zu bitten wegen allem Unrechten, was sie je aus Schwäche oder Unwissenheit gesagt und gethan habe. Dann verließ sie die Stube und das Haus.

Jetzt war sie im Freien, im Weiten, allein. Ihre Erzieher hatte sie verlassen, ihre größten Wohlthäter. Nun wollten wol auch die Eigenen nichts mehr von ihr hören, und den guten Jos hatte sie abschwören müssen! Im ersten Augenblicke kam ihr das alles wie eine ungeheure Uebereilung vor und sie wußte nicht, ob sie vorwärts gehen sollte oder wieder zurück. Dann aber entsann sie sich des Geschehenen und jedes gewechselten Wortes ganz genau und ohne dabei wieder weich zu werden. „Wo es einmal so klingt, ist gut gehen," sagte sie sich und schritt rasch durch das Herrendorf hinaus, dann hinunter zur Kirche und der Kronenwirtschaft zu.

Der alten Stigerin hat ihre Rechnung jämmerlich gefehlt. Hans kam erst recht ins Gerede hinein, als am andern Tag, am Fest Allerheiligen, jedermann davon erzählte: Dorothee sei nun doch noch losgesprochen worden, weil sie den Dienst auf dem Stighofe verlassen hab und bei der Kronenwirtin eingestanden sei.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bei der Brunnenstube.

Die wackere noch etwas altmodische Wirtin und Dorothee kamen sehr gut mit einander aus. Das Mädchen gewöhnte sich viel schneller an das unruhige Leben einer Wirtsmagd, als selbst die Wirtin erwartet hatte. Gerade das ewige Kommen und Gehen, die Gespräche über die verschiedensten Angelegenheiten und Verhältnisse, das ganze Durcheinander der Gaststube war Dorotheen schon darum erwünscht, weil es sie den ganzen Tag niemals zu sich selbst kommen ließ. Recht lieb war ihr auch, daß sie nur jeden Gast gehörig, ja sogar reichlich bedienen, sonst aber nicht besonders viel Wesens machen mußte. Die Kronenwirtschaft war ein recht eigentliches Bauernwirtshaus. Die Wirtin schien das Geschäft nur zu Ehren des verstorbenen Mannes fortzuführen, um es einst dem einzigen Töchterlein im alten guten Rufe abtreten zu können. Die Gäste, die hier kamen und giengen, waren um so mehr geachtet, je

williger ſie ſich von der guten Frau auch ein wenig bemuttern ließen. Man durfte ihr aber das Vertrauen ſchon ſchenken. Sie ſchien nicht nur die Sprüche und Redewendungen ihres unvergeßlichen Seligen, ſondern etwas, ja ſogar viel von ſeinem ganzen Weſen geerbt zu haben. Da war alles einfach, aber ſolid, wie in ihrer Hauseinrichtung, die auf den erſten Blick recht bäuerlich altmodiſch ausſah, aber durch ihre Zweckmäßigkeit jeden befriedigte. Nützlich, vernünftig und klar, das waren ihre Lieblingsworte, und mit dieſen ließen ſich auch all ihre Reden und Handlungen bezeichnen.

Um ſo mehr ſetzte Dorotheen ein Auftrag in Erſtaunen, den ſie am Abend vor dem Martinstag erhielt. Sie gebot ſich aber ſo ſchnell, daß die Wirtin den Schatten gar nicht bemerkte, der dabei über das Geſicht des Mädchens flog. Es war ein Glück für Dorotheen, daß ſie gerade nicht beſonders ſcharf beobachtet wurde, denn es handelte ſich um einen alten Brauch, den man im Hauſe ſeit Urgroßvaters Zeit und kein Menſch wußte wie lange vorher ſchon übte, und über den die ſonſt ſo nüchterne Frau ſich um ſo weniger zweifelnd oder gar ſpöttelnd hätte befragen laſſen, weil auch ſie mit ganzem Herzen daran hieng.

Dorothee langte ſchon nach dem Weihwaſſerkrüglein an der Wand neben der Stubenthür, um ſich gleich in ihr freundliches Dachkämmerlein zur Ruhe zu begeben, als ſie von der Wirtin mit eigen feierlicher Stimme, die etwas Wichtiges zu verkünden ſchien, in die Küche gerufen wurde. Sie folgte ſo ſchnell ſie konnte, denn ihr

wars lieb, wenn es noch etwas zu thun gab an dieſem wunderbar ſchönen und doch ſo ſtürmiſchen Abend. Vorhin, als ſie den die Stube lang ſich hinziehenden Zechtiſch abgeräumt hatte, und ihren Blick alsdann durchs mondbeglänzte Thal ſchweifen ließ und der Sturm einige Fenſterläden zuſchlug, wurde ſie wieder ſo wach, daß ſie viel lieber noch an irgend eine Arbeit als gleich ins Dachkämmerlein gieng.

Auf dem ſchneeweiß geſcheuerten Schranke in der geräumigen Küche, über dem ſich ein vierfacher Rahmen voll glänzenden Porzellangeſchirrs an der Wand hinzog, ſtand ein großer Topf, den die Wirtin ſo eben mit Weißbrot, Butter, Honig und Schweizerkäſe — von ihrer Alp — füllte. Als ſie Dorotheen bemerkte, ſagte ſie: „Leg dich noch einmal ordentlich an, daß dir der Föhn nichts ſchadet, und bring das alles unſerm Brunnen.“

Dorothee ſah die Wirtin erſtaunt fragend an. Wol hatte ſie von dem ſchon damals ziemlich aus der Uebung gekommenen Brauche gehört, am Martinsabend die im Jahre gebrauchten Quellen — Urſprünge — zu ſpeiſen, aber es kam ihr doch ſonderbar, beinahe lächerlich vor, da ſie eine ſonſt ſo nüchterne, wohlberechnete Frau die Sache noch ſo ernſthaft nehmen ſah. „Ich hab das noch gar nie gethan,“ flüſterte ſie beinahe bittend, „ich weiß auch nicht wie man es machen muß, und es wär mir lieb, wenn Ihr dießmal den Knecht ſchicken thätet, der doch heut auch ſonſt nicht mehr beſonders viel anfangen wird.“

„Das geht nicht.“

„Warum?“ fragte Dorothee, nachdem ſie eine Sekunde ſchaudernd das Toſen des immer mächtigern Sturmes gehört hatte.

„Es muß ein Mädchen, eine Jungfrau ſein.“

Dorothee, die es ordentlich fröſtelte, wagte nochmals zu fragen: „Warum?“

„Meines Mannes Großvater ſelig,“ erzählte die Wirtin, „ſoll das einmal unterlaſſen haben, dafür hat ihm dann der Urſprung im nächſten Sommer auch kein Waſſer mehr gegeben. Seitdem iſts immer getrieben worden und mein Mann ſelig ſoll auch in dem Stücke mit mir zufrieden ſein. Vielleicht haben auch die Urſprüng ihren eigenen Schutzpatron, wie das Feuer den heiligen Florian, deſſen Bild man in jedem chriſtlichen Hauſe findet. Jedenfalls heiß ich dich nichts Schlimmes, nur das was ich ſelbſt als Magd in dieſem Hauſe früher jeden Martinsabend habe thun müſſen.“

„Und wie habt Ihr es denn gemacht?“ frug das Mädchen, welches nun ſeinen Muth wieder wachſen fühlte.

Die Wirtin ſtellte zwei Teller vor ſich auf den Küchenſchrank und begann: „Siehſt du, das rechts iſt die Fluoh und das links der Fuß vom Liggſtein. Drinn, da zwiſchen den Bergen in der Enge, wo am längſten Sommertag die Sonne nur wenige Stunden zu ſehen iſt, hart neben dem Weg den die Schleichhändler und Alpknechte benützen wenns einmal Eile hat, grad wo der Wald angeht, mitten in einem Buchenkranz, unter hölzernem Deckel iſt im Boden ein ausgehöhltes Holz, ein

Trog. Das iſt unſere Brunnenſtube, wo mehrere Urſprünge geſammelt ſind, um in einer Leitung bis zu unſerm Hauſe geführt zu werden. Da gehſt du hin. Die Schaufel darfſt du aber nicht vergeſſen, denn mit der mußt du hart neben die Brunnenſtube gegen Sonnenaufgang vergraben, was ich dir da zuſammen gerichtet habe. Ich ſummte dabei gewöhnlich ein frommes Lied, und mein Lebtag nie hab ich mich ſo gern gehört als da. Noch weiß ichs ganz gut, als ob es geſtern geweſen, wie da die fallenden Tropfen klangen und rauſchten, die Baumwipfel flüſterten und es dann wieder wie in der Kirche unter der Wandlung ſtill, ganz ſtill worden iſt. Ich thät am liebſten ſelbſt gehen und lang, lang drüben bleiben wie vor zwanzig Jahren. Wie wird mir doch ſo eigen und alles liegt noch ſo lebhaft vor mir, daß ich dir gleich erzählen muß, wie mir damals gegangen iſt.“

Beide ſetzten ſich auf die an der Fenſterwand hinlaufende Bank; Dorothee knüpfte den ihr übergebenen Topf mit zitternden Händen in ein weißes Tuch, die Wirtin aber erzählte: „Ich bin da Magd geweſen, aber du mußt nicht glauben, daß meine Eigenen den lächerlich kleinen Lohn gerade nötig gehabt hätten. Von der Stickerei wußte man damals noch nicht viel, aber ein Vater, der nicht eben gebunden war, hätte ſein Mädchen auch um den ſchönſten Lohn ungern das ganze Jahr in der Stube ſitzen laſſen. Man meinte, gerade wohlhabenden Mädchen, denen ſpäter vielerlei durch die Hände geh, könne es nicht ſchaden, wenn ſie ſchon in

den jungen Jahren ein Bischen herumgepudelt würden und die Arbeit so lernten, daß auch die eine Freude daran hätten, die nicht mit der Verliebtheit des Vaters oder der Mutter urtheilten. Besonders der Dienst in einem ordentlichen Wirtshaus ward einem jungen Mädchen recht herzlich gegönnt, wenn es sich nur auch gehörig zu stellen wußte. Nun, mir hat es an dem nicht gefehlt und auch nicht an Burschen, die ich hätte haben können. Es gab manchen Spaß und ich mag oft schuld gewesen sein, daß einer länger da blieb, als es bisher seine Gewohnheit war. Ich meinte, den jungen Wirt müsse es freuen, wenn ich ihm so Kundschaft warb, und nichts hat mir so weh gethan, als ihn immer stiller und unfreundlicher gegen mich zu sehen. Zuweilen wollte ich ihm einmal gehörig das Kapitel lesen, aber zu dem bin ich Schwache doch nie gekommen, denn ich hab gleich gemerkt, daß ich ihm noch viel eher den Dienst aufkünden könnte. Das aber wollt ich wirklich thun. Da kam der Martinsabend und sah just aus wie der heutige. Ich wußte schon was ich zu thun hatte, doch sann ich über ganz Anderes, und so kam es denn, daß ich Einfalt zur Brunnenstube hinauf lief und vergaß was ich zur Speisung hätte mitnehmen sollen. Der Wirt mußte mein Versehen schon bemerkt haben, und eben das war mir zehnmal ärger als der Gang zurück, den ich nun wieder noch machen mußte. Der Spott des Wirtes über jedes Versehen war in der letzten Zeit so spitz, daß man zehnmal eher einen kräftigen Vorwurf ertragen hätte, auf den sich wieder etwas Gesundes entgegnen ließ.

Das thuts da nicht mehr, und du mußt fort auf einen andern Platz! rief ich überlaut und erſchrak dann ſelbſt über den ſonderbar fremden Klang meiner Stimme. Wenn du allein am Urſprung ſtehſt unter den gelben, flüſternden Wipfeln, und du das Murmeln und Plätſchern hörſt, ganz allein, als ob es nur für dich da wär, dann beginnt ſich das Fallen der Tropfen, das einen Saitenklang von ſich gibt, in die Weiſe eines wunderbaren Liedes zu ordnen, das dir ganz bekannt iſt, obwol du es auf der Welt noch nie gehört haben kannſt. Dann wirds dir weit und wohl, alles iſt dir gut und recht, und du biſt nicht mehr fähig zu einem Entſchluß, der irgend etwas ändern könnte. Mir wenigſtens iſt es ſo geweſen. Ich bin da geſeſſen wie verzückt, bis das gefallene Laub unter den Buchen raſchelte und auf einmal — der Wirt mit dem Vergeſſenen hart vor mir geſtanden iſt. „Trifft man dich doch einmal allein, wo man ein vertrautes Wort mit dir wechſeln kann?“ frug er. „Ja wol,“ hab ich geſagt, „wenn deine Spottſucht auch ein vertrautes Wort aufkommen läßt.“ Jetzt redeten wir lang hin und her, wir räumten uns erſt gehörig herunter, dann wurde alles klar zwiſchen uns und acht Wochen ſpäter ſind wir Brautleute geweſen. Drum denk ich noch jeden Martinsabend an den Urſprung am Alpweg und bleibe treulich beim alten Brauch, wie ſehr der auch ſonſt aus der Uebung gekommen iſt.“

Dorothee, welche zuerſt das ihr Uebergebene den hungrigen Eigenen weit beſſer, als dem Urſprung am Alpwege gegönnt hätte, ward tief ergriffen von der

Erzählung, aus der ſie eine ſo ſchöne Neigung zu dem Seligen heraus klagen und jubeln hörte. Der ihr befohlene Gang ward nun faſt zu einer gottesdienſtlichen Verrichtung. Sie mußte der Wirtin zum Abſchiede die Hand drücken, was wol die meiſten Bregenzerwälderinnen noch nie in ſolchen Fällen geſehen, geſchweige denn ſelber gethan haben.

Haſtigen Schrittes verließ Dorothee das Haus. Die Wirtin ward ihr das bewundernswerthe Weib, indem ſie ſich als Stellvertreterin ihres Seligen dachte. So, meinte Dorothee, hätten die meiſten Menſchen einen Gedanken, ein Gefühl, woran ſie ſich in allen Stürmen mit Herz und Seele feſthalten könnten. Ach, und ſie ſtand einſam, abgeriſſen überall, und ein furchtbarer Eid bannte ſie und trennte ſie, ſowohl von den Ihrigen, deren Selbſtſucht ſie dazu zwang, als auch von dem Geliebten, deſſen Bild jetzt bei Tag und Nacht vor ihrer Seele ſtand. Wann ſollte das enden, wann ſie das aufklärende, verſöhnende Wort finden? Schaudernd blickte ſie hinüber zu dem ſtattlichen Hauſe des Krämers, wo noch alle Zimmer beleuchtet ſchienen. Es ward ihr kalt und heiß, als ſie daran dachte, daß ihre Erlöſung an das Verderben jenes Mannes geknüpft ſei. Lange Zeit lehnte ſie an dem ſchon etwas morſchen Stamm einer vieläſtigen Buche, ſo in Gedanken verloren, daß ſie das Toſen des immer wildern Sturmes kaum bemerkte, bis derſelbe einen halbdürren Aſt von ihrer Buche brach und ſurrend hart neben ihr niederwarf, daß die vielen Zacken ſich mehr als fußtief in den Boden

bohrten. Einen lauten Schrei ausſtoßend, ſprang das Mädchen von der gefährlichen Stelle weg und empfand, als einmal der erſte Schreck überſtanden war, ein ganz eigenes Behagen, alle Glieder nach Belieben regen zu können. Sie hatte ein Gefühl, als ob ihr Leben und Geſundheit aufs neue wieder geſchenkt worden ſei. „Es iſt doch ſchön auf der Welt!“ rief ſie emporblickend zu den ſtillen ernſten Bergen, die jetzt mit Sternen bekränzt ſchienen. Nie noch hatte ſie den Liggſtein, der ſtolz und wie ein Wächter des Thales über den Schnepfauer Wald gegen die Kanisfluoh hinüber ragte, ſo aufmerkſam betrachtet und ſo klar geſehen wie jetzt im Scheine des Mondes. Die Schatten der vom Sturme geſchüttelten Tannen, welche zwiſchen den über einander gewölbten Steinſchichten hervorwuchſen, zogen an dem roth und bläulich ſchimmernden Felſen auf und ab und ſchienen ihr zu winken. Der Wald dort, welcher ſich in der noch nicht beleuchteten Tiefe weit, bis an den Streifen Himmelbläue hinzog, welcher zwiſchen den beiden Felſenköpfen herunter hieng, hatte ſich viel zu erzählen. Geheimnißvoll rauſchten und flüſterten die röthlich ſchimmernden Buchen und die ernſten Tannen, wenn wieder ein Sturm ob ihren Wipfeln dahin fuhr, daß man ſogar das Toſen der blauen, tauſend Silberſtreifen über die von den Bergen geſtürzten Steine werfenden Aach nicht mehr hörte. Endlich in der geſchützten Schlucht der Brunnenſtube angelangt, wo nicht mehr Aeſte, ſondern bloß noch die welken Blätter ſich regten, empfand Dorothee, wie wahr die Wirtin das Gefühl ſchilderte, von

dem man hier erfaßt und gehoben wurde. Noch nie hatte sie wie jetzt die Bewegung des Gehens und den Gebrauch jedes ihrer Sinne als Wohlthat empfunden. Lange war sie zu nichts fähig, als zum Sehen, Hören und Bewundern der herrlichen Gotteswelt, deren Anblick und Genuß ihr eben wieder geschenkt worden war. Selbst in der Kirche, wo zuweilen manches noch an die Noth und Plage des Alltagslebens erinnerte, war ihr noch selten so leicht und frei gewesen wie hier. Nie hätte sie geglaubt, daß sie bei der wunderbar lieblichen Musik der Ursprünge mit solcher Andacht ihrem Opfer ein Grab graben würde, denn noch nie sonst war ihr eine Quelle fast wie etwas Lebendiges erschienen. Jetzt aber lauschte sie dem Geplauder der Tropfen so aufmerksam, daß sie das ihr aufgegebene Vaterunser für den seligen Wirt beinahe vergaß. Erst als die Arbeit fertig, fiel es ihr ein. Als sie nun auf einem ganz mit Moos bedeckten Stein kniete, laut und langsam betend, wars ihr gerade, wie wenn der Geist des Verstorbenen sie umschwebte. Von den zitternden, rauschenden Buchen ringsum rieselten Blätter herab auf die Beterin und das Opfergrab, welches sie mit Moos bedeckt hatte. Sie begann unwillkürlich ein zweites Vaterunser zu beten. Da fiel der erste Mondstrahl hell und voll auf ihr fast wie verklärt leuchtendes Gesicht. Einen Augenblick später war der ganze Platz erhellt. — Dorothee stieß einen lauten Schrei aus und wankte einige Schritte zurück. Nicht weit vor ihr erblickte sie, an einen Buchenstamm gelehnt, eine männliche Gestalt. Nur das Gesicht wurde noch

vom Schatten eines Aſtes bedeckt. „Wer iſt da?“ fragte das Mädchen, alle Kraft zuſammen nehmend und ſchon auf dem Sprung zur Flucht.

„Niemand als ich.“

Dieſe Antwort war ſehr unbeſtimmt. Dorothee jedoch hatte ſchon an der Stimme genug. Dieſe Stimme würde ſie überall und unter allen Umſtänden ſogleich erkannt haben. „Ach Gott, es iſt Jos!“ jammerte ſie und langte nach ihrer Schaufel, als ob ſie ſo ſchnell als möglich zu gehen entſchloſſen ſei.

„Was thuſt du da?“ fragte Jos, indem er langſam dem Mädchen näher trat, welches noch immer zwiſchen Gehen und Bleiben ſchwankte.

Endlich lehnte ſie die Schaufel an einen Buchenſtamm und ſagte: „Ich hab die Brunnenſtube ſpeiſen müſſen.“

„Ich kann nicht begreifen,“ begann Jos nach einer Weile, „wie eine ſonſt verſtändige Frau noch ſolche Dummheiten treiben läßt.“

Dieſe Rede that Dorotheen weh. Jetzt dachte ſie nicht mehr ans Gehen. Erſt ſollte Jos eine beſſere Meinung von der Wirtin bekommen. Sie ſetzte ſich neben den Burſchen auf einen Stein und erzählte, was jene hier als Mädchen einſt erlebt habe.

Aufmerkſam hörte Jos zu; auch als Dorothee geendet hatte, blieb er eine Weile ganz ſtill. Endlich aber ſagte er: „Der Platz iſt ganz dazu gemacht, einmal frei auszuſprechen, was man ſonſt in ſich vergraben mußte — da drunten, wo jetzt der Sturm zieht. Auch ich hab

dich heute zu mir hergewünſcht, Gott hat mich erhört und aus dem ſchöpf ich die Hoffnung, daß nun alles noch gut werde. Viel, viel hab ich zu ſagen und zu fragen, ich will gleich anfangen, ſo treibt mich die Ungeduld, und zudem weiß ich nie, wann dein Bruder kommt und uns ſtört."

„Hansjörg?" fragte das Mädchen erſchrocken. Es hatte dem Bruder oft einen ordentlichen Freund gewünſcht und beſonders den Umgang mit dem fleißigen Jos hatte es ihm recht von Herzen gegönnt, weil der ihn wol ſo leicht als Einer wieder auf den rechten Weg bringen konnte. Als nun aber allem nach die Beiden hier ſich treffen wollten, wußte ſie nicht mehr, welchen ſie für den Leiter und Führer des Andern halten ſollte.

Jos fühlte ſich durch den Ton der Frage verletzt. „Dein Bruder," antwortete er, „ſcheint dich lieber zu haben als du ihn."

„Der Schein trügt."

„Ich bin froh, wenn es das iſt," ſagte Jos mit Wärme, „Hansjörg braucht jetzt Liebe. Nur ſeinen Tadlern und Aufpaſſern zu Lieb wird er nicht viel thun und nicht viel unterlaſſen."

„Das glaub ich auch," verſetzte Dorothee, näher rückend. „Gerade du vermöchteſt viel über ihn und könnteſt ihn weit bringen."

„Wir ſchaffen auch wirklich zuſammen jetzt."

„Gott Lob und Dank im hohen Himmel!" jubelte das Mädchen, dem ſeine Freude recht ordentlich anzuſehen war, obwol es im Schatten eines noch nicht ent-

blätterten Aſtes ſaß. „Aber,“ ſagte es dann, ſich beſinnend, „mich nimmts doch wunder, daß ich noch nichts davon gehört habe.“

„Das kommt nicht an den Wirtstiſch, und es wäre ſchlimm, wenn jeder davon zu erzählen wüßte,“ lachte Jos, fuhr dann aber, das Erſchrecken des Mädchens bemerkend, in ganz anderm Tone fort: „davon jedoch können wir auch neben dem Hansjörg noch reden. Jetzt ſag mir lieber, wie es dir auf der Wirtſchaft gefällt? Du glaubſt nicht, wie viel ich mich ſchon darum ſorgte.“

„O du guter Jos! mir geht ja ganz wohl.“

„Nein, Dorothee, das ſagt man nicht in dem Ton; ſo redet man, wenn man krank, oder ganz unglücklich iſt. Haſt du denn kein Vertrauen mehr wie früher, wo du mir alles ſagteſt?“

„Was aber ſoll ich dir ſagen? Ich bin kaum zwei Wochen im Haus. Die Wirtin hält mich wie eine Mutter und ſonſt thät ich nur wünſchen, daß die andern Hausgenoſſen mit mir ſo zufrieden wären, als ich es mit ihnen bin.“

„Dann iſts noch ſchlimmer,“ klagte Jos.

„Warum noch ſchlimmer?“ fragte das Mädchen mit einer Haſt, welche wol ſeine Streitluſt verrathen ſollte.

„Weil dann dein wunderliches Benehmen einen noch tiefern, ſchmerzlichern Grund hat. Du glaubſt gar nicht, wie gut ich deine Stimme kenne. Sie iſt mir wie ein Lieblingslied, welches man ganz in ſich aufgenommen hat, ſo daß man gleich jeden falſchen Ton darin merkt.

Wie mancher bei der Arbeit ſein Liedchen ſummt, ſo hör ich dich Stunden lang reden in mir, aber nicht ſo wie heute. Dann biſt du ganz das, was immer mich anlächelt, wenn ich auch nur den Namen Dorothee von einem Gaſſenbuben höre, der dabei vielleicht an ein Butterbrotbäschen denkt. Heut kommſt du mir fremd vor, aber doch nicht ſo fremd als du dich ſtellen willſt. Ein tiefes Leid klagt aus jedem deiner Worte. Gewiß, ich hätt es dir gegönnt, wenn bloß die Kronenwirtin dran ſchuld geweſen wäre. Das wär nur ein Dorn am Strauch, dem wieder zu entrinnen ſein würde. Gefährlicher ſind die Dornen, die man ſchon im Leib hat; die ſchmerzen ſehr und machen krank."

Nun konnte Dorothee nicht mehr trotzig und kühl antworten. Es fehlte dem armen Mädchen alles, was dazu gehört hätte. Seine Stimme klang weich und etwas unſicher, als es fragte: „Gibt es nicht auch Dornhecken, zu denen wir gebannt ſind und von denen wir uns immer wieder weh thun laſſen müſſen?"

Kein Dornſtich hätte das Jösle ſchmerzlicher treffen können, als dieſe Frage, die alles wieder umzuwerfen ſchien, was aus Vermuthungen auf das in letzter Zeit Beobachtete gebaut werden konnte. Wer anders war wol mit dieſem Vergleich gemeint als Hans, den ſie noch nicht aus dem Herzen brachte, an den ſie noch gebannt war, wie weh er ihr auch immer gethan hatte? „Haſt du noch das Heimweh auf den Stighof?" fragte das arme Bürſchchen mit bebender Stimme.

„Nein, Jos," antwortete Dorothee feſt, und es ward

ihr dabei ſo leicht, ob ſie nun erſt die Losſprechung des Kaplans verdient hätte.

Auch dem Jos war wieder leicht ums Herz; leichter ſelbſt, als da er hörte, daß nun Dorothee vom Stighof auf die Kronenwirtſchaft gekommen ſei. Und auch das ſchon that ihm wunderbar wohl und ſein Fuß beſſerte von dem Tag an ſo ſchnell, daß auch der Doktor darüber ſtaunen mußte. Dorotheens eigenes Nein aber war noch viel mehr werth als alles, was aus einem vielleicht nur zufälligen Zuſammentreffen von Umſtänden ſich herausrechnen ließ. Jos dachte nicht mehr an den immer ſchmerzenden Dorn, von welchem Dorothee geſagt hatte. Wenigſtens jetzt einmal athmete er frei auf und ſagte fröhlich: „Auch ich hab mich nie mehr auf den Stighof gewünſcht; wol aber zu dir. Ich paſſe nicht zum Bauern, das hab ich im Sommer nur zu gut empfunden, aber auch, daß mir neben dir und für dich alles, gar alles möglich wär. Anders hab ich mir nach der Kichweih niemals erklären können, daß ich es nur ſo lang auszuhalten vermochte.“

„Mir kommt es vor, ob du dem Hans jenen Abend noch immer nicht vergeſſen habeſt.“

„Es iſt nicht mehr viel davon in mir, aber jetzt muß auch das Verſteckteſte heraus,“ antwortete Jos. Dann des Mädchens zitternde Hand erfaſſend, fuhr er fort: „Du glaubſt gar nicht, wie wohl es mir thut, hier unter Gottes freiem Himmel, ganz in der Stille gar alles aus mir heraus zu reden, was drückt und quält.“

„Thu das nur, wenn du es kannſt," ſagte das Mädchen traurig.

„Ich kann und muß es, aber auch du ſollteſt es können wie früher. Du thuſt ja, wie wenn ſich etwas zwiſchen uns geſtellt hätte. Was iſts denn, wenn du kein Heimweh auf den Stighof haſt?"

„Das plagt mich nie," ſagte das Mädchen und Jos glaubte dabei einen leiſen Druck ihrer Hand zu empfinden, die ihm aber ſo ſchnell entzogen ward, als die ſeinige denſelben erwidern wollte.

„Ich will dich nun in Gottes Namen mit Fragen gehen laſſen," ſagte Jos etwas verlegen. „Sag mir nur noch, ob ich dir etwas helfen, etwas thun kann, wodurch dir vielleicht denn doch etwas abgenommen würde."

„Ja, das kannſt du."

„Und was?" fragte Jos, indem er den Kopf wieder aufrichtete und dem trüben Blick des Mädchens ein fröhliches Geſicht ſehen ließ.

Dorothee rückte näher zu ihm und flüſterte: „Thu für den Hansjörg was du kannſt! Benutze deine Macht über ihn zu ſeinem und deinem Heil. Er traut dir und du haſt ihn auf dem Gewiſſen."

„Weißt du das ſo gewiß?" fragte Jos etwas verlegen.

„Von dir kann er lernen, wie man mit blutſaurer Arbeit alles Mißtrauen, alle Hinderniſſe überwindet. Ich weiß aus Erfahrung, wie leicht man ſich auf einen ſchweren Weg macht, wenn ein Mutiger voran iſt. Ich

fühle, wie hoch du über ihm ſtehſt, wenn du willſt, ich —“ Das Mädchen ſtockte.

„Nun, wir thun jetzt auch mitſammen. Bin ich doch da, um auf ihn zu warten.“

„Aber der Führer iſt er. Du hilfſt ihm etwas thun gegen das Geſetz, dem wir folgen müſſen.“

„Aber nichts Sündhaftes.“

„Was gegen das Geſetz geht, iſt nicht recht. Wie es uns ſchützt in unſern Rechten, ſo ſchützt es auch Andere. Es ſieht weiter als wir, drum ſollen wir es auch achten, wo wir es nicht verſtehen.“

„Ich hätt auch lieber einen großen Hof geerbt,“ ſagte Jos etwas unmutig, „als armer Teufel aber muß ich mich wehren wie es geht. Unſer mehrere haben ſich zuſammen gethan, um die Sache in Gang bringen zu können.“

„Wenns nur etwas anders wär,“ klagte Dorothee. „Ich hab auch ſchon gedacht, die Armen ſollten ſo zuſammen halten wie die Reichen, aber zu etwas Ordentlichem. Ihr da kommt mir faſt vor wie die Bauern, welche ſich vereinbarten, um auf der letzten Verſteigerung beim Kronenwirt einen Wald recht wohlfeil an ſich zu bringen. Beide Theile handeln gegen das Geſetz. Jene ſchadeten Einem, ihr dem Staate.“

Dieſe Rede Dorotheens bewies, wie viel ſie ſich in Gedanken mit dem Schleichhandel beſchäftigt, und daß ſie auch Andere, die mehr davon verſtanden als ſie ſelbſt, gelegenheitlich darüber befragt hatte. Jos jedoch war über dieſen Beweis, daß das Mädchen auch jetzt

noch an ihn denke und für ihn ſorge, nichts weniger als erfreut. Schüchtern begann er der lieben Predigerin auseinander zu ſetzen, daß er immer an ſie denke und nur ihretwegen ſo viel wage. Vor den Menſchen nehme man ſich in Acht, und Gott werde ſeine gute Abſicht ſehen und ihm verzeihen. Dorotheen wurde heißer und heißer. Sie merkte, auf was alles der gute Burſche noch kommen werde. Und ſchon fühlte ſie nicht mehr die Kraft in ſich, ihm in ſeinen Auseinanderſetzungen zu widerſprechen und vielleicht mit einem Worte alle ſeine Hoffnungen zu zerſtören. Hoffnungen auf eine Zukunft, die ach! auch ihr ſo lieblich erſchien, daß ſie hätte weinen, laut aufſchreien mögen bei dem Gedanken, daß niemals etwas daraus werden könne. Ja, ſie mußte fort, das war ihr furchtbar klar. Nicht mehr länger durfte ſie zuhören und den guten Burſchen reden laſſen. Auf einmal, ohne ſich zu erklären, wollte ſie wegſpringen und heimeilen .... auf einmal — jetzt, nur noch einen Augenblick, eine halbe Minute neben ihm, und dann ſcheiden fürs ganze Leben. — Ja ſcheiden! ... Sie erfaßte krampfhaft die Hand des Burſchen, ihre Blicke begegneten ſich innig und inniger und mit einem Seufzer, in dem der ganze Schmerz und die ganze Wonne eines Menſchenlebens lag, ſank ſie an ſeine Bruſt. Da nun ruhte ſie und weinte. Er legte den zitternden Arm um den weißen Hals, welchen der Schatten der Buchenäſte gar nicht zu treffen ſchien. In der Brunnenſtube rauſchte es ganz wunderbar, das Fallen der einzelnen Tropfen klang wie Saitenſpiel, das

Flüſtern der Wipfel da droben wie Geſang. Dorotheen wars, als ob ſie nun alles, alles heraus weinen könnte, was bisher ſie erdrücken und erſticken wollte, während Jos vergebens nach Worten für ſeine Empfindungen ſuchte. Vergeſſen war die böſe, böſe Welt und alles, womit ſie dieſe beiden Herzen ſchon belaſtet hatte, vergeſſen alle Verhältniſſe und Verbindungen, ſelbſt Vater und Mutter — wenigſtens eine Zeit lang und viel länger als die Glücklichen glaubten, die jedes Zeitmaß verloren. Dann durchzuckte es das Mädchen wie ein furchtbarer Schmerz. Es ſtieß einen leiſen Schrei aus und ſchien dann etwas ſagen zu wollen, aber wieder wurde ſeine Stimme von einem Strome noch heißerer Thränen erſtickt.

Wenn der Schutzgeiſt der Urſprünge noch in der nun folgenden Viertelſtunde bei ſeinen Opfergaben weilte, ſo ſegnete er gewiß das Paar, welches wie angebannt unter den Buchen ſaß, und ſich ſchweigend umſchlungen hielt. Wurde doch ſelbſt Hansjörgen, der unbemerkt nahe genug kam um beide zu erkennen, ſo wunderbar zu Muthe, daß er, da er ſie nicht ſtören, nicht auf einmal aus ihrem Himmel bringen wollte auf die böſe Welt, wieder zurück ſchlich und in der Ferne nur leiſe, doch ſo laut, daß die Beiden es hören mußten, ein Soldatenliedchen zu ſummen begann.

Das that Hansjörg, der ſonſt ſo feſt rechnete, die Schweſter einmal als Bäurin auf dem Stighof, auch zu ſeinem Vortheil, walten zu ſehen. Seit Hans Dorotheens oder ihrer Verwandtſchaft ſich ſo ſchämte, daß er ſie gleich

aus dem Dienſte ließ, hätte Hansjörg ihm ſo ein Mädchen wie ſeine Schweſter gar nicht mehr gegönnt. Des Vaters ſchonungsloſe Selbſtſucht war jetzt ſeinem Weſen fremd und die Mittheilung deſſelben: Dorothee habe den Jos abſchwören müſſen, wär ihm gewiß recht ſchwer auf dem Herzen gelegen, wenn er die Sache ſo ernſthaft wie Dorothee genommen hätte. Doch er wähnte, dem Vater ſei der Jos nur zu arm. Wenn das einmal etwas anders und der Vater überzeugt ſei, daß man den dicken Hans nicht mehr fangen könne, werde das im Zorn geſprochene Wort von Herzen gern zurückgenommen werden. Auch den Jos brachte er zu dieſer Anſicht und machte ihn ſo feſt, daß den guten Burſchen die Zurückſetzung Dorotheens zuweilen ordentlich ärgern konnte, wie manche Sorge dadurch ihm auch abgenommen wurde. Hansjörg war noch begieriger, den Jos in ſeinen für einen Schneider ſo vortheilhaften Schleichhandel zu ziehen, ſeit er damit auch für ſeine Schweſter zu ſorgen meinte. Der Krämer konnte doch nicht verlangen, daß man einzig für ihn über die Berge gehen werde. Jos hatte den Gewinn viel nöthiger, der z. B. von billigen Seidenſtoffen zu machen war. Er war ſchwer zu bereden. Endlich aber, als auch andere Handwerker ihn drängten und ihm ihre Sparpfennige vorzuſtrecken verſprachen gegen die Zuſage, daß er ihnen, wenn ſie etwas kauften, keinen Profit berechne, hatten ſich die Beiden geeinigt, und heute kam Jos, um den erſten Waarenballen abzuholen. Nur Dorotheens Predigt brachte ihn um den Muth, ihr das offen zu ſagen. Jetzt freilich hätte er ihr alles ſagen,

hätte nöthigenfalls ihr in allem nachgeben mögen. Aber dazu blieb keine Zeit mehr, als Hansjörgs leiser Gesang das Mädchen aufschreckte. „Ach Jesus! wer kommt?“

„Gewiß niemand als Hansjörg,“ beruhigte Jos.

„Aber was will der?“

„Sei ohne Sorgen, der sagt dem Vater gewiß nichts.“

Dorothee schien zuerst erschrocken über diese Erinnerung an den Vater und das ihm gegebene Wort. Gleich jedoch richtete sie sich stolz auf und rief: „Was geht ihn auch diese Stunde an? Gott hat sie mir gelassen und ich fühle, wie ganz sie hineingehört in mein Leben, wie der Frühling ins Jahr. Aber weißt du denn auch schon, was ich habe versprechen müssen?“

„Hansjörg hat es vom Vater selbst, aber er nimmts nichts besonders ernsthaft. Der Vater wär wol zurück zu bringen, wenn ich nur etwas mehr Vermögen hätte. Das, Dorothee, nur das ist der Grund, daß ich auch den Schleichhandel betreibe.“

„Ach Jos, warum doch mußt du mir diese Stunde noch so verderben!“

„Ich thu das gewiß nicht. Ich will nur machen, daß wir noch viele solche Stunden erleben können und dürfen.“

„Mir wird nie mehr wohl sein, wenn ich an dich denke.“

„Sei nur unbesorgt. Unser gefährlichster Feind ist

der Krämer, aber Hansjörg dient auch ihm, und mir nur ſo nebenbei. Wenn der ſpäter etwas von unſerm Zwiſchenhandel merkt, wird er doch nicht mit mir auch ſich ſelbſt in Verlegenheit bringen wollen.“

„Wir tragen am gleichen Unglück, wir ſollten es gemeinſam und demütig tragen, bis Gott hilft. Es iſt nicht mehr in Ordnung, wenn man ſich nur auf den Eigennutz Anderer und auf Liſt und Frechheit verlaſſen muß. Ich hab keinen gekannt, der dabei noch ein guter Menſch geblieben iſt. Ich möchte dich lieber arm ſehen, als wie den Krämer, und ich weiß was arm ſein heißt und was ich dabei leiden werde. Du ſollteſt Hansjörgs guter Engel werden und nun verführt er dich! Komm, laß ihm ſeinen Plunder und geh mit mir!“ bat das Mädchen und erfaßte ſeine Hand.

„Das kann ich doch unmöglich; denk, er iſt auch dein Bruder und ich darf ihn nicht verlaſſen.“

„Und ich kann dich nicht als Schwärzer denken,“ ſagte das Mädchen; ſein Händedruck aber, mit dem es ſchied, ſchien dem Jos doch wieder zu verzeihen.

Jos ſtand zitternd, zweifelnd, rathlos, bald vier Schritte vorwärts, bald zwei zurück gehend. „Sie iſt gut,“ rief er, „viel zu gut für dieſe Welt, und wenn man es da zu was bringen will, darf man ihr nicht folgen. Ich handle gegen ihren Willen, aber doch für ſie, nur für ſie.“

Jetzt ſtand Hansjörg neben ihm.

Etwa zehn Minuten ſpäter eilte Jos mit der Laſt, welche er Dorotheens Bruder abgenommen hatte, ſo

ſchnell als möglich ins Dorf zurück. Hansjörg, der durch nichts andeutete was er ſah, und auch die heimeilende Schweſter nicht zu bemerken ſchien, machte ſich wieder über die Berge, um noch vor dem Grauen des Morgens auch den Krämer zu bedienen, von dem er in der vorletzten Nacht ſchon über die Grenze geſchickt worden war.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dorothee kommt abermals in ein Gerede.

„Ach Jos, warum doch mußt du mir noch diese Stunde verderben!“ jammerte Dorothee, als der Geliebte ihr mittheilte, auf was für eine Art er für sie beide wirken werde. Aber so eine Stunde läßt sich nicht so leicht wieder verderben, und besonders schon gar nicht dadurch, daß man hernach für den mutigen, opferwilligen Mitgenossen derselben zittern muß. Wäre die Liebe die große mächtige Weltbeherrscherin, wenn sie sich nur aus wohlgeordneten Verhältnissen wie das Resultat oder die Probe einer Berechnung ergäbe, und wenn sie so den Weg schon geebnet finden müßte? Dann segnete sie nie des Armen baufällige Hütte, dann wäre sie die Qual des größten Theils der sorgenbeladenen Menschheit, die sie nur noch tiefer unter ihre Lasten begrübe. Die wahre Liebe aber erhebt über die Kleinlichkeiten des Lebens. Sie überwindet die Selbstsucht und alle andern Suchten, deren Jammergestalten die, welche sie ihres Segens unwerth hält und strafen will, als ihr Bild verehren,

zu ſpät erſt den Abweg erkennend, auf welchen ihr Götzendienſt ſie geführt hat.

Eine ganz unglückliche, ganz hoffnungsloſe Liebe gibt es eigentlich gar nicht; denn die Liebe findet Hoffnung und Glück immer und überall wieder in ſich ſelbſt. Der Liebende, der im Kampfe mit entgegenſtrebenden Verhältniſſen erläge, gliche nur erſt dem gefangenen Weiſen, welcher doch noch beſſer daran iſt als ſein roher Ueberwinder, der noch immer den Lichtſtrahl der Wahrheit fürchtet, welchen er nicht einzuſperren vermag.

Die Neigung hat einen ſtrengen Werthmeſſer bei ſich, für den es faſt jeden Tag etwas zu thun gibt; hat aber einmal die Liebe geſprochen und ihren Schatz in ein Herz ausgeleert, dann wird alles aufgewogen, was auch die ärgſten Plaggeiſter der Menſchen in die andere Wagſchale werfen mögen, und die Macht der Verhältniſſe iſt wenigſtens innerlich überwunden. Die Liebe nährt ſich nicht mehr bloß von dem Werthe ihres Gegenſtandes, ſondern durch ſich ſelbſt glaubt ſie, hofft ſie und iſt glücklich.

Auch das ärmlich gekleidete Dorfkind, der einfachſten Erziehung entwachſen, kann ſo leicht und wol noch leichter etwas von dieſem Segen der Liebe empfinden als die fleißigſte Romanleſerin, wenn es darüber auch nicht ſo gut wie dieſe jeden Augenblick ein Langes und Breites zu machen weiß. Eine ſchöne Strecke des Lebensweges legt man gern in der Erinnerung wieder zurück, wenn man auch für einzelne Stellen leichter eine Farbe, ein Bild, als eine ſprachgerechte Bezeichnung findet. Der

Gewinn für ſich ſelbſt kann gewiß in beiden Fällen der gleiche ſein. Dorothee ſann Tage, Wochen über das, was Jos und was ſie mit ihm ſeit einem Jahr erlebt hatte. So entſtand ihr ein Zug nach dem andern, bis das Bild eines Mannes, den ſie zitternd bewundern mußte, lebendig vor ihrer Seele ſtand. Vieles freilich war in ſeinem Weſen, was ihr Sorge machte, aber auch das webte nur wieder den Theuern tiefer in ihre Gedanken und Träume, ſelbſt in ihre Gebete hinein. Er mußte ſo ſein wie er war, ſonſt wär er nicht mehr er geweſen, und ſo wie er war, war er ihr auch recht, obwol ſie ſichs niemals geſtand. So beſtändig nun auf ihn blickend, für ihn ſorgend und betend, überſah ſie ſtets die Kluft, welche ſie wol für immer von ihm trennte. Wenn ſie aber einmal daran dachte, ſo ſagte ſie ſich, daß dieſe Welt eben kein Himmel ſei und jeder Menſch ſeinen Theil zu tragen habe. Hierüber waren ihr erſt in der Gaſtſtube der Kronenwirtin die Augen aufgegangen. Da erſt erfuhr ſie recht, was alles im Leben ſich zwiſchen die Menſchen und ihr mit Aufopferung aller Kraft verfolgtes Ziel ſtellen kann, und welch verzweifelte Anſtrengungen zur Beſeitigung ſolcher Hinderniſſe gemacht werden. Von ſolchem Kämpfen und Treiben hatte ſie auf dem friedlichen ſtillen Stighofe neben dem behaglichen Haus keine Ahnung bekommen. Seit ſie vernahm, wie mans da und dort getrieben hatte, war es ihr leichter, den Vater zu entſchuldigen und ſomit auch das ihm gegebene Verſprechen etwas weniger wichtig zu nehmen. Je länger ſie die Leute beobachtete, deſto mehr

kam ſie dazu, alles nur der Gunſt oder Ungunſt der Verhältniſſe zuzuſchreiben. Menſchliche Leidenſchaften und Schwächen wurden ſelten ſo milde beurtheilt, wie von ihr, die bald faſt in jedem Geſunkenen bloß noch einen Niedergedrückten ſah, der endlich ſeiner Laſt erlegen war wie ihr Vater, und in jedem Waghals einen Helden, der auf gewöhnlichem Wege ſeine Pläne ſo wenig ausführen konnte als Jos und daher ohne Rückſicht auf das Urtheil der Menſchen alle Schranken überſpringe. Jeden von dieſen begleiteten auf ſeinen gefahrvollen Wegen ihre Glückwünſche, ſeit ſie ſtets für den Jos und ihren Bruder zittern mußte. Derlei Gedanken und Sorgen waren für ſie große Wohlthaten. Womit ſonſt hätte ſie ſich beſchäftigen, wie ſich wieder ganz heraus bringen ſollen aus der engen düſtern Wohnung ihrer armen Eigenen, wenn ſie nicht hätte zur Brunnenſtube fliehen können in Gedanken oder ins Durcheinander des Lebens, wie man es in der Gaſtſtube beobachten und innerlich mitleben konnte. Wie ihr in ihrer jetzigen Stimmung Dezemberſturm und Schneegeſtöber lieber war, als ein ſtiller, warmer, nebliger Tag, ſo freuten ſie auch recht lebhafte, mitunter faſt gar zu laute Gäſte weit mehr, als diejenigen, welche ſich ſtill hinſetzten und mit einer Amtsmiene ihr Geldlein zu verzehren begannen. Unter allen, die ſie mit der öffentlichen Meinung und mit dem Hergebrachten im Kriege ſah, war nur einer ihr lange Zeit recht von Herzen zuwider, nämlich der Andreas, Angelikas Gatte, dem ſie gar keine menſchlich ſchöne, liebſame Seite abgewinnen zu können meinte. Zuerſt hielt

ſie ihn für einen verzogenen, reichen Bauern, der, immer am Gängelbande geführt, ſich ſelbſt nie habe weiſen und leiten lernen, für einen Spielball jeder Laune der Menſchen und des Zufalls. Auf dieſe Weiſe nun erklärte ſie ſich auch ſeine Verbindung mit der guten Angelika, die doch unmöglich aus dem Herzen der Beiden heraus gewachſen ſein konnte. Ein Beweis für ihre Vermutung lag ſchon in dem, was ſie damals auf dem Stighof ſah und hörte, wie heimlich auch die Stigerin ihre Kämpfe mit Hanſen gekämpft hatte. Bald aber kam ſie zu der Ueberzeugung, daß eigentlich nur Angelika das Opfer elender Berechnungen geworden ſei; dieſer Andreas mit dem harten, abgewetterten Geſicht und der gewaltigen Stimme, neben der nichts Anderes mehr zu hören war, ſchien ſich nie von etwas anderem als von ſeiner Leidenſchaftlichkeit beherrſchen zu laſſen. Sagte doch der Trotzkopf es der Wirtin, die ihn einmal ernſtlich an ſeine Gatten- und Vaterpflicht erinnern wollte, ganz offen wie eine ſchon ausgemachte Wahrheit, daß es für ihn da gar keine Pflichten gäbe. Die, welche nun einmal zu ihm gehörten, hätten ja noch immer mehr als genug daheim, um recht anſtändig leben zu können. Er gönne dem Weib die Freude, ihn die meiſte Zeit gar nicht zu ſehen; dafür nun müſſe ſie ihm, wohl oder übel, eine Kurzweil im Wirtshaus erlauben. Seine Schulden würden gewiß in der Ordnung bezahlt, und ſonſt brauche doch ein Mann in ſeiner Lage ſich nicht um alle die altmodiſchen Hausmannsregeln zu kümmern und könne ſeines Beſitzes auf ſeine Weiſe ſich freuen, wenn er nur frei von

der Dummheit sei, sich dabei noch viel um so hohle Worte wie Ehr und guten Namen zu kümmern.

So sagte der Andreas und machte dabei ein Paar Augen, daß wol mancher Mann am Platze der Wirtin sich vor seiner schon oft erprobten Faust gefürchtet und von Glück gesagt hätte, wenn gleich alles wieder aus gewesen wäre. Die Wirtin aber war durchaus nicht von der Art. Sie kümmerte sich auch nicht viel um die Kundschaft eines Mannes, der sich mit solchen Grundsätzen groß that. Andreas mußte nun eine lange sehr gesalzene Predigt hören und so schnell kam Schlag auf Schlag und traf so richtig, daß ihm nicht einmal mehr einfiel, er könnte ja gehen und dadurch sich aus der wachsenden Verlegenheit retten. Ja, da die Wirtin ihm lebendig ausmalte, wie gut er es daheim hätte, wenn ein ordentliches Leben wieder den Segen Gottes auf sein Haus zöge, wie er aber statt dessen sich Weib und Kind entfremde, daß sie seiner sich schämen müßten — da wurde der Mann ordentlich weich und ließ die Wirtin nicht weiter ausführen, warum auch die ärmste Bettlerin mit Angelika noch lange nicht tauschen würde.

„Sie liebt mich nicht mehr und glaubt mir nicht, das treibt mich aus dem Hause zu anderer Kurzweil. Es wird nie mehr besser, und drum kann ich auch nichts verderben, wenn ich mich auch räche, daß sie durch ihren finstern Ernst mein Lebensglück zerstörte," rief Andreas trotzig, aber doch etwas weich. Der Wirtin gefiel diese Antwort durchaus nicht und sie verließ gleich die Stube. Dorothee dagegen, die neben der Stubenthür am runden

Haustische mit der großen Schiefertafel stand und des Pfarrers messingenen Bierkrugdeckel wieder glänzend fegte, glaubte aus dieser Rede des Andreas etwas wie eine Klage heraus gehört zu haben. Nun erschien ihr selbst dieser Mann in viel günstigerem Lichte, als ihn sonst die öffentliche Meinung sehen ließ. Angelika war wirklich nicht mehr wie früher. Das Finstere, Abstoßende ihres Wesens hatte Dorothee schon an jenem Abende vor der ungültigen Beicht auf ihrem Spaziergang empfunden. Und beim Andreas kam dazu noch, daß sie mit besonderer Vorliebe von Stighansen zu erzählen schien. Jos hatte so ängstlich gefragt, ob sie, Dorothee, nicht mehr das Heimweh auf den Stighof habe; wie weh nun mußten dem Andreas von seinem Weibe dergleichen Andeutungen thun und ihm das Leben unter seinem eigenen Dache verbittern. Man sieht, wie sichs das Mädchen schon angelebt hatte, sich in die Verhältnisse der Gäste mit Benutzung aller früher gemachten Beobachtungen hineinzuleben und mit ihnen und für sie zu sinnen und zu sorgen. Schon zu oft hatte sie die wunderbare Wirkung eines lobenden, tadelnden oder beruhigenden Wortes wahrgenommen, um nicht zuweilen auch so ein schöpferisches Werde sprechen zu wollen. Besonders nöthig und auch nicht ganz vergebens schien ihr das jetzt beim Andreas. Freundlich, beinahe bittend sagte sie, daß der Mensch nie verloren sei, bis er sich selbst aufgebe, daß man aber bei Andern Einfluß und Achtung erst wieder gewinne, wenn man sich selbst und seiner Empfindlichkeit befehlen und sich wieder achten gelernt habe. Andreas

antwortete so vernünftig, daß Dorothee sich in ein langes Gespräch mit ihm einließ und am Schlusse desselben schon recht viel ausgerichtet zu haben meinte.

Von jetzt an wendete sich Andreas immer nur an sie, so oft er kam, was immer häufiger geschah, und die Wirtin durfte ihm auch nicht einen Schoppen mehr bringen, obwol er von Dorotheen ebenfalls zuweilen hören mußte, daß es nun genug sei, was er sich immer gleich beistimmend gefallen ließ. Dorotheen freute das um so mehr, da es ihr ja nur ganz natürlich, nicht etwa bloß geheuchelt schien. Seit lange schon machte wol niemand ihm ein freundliches Gesicht, als wer etwa dabei seinen Vortheil suchte. Mußte ihm nicht wohl werden, als er sich wieder freundlich behandelt sah von ordentlichen Leuten, so daß er auch in den Augen Anderer wieder ein wenig zu wachsen begann! Dorothee hatte die größte Freude, ihn fast jeden Abend noch stiller zu sehen, so daß endlich auch die Wirtin sein Benehmen zu loben begann. Wenn sie nur immer einen freien Augenblick gewinnen konnte, setzte sie sich zu ihm und begann ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, wie sehr dabei die andern Gäste dann auch die Köpfe zusammenstecken mochten. Die Wirtin war nämlich bei den Letzten unter allen, welchen das etwas verdächtig schien. Man erinnerte sich wieder daran, daß das Mädchen sich auch mit Stighansen so weit einließ, daß es aus dem Dienste treten mußte, damit es im Beichtstuhl wieder gehörig losgesprochen werde. Zwar wollte niemand etwas wissen und niemand etwas gesagt haben, aber das galt für eine

ausgemachte Sache, daß das Mädchen reichen Leuten gegenüber ungemein schwach und blind sein müsse, sonst würde es wenigstens mit diesem landesbekannten Taugenichts nach den früher gemachten Erfahrungen in kein Gerede mehr gekommen sein.

Die Wirtin, die Dorotheen recht von Herzen liebte, würde dem Andreas gerne das Haus für immer verboten haben; aber sie fürchtete, dadurch dem nun einmal entstandenen Gerede noch einen Scheingrund zu geben wie Hans, da er das arme Mädchen mitten in der Zeit fortschickte. Wollte sie Dorotheen warnen, so sagte diese: Sie habe solches Gelärm schon gewohnen müssen und wolle nun durch den vielgeschmähten unglücklichen Andreas beweisen, daß noch nicht jeder schlecht sei, den man verdamme, sondern mancher bloß durch solches Urtheil den Glauben an sich selbst verliere und wirklich schlecht werde. Wurde die Wirtin, die es recht gut meinte, über solche Antwort ärgerlich, so konnte sie Dorotheen wol zum Weinen, aber nie zum Nachgeben bringen. So saß die gute Frau eines Tages in der Stube bei ihrem Strickstrumpf und während Masche sich an Masche reihte, sann sie darüber nach, wie wol das unerfahrene Mädchen am besten von seiner Bekehrungssucht zu heilen wäre. Da polterte der Stighans herein und verlangte sogleich ein vertrautes Wort mit ihr zu reden.

Im Herrenstüble angelangt, zupfte der Bursche verlegen am Halstuch, während die Wirtin die Thüre schloß, und sagte dann rasch wie immer, wenn er kaum den rechten Anfang finden konnte: „Was ist denn anders

worden in der Kronenwirtschaft, daß da ganz ein ordentliches Mädchen so ins Geschrei kommen kann?“

„Gerade so,“ versetzte die Wirtin, „hätte man vor kaum einem halben Jahr auch die auf dem Stighofe fragen können.“

„Nein,“ widersprach Hans, „dießmal ists viel ärger und wer ihr zusieht, muß fast wider Willen glauben, was der Wein aus dem Großsprecher heraus redet.“

„Aus welchem Großsprecher?“

„Natürlich dem Andreas.“

„Was weiß denn der?“

„Kurz und gut, daß er bei Dorotheen alles gelte, daß er sie fast um einen Finger wickeln könnte. Sicher sagt er zehnmal mehr als wahr ist, aber er sollte gar nichts zu sagen den Muth haben; und wenn mancher her kommt und beide so vertraulich thun sieht, glaubt er schon alles bestätigt. Ich kenne das Mädchen freilich besser, möchte denn aber doch erfahren, was es mit dem Andreas immer zu reden gibt. Du mußt das wissen, sonst würdest du es gewiß nicht leiden. Von der Art bist du nicht, daß du solche Goldvögel um jeden Preis fangen und rupfen lassen willst.“

„Ich meine doch auch,“ sagte die Frau nicht ohne Selbstgefühl.

„Wie kann aber Dorothee so blind werden und nicht merken, wer der Mensch ist und wohin er sie bringen möchte?“

„Ja,“ sagte die Wirtin scharf, „sie muß sich beim Weinen über andere trübe Erfahrungen die Augen

gewaltig verdorben haben. Andere, seit lange kurzsichtige Leute haben die gefährlichen Stellen im Gedächtniß, aber sie scheint eben an diesen Zustand noch nicht recht gewöhnt zu sein."

„Ich verstehe das nicht."

„Nun — dann werd ich dir mit einem Holzschlägel winken müssen. Wenn man von denen, die man schätzt und liebt, so wie sie dich geschätzt hat, nur feige Treulosigkeit erlebte, was um Gottes Willen soll man dann von Andern denken? Anfangs drückt so eine Erfahrung beinahe das Herz ab, später muß man an allem verzweifeln, oder alles entschuldigen. Dorothee nun ist zum Verzweifeln zu gut. Jetzt glaubt sie jedes Fehlers Ursprung zu wissen, der Mensch hat immer keine Schuld und alles ist nur durch die Verhältnisse so geworden. Sie muß das wol, um den Leuten ein freundliches Gesicht machen zu können, so auslegen. An dem nun bist gewiß du so viel als einer Schuld. Wie weh muß es ihr gethan haben, als ein dummes Gerede dich schwach machte. Nun will sie größer sein als du und den Glauben an das Urtheil der Menge hat sie verloren, weil sie weiß, wie unschuldig sie damals verschrieen und von dir verlassen wurde."

Hans stand eine Weile wie angedonnert, dann rief er: „Nur nicht aufbegehrt! Sie hätte nicht gar so schnell gehen müssen. Mich hat das mehr geärgert als alles Andere. Wärest nur du nicht auch noch dazwischen gekommen, so würde nun alles in schönster Ordnung sein."

„Damals," fiel die Wirtin, die aus diesen Reden

durchaus nicht klug werden konnte, ungeduldig ein, „damals haſt du dich nicht ſo viel um des Mädchens Ehre bekümmert und um ſeinen guten Ruf wie heute.“

„Damals,“ erwiederte Hans, „hab ich der Mutter gefolgt und heute meinem eigenen Herzen.“

„Solches Geſchwätz,“ fuhr die Wirtin auf, „hätt ich von dir nicht mehr zu hören erwartet. Jedes Kind weiß, wie ganz dich der Krämer in ſeiner Schublade hat, ſeit das auch der Mutter in ihren Kram paßt. Und nun kommt der Spitzbub und redet mir von ſeinem Herzen, als ob ich alles gerade ſo leicht entſchuldigen thät wie Dorothee.“

Hans fühlte ſich jetzt viel zu ſehr im Rechte, um ſo ſchnell wieder ſeine Faſſung zu verlieren. „Die Mutter,“ ſagte er, „hätte jetzt auch gegen Angelika nichts mehr. Aber das iſt ſchon zu ſpät. Sie iſt gebunden und ich kann ſie nicht mehr erlöſen, aber hoffentlich doch noch ein wenig etwas für ſie thun.“

„Für wen?“

„Muß ich auch noch mit dem Holzſchlägel winken? Für Angelika —“.

„Dann winke und deute nur zu, denn ich verſtehe dich noch immer nicht.“

„Dann biſt du doch auch nicht gar ſo klug und haſt alles gar ſo klar aus dem Kaffeeſatz wie man meint. Ich bin der Hans, aber als Dorothee mit dem Andreas ins Gerede kommen iſt, da iſt mir doch gleich etwas eingefallen und dir kommt es jetzt noch nicht einmal in den Sinn. Ich hab mir eingebildet, wie weh dieſes Gerede

der Angelika thun müſſe. Dieſe Vorſtellung hat mir keine Ruh und an nichts mehr eine rechte Freude gelaſſen.“

„An Angelika?“ fragte die Wirtin erſtaunt, „an die hätteſt du zuerſt gedacht?“

„Allerdings, und hab ihr gewiß alles treulich nachempfunden, was die Arme litt. Ich kann das ſchon auch. Zwar bei ſo Mädchen, die jeder Wind herumdreht, kann kein Menſch errathen, aus welchem Dorfe ſie eben wieder läuten zu hören meinen, und ich mag mich auch nicht beſonders viel darum kümmern. Ein Weib aber hält vor allem, ſelbſt vor ihrem Glück, an der Ehre des Hauſes und hängt mit Leib und Seele feſt an denen, mit welchen ſie leben und Schand oder Ehre theilen muß.“

„Du kennſt die Weiber ziemlich gut,“ ſpottete die Wirtin, obwol oder gerade weil ſie dem Burſchen innerlich recht laſſen mußte.

Hans aber ſagte ganz ruhig: „Ich hätte ſchon lange geheiratet, wenn man gleich ein Weib nehmen könnte. So ein unerfahrenes Ding jedoch iſt nur zum Kurzweilen, zum Singen und Springen recht.“

Der Wirtin kam dieſe Anſicht ſo vernünftig vor, daß ſie dieſelbe Hanſen ſchwerlich einmal zugetraut hätte. Noch etwas ungläubig fragte ſie: „Iſt dir das ſchon immer ſo vorgekommen?“

„Nein, der Verſtand kommt einem erſt mit den Jahren. Damals, als Angelika noch ledig und ein junges Mädchen geweſen iſt, ja da hätt ich ſie nicht anders wünſchen können, — in keinem Stücke. Später iſts mir

ſo worden, und an den Mädchen gefiel mir das am beſten, was dann zum Segen des Hauſes mit in den Ehſtand genommen werden kann. Es iſt nicht die oder die gute Eigenſchaft und ich wüßte nicht, wie ich alles zuſammen was ich meine, ganz kurzweg nennen ſollte. Auch Empfindlichkeit für die Ehre der Familie gehört dazu, drum hab ich mir gleich vorgeſtellt, wie weh der Angelika ſo ein Gerede thun müſſe. Wol hat man ſchon früher hören können, daß er, wie ein Lediger, mit allen Kellnerinnen bis Bregenz hinaus bekannt ſei; aber das war ſo allgemein und übertrieben, daß es viel weniger in die Augen ſtach, als was man jetzt von Dorotheen hört. Du nun kannſt da viel ausrichten mit einem ernſten Wort und ich halte das auch für deine Pflicht."

„Du haſt recht," ſagte die Wirtin, und mehr konnte gewiß einer nicht verlangen, welcher kam, ſie an ihre Pflicht zu erinnern. Hans gieng auch recht zufrieden heim, obwol er nicht wußte, wie leicht es ihm dießmal hätte fehlen können bei der Kronenwirtin, die ſich noch von ganz Andern ſehr ungern einreden und gar von der Ehre ihres Hauſes vorpredigen ließ.

Nun wurde Dorothee ſogleich ins Herrenſtüble gerufen, die Thüre wieder geſchloſſen und ihr dann das ganze Geſpräch mit Hanſen mit nur wenigen Auslaſſungen mitgetheilt. Es war das anfangs nicht der Plan der Wirtin, doch als Dorothee ſogar jetzt noch recht haben wollte, ſchien es ihr das Klügſte, Hanſen ſelbſt, den doch nicht jedes leere Geſchwätz in der Welt herum trieb, gegen ſie auftreten zu laſſen. Als nun das kam,

was Andreas gesagt haben sollte, wechselte das Mädchen die Farbe. „Nun helfe mir Gott!“ rief es mit tonloser Stimme, „denn ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Drückt denn die Armuth so tief nieder, daß man in Allem was unsereins thut, nur etwas Schlechtes sehen kann?“

„Nun danke Gott für die Einsicht und glaube nicht, daß es dein Beruf sei, überall einzugreifen. Dazu muß man fester stehen als du. Denk an den faulen Apfel, der den frischen ansteckt, statt neben ihm frisch zu werden.“

Schweigend verließ Dorothee das Herrenstüble und gieng still wieder an ihre Arbeit. Es war Sonnabend und gab daher noch viel zu thun für den morgigen Tag, für den man, wie jeden Sonntag, auf sehr viele Gäste rechnen konnte. Das Mädchen aber beeilte sich, um fertig zu werden, bevor der Andreas kam. Vielleicht gieng ihm auch alles um so schneller aus der Hand, weil es darauf hielt, seinen Unmuth zu verwerchen und keinen Augenblick zu sich selber zu kommen. Wol noch selten oder nie war die fleißige Magd so früh in ihr Dachkämmerlein gekommen als heute. Zum Schlafen war sie freilich nicht aufgelegt, aber sie hatte schon genug daran, doch nun allein und unbeobachtet sein zu können. Aufathmend öffnete sie das Fenster und schaute hinaus über die eingeschneiten Häuser, aus denen man da und dort noch ein Lichtlein schimmern und wie ein immer breiter werdender bläulich gelber Streif über den Schnee vor dem Fenster hinaus leuchten sah; und hinauf zu den

röthlich ſchimmernden Bergſpitzen, deren eigenthümliches Glühen wol eine Sturmwoche verkünden mochte. Leiſe ſchlich die Ach hart neben dem Hauſe dahin, und Dorothee wollte ſich zwingen, in Gedanken ihren Lauf bis zum Bodenſee zu verfolgen in der Hoffnung, daß auf dem langen Wege doch irgend ein Zeitvertreib zu finden ſein werde.

Es gelang ihr nicht, die Gedanken anzubinden. Schon vor der Hausthüre begegnete der aufgeregten Einbildung Andreas, wie er leibte und lebte, und ſie begriff nicht mehr, wie ſie ſich um ihn ſo viel kümmern konnte, ihm es ſchon für ein großes hielt, daß er ſich einige Male wie andere vernünftige Menſchen zu benehmen ſuchte. Wenn er anders geworden wäre, hätt es ihn gewiß früher heimgetrieben zu Weib und Kind, daß man ihn daran nicht mehr hätte mahnen müſſen. Das alles mußte Dorothee ſich jetzt geſtehen, und es war ihr dabei ſtets, als ob jemand mit durchdringenden Blicken ſie verfolge. Schon wollte ſie das Fenſterchen ſchließen, da glaubte ſie das Geräuſch von Tritten zu hören und ſah gleich darauf, wie ein ſchwer beladener Schlitten von zwei Männern vor dem Hauſe vorbei gezogen wurde.

Das Mädchen horchte. „Wenn doch nur der Sturm noch wartet, bis wir auch dem Krämer ſeine Sachen unters Dach gebracht haben," flüſterte der Eine.

Dorothee zitterte. Sie hatte die Stimme des Geliebten erkannt.

„Sei du zufrieden, wenn du deinen Plunder haſt. Der Krämer kann mir einige Träger mitgeben ode

meinetwegen alles bei der Brunnenstube verschneien laſſen," verſetzte Hansjörg mit heiſerer Stimme.

Dorotheen wars, als ob der ſchneidende Windſtoß ihr den Geruch fauler Aepfel entgegentrüge. Erſchrocken fuhr ſie zurück und ſchlug das Fenſter vielleicht noch um ſo heftiger zu, damit die Beiden daran erinnert würden, wie leicht man ſie belauſchen könnte. Der Schleichhandel kam ihr noch nie ſo verdächtig vor wie jetzt, aber mit den Beiden, die ſie eben gehört hatte, war ſie doch nicht ſo bald fertig wie mit dem Andreas. Es wär ein Büchlein davon zu ſchreiben, wie ſie von den ſchrecklichſten Gedanken, dann wieder von böſen Träumen gequält wurde, wie ſie ſann und betete, bis endlich — endlich das Morgenroth über die nahe Fluoh heraufdämmerte.

Zum lieben Glück hatte man dieſen Tag das Haus voll Gäſte, die das Mädchen kaum einen Augenblick zu ſich ſelbſt kommen ließen. Es waren viele da, die über Mittag trotz ihrer Sparſamkeit lieber im Wirtshaus blieben, als in ihre entlegenern Wohnungen eilten, da ſie es für eine Gewiſſensſache hielten, beſonders an einem ſo ſtürmiſchen Tag wie dem heutigen, wo Gott ſich ſeinen Zorn einmal recht anmerken ließ, auch den nachmittägigen Gottesdienſt nicht zu verſäumen.

Auch Andreas war über Mittag nicht heimgekommen und ſaß auf ſeinem alten Platze. Als Dorothee nun einmal einen freien Augenblick hatte, wollte er ſie, ohne die vielen Anweſenden zu berückſichtigen, ſogleich neben ſich auf einen Stuhl ziehen. Das Mädchen jedoch ſprang, einen Schrei ausſtoßend, mehrere Schritte zurück und

ſchickte dann, als es von ſeinem Schrecken ſich wieder ein wenig erholt hatte, die Wirtin an den Tiſch, wo nun Andreas den Aerger an den in einem Weinglas aufgeſtellten Cigarren auslaſſen zu wollen ſchien. „Iſt das ein elendes Kräutlein, das nicht brennt und nicht geht, elend wie die ganze Wirtſchaft,“ rief er immer wieder, verſuchte ein Stück nach dem andern und warf es dann zum Fenſter hinaus.

Der Wirtin ward das endlich zu viel, und als nun Andreas gar noch die Aeußerung fallen ließ, er denke nicht daran, die weggeworfenen Stücke zu bezahlen, ſagte ſie ihm vor allen Leuten die Meinung, daß er es zur Erforſchung des Gewiſſens nicht beſſer und genauer hätte wünſchen können. Er ſagte auch ſpottend, hier könne man ſich nun auf die Beicht gehörig vorbereiten, aber niemand lachte über dieſe Bemerkung, und ihn ſelbſt erſchreckte die plötzlich entſtandene Stille ſo, daß er, anfangs verlegen, ſich nun erſt recht in ſeinen Zorn hinein zu reden begann. Immer wieder dachte er ans Beichten. Noch nie kam er ſich ſo ſchlecht vor als jetzt, da auch Dorothee ihn verließ, deren Freundlichkeit ihm doch ſo wohl gethan hatte. Aber weg mit ſolchen Gedanken, ſagte er ſich, ein volles Glas Wein hinunterſtürzend und ſchrie: „Kein Gericht und kein Amt kann mich zwingen, geſchmuggelte ſchlechte Waare zu zahlen, die hier um den Preis der guten verkauft wird. Zeigt mich nur an, dann werdet ihr Wunder ſehen. Ich kenne die Waare ſchon auch.“

„Sie iſt von deinem Schwiegervater und noch kein Menſch hat ſie getadelt,“ verſetzte die Wirtin.

„Natürlich," spottete der Andreas, „weil die dummen Bauern was Rechtes gar nicht kennen. Ich aber will schon Zeugen bringen, welche sagen daß ichs kenne. Wer mit mir Händel anfängt, muß sie haben."

„Mache was du kannst," sagte die Wirtin.

Dorothee zitterte für den Geliebten und ihren Bruder. Alles Frühere für den Augenblick vergessend, näherte sie sich ihm und es gelang ihr leicht, den schon etwas Angetrunkenen zu besänftigen. Er zog sie neben sich und sagte: „Du Trotzkopf hast nicht einmal mehr mit mir dich unterhalten wollen."

„Ich will noch nicht," rief das Mädchen und machte eine vergebliche Anstrengung sich zu befreien. Die Wirtin eilte der noch Ringenden zu Hülfe, doch sie kam schon zu spät. Dutzende von Händen hatten den Andreas beim Kragen, bei den Haaren, den Händen, überall erfaßt, und eine Minute später lag er neben der steinernen Stiege vor der Thüre bei den zerstreuten Cigarren im Schnee.

„Das ist euch nicht geschenkt!" hörte man ihn keuchen, indem er sich aufrichtete. „So geht man nicht heim; ihr sollt aber merken, wohin ich gegangen bin, und bis dahin will ich nicht mehr in dieser Gemeinde übernachten; fort, fort!"

Und fluchend eilte er weg, wirklich nicht seiner Heimat, sondern dem Schnepfauer Walde zu.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wie ſich der Andreas rächt und was daraus entſteht.

Als Hans am Samstag aus der Krone heim gieng, wo er die Wirtin an ihre Pflicht als Hausmutter erinnert hatte, wurde er vom Krämer, der ihn nicht gern von Dorotheen kommen ſah, zu einer Unterredung in die Stube gerufen. Ein Wort gab nun das andere und man trennte ſich nicht mehr, bis Hanſens Heirat mit der Zuſel eine ausgemachte Sache war. Hans wünſchte die Hochzeit noch zu verſchieben, der Krämer jedoch war um ſo weniger dazu geneigt, weil er bei der Unterredung die unentſchloſſene Rath- und Thatloſigkeit des Burſchen aufs neue kennen lernte. Schnell mußte da wol alles gehen, wenn es nicht wieder vergehen ſollte. Daß er Dorotheen beſuchte, nachdem dieſe von Zuſels Freundinnen abermals ins Geſchrei gebracht wurde, blieb jedenfalls verdächtig. Der Krämer thät nun alles, um die Sache ſo ſchnell als möglich ins Reine zu bringen.

Er verſprach dem ſtolzen Töchtermann ſogar, nun als Mitglied einer angeſehenen Verwandtſchaft ſeine allerdings zuweilen entehrenden Händelchen, die böſe Zungen Wucher zu nennen beliebten, für immer aufzugeben, ſobald ſein Laden geräumt ſei. Hanſen wurde ſchon um vieles leichter, als ihm endlich das Ja glücklich abgeſchwätzt war. Nun hatte das Predigen der Mutter ein End und er war doch im Klaren darüber, was er zu thun hatte. Man thäte nicht recht, es nur dem vom Krämer aufgeſtellten Weine zuzuſchreiben, daß ihm ſo wohl wurde neben dem ſchönen, heute ſeltſam ſtillen Mädchen und er ſpät Abends in der beſten Stimmung das Haus verließ.

Den Krämer hatte es etwas nachdenklich gemacht, daß die Gläſer des Paares beim Anſtoßen keinen Klang von ſich geben wollten, obwol er ſah, wie ungeſchickt der Burſche ſein Glas in die Hand nahm. Schließlich aber lachte er über ſich ſelbſt, die gute Stimmung ſtellte ſich wieder ein und er begann an der Erfüllung des gegebenen Verſprechens zu arbeiten. Von jetzt an wollte er ganz ruhig und behaglich leben. Sogleich ſchrieb er an einige Geſchäftsfreunde, um die in letzter Zeit gemachten Beſtellungen zu widerrufen und erfreute ſich dabei noch an dem Weine, welchen die Verlobten auf dem Tiſche hatten ſtehen laſſen. Dann ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl, kreuzte die Arme und malte ſich ſeine Zukunft mit den lieblichſten Farben, bis Hansjörg kam und um einige Träger zur ſchnellen Beförderung der Waaren bat, die er

glücklich bis zur Brunnenſtube beim Liggſtein gebracht habe.

Der Krämer gab ihm drei Thaler und ſagte: „Da nimm und ſuche dir deine Leute ſelber aus, aber zuerſt komm und trink.“

Erſtaunt ſah der Schwärzer die Gläſer auf dem Tiſch. Dann that er einen herzhaften Schluck.

Der Krämer fuhr fort: „Bring alles zum Andreas in den Stadel. Ich mag nicht hinein, damit ich weniger verrathen werde. Jetzt ſchon gar nicht mehr, da nun doch alles bald aus iſt. Der Vater der jungen Stighoferin treibt keine ſolchen Händel mehr und du kannſt mir morgen deine Rechnung bringen.“

Dem Hansjörg war es im Kopf, als ob ihm jemand unverſehens eine recht gottserbärmliche Ohrfeige gegeben hätte. Alles drehte ſich ſurrend um ihn herum, und ohne auch nur noch gute Nacht geſagt zu haben verließ er die Stube. Mit welcher Luſt er nun an die Ausführung des Auftrages gieng, den er mit den drei Thalern erhielt, kann ſich wol denken, wer noch ſo wenig als er vergaß, welche Hoffnungen ihm der Krämer einſt im Wald ob der Halde gemacht und ſeither immer mehr oder minder genährt hatte. Trotzdem aber merkten die gedungenen Gehülfen, unter denen auch der Jos wieder war, nichts Beſonderes an ihm, als ſeine Ermüdung, die ſie natürlich fanden, ſobald ſie die Laſten ſahen, die er den Tag über zur Brunnenſtube geſchafft hatte.

Am Sonntag, während in der Krone der Andreas hinausgeworfen wurde, rechneten Hansjörg und der

Krämer, der heute nicht karg war, im Frieden mit einander ab. Kein böses Wort wurde gewechselt. Hansjörg war dem Krämer sogar zu still, zu ergeben, und er hätte ein gesundes Aufbegehren weit lieber gehabt, als diese Ruhe, die weiß Gott was verbergen mochte. Es war eine förmliche Herausforderung, als der Krämer schließlich sagte: „Von der Heirat kannst du erzählen wem du willst. Am nächsten Sonntag wird sie freilich verkündet, aber es ist mir lieb, wenn die Leute schon jetzt wissen woran sie sind."

„Zu Befehl," sagte der Soldat trocken und gieng. Ihm that die Geschichte zu weh, als daß er hätte aufbegehren können. Nur Klagen hatte er, Klagen über seine Einfalt, die ihn ins Netz des bekannten Spitzbuben gerathen ließ, und über die böse Welt. Aber um alles hätte er seine Gefühle vor dem herzlosen Manne nicht äußern mögen.

Nun war der Krämer am Ziel. Er sah seine kühnsten Hoffnungen sich der Erfüllung nahen, und es waren doch elende Kleinigkeiten genug, ihm die Freude zu verderben. Zuerst lag das Klirren der Weingläser ihm in den Ohren, und nun hatte er stets Hansjörgs ernstes Gesicht mit dem unheilverkündenden Schatten vor sich. Schonungslos hatte der Mann jeden getreten oder geworfen, der ihm auf dem Wege zu seinen Zielen hindernd entgegentrat, und nun sollte er nicht einmal mit bloßen Einbildungen fertig werden. Leichter freilich wärs gegangen, wenn er Zuseln recht fröhlich gesehen hätte. Die aber schlich wie ein Schatten herum und

fragte wohl faſt ein Dutzend Male: Was doch auch Hansjörg zu der ſchnellen Wendung der Dinge geſagt habe? Erſt am Montag, als der Krämer das Haus verließ und an ſeine neue Stellung in der Gemeinde, ja ſogar ſchon an Aemter und Ehrenſtellen dachte, die dem wohlhabenden Mitglied einer ſolchen Verwandtſchaft in ſeinem Ruheſtand nicht mehr fehlen konnten, vermochte er ſich des Errungenen wieder ganz von Herzen zu freuen. Er machte, damit Hans nicht in ſeinem Behagen geſtört werde und nur mit ſeiner Mutter über ſein Vorhaben rede, die zur Vorbereitung der Hochzeit nötigen Schritte ſelbſt und weidete ſich an dem Erſtaunen der Leute, daß die Sache noch ſo ſchnell ins Reine gekommen ſei. Ein Vergnügen aber war ihm auch dafür zu gönnen, daß er an einem ſo ſtürmiſchen Tage den Pfarrer und den Vorſteher, Muſikanten und Kleidermacherinnen aufſuchen mußte. Sicher würden alle Häuſer abgedeckt worden ſein, wenn nicht die allerdings nur noch unbedeutende Schneelaſt die Schindeln feſtgehalten hätte. Dabei ſtoben die großen Flocken herum, daß man halbe Viertelſtunden lang nicht von einem Hauſe zum andern ſehen konnte. Wer einen Gang zu machen hatte, kam geſchloſſenen Auges auf dem verwehten Wege daher, als ob er einen ſchwerbeladenen Schlitten nachziehen müßte. Doch wenn ein vortheilhaftes Geſchäft zu machen war, pflegte der Krämer ſich weder von Schloßen noch Schneeflocken abſchrecken zu laſſen. Und galt es jemals ein vortheilhafteres als heute? Am Sonntag mußte Zuſel ſich als Braut gehörig ſtellen, und nun ſollten

Schuſter, Schneider und Nähterin den Arbeitszuwachs doch rechtzeitig erfahren.

Es gieng ſchon ſtark gegen Abend, als er, von ſeinen vielen Ständen und Gängen zurückkommend, vor dem Hauſe des Rößlewirts anlangte, dem er noch den gewiß willkommenen Auftrag hinterlaſſen wollte, daß er ſich auf einen gehörigen Hochzeitsſchmaus vorzubereiten habe.

Des alten Mannes übrigens noch ziemlich gute Augen waren von der Schneewolke, die ihn im Freien überall umgab und jeden dunkleren Ruhepunkt verhüllte, ſo angegriffen und geblendet, daß er einen Grenzjäger, der ihm unter der Hausthüre entgegen kam, beinahe noch umgeſtoßen hätte. Und noch war der Schreck über den unvermutheten Anblick des grünen Kragens ihm nicht aus den müden Gliedern, als ein kräftiger Arm ihn in einen Winkel ſchob und Hansjörgs aus tauſenden zu erkennende Stimme ihm kühl und faſt verächtlich einen guten Abend wünſchte.

„Jetzt iſts gefehlt!“ klagte der faſt zu Tod erſchrockene Krämer und taumelte in die Stube.

Hier aber ward er nicht beſonders freundlich empfangen. Mehrere Tauſende der von ihm gekauften Cigarren hatte der Grenzjäger hier gefunden und für ſtreng verbotene Waare erklärt. Nach dem Berichte des Wirtes war es nur dem Treiben und Fortdrängen Hansjörgs, der als des Grenzjägers Schlafkamerad noch viel bei ihm galt, und ſeinen liſtigen Antworten auf alle an den Wirt gerichteten Fragen zuzuſchreiben, daß der Krämer nicht verrathen wurde.

„Er iſt aber doch der Verräther. Niemand kann das wie er und hat ſo viel Grund, wenn er ein Auge hergeben will, daß ich beide verliere," jammerte der Krämer.

„Die Kronenwirtin," erzählte nun eine Magd, „hat viel eher deinen Töchtermann, den Andreas, im Verdacht. Er ſoll geſtern bei ihr im Zorne fort ſein und mit etwas Derartigem gedroht haben."

Der Krämer, nur Hansjörgen fürchtend, glaubte das nicht, aber mit Schrecken dachte er an die im Stadel verſteckten Waaren. Sollten die ihn jetzt, wo er aufhören wollte, noch in Unglück und Schande bringen? Mit der Kronenwirtin mochte der Trunkenbold Händel haben, doch ihn, den Schwiegervater, durfte er wol ſchon aus Eigennutz nicht in eine ſo hohe Geldſtrafe bringen. In der Krone fand die erſte Hausſuchung ſtatt, Dorothee mochte dem Bruder das geſchwind berichtet haben und nun ließ das Uebrige ſich denken. Andreas machte die erſte Dummheit nur, weil er nichts von der Waare in ſeinem Stadel wußte. Aber Hansjörg, der verkaufte, ins Joch geſpannte, angelogene, ausgebeutete und weggeworfene Hansjörg mußte heute die Gelegenheit ſich zu rächen mit Freude benützen. Dem ſonſt ſo weitſehenden Mann hätte einfallen ſollen, daß der beeidete Soldat fürchten mußte, am tiefſten in die ihm gegrabene Grube zu fallen. Er meinte, der Kampf zwiſchen Verſtand und Leidenſchaft ſei ſchwer zu berechnen, und da hatte er ganz recht. Selbſt ihm gelang es nicht, ſonſt würde er viel ruhiger bei ſeinem Schoppen geſeſſen ſein.

Hansjörg, der auch den Vorrath ſeines Freundes, den ganzen Reichthum des Jos und die Sparpfenninge ſeiner armen Freunde neben der Waare des Krämers verborgen wußte, war faſt zu Tod erſchrocken, als er vom Grenzjäger, den er zufällig antraf, erfuhr, warum er bei dem Unwetter mit dem betrunkenen Andreas ins Dorf gekommen ſei. Wol redete der alte Bekannte ſo freundlich und offen, daß Hansjörgen alle Angſt wieder vergangen wäre, wenn er nicht gefürchtet hätte, der Krämer könnte von einem der Wirte verrathen werden, um ſich ſtraffrei zu machen. Schon ſich ſelbſt und dem Jos zu lieb mußte der Spitzbube dießmal geſchützt werden. Zum lieben Glücke kannte er den Grenzjäger als einen grundgemüthlichen Kerl, der gewiß kein Wäſſerlein trübte, wenns nicht von ſeiner traurigen Pflicht gefordert war. Da ſchien es das Klügſte, gleich mit ihm in alle Wirtshäuſer zu gehen, die durchſucht werden mußten, und mit Scherz und Ernſt ſo viel als möglich alles abzuſchneiden, was den pflichttreuen Freund etwa zu weitern Fragen und Unterſuchungen zwingen mußte. Wol war das ein ſehr gewagtes Spiel, aber der Schwärzer fand kein anderes Mittel, ſich und diejenigen, an die ſein Schickſal nun einmal gekettet war, zu retten.

Der Krämer aber legte den Eifer ganz anders aus, mit welchem Hansjörg ſich dem Grenzjäger nach dem Berichte des Rößlewirts dienſtbar zu zeigen ſuchte. Wenn er ſein eigener Angeber wurde, ſo ſuchte er ſich doch jedenfalls noch einen vielleicht mächtigen Fürſprecher zu gewinnen. Das erklärte alles, oder beſſer der Krämer

glaubte, daß er an Hansjörgs Platze ſo handeln würde. An ſeinem Platz! Es war das erſte Mal, daß der Krämer ſich in die Lage eines Menſchen dachte, der ein Opfer ſeiner Geldgier wurde. Jetzt aber that er das, gedachte ſchaudernd der großen Rechnung, welche geſtern nicht ausgeglichen ward, und glaubte nun zu wiſſen, was er zu erwarten habe.

Und was Hansjörg, dem er vielleicht zweimal ſein Lebensglück zerſtörte, gegen ihn auch unternehmen mochte, er konnte ihm nicht Unrecht geben. Ja das war noch beinahe das Quälendſte, daß bei allem dem ein herzliches Mitleid mit dem Armen ſich in ihm zu regen begann. Es litt ihn nicht lange bei ſeinem Schoppen. Auf mußte er, fort, hinaus in Nacht und Sturm, wo er wenigſtens ungeſtört ſinnen konnte.

Mit zitternder Hand legte er zwei Sechſer neben den kaum berührten Schoppen und gieng. Jetzt ſchien ihm der verſchneite Weg nicht mehr gar ſo ſchlecht zu ſein, auch peitſchte der Sturm einem den Schnee nicht mehr gar ſo arg ins Geſicht als Nachmittags. Nur ſehen konnte man auch jetzt nicht weit, das war wo möglich ſchlimmer geworden; und doch hätte er es vermeiden mögen, unverſehens jemandem zu begegnen, da man ja leicht Verdacht ſchöpfen konnte, wenn man ihn auf dem Wege ſah, während ein Grenzjäger im Dorfe verweilte.

Unwillkürlich verließ er den durchs Dorf hinein zu der Wohnung des Andreas führenden Weg und merkte nun, daß ihn der alte Schnee ganz vortrefflich trug. Er

lief alſo gerade ſo bequem oder unbequem ob dem Dorfe hinein, als durch die verſchneite und überdies unter der glatten Decke des neugefallenen Schnees recht holperige Gaſſe, mußte nicht zwiſchen Häuſern hindurch und war ſicher, das ihm kein Menſch begegne. Schon eilte er hinauf, als ob es das Leben gelte. Schon mußte er jedem, der im Dorfe war, in der Schneewolke verſchwunden ſein, und doch eilte er immer noch weiter hinauf, bis er ſich endlich ein wenig ſtill zu ſtehen und zu verſchnaufen gezwungen fühlte. Bitter lachend ſank er zuſammen. Es wurde ihm jetzt nicht ſo ſchnell zu kalt auf dem neugefallenen Schnee. Er ſaß und ſann, während es im Thale dunkler und dunkler ward. Zum Theil war es ihm doch noch lieb, daß Hansjörg ſich zu ſolchem verrätheriſchen Spitzbubenſtreich fähig zeigte. Nun hatte man wenigſtens die Beruhigung, ihn an und für ſich ſchon für einen grundſchlechten Kerl halten zu dürfen, an dem wol nicht viel mehr zu verderben geweſen war. Die tauſend Gulden oder was der Spaß allenfalls koſtete, konnte er den Kindern ohne Sorge noch wegnehmen und mithin war dann alles wieder aus. Alles? Wahrhaftig nicht. Es blieb noch der heilloſe Spott und die frömmelnde Schadenfreude aller der Einfaltspinſel zu überſtehen, die in den elenden Neſtern ihrer Väter gewiſſenhaft am Hungertuche nagten und ſchon längſt gerne ſehen wollten, wie lang er es treiben könne bis ihm endlich das Waſſer in die Schuhe rinnen werde. Nicht überſtanden und ſicher kaum zum Ueberſtehen war das Gejammer der alten Stigerin, die mit frommem Augen-

verdrehen jedes Abweichen von Geſetz und Ordnung zu verdammen pflegte. Aengſtlich malte der Krämer ſich die traurigen Folgen dieſes verwünſchten Zwiſchenfalles aus, alles Mögliche, ja noch viel Unmögliches fiel ihm ein, nur das nicht, daß Hansjörg ihn ſo gut als möglich aus der Geſchichte zu wickeln bemüht ſei. Wäre er nur ſicher geweſen, daß die Beiden jetzt noch nicht im Stadel herumſchnüffelten, ſo würde er gleich hinab gegangen ſein, und wenigſtens ſo viel als irgend möglich zu retten verſucht haben. Vielleicht noch das Meiſte! Ja, und dann wäre Hansjörg vergebens ſein eigener Verräther geworden! Es war zum Raſendwerden, ruhig hier ſitzen zu ſollen, während da drunten weiß Gott was geſchehen oder verſäumt werden konnte. Traurig blickte er über das Dorf, welches wie ein ſchwarzer Strich unter ihm ſich hinzog, wenn das Schneegeſtöber einmal für eine Minute freie Ausſicht ließ. Alles war dann ruhig und ſtill, die meiſten Häuſer mußten des Unwetters wegen ſchon von allen Seiten geſchloſſen ſein, denn nur hie und da ſah man den Schimmer eines Lichtes. Jetzt ſaßen ſie beim Nachteſſen oder beim Abendroſenkranz, ſtill und behaglich wie er es früher daheim hatte, da die Aeltern noch lebten und alles im Frieden beiſammen war. Welch ein unruhiges Leben hatte er durchlebt ſeit damals, wie viel ſich verſagt und wie oft gegen die eigene Ueberzeugung reden und handeln müſſen, um ſchließlich hier zu ſtehen wie ein Ausgeſtoßener, während der Sturm jeden heim trieb und auch des elendeſten Neſtes froh machte. — Regierte denn nicht Geld die Welt?

oder fehlte ihm das? Nein, er war einer der Wohlhabendsten und sollte nicht mehr in sein Heimatsdorf, etwa zu seiner armen Angelika und ihrem holden Kinde gehen dürfen? Jetzt gleich wollte er es zeigen, und mochte daraus entstehen was wollte, er konnte schon zahlen. Nebenbei ließ sich dann wol erhorchen, wie es im Stadel stand. Vielleicht gelang es ihm noch, wenigstens den Tabak und das Schießpulver auf die Seite zu bringen, und die ungestempelten Kalender, und den Kaffee, und die Tuchballen, und alles. Dann konnte er später, so zwischen Feuer und Licht, auch ganz behaglich daheim sitzen, so behaglich als einer. Das bisherige Leben war nur ein beständiger Krieg gewesen, nun aber mußte Frieden werden für die letzten Tage. Ein Heimweh, eine nie so empfundene Sehnsucht nach einem ruhigen gottgefälligen Leben erfaßte ihn. Die Lichter da drunten sah er nur noch in den Thränen schwimmen, die seinen Augen entquollen. Er wollte gewiß ordentlich und fromm werden, recht fromm, und zur Messe gehen und Stiftungen machen und alles — nur noch heute, zum letzten Mal, sollten List oder Gewalt ihm irgendwie durchhelfen. Hansjörg mußte noch ungefährlich gemacht und Zusel in Ehren versorgt werden auf dem Stighof, sonst wars ja gar nicht möglich, seinen guten Vorsätzen gehörig nachzukommen.

Mit solchen Gedanken beschäftiget war er, immer schneller gehend, endlich beim Stadel seines Töchtermanns angelangt. Derselbe stieß gegen die durchs Dorf gehende Gasse hinab hart an den hintern Theil

des der Gasse entlang stehenden Hauses, den die Stallungen und Heulager einnahmen, während die Wohngebäude sich jenseits des mitten auf dem hohen Dachfirst aus dem Schnee hervorragenden Kamins befanden. Aber wie fern auch der Stadel der Wohnstube stand, hörte der Krämer doch, wie Angelikas Margrethle mit vor Weinen halb erstickter Stimme der Mutter rief. Zuerst glaubte er, sich jetzt um Wichtigeres kümmern zu müssen, als das Schreien eines Kindes, dessen Mutter gewiß in der Nähe war. Aber das Kind rief immer schmerzlicher, so daß er endlich, wenn auch mürrisch, hinüber fragte: „Wo ist denn die Mutter?“

„Beim Großvater.“

„Das ist nicht wahr,“ sagte er etwas freundlicher. Das Mädchen mit den goldigen Locken und dem schnellen Blicke hatte längst sein Herz gewonnen und er spielte lieber mit ihm, als er früher mit seinen eigenen Kindern gespielt hatte. Das Margrethle wußte das und seine Stimme klang viel heiterer, als es dem schon Erkannten zurief: „Komm doch herein! Ich geh gleich mit, wenn die Mutter auch weg bleibt.“

Der Krämer vergaß, warum er her kam und gieng in die Stube. Das Mädchen war allein und erzählte, daß die Mutter schon vor dem Dunkelwerden das Haus verlassen habe. „Der Vater,“ klagte dann das Kind, „ist Nachmittag heim gekommen und hat nicht mehr gehen und kaum reden können. Dann ist er ins Bett. Die Mutter ist aufs Kanapee gefallen und liegen geblieben, aber sie hat nicht geschlafen. Geweint hat sie recht

grauſam und ich hab auch weinen müſſen. Die Kühe haben das Futter viel zu ſpät bekommen, dann iſt die Mutter fort zu dir und hat geſagt, ſie frage dich, ob es nicht auch für uns noch Platz gäb in deinem Hauſe, weil es hier doch nicht mehr zum Aushalten ſei."

Nun konnte der Krämer ſich alles erklären. Es that ihm wohl, daß jetzt auch Angelika, die ſich bisher immer etwas ſcheu ſtellte, zu ihm die Zuflucht nehmen und ſo das Werk ihrer ſtolzen mütterlichen Verwandten öffentlich verdammen wollte. Nun waren noch ſchöne Tage zu erleben in ſeinem Hauſe. „Möchteſt du zu mir?" frug er freundlich.

Das Kind warf einen traurigen Blick nach dem Schlafzimmer des Vaters und antwortete: „Ich möchte nicht mehr da bleiben, wenn die Mutter gehen thät. Wenn doch nur der Vater nicht krank wär! O du hätteſt ihn heute ſehen ſollen! Er hat nicht einmal eſſen mögen und der fremde Mann mit dem langen Rock und dem grünen Kragen und dem großen Meſſer iſt allein bei dem Braten geweſen, den Mutter ſchon geſtern Abends für den Vater gerichtet und heute weinend wieder gewärmt hat."

Das erinnerte den Krämer wieder an den Stadel. Haſtig langte er nach der Laterne auf dem buntbemalten Wandſchrank und indem er die darin ſtehende Lampe raſch anzündete, ſagte er: „Die Mutter kommt ſchon, leg dich nur aufs Kanapee bis ſie kommt und ſchlaf — oder bete."

Ohne ſich noch um die Einwendungen des Kindes zu kümmern, verließ der Krämer die Stube und eilte

dem Stadel zu. Seine Haſt, die alle Vorſicht vergaß, mußte ihn verrathen, wenn irgend ein Beobachter in der Nähe war. Trug er doch ſogar die Laterne ganz frei in der Hand, als ob es keinem Menſchen auffallen könne, wenn er geſehen werden ſollte. Von vorſichtigem Horchen vor Eröffnung des großen Thores war keine Rede mehr. Erſt als er im Stadel war, dachte er daran, wie ſehr er die Beiden ſchon hier zu treffen fürchtete. „Gott Lob und Dank!“ hauchte er, als er alles in Ordnung fand. Auf dem Boden, unter welchem er ſeine Waaren verſteckt wußte, lagen eine Menge Hobelſpähne, wie ſie Hansjörg immer herumzuſtreuen pflegte. Die in viele Theile zerlegt hier an der Wand aufgebeigten Heuwagen warfen lange, geſpenſterhaft ausſehende Schatten an Wand und Decke, deren ſonderbares Nicken und Winken dem Krämer grauſig vorkam, einem Andern aber ſicher nur das Zittern der Hand verrathen hätte, welche die Laterne krampfhaft feſt hielt. Endlich ſtellte er ſie auf den Boden und ſchrie vor Schrecken laut auf, als er dabei die Schatten länger werden und gegen ihn heraus fahren ſah. Seine Hand war zu unſicher, ſein Arm zu kraftlos, um gleich eines der ſchweren Bretter zu heben, welche loſe neben einander gelegt, den Boden des Stadels bildeten. Er glaubte jemand reden zu hören und nun dachte er mit Schrecken an ſeine Vorſichtsloſigkeit beim Hereingehen. Es war nichts Gewiſſes zu erhorchen, denn der Sturm, obwol er jetzt bedeutend nachgelaſſen hatte, pfiff, brummte und klapperte noch überall. Aber das nun — was war das? Sturmläuten

in der Pfarrkirche! Der Krämer fuhr zuerſt erſchrocken auf, dann aber zog etwas wie ein Lächeln über ſein Geſicht. Gott, nun bin ich ſicher da, gewiß ganz ſicher. Jetzt haben ſie zu thun ohne mich. Wie doch alles auch wieder zu etwas gut iſt! Es ſoll nur brennen meinetwegen, wenn nur — "

Er eilte vor den Stadel, um zu ſehen wo Feuer ausgebrochen ſei. Aber er ſah nichts und hörte, da es wieder windſtill geworden war, die Glocke ganz regelmäßig anſchlagen, während die Wellen des Sturmes nur einzelne Klänge da herein getragen hatten. Ha, nur Feierabend läutete es, zur Ruhe und zum Gebet. Alle konnten daheim bleiben und ſich wohl ſein laſſen, nur er nicht. Und da kamen auch noch Zwei ſchnellen Schrittes die Gaſſe herauf?! Der Eine juſt ſo groß wie der Grenzjäger, und auch der lange Rock und die Bewaffnung. Herrgott! und der Andere redete und war wie der ganze leibhaftige Hansjörg. O jetzt hätte es brennen ſollen, fürchterlich, daß alles zu thun gehabt hätte. Fliehen? ein Alter zwei Jungen entrinnen? Unmöglich, und zudem hatte er ſich vorhin ſchon mit der Laterne verrathen. Die Beiden kamen näher, näher — brennen mußte es oder er war verloren, gefangen neben den Beweiſen wie ein Dieb. Und dann das Lächeln Hansjörgs — und Dorotheens, wenn gar auch aus Zuſels Heirat nichts mehr werden ſollte. Das konnte man um keinen Preis erleben!

Wäre der Krämer noch wenige Sekunden auf ſeinem Platze geblieben, ſo hätte er die Beiden hinter

dem ſtattlichen Hauſe ſeines Töchtermanns wieder verſchwinden ſehen. Aber es litt ihn nicht mehr auf ſeinem Platze. Schon in der nächſten Minute mußten ſie im Stadel ſein, daran hätte er ſeine Seligkeit ſetzen dürfen. Nun, ſie ſollten ſchon Arbeit bekommen, daß er auf eine Weile vergeſſen wurde. Als ob es das Leben gelte, ſprang er in den Stadel zurück, riß das Licht aus der Laterne, zündete mit zitternder Hand in einen Haufen Hobelſpähne, und ſchon im nächſten Augenblick wälzte ſich die Flamme größer und größer werdend über den Boden hin gegen die ordentlich aufgebeigten Heuwagen, deren Schatten jetzt der Krämer mit furchtbarer Schnelle kleiner und kleiner werden ſah. Schon kniſterte und praſſelte es, daß nichts mehr zu hören war vom Toſen des Sturmes, der jetzt das Thor aufwarf und die ſchon überall emporleckenden Flammen gegen den Holzvorrath hintrieb, welcher in der dem Hauſe zugekehrten Ecke des Stadels aufgehäuft war. Die Hitze wurde ſchon faſt unerträglich. Der Krämer hatte gleich fliehen und das Löſchen und Lärmſchlagen ſeinen Verfolgern überlaſſen wollen, jetzt aber ſtand er zitternd und innerlich verzweifelnd vor ſeinem Werke, bis es ihm zu heiß wurde. Sollte noch gar das Haus in Gefahr kommen und die Nachbarſchaft? Himmel, das hatte er nicht wollen! Ohne noch an die Folgen zu denken, die es für ihn haben mußte, wenn er hier von denen angetroffen wurde, die zuerſt zur Hülfe herbei eilten, trug er einen Arm voll Schnee nach dem andern herein, um vielleicht die wachſende und wachſende Flamme doch noch ein wenig zu

zähmen. Erſt als er gelbliche Streifen an der Decke herum ziehen ſah, wie vorher die Schatten der jetzt in vollem Brande ſtehenden Heuwagen, und als draußen die Dachtraufe zu plätſchern begann nicht nur, wie wenn der heißeſte Frühlingstag den Schnee zu ſchmelzen beginnt, ſondern gerade wie ein Brunnen, ſank er vernichtet nieder und ſtarrte gleich einem Wahnſinnigen in die immer wilder um ſich ſchlagende Flamme, bis hart neben ihm ein Dachbalken herunterſtürzte und zwei Bretter des Bodens brach, daß er nun auch ſehen konnte, wie ſeine Waarenballen Feuer fingen. Mit einem lauten Schrei dachte er an das Schießpulver und ſtürzte hinaus. Ohne zu wiſſen, wohin er gieng, eilte er wieder ob das Dorf hinauf. Er hatte keinen andern Gedanken mehr, als den, dem Schießpulver und dem furchtbaren Gepraſſel zu entrinnen. Ohne Furcht, ſich zu verrathen, würde er um Hülfe gerufen haben, wenn er nicht durch den Schreck und die Angſt um Beſinnung und Stimme gekommen wäre. Aber die Nachbarn in ihren wohlverſchloſſenen Häuſern hörten jetzt das Gepraſſel und eilten hinaus. Die Erſten kamen mit leeren Händen auf den erhellten Platz, als eben das letzte Waſſer des auf dem Dache geſchmolzenen Schnees in das leiſe ziſchende Flammenmeer tropfte. Schon begann auch die Dachtraufe des Hauſes zu rinnen und lawinenartig ſtürzte der Schnee vom hohen Dachſtuhl nieder. Ein gewaltiger Windſtoß trieb die weit über den Stadel hinwallende Flamme gegen das Haus, an deſſen oberer Ecke ſie ſchon im nächſten Augenblick mit der Schnelligkeit des Sturmes

rechts und links emporklomm. Das Feuer ſchwoll und ſchwoll, die einzelnen Flammenſtränge liefen wie Bäche zuſammen, der Sturm trug den erſten ſchrillen Klang der Sturmglocke wie einen Wehruf übers Dorf, deſſen hintere Hälfte verloren war, wenn der Wind nicht ruhiger wurde. Die zum Löſchen Herbeigekommenen jammerten, beteten und riefen den Bewohnern des weiter und weiter nach vorn in Brand ſtehenden Hauſes. Viele Nachbarn eilten, um die eigene Habe noch zu retten, und dem mit Hansjörg herbeigekommenen Grenzjäger fehlte es wieder an Leuten, als er, um weiteres Unglück zu verhüten, das Haus niederzureißen befahl. Die Gegenwärtigen wollten nicht an ein ſo ſchönes Haus. „Und Andreas,“ riefen mehrere, „und Angelika!“ ſchrie Hans, der in dieſem Augenblick athemlos herbeiſtürzte. Während nun die Bauern, auf die Feuerſpritze wartend, die Nachbarhäuſer mit einer ſchützenden Schneemauer zu umgeben anfiengen, ſprang Hans, abwechſelnd Andreas und Angelika rufend, um das Haus herum. Endlich polterte der Erſtere in ſeinen Holzſchuhen heraus und eilte den brüllenden Kühen zu. „Wo ſind Weib und Kind?“ fragte Hans in furchtbarer Aufregung. „Weiß nicht,“ war des Andreas kurze Antwort, dann eilte er in den ſchon überall brennenden Stall, um die brüllenden Thiere zu erlöſen. Eben waren die erſten Männer mit Feuerhaken angekommen und hatten die Antwort des Andreas gehört. Daß er noch nicht ganz ernüchtert war, wußten ſie nicht, und ſeine Herzloſigkeit kam ihnen ſo unnatürlich vor, daß ſie wie erſtarrt ſtehen blieben und

den aus einer Rauchwolke heraus taumelnden Thieren nachsahen. Nur Hans war immer unruhiger. „Angelika!“ schrie er, daß es den Leuten durch Mark und Bein gieng, und mit einer Schnelligkeit, die kein Mensch ihm zugemuthet hätte, sprang er durch den schon brennenden Schopf in das Haus. Zwei Flammensäulen schlugen hinter ihm zusammen und fuhren durch die nicht mehr ganz zugeworfene Thüre dem Burschen nach. Die Zuschauer sprachen ein stilles Gebet, bis sie in der Andacht gestört wurden durch ihren Aerger über Andreas, der jetzt seiner letzten Kuh nach aus dem Stalle schwankte.

Hunderte standen ums Haus herum und jeder wollte befehlen, obwol er selbst nicht wußte was er sollte. Einzelne sagten vom Niederreißen des Hauses, aber ihnen wurde erwidert: Es seien noch Leute drinnen, und so geschah denn eigentlich nichts, wie viel auch jeder that und wie günstig die Zeit auch gewesen wäre. Der Wind hatte gänzlich aufgehört und ruhig verglühten die letzten Reste des Stadels auf dem Boden. Andreas starrte eine Weile in die Glut, dann rief er: „Plündert das Haus, ihr Narren, werft alles heraus, das Geld, die Kleider, Herrgott und das Kind und — —“

Niemand wußte, ob die Hölle sich aufgethan oder der Blitz vom Himmel eingeschlagen habe. Auf einmal wars da wo der Stadel stand, hell, furchtbar gewaltig. Balken, Steine und Eisenzeug flogen aus der blitzartigen Flamme. Andreas lag schwer getroffen im Schnee, den das Blut des Bewußtlosen färbte.

Des Krämers Pulverfaß war in die Luft geflogen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Was an diesem Abend noch weiter geschah.

Auch Zusel und Angelika, die beisammen in der mit Heiligenbildern verzierten, ungewöhnlich stark eingeheizten Wohnstube saßen, hatten das nur in einzelnen Klängen vom Sturm da herüber geworfene Feierabendläuten gehört. Aber wie seltsam auch die Glocke klang, die beiden Schwestern dachten doch an gar nichts Besonderes. Stehend beteten sie laut den englischen Gruß und setzten sich dann wieder zu dem kleinen Tischchen, auf welchem Zusel die verschiedensten Seidenstoffe zur Auswahl für ihre Hochzeitsärmel ausgelegt hatte. Das Mädchen prüfte, verglich, stellte sich bald näher, bald ferner, wand jedes Stück um die schöngeformten runden Arme und schien über die Vorbereitungen zur Hochzeit alles Andere vergessen zu haben. Oder war es gar etwas noch Aergeres, als nur ihr Leichtsinn, was ihr bang machte, wenn Angelika von der Zukunft redete und sie sogar zum Weinen brachte, da die so unglücklich verheiratete Schwester sagte: daß nun sie den einsamen Vater zu pflegen

und ihm nach Kräften frohe Tage zu machen gedenke? Angelika kam zu der Ueberzeugung, daß die Leidenschaft für Hansen, wol nur aus Trotz und Hochmuth entstanden, fast schon wieder mit den anfänglich im Wege stehenden Hindernissen vergangen sei. Hansens ehemaliger Geliebten that diese Bemerkung jetzt noch doppelt und dreifach weh. Sie konnte die Frage nicht mehr zurück halten: „Ob wol Dorothee und Hans einander unglücklich gemacht hätten?“

Zusels kleiner Mund konnte sich recht unschön verziehen bei dem Ausruf: „Du bist auch noch auf der Seite der Elenden, die mir Hansen hat weg nehmen wollen!“

„Sie hat ihn vielleicht so innig geliebt wie du.“

„Das wär für so ein armes Ding schon anfangs eine Dummheit gewesen.“

„Wenn aber so eine Neigung ohne jede Aussicht war, hättest du das arme Mädchen bedauern sollen statt sie mit den allergemeinsten Mitteln zu bekriegen, ja fast zu Grunde zu richten,“ sagte das Weib, und ohne das unfreundliche Gesicht der Schwester bemerken zu wollen, fuhr sie immer wärmer werdend fort: „Vor dir steht eine schöne Zukunft, wenn du nur nichts Böses mit hinein tragen mußt. Sonst aber wärs schade, wahrhaftig schad um alles. Denke dir nur, daß du jetzt nicht mehr bloß für dich allein da bist, sondern daß ein gewiß lieber guter Mensch nun sein Schicksal an das deine knüpfen will. Es wär schon grad zum Weinen, wenn du nicht einmal empfinden solltest, wie wichtig das ist. Hans

gehört dein, du kannst glücklich werden, wenn dein Weg zum Glücke rein ist. Wäre doch die Welt so weit und groß oder der Mensch so gut und vernünftig, daß niemand gestoßen und getreten würde, wenn man auf diesem Wege vorwärts gienge! Euch beide will, muß ich glücklich sehen, das Gegentheil thät mir noch weher als alles Andere."

„Zur Unterweisung," antwortete Zusel spitz, „hat man uns auf den Freitag zum Pfarrer befohlen. Du bist mir gar nicht die Rechte zum Predigen über glückliche Ehen. Es fehlt da zu sehr am guten Beispiel."

„Aber nicht an Erfahrung."

„Gut, so benütze sie nur für dich!"

„Es ist schon zu spät, wenn man einmal gegen sein Herz, gegen sein Gewissen gehandelt hat in einer so wichtigen Sache — wenn das große Ja vor dem Altar nur eine Lüge gewesen ist. Ein kleines Unrecht, nur eine Verirrung ragt oft wie ein Schatten in die ganze Zukunft hinein. Ich bitte dich um Hansens, um deines Glückes willen, keinen Fluch mit in die Ehe zu nehmen. O die Tropfen sind furchtbarer Same des Unglücks, die über eine Verbindung in gerechtem Schmerz geweint werden! Denk an Hansjörg und an Dorothee."

„Das," lachte Zusel gezwungen, „sind freilich nur Schatten und vor denen fürcht ich mich nicht. Die sollen meinetwegen nur herein ragen!....."

In diesem Augenblicke begann die Sturmglocke zu läuten und vor dem Haus entstand ein gewaltiger Lärm. Aus dem Durcheinander von Fragen und Antworten

brachte Angelika schließlich heraus, daß es hinten im Dorf irgendwo brenne, daß aber Genaueres in dem Schneegestöber nicht zu erkennen sei.

„Jesus Maria, mein Margrethle!“ jammerte die junge Mutter schon unter der Stubenthür. „Um Gottes Willen, Schwester, komm!“

„Was kann ich thun?“ fragte Zusel ruhig. „Es wird jetzt nicht gerade bei dir brennen müssen. Der Vater ist nicht da, jemand aber muß daheim sein. Ist mir eigentlich auch ganz recht. Wochen lang hätt ich keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht, wenn ich so ein Elend mit ansehen müßte.“

Der größte Theil dieser Rede war von Angelika nicht mehr gehört worden. Mit einem „Ach Gott!“ stürzte sie die Stiege hinunter und befand sich jetzt schon mitten unter denen, die auch zum Retten und Helfen auf den Schauplatz des Unglückes eilten.

Der Schmied mit den jüngern Burschen der Gemeinde war fluchend bemüht, die Feuerspritze unbeschädigt durch die enge Gasse und noch überdieß zwischen Zaunpfählen, die starr aus dem Schnee herauf in den Weg herein ragten, halb zerfallenen Mauern und Holzbeigen hinein zu bringen. Es war aber nicht mehr möglich, auch bei dem hinter einem Hause rechts und links aufgehäuften Bauholz vorbei zu kommen. Mit unsäglicher Mühe mußte die Spritze wieder um die ganze Länge des Hauses zurück und aus der Gasse auf den Schnee gebracht werden, dessen untere Schicht zwar ziemlich hart, aber doch nicht fest genug gefroren war für solche Last.

Nur schrittweise war hier, wo keine Pferde mehr benützt werden konnten, dem brennenden Hause näher zu kommen. Auf den Ruf des Schmieds gieng es einen Ruck um den andern. Auch Weiber und Mädchen halfen ziehen und stoßen, oder waren doch wenigstens Andern am Platze. Sogar Angelika stand still und dachte ans Helfen. Aber die Angst der Mutter trieb sie bald wieder vorwärts auf dem schlechten Weg. Sie mußte doch vor Allem wissen, ob ja nicht ihr Haus bedroht oder gar von dem Unglücke getroffen sei.

Der Sturm ließ nach, das Schneegestöber legte sich und am bleiernen Himmel sah man da und dort ein Sternlein flimmern. Im Dorfe ward es immer heller und jetzt fuhrs über den Schnee wie der Blitz. Der gleich folgende Schlag war dem des fernen Donners ähnlich. Angelika hatte bei der furchtbaren Beleuchtung schon genug gesehen. Einen leisen Schrei ausstoßend sank sie zusammen, aber schon im nächsten Augenblick eilte sie über den Schnee, wie es nur eine Mutter konnte, der es das Leben des einzigen Kindes zu retten galt.

Das Auffliegen des Pulverfasses hatte auch dem Krämer, welcher ziemlich nahe dem brennenden Hause bewußtlos im Schnee lag, die Besinnung wieder geweckt. Erschrocken sprang er auf und sah, wie das stattliche Gebäude schon an drei Ecken in Flammen stand. Alles was er in den letzten Viertelstunden durchmachte, lag auf ihm mit furchtbarer Schwere und würde den Greis wieder in den frühern Zustand niedergedrückt haben,

wenn er nicht noch ans Margrethle, das liebe gute Kind, gedacht hätte. Das lag nun in dem brennenden Hause, vielleicht von der erwarteten Mutter träumend, oder von ihm, während sich die Flamme näher und näher wälzte, immer lauter brummend und prasselnd, wie vorhin im Stadel. Diese Vorstellung gab dem Krämer alle seine Kräfte mit einem Mal wieder. Wie oft auch der Schnee jetzt unter seinen schweren hastigen Tritten brechen und er fast knietief einsinken mochte, dennoch kam er früher als Angelika vor dem Hause an. Ach, alle die Vielen sah er einzig mit der Rettung der andern Häuser beschäftigt. „Niemand," rief er verzweifelnd, „niemand hat ein Herz für das arme Kind, niemand, niemand!"

Kein Mensch hatte gesehen, was der Krämer litt, als er den Himmel röther und röther werden, die ernsten Felsenköpfe da droben immer heller leuchten sah, während die Sturmglocke läutete. Niemand wußte noch, daß auf ihm allein alles mit doppelter Schwere liege, was diese Stunde der ganzen Gemeinde brachte. Aber eine Empfindung davon weckte schon der Ton seiner Stimme. Es war etwas in seinem Ausruf, das alle schaudern machte und ihr Mitleid mit dem sonst so unbeliebten Mann erregte, daß auch die Nachbarn sogar nicht mehr an die Gefahr dachten, die ihren Häusern drohte. Es war nur den folgenden Worten des Krämers zuzuschreiben, daß man sich bald wieder von ihm abwandte und besorgt nach den immer mehr zusammenschmelzenden Schneemauern blickte. Der unglückliche Mann sah die Leute rath- und thatlos herum stehen. Er wußte nicht, daß

alle mit Schmerzen warteten, bis Hans wieder komme, daß man dann das Haus niederreißen und wenigstens der ärgsten Gefahr ein Ende machen dürfe. Mit heiserer Stimme rief er: „Steht ihr denn alle müßig, wenn man aus Menschenliebe sich regen sollte? Regt euch nur, ihr thuts nicht umsonst! Hundert, tausend Gulden, alles dem, der mir das Margrethle wieder bringt!“

Ein unwilliges Gemurmel war die Antwort. „Er soll sein Geld nur behalten,“ hieß es. „Das Leben ist dafür niemand feil. Beim nächsten Windstoß ist alles aus, und besser wärs, wenn man das Haus gleich niederwerfen thät.“

Der Schnee zum Erhalten der schützenden Mauern vor den Nachbarhäusern war immer schwerer herbeizuschaffen. Schon flogen brennende Schindeln von der Stubenwand darüber hinaus und fast alles eilte den bedrohten Gebäuden zu. Der Krämer schrie ihnen nach: „Seid ihr Menschen? Um alles nicht einmal Einer! und ich habe so viel gethan fürs Geld, alles ums Geld! Herr und Gott! ich, ich muß das Margrethle retten oder mit ihm sterben. Ja, sterben will ich, wenn man gar nicht mehr helfen kann.“

Den Bauern fiel es in der Verlegenheit nicht ein ihm zu sagen, daß Hans schon hinein sei und gewiß das Mögliche thun werde. Prüfend schauten sie sich um; es schien schwer, noch ins Haus, und unmöglich später wieder heraus zu kommen.

Jetzt kam Hansjörg mit einer Leiter und lehnte sie vor der Wohnstube an. Viele wehrten ab und sagten:

„Das Haus muß zuſammengeſtürzt werden, ſobald Hans heraus kommt, oder gar noch früher.“

„Iſt Hans drinn?“ fragte der Krämer, und ohne noch auf Antwort zu warten, die er ſchon aus den Geſichtern las, machte er ſich auf die Leiter und rief: „Ich muß auch hinein und ihr mögt dann einen dreifachen Mord begehen. Ich muß retten. Hab ich alles das Elend im Stadel angerichtet, um nicht für einen Schleichhändler zu gelten, ſo will ich doch nun kein Mörder ſein!“

Hansjörg wollte den Aufgeregten, Verzweifelnden zurückhalten. Der aber machte ſich mit Anſtrengung aller Kräfte los und ſchrie, daß es alle hörten: „Ich hab das Feuer angelegt im Stadel, als ich den Grenzjäger merkte, und ich will nun auch mit ihm kämpfen. Laßt den Mordbrenner retten oder zu Grunde gehen!“ Ein Fenſter klirrte und der Krämer verſchwand hinter der erſten Flamme, die ein leiſer Windſtoß an dieſer Seite des Hauſes vorüber trieb.

Jetzt brannte das Haus auf allen Seiten. Hanſen mußte das Entrinnen jeden Augenblick ſchwerer, ja ſchon faſt unmöglich werden. Alles rief ihm zu, daß ſchon die Decken in den Zimmern ſich zu ſenken begännen, aber dann fragte man ſich erſchrocken, wo er denn eigentlich noch heraus kommen ſollte, da ja ſchon alle Löcher in den Wänden Flammen ausſpieen.

Nochmals riefen alle Hanſen und dem Krämer zu, ſich doch um Gottes Willen gleich heraus zu machen. In den Lärm hatte ſich eine Stimme gemiſcht, die jeder hörte und die jedem durch Mark und Bein gieng. Es war

die Stimme Angelikas. Schon im Herbeistürzen hatte sie aus dem Lärm alles errathen können. „Vater, Margreth, Hans!“ rief sie in einem fort. „Ja,“ glaubten endlich mehrere von innen antworten zu hören, und im nächsten Augenblicke sprang Hans mit dem zitternden Kind im Arme auf den Schnee, wie wenn jener Flammenstrom ihn herausgespieen hätte.

„Das werd ich dir nie vergessen!“ jubelte die Mutter.

„Ich dir auch nicht,“ sagte Hans. „Da die alle hätten rufen können! Als das Kind gefunden war, sah ich mich überall eingesperrt. Schon war mir der Muth ganz vergangen. Ich machte Reu und Leid. Aber da hab ich dich gehört, gewaltig hat es mich erfaßt, eine neue Kraft ist in mir lebendig worden und hat getrieben, daß ich dann ich weiß selbst nicht wie heraus gekommen bin.“

Jetzt stürzten mehrere Decken im Hause ein. „Nun ists aus mit dem Krämer!“ jammerten sogar die, welche wie Angelika, neben dem geretteten Kinde alles Andere vergessen zu können schienen.

„Und wo ist Andreas?“ frug Angelika mit unsicherer Stimme.

Die Bauern sahen sich verlegen an und meinten, er müsse noch neben dem Stadel im Schnee liegen. Einige jedoch wollten gesehen haben, daß der Verwundete von Jos, Dorotheen und noch einigen, die doch sonst nicht viel zu nützen glauben mochten, hinweggebracht worden sei.

Das war auch wirklich so gewesen. Dorothee, die

eben einen Gang ins Herrendorf zu machen hatte, war mit den Ersten auf dem Platze gewesen, und sprang sofort dem Unglücklichen bei, den alle Andern verließen. Später kam auch Jos so schnell, als ihm sein immer noch nicht ganz hergestellter Fuß zu gehen erlaubte. Um das Haus herumgehend sah er Dorotheen, und die Beiden wollten sich eben anreden, als der Krämer laut vor Allen seine Unthat bekannte. Beide schwiegen erschrocken still und erst nach einer Weile sagte das Mädchen: „Wie ist doch das eine schreckliche Stunde. Jener Fluch meines Vaters, wie furchtbar hat er gewirkt."

„Nein, Dorothee, das ist ja, wie du hörst, nur aus Mißtrauen und Schuldbewußtsein entstanden."

„Und aus dem unseligen Schleichhandel. O nehmet eine Lehre für euch, wenn ihr auch dießmal noch ungeschlagen durchkommt."

„Gar nicht so ungeschlagen," sagte Jos etwas bitter. „Auch mir und meinen Freunden ist hier der letzte Sparpfennig, alles zu Grunde gegangen."

„Dann," sagte Dorothee noch beinahe fröhlich, „hat euch doch auf euerm Weg nur ein ersetzbarer Schaden getroffen. Ihr seht nun, wie es noch gar zum Verbrechen führt, wenn man aus Gesetz und Ordnung heraustritt und nur an sich selber denkt."

Jos aber konnte seinen Verlust nicht so leicht verschmerzen. „Unseliges Mißtrauen!" rief er. „Es wär nie so weit gekommen, wenn auch der Krämer gemeinschaftliche Sache mit uns gemacht hätte. Aber der wollte den Hansjörg wegwerfen, drum hat er dann sich so ver

ihm und dem Grenzjäger gefürchtet, als die Beiden kamen, um mich zu einem Schoppen einzuladen. Ja du haſt wol recht. Dieſe Stunde iſt ernſthaft und lehrreich für Arme und Reiche, die einander im Kriege gegenſeitig furchtbar werden."

„Und du verſprichſt mir nun wol, in Zukunft bei fleißiger friedlicher Arbeit dein Heil zu ſuchen?"

„Nicht nur ich," antwortete Jos, „wir alle ſollten den Vorſatz mit heim nehmen, uns gegenſeitig das Leben ſo zu geſtalten, daß jeder mit der beſtehenden Ordnung zufrieden wär und keiner auf Abwege getrieben würde, weder Arm noch Reich. Wenn man das thät, ſo wärs noch mehr als nur ſo ein Haus werth."

„Nun ſo mach den Anfang!" bat das Mädchen lächelnd. „Verſprich mir, in dieſer Weiſe das Deine zu thun!"

Sie reichten ſich die Hände und wechſelten einen herzlichen Druck. Dann drehte ſich jedes auf eine andere Seite und hatte mit dem Verwundeten zu thun, oder dafür zu ſorgen, daß er ſo ſchnell als möglich irgendwo untergebracht werde. Sie hätten nicht viel genommen, wenn ihr Geſpräch von Jemand auch nur geſehen worden wäre. Wie ſind die Leute! Ihr Urtheil iſt ſehr ſtreng und man verargt es einem, in ſolchen Augenblicken an ſich ſelber zu denken, obwol es faſt jeder thut. Nun aber bemühten ſie ſich auch deſto mehr um den Verwundeten, welcher mit Hülfe noch einiger Herbeigerufener in das nicht gar zu fern ſtehende Häuschen der Schnepfauerin gebracht wurde.

Nun glaubte Jos den Andreas in guten Händen. Er eilte wieder fort den Doktor zu holen und kam gerade recht an dem brennenden Hause vorüber, um Angelika noch geschwind Auskunft auf ihre Fragen über das Befinden des unglücklichen Gatten zu geben. „Er lebt, ist aber bewußtlos und scheint mir am Kopfe sehr bös von etwas getroffen," sagte Jos kurz und machte sich, ohne noch auf weitere Fragen zu hören, wieder fort.

„Und mein Vater?" jammerte Angelika.

„Tröst ihn Gott im ewigen Leben!" riefen mehrere, die kein anderes Trostwort für die Unglückliche fanden.

„Hat er denn so aus der Welt gehen müssen? So schnell und unvermutet, sogar ohne Beicht!...."

„Er hat gebeichtet," sagten Einige, die dann aber erschraken, daß sie an sein schreckliches Geständniß erinnerten, und sich so schnell als möglich aus der Nähe der Unglücklichen machten, um nicht noch genauere Auskunft geben zu müssen.

Man redete wieder vom Niederreißen des Hauses, aber die Nachbarn, welche nach dem Dafürhalten Aller die Sache doch weitaus am allermeisten angieng, wollten durchaus nichts davon wissen. Seit der Sturm aufgehört habe, sei keine Gefahr mehr vorhanden, und auf der andern Seite wärs doch noch möglich, daß der Krämer lebte. Im Grunde glaubten das nur wenige, aber man schwieg, weil man Angelika nicht um die letzte Hoffnung bringen wollte. Sie stand auf dem alten Platze wie angebannt, während der glänzende Strahl aus der nun endlich angekommenen Spritze mitten in die zischenden

Flammen fuhr. Thränenlosen Auges starrte sie in die Gluth, nur wenn wieder etwas am Hause zusammen stürzte, fuhr sie auf, wie wenn sie selbst getroffen zu werden fürchtete, sonst aber schien sie nichts, nicht einmal das Weinen des ermüdet neben ihr in den Schnee gesunkenen Kindes zu bemerken.

Erst als Jos mit dem Doktor zurück kam, rief sie: „Der Vater ist als Retter in guter Absicht gestorben. Gott sei ihm gnädig.“

Dann hob sie das zitternde Kind auf den Arm, küßte es und folgte den Beiden zum Gatten ins Häuschen der Schnepfauerin.

Mit immer besserm Erfolg arbeiteten Löschmannschaft und Spritze, da bald schon die letzten Dachbalken brachen und in den Gluthhaufen stürzten, dem nun auch mit Schnee, welchen man von allen Seiten auf Schlitten herbeiführte, ganz vortrefflich beizukommen war. Schon um zwölf Uhr wurden zwanzig Mann als Wache gewählt, damit die Andern heim gehen und sich zur Ruhe begeben könnten.

„Aber ihr Leute,“ rief Hans und alles drehte sich, um zu hören, was denn der so vielen zu sagen wage. „Uns allen,“ fuhr er fort, „ist ernsthaft zu Muth, und es ist natürlich, denn wir verlassen ein Grab. Beten wir noch die üblichen fünf Vaterunser.“

Und alle knieten um den Gluthhaufen herum und beteten laut und mit einer Andacht, wie sie sonst sogar in der Kirche selten war.

Nachher wurde überall von dem traurigen Ereignisse

gerrbet. Den Krämer aber behandelte man so schonend, als ob in jenem Gebet ihm jeder die Hand zur Versöhnung gereicht hätte.

Wenn auch nicht alles über die Geschichte denken mochte wie Jos, es nahm doch jeder eine gute Lehre mit heim, die der seinen gerade nicht besonders unähnlich war.

Hans fragte nach der Zusel und erfuhr, daß die sich zu sehr fürchte und zu erschrocken sei über das Geschehene, um nur das Haus noch verlassen zu dürfen. Trotzdem gieng er gerades Weges ins Häuschen der Schnepfauerin, wo er eben recht kam, um den Andreas ins Haus des Krämers hinaus bringen zu helfen. Nach einer kurzen Untersuchung sagte der Arzt: „Es sei vergebens was man thun möge, wenn der Mann hernach nicht in Ruhe gelassen werde. Jetzt sei es windstill und es würde dem Unglücklichen am allerwenigsten schaden, wenn man ihn gleich jetzt wieder hinaus und ins Haus des Krämers brächte, wo nun doch vorläufig seine Heimat sein würde.“ Dabei gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß er freilich nur noch für kurze Zeit ein Haus auf dieser Welt nöthig habe.

Bald war Andreas auf eine Tragbahre gebracht und schweigend trugen ihn vier kräftige Burschen dem Hause des Krämers zu. Angelika gieng langsam hinternach und war so in trübe Gedanken verloren, daß sie nicht darauf hörte, als einige Bauern ihr erzählen wollten, wie und wo einstweilen ihre Kühe, die herrenlos im Dorf herum irrten, von Hansjörg und ihnen untergebracht worden seien. Anders aber wars, da das

Margrethle auf den Großvater kam und der Mutter ſagte, wie er gleich auf den erſten Ruf zu ihm gekommen und ſo freundlich geweſen ſei. Da horchte Angelika gleich auf und das Mädchen mußte jedes Wort wiederholen.

„Und dann?“ fragte ſie haſtig.

„Dann,“ antwortete das Margrethle, „dann iſt er mit dem Licht in den Stadel und gleich darauf hat es zu brennen angefangen. Mir iſt angſt worden bei dem Gepraſſel und ich hab mich in den Keller verſteckt, wo ich nichts mehr davon hören mußte.“

„Und hat Hans dich erſt dort gefunden?“

„Ja, ich bin nicht einmal gern mit ihm. Der Vater hat mir vorher auch gerufen, aber ich bin geblieben.“

„Wie iſt aber das Feuer ausgekommen?“

„Hans, rede du!“ ſagte Hansjörg. „Sie ſoll das nur vom Retter ihres Kindes hören.“

„Ach Gott, was?“ frug Angelika, von einer plötzlich erwachenden Ahnung erſchreckt.

Hans erzählte, was er gehört hatte, doch würde ſeinen Gefährten zu einer andern Zeit aufgefallen ſein, daß ihm ſeine faſt ganz rückſichtsloſe Wahrheitsliebe ſolche Milderung der Thatſachen zuließ. Der Krämer erſchien viel mehr von der Sorge um das Margrethle, als von dem unruhigen Gewiſſen in das durch ihn angelegte Feuer getrieben, und Hans endete mit der Behauptung, daß ihr Vater als Märtyrer geſtorben ſei.

Angelika dachte ſchaudernd noch immer an das ja

vom Vater selbst noch ausgesprochene Wort Mordbrenner. Hans schien das zu vermuthen, denn er sagte nach einer Weile: „Als Märtyrer oder auch als Büßer ist er gestorben. Es gefällt mir nicht was er gemacht hat, aber ihm selbst hat es auch nicht gefallen, als er es gar so schrecklich werden sah. Nur weil eine Reue, wie sie selbst unsereinen, nicht bloß den lieben Gott rühren muß, ihn trieb, hat er seinen Fehler öffentlich bekannt und sein Leben gewagt, um das des Kindes zu retten. Solches Bußwerk bewirkt, daß es ernst ist mit der Beicht. Gott wird ihn so gnädig richten als wir und ruhen lassen im Frieden."

Jetzt war man bei dem Hause des Krämers angelangt und Hans gieng voran hinein. Der Zusel, die neben der Magd am Tische saß und den Rosenkranz durch die Finger zog, machte er kein besonders freundliches Gesicht und gab ihr zu verstehen, daß sie in den letzten Stunden wol etwas Anderes zu thun gehabt hätte, als daheim sitzend zu beten.

„Warum aber," fragte das Mädchen, „bist denn du nicht zu mir gekommen an diesem traurigen Abend?"

„Weil ich Wichtigeres zu thun hatte," war Hansens kurze Antwort; dann hieß er sie streng für den Andreas ein Bett herrichten, wenn auch das noch nicht geschehen sei.

Zusel gestand, sie hab im Schreck noch an gar nichts gedacht, als an den Tod des Vaters. Hans gieng kopfschüttelnd hinaus und befahl, den Unglücklichen einstweilen in die Stube zu bringen.

Angelika half nun der Schweſter, die kaum wußte was ſie that und ſollte. Eine Viertelſtunde ſpäter lag Andreas im Schlafzimmer des Krämers und ward ruhig und ſtill, während er vorher in unzuſammenhängenden Worten vom Feuer, von Dorotheen, dem Grenzjäger und ſeinen Kühen zu reden angefangen hatte. Bei der Unterſuchung des Doktors, die ihn fürs Leben verloren erſcheinen ließ, kehrte ihm das Bewußtſein auf Augenblicke zurück. Dann ſchien er wieder in tiefen Schlaf zu verſinken. Angelika, Zuſel, Hans und der Doktor ſaßen ſchweigend vor dem Bette.

Auf einmal öffnete ſich die Thür. Hanſens jetziger Knecht polterte ſo laut ins Zimmer, daß auch der Schlummernde erſchrocken mit der Frage auffuhr: „Wo es denn wieder brenne?“ Der Knecht aber ſchien außer Hanſen gar niemanden zu beachten. Er ſagte mit rauher Stimme: „Die Mutter läßt dich grüßen, du ſolleſt heimkommen, da nun doch aus der Hochzeit nicht ſo ſchnell etwas werde. Sie hoffe nämlich als chriſtliche Mutter eines anſtändigen Hauſes — —“

„Gut,“ ſagte Hans, der Zuſel mit ſeltener Leidenſchaftlichkeit das Wort abſchneidend, „als chriſtliche Mutter wird ſie nichts dagegen haben, wenn ich nun dem Kranken den Pfarrer hole.“

Das war die rechte Antwort, um über das Peinliche dieſes Augenblickes ſo ſchnell als möglich hinaus zu kommen. Zwar war der Doktor dagegen, aber man kam nun doch wieder auf andere Gedanken, ſo daß es Hanſen leichter war, das Zimmer zu verlaſſen. Er war ſehr

unzufrieden mit dem Knechte und folgte der Mutter weniger aus Gehorsam, als damit er sich nicht mehr von Angelika und den Andern um ihre Rede ansehen lassen müsse.

Angelika wollte nicht ins Bett und der Doktor mußte sie ernstlich daran erinnern, daß sie nicht nur für den Gatten, sondern auch für Margrethles Mutter zu sorgen habe. Es war schon spät, als sie den Kranken einigen von Zusel hergebetenen Nachbarsleuten überließ.

Also wieder im Vaterhause! Zum ersten Mal seit der Geburt ihrer Schwester, die der Mutter das Leben kostete und sie zuerst aus dem Hause und dann auch aus dem Herzen ihres Vaters verdrängte. Schlafen konnte sie nicht, oder war es etwa schon ein Traum, in dem sie, sobald sie das Licht löschte, wie noch in jeder großen Stunde die unvergeßliche Mutter vor sich stehen sah? Sie blickte jetzt wieder gerade so ernst, wie damals, als Angelika, zum Theil fast aus wunderlichem Trotze, sich dem Andreas versprechen wollte. Die Erscheinung schien Angelika das Buch ihres Lebens aufgeschlagen zu haben. Sie sah nicht Buchstaben, wol aber ihre Reden und Handlungen viel klarer, als das je vorher der Fall gewesen war. Ach Gott, an so vielem lag die Schuld auf ihr. Dem Hans verargte sie es, daß der Familienstolz der Mutter ihn schwach machen konnte, und sie selbst hielt diesen Stolz ihrer Basen vom Hause des Vaters fern! Freilich that ihr das weh, aber wol nicht weher als Hansen und auch dem guten Vater. Und dann ließ

ſie den Gatten empfinden, welches Opfer ſie brachte, da ſie ſich mit ihm, ſtatt mit Hanſen verband. Sie wollte ob ihm ſtehen und ſeine Führerin ſein, nicht ſein Weib. Das nun hatte ihn aus dem Hauſe getrieben ins Weite, wo er an nichts gefeſſelt, von der erſten Strömung erfaßt und wehrlos fortgetrieben werden mußte.

Angelika lebte ſich immer tiefer in das Elend ihrer letzten Jahre hinein, Eins nach dem Andern ſah ſie entſtehen und wachſen in dem Riß, der zwiſchen ihr und dem Gatten ſich aufgethan hatte. Sie ſann und betete, bis der röthliche Morgen über die Berge herauf zog. Nun aber eilte ſie ans Bett des kranken Gatten. Sie traf ihn furchtbar leidend, aber augenblicklich bei vollem Bewußtſein.

„Angelika, wir hätten uns nie heiraten ſollen,“ ſagte er mit ſchwacher Stimme. „Mir kommt das Feuer und alles wie eine Strafe Gottes vor, wenn ich auch nicht weiß, wie alles auf einander geht.“

Angelika war unfähig zu antworten.

Andreas fuhr nicht ohne Anſtrengung fort: „Es macht mich faſt verrückt, wenn ich daran denke, wie ſchlecht ich in letzter Zeit worden bin. Wir haben keine guten Tage gehabt in dem hübſchen Haus, und das Unglück, daß es zu Grunde gieng, iſt wol bei weitem nicht das größte.“

„Oh! es hat nicht am Hauſe gefehlt, ſondern einzig an uns, hauptſächlich an mir!“ klagte Angelika, die ſich vergebens noch zu beherrſchen ſuchte.

„Dann ist nichts was mich entschuldigt. Ich hab mir schon gedacht, mein Reichthum sei mein Unglück gewesen, weil er mich von jung auf daran gewöhnte, nichts und niemandem etwas nachzufragen.

„Mein Vater dagegen war arm," sagte des Krämers Tochter. „Der wurde unglücklich durch seine Geldgier. Tröst ihn Gott!"

„Ist er gestorben?"

„Ja," sagte das Weib und erzählte ganz kurz, wie er ihr Kind habe retten wollen.

„Er ist also doch noch viel besser als ich," jammerte der Kranke. „Er geht dem Kinde nach, ich aber komme im Schrecken bloß dazu, ihm zu rufen. Dann eile ich, der Verschwender, dem Stalle zu. So gehen wir jetzt beide als Retter zu Grunde. Gerechter Gott!"

Angelika setzte sich auf das Bett des Kranken, welcher zitternd nach ihrer Hand langte.- „Gelt, es hat nur an uns gefehlt?" frug er mit schwacher Stimme.

„Ja."

„Sag herzhaft: nur an mir! Schone mich nicht mehr. Ich muß die letzte Rechnung machen."

„Wills Gott, nicht! Ich hab viel, viel noch gut zu machen an dir. Bisher war ich nur die Predigerin, aber ich hatte nicht Liebe, Demut und Billigkeit neben der strengen Wahrheit. Du warst nur trotzig gegen mich Stolze, nicht schlecht."

„So ist denn das doch wahr!" sagte er demütig.

„Zu Zeiten hab ich das auch geglaubt. Aber ich wollte ſchlecht ſein aus Hochmut und ſolchen zum Trotz, die doch nichts Gutes mehr von mir erwarteten. Ja dieſe Erfahrung hat mir weh gethan, und ich mußte ſie mit Gewalt vergeſſen, ertränken. Drum gieng mir Dorotheens Freundlichkeit ſo tief ins Herz und war wie ein Strahl aus dem Himmel! Aber im unreinen Gefäße wird alles Waſſer trüb. Sogar dieſes Glücks hab ich mich unwerth gezeigt. Ich war damals ſchon zu weit.“

„O vergib mir, daß ich dich ſo weit getrieben, ſtatt dir dein Haus lieb, zu einem Tempel zu machen!“

„Und du mir auch!“ bat er.

Der nun eintretende Pfarrer traf die Beiden Hand in Hand. „Es freut mich, daß das Wichtigſte und Schwerſte ſchon vorüber iſt,“ ſagte er freundlich.

„Nicht das Schwerſte,“ widerſprach der Kranke, mir iſt lang nie ſo wohl geweſen innerlich als jetzt. Der Friede mit ſich und der Welt thut einem ſo wohl, daß man ſogar ſein ſpätes Kommen nicht mehr bedauern kann.“

Der Pfarrer ſchickte Angelika, deren Schmerz in heiße Thränen zu ſchmelzen begann, zum Zimmer hinaus, um dem Kranken ſeine Beicht abzunehmen.

Es war die höchſte Zeit, denn immer ſeltener kehrte ihm das volle Bewußtſein zurück. Angelika aber galten dieſe Augenblicke für die wichtigſten ihres Lebens. Mit ihm glaubte ſie an die geheimnißvolle Pforte getreten zu ſein und läuterte ſich von mancher Kleinlichkeit

an dem auch ſie furchtbar brennenden Schmerz der immer wachſenden Entzündung, der der Arzt vergebens wehrte.

Am dritten Tag verkündete die Glocke das Ende ſeiner Leiden. Mit ihm wurden die aus dem Schutt gefundenen Gebeine des Krämers beerdigt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Am folgenden Sonntage, an welchem Zusel neben Stighansen die ganze Verwandtschaft auf beiden Seiten zu einer Hochzeit einzuladen gedachte wie man sie noch selten erlebt haben sollte, gieng sie unter dem weißen Schleier der Leidtragenden mit brennender Kerze hinaus auf das Grab ihres wahrhaft geliebten Vaters. Neben ihr auf der Bank, welche das Weihwasserbecken trug, kniete die ältere Schwester und betete für ihren Gatten. Noch als nirgends mehr ein Kirchgänger zu sehen war, knieten sie stumm neben einander. Angelika konnte wenigstens doch weinen. Seit sie und Andreas in demütiger Selbstbeschuldigung sich die Hände reichten, war ihr Herz leichter geworden. Zusel aber fand noch keinen Gedanken, der die Tiefgebeugte nur ein wenig erhoben hätte. Bleiern und unbeweglich lastete auf ihr die Unthat des Vaters und sein trauriges Ende. Sie, die früher, wo es angeblich Hansens und Dorotheens ewiges Heil galt,

ſchon faſt in den Ruf einer Betſchweſter kam, ſie fühlte ſich nun von den ihr eingegebenen Troſtgründen der Religion faſt noch mehr, als von jeder andern Vorſtellung gequält. Die Unglückliche hatte, wenn auch ſich ſelbſt unbewußt, im vertrauten Umgange mit ihren frommen Freundinnen die Ueberzeugung gewonnen, welche der Krämer ſchon aus dem zuletzt plötzlich entſtandenen Unfrieden des Aelternhauſes mit nahm und ſpäter faſt immer als maßgebend gelten ließ — nämlich die, daß fromme Worte für die erwachſenen Kinder ſo viel ſeien, als für die kleinen die Erinnerung an den heiligen Klaus*) oder an den heißen Rollhafen im Fegfeuer. Wer ſolche Worte brauche, wolle nur ſelbſt einen Vortheil daraus ziehen. Zuſel war ihrem Gotte nie ferner geweſen, als da ſie ſo häufig von ſeinen Geboten redete. Da kam der letzte Montag und predigte der kalt und hart Gewordenen furchtbar eindringlich von einer gerechten Vergeltung. Auch da wieder nahm Zuſel wie eine rechte Betſchweſter vor allem den Roſenkranz zur Hand, aber ſie fühlte bald, daß ihr eigenes nun erwachtes Gewiſſen weniger leicht als ihre Nachbarſchaft zu täuſchen ſei. Sie wagte nicht mehr zu beten. Jeder fromme Troſtgedanke traf das tiefwunde Herz wie ein neuer Stich. Auch hier auf dem friſchen Grabhügel betete ſie nicht. Trockenen Auges ſtarrte ſie unverwandt auf die beiden Kreuze, bis ſie hinter ſich ein ſchwaches Hüſteln zu hören meinte. Schnell drehte ſie

*) der am 6. December den Kindern Geſchenke bringt.

ſich um, während Angelika ganz ruhig blieb und nichts zu merken ſchien.

Bleich und zitternd lehnte das Mathisle drüben an der Kirchenmauer. Es verließ jedoch ſeinen Platz und kam dem Grabe näher, ſobald es ſich bemerkt ſah.

Ein kalter Schauer durchrieſelte das Mädchen beim Anblick des Mannes, deſſen Kindern durch ſie und den Vater ſo viel Unrecht angethan war. Ihre früher ganz guten Gründe dafür wollten ſie nicht mehr beruhigen. Lange rang ſie mit ſich, bis ein Wort der Anrede gefunden war. Es paßte zwar noch nicht recht, aber es mußte nun einmal etwas geſagt werden. „Du haſt wol noch kein Seelenalmoſen erhalten?“ begann ſie mit möglichſter Ruhe. — „Man denkt im Schrecken über ſolche Todfälle nicht mehr an alle die Armen, die man dann den Verſtorbenen zu Hilf und zum Troſt als Fürſprecher bei Gott gewinnen möchte. Nun klage nur nicht, daß du nicht mit dem Haufen abgefertigt worden biſt. Heute Mittag kommſt du hinauf und du wirſt zufrieden ſein.“

Noch ſelten hatte Zuſel ſich zu etwas Gewalt anthun müſſen, wie zu dieſen Worten. Jetzt aber belohnte ſie das Gefühl, ein gutes Werk gethan zu haben, und es ward ihr ſchon etwas leichter. Sie hatte die Mittel, dem armen Vater gegenüber manches noch gut zu machen, und der Vorſatz, es auch zu thun, gab ihr wieder Selbſtgefühl und Kraft.

Das Mathisle hüſtelte noch einmal, dann ſagte es: „Um ein Seelenalmoſen thät es freilich bitten, aber um eines, das man ihm auch da gleich geben könnte,

Verzeihung möchte es, daß es doch wieder einmal ruhig leben und ſchlafen könnte.“ Und nun wurde des Langen erzählt, wie und warum es des Himmels Strafruthe dem Krämer gewünſcht und Gott ſchon durch einen der ältern Tochter abgezwungenen Eid und auf andere Weiſe gleichſam zum furchtbaren Strafgerichte gezwungen habe. Das Mathisle behauptete ſo beſtimmt, an dem ganzen Unglück ſchuld zu ſein, daß auch die aufmerkſam gewordene Angelika zu erſchüttert war, um gleich ein Wort zum Widerlegen und Beruhigen zu finden. Zuſel war mit dem Gehörten vollkommen einverſtanden. Mit bebender Stimme lud ſie den Mann zum Eſſen ein, dem ſo großes Unrecht angethan war, daß der Himmel ſeinen böſen Wunſch erhörte. Wol ſah ſie jetzt in ihm den Mörder des geliebten Vaters; aber ſie fand auch den beſten Troſt darin, ihm Gutes zu thun und ſeinen Dank zu verdienen, den ſie wie den Segen der Verſöhnung empfand.

Wäre das Mathisle nicht auch in der Folge noch zu ſehr von ſeinem Gewiſſen beunruhiget worden, um ſich an Zuſels reichlichen Geſchenken recht zu freuen, die es von dieſem Tag erhielt, ſo würde dieſes jetzt die beſte Zeit ſeines Lebens gehabt haben. Sein Lieblingswunſch war erfüllt. Es konnte von fremdem Ueberfluſſe leben, aber keinen Augenblick war ihm dabei recht wohl. Jeden Tag kam es ins Haus des Krämers, nachdem es der Meſſe beigewohnt hatte, und blieb oft bis gegen Abend ſitzen. Wenn auch es und Zuſel nichts Gemeinſames zu haben ſchienen, als ihr unruhiges Gewiſſen

und das, daß ſie den Tod des Krämers nicht mehr vergeſſen konnten; wenn ſie ſich auch eher fürchteten als liebten, war es ihnen doch Bedürfniß geworden, einander ſtets Liebes und Gutes zu erweiſen, um ſich gegenſeitig zu überzeugen, daß das Vergangene allerdings nicht vergeſſen, aber doch vergeben ſei. So kam man ſich immer näher. Das Mathisle wurde ſo zu ſagen Zuſels Vertrauter. Sie theilte ihm bald auch ihre häuslichen Sorgen mit. Hauptſächlich, daß Angelika das vom Vater hinterlaſſene Durcheinander mit allem Fleiß nicht zu entwirren vermöge. Das Mathisle begann ſeinen Hansjörg und auch den Jos zu empfehlen, die als frühere Gehülfen ſicher in Manchem Beſcheid wüßten. Klüger und fleißiger nun wäre Jos, das wiſſe jetzt die ganze Gemeinde und auch der Vorſteher, aber eben darum ſei dem ſchon ſo viel übergeben, daß er, wie gern er auch überall aushelfe, doch nicht ſo leicht Zeit haben werde als Hansjörg, der wenig anzufangen wiſſe, ſeit er an jenem Abend mit Jos das Schwärzen abgeſchworen habe. Es kam auch wirklich bald dazu, daß Hansjörg von den beiden Schweſtern als Geſchäftsführer angeſtellt und bevollmächtiget wurde.

Zuſel hatte ſchon Mathisles erſte Andeutung für einen Wink des Himmels gehalten, wie ſie dem vielleicht durch ihre Schuld herabgekommenen — guten Burſchen wieder helfen und Gelegenheit geben könne, ſeine Fähigkeiten zu zeigen und ſich ſchnell wieder zu Ehr und Anſehen zu bringen. Hansjörg ſollte, mußte glücklich werden, darum war es ihr mehr zu thun als um das

Ordnen von Geschäften, um die sie sich nie viel gekümmert hatte. Angelika hätte sich anfangs, wo das beständige Zählen und Rechnen gar nicht zu ihrer Gemüthsstimmung passen wollte, weit lieber helfen lassen als jetzt, wo sie besonders im Verkehr mit allerlei Menschen das beste Mittel gegen die Schwermut fand, welche sie in müßiger Einsamkeit behalten wollte. Im Geschäfte gab sichs von selbst, daß sie den Spuren folgen mußte, welche der Vater hinterließ. Je mehr sie sich nun in sein Walten auf ihre Weise hineinlebte, desto mehr mußte sie den strebsamen Mann und seine Vielseitigkeit bewundern. Sie mochte sich wol täuschen, wenn sie zuweilen glaubte, daß sie nirgends besser als in so einen Laden passen würde, denn sonst hatte sie eben die Freude noch nie empfunden, die wol jede dauernde Beschäftigung auch dem Kummerbelasteten zu gewähren vermag; das aber war gewiß richtig, daß auch ohne Hansjörgs Beistand sie alles gehörig im Gang erhalten hätte. Trotzdem stimmte sie der Schwester freudig bei, sobald diese den ehemaligen Ladenschneider ins Haus nehmen wollte. Ja sie betrieb das nun selbst mit einem Eifer, der beinahe die Sorge verrieth, es könnte der jetzt gänzlich unberechenbaren Zusel schon über Nacht wieder anders werden. Angelika dachte dabei an die frühere Neigung, die in Beiden immer noch nicht ganz erloschen schien. Vielleicht .... Auf Hansen rechnete Zusel nicht mehr. Der hatte seit jenem Unglücksabend ihr Haus nicht mehr betreten. Aus einem beständigen Zusammenleben konnte doch noch etwas Gesundes für die

Gemüthskranke erwachsen. Ja, so mußte Zusel wieder geheilt werden! . . . .

Früher würde das Mathisle seine größte Freude gehabt haben, Hansjörgen schon wie den Herren des Hauses walten zu sehen; jetzt aber war sogar das nicht mehr im Stande, die trübe Stimmung zu vertreiben, die seiner sich nun immer mehr bemächtigte. Wenn man mit ihm von Hansjörgs schönen Aussichten redete, so wehrte es sich gewaltig und sagte, daß es nicht seinen Sohn auf den Platz des Krämers habe fluchen wollen, wenn es schon sich erfrecht habe, vom Himmel das Verderben dieses Mannes zu fordern. Aus Fluch könne weder ihm noch den Seinen wahrer Segen werden. Es war vergebens, gegen diese Vorstellung anzukämpfen. Sie blieb in dem Unglücklichen, raubte ihm den Schlaf, verdarb ihm jeden Genuß und warf ihn endlich aufs Krankenbett, von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Erst der Kaplan konnte dem Leidenden bei seiner letzten Beicht die Ueberzeugung beibringen, daß nicht sein Fluch, sondern die verfluchten Handlungen an allem Unglück schuld seien, und daß der barmherzige Gott nicht so strenge gestraft hätte, wenn nicht auch in dieser Strafe wieder nur lauter Segen wäre.

Unmöglich aber war es dem Kaplan, auch die Zusel von ihrer Schwermut zu heilen. Er bemühte sich um so mehr, weil ihre Beicht ihn überzeugte, daß der von seinen Betschwestern gewonnene Einfluß auch auf sie sehr nachtheilig gewirkt und deren gemeines Auftreten sie um das volle Vertrauen zu Allen gebracht habe, welche

mit heiligen Worten auf Andere zu wirken ſuchten. Aber was der verlegene Kaplan auch ſagen mochte, ſie behauptete den Ruf Gottes an jenem ſchrecklichen Abende gehört zu haben in der Sturmglocke, und ſich daher um Worte der Menſchen wenig kümmern zu müſſen. Sie wiſſe wol, daß ſie niemandem recht ſei, daß man ſie für eine halte die ſich hinterſinne; doch ſie wiſſe gerade ſo gut, daß zu der Zeit, wo ſie das gethan, was ſie jetzt ſo ſchmerzlich bereuen müſſe, gar Allen Alles recht geweſen ſei. Von den Frommen wäre ſie auf den Händen getragen worden, und die, welche doch klüger geweſen als ſie, hätten auf ihren Wunſch eine Predigt zu Stande gebracht, durch die dann die gute Dorothee noch um Ehr und guten Namen gekommen ſei. So hätten*) es die Menſchen! und ſie möge ſchon gar keinen Zuſpruch mehr von ihnen hören, ſeit ihr eigenes Gewiſſen erwacht ſei.

So antwortete Zuſel dem Kaplan und dabei blieb ſie. Hansjörgs Anweſenheit im Hauſe vermochte nur wenig zu ändern. Angelika glaubte freilich bei der Schweſter noch die alte Neigung zu gewahren, aber auch, daß Zuſel ſie wie etwas recht Sündhaftes mit aller Kraft bekämpfe. Hansjörg ſchien ſich auch darum nicht mehr beſonders viel zu kümmern. Er lebte ganz nur im Geſchäft und für die Seinen, zu denen er auch den Jos mit Stolz zählte. Die Beiden verkehrten täglich mit einander und führten auch manche Neuerung im Laden ein,

*) d. h. hielten.

der ihnen gänzlich überlaſſen war. Auch Hansjörgs jüngere Schweſter Mari, die ſeit dem Tode des Vaters ebenfalls hier im Hauſe war und neu aufzuleben begann, that dabei was ſie nur konnte. Es war den beiden Burſchen gelungen, ihre ganz beſonders zierlichen Stickereien viel vortheilhafter als bisher zu verwerthen, und ſchon erlebten ſie die Freude, daß auch andere Mädchen zu ſo kunſtvoller Arbeit ſich mehr Mühe und Zeit koſten ließen. Auch Weber und andere Handwerker hatten wol nie ſo viel zu thun gehabt wie jetzt. Hansjörg hörte ſtets auf den Rath ſeines Freundes und Jos wußte zu gut, wie einem armen Handwerker zu Muth iſt, um recht dafür zu ſorgen, daß das Geld und der gute Verdienſt ſo viel als möglich in der Gemeinde bleibe. —

Des Frühlings lieblich duftender Odem hauchte wieder allen Weſen neues Leben ein. Das war ein Rauſchen und Jubeln, ein Singen und Flüſtern, als ob es immer und überall Sonntag wäre. Die Welt ſchien ganz neu geworden. Sogar die Berge ringsum trugen Blumenſträuße und ſchauten freundlich ins Thal herab, wo die Menſchen fröhlich ihre Feldarbeit begannen. Auch Angelika war im Freien, ſo oft es die ihr von der Schweſter ganz allein überlaſſene Hausarbeit erlaubte. Sie wand Kränze aus den Blumen, die ihr Margrethle jubelnd zuſammen trug. Wehmütig dachte ſie an die eigenen Kinderjahre und wie ſie da neben Hanſen ſpielte. Dann aber mußte gleich wieder eine Arbeit erſonnen werden, daß man vom Platz und auf andere

Vorſtellungen kam. Zuſel war die Alte geblieben. Sie ſchien keine der ſie umblühenden Blumen zu ſehen, als die, welche ſie auf des Vaters Grab gepflanzt hatte. Auf dem Friedhof und nur dort mußte man ſie ſuchen, wenn ſie nicht zu Hauſe war.

Im Sommer wurde das etwas anders. Man rieth ihr, den Laden und alles aufzugeben, da doch nicht viel Gewinn dabei ſei, wenn alles durch fremde Hände gehe. Dieſer Rath kam von einigen geizigen Baſen, denen das gemeinnützige Walten der beiden Burſchen mißfiel, obwol es dem Geſchäfte nur Vortheil brachte. Es traf Zuſel um ſo ſchmerzlicher, weil ſie darin einen Vorwurf empfand, daß ſie auf ſo ein Geſchäft, wie das, welches der Fleiß ihres Vaters errichtete, gar nicht paſſe, ſondern eher in irgend einem abgelegenen Neſte das alte Bäschen ſpielen ſollte. Sie ſagte kurz, „daß ſie den Hansjörg nicht mehr aus dem Hauſe ſchicke, wenn ſie ihm auch gar keine Arbeit hätt und er nur noch eſſen und vergeſſen müßte.“

Dieſe Antwort weckte nun um ſo eher die Vermutung, das Mädchen denke noch an eine Heirat mit dem Burſchen, weil es als ausgemachte Sache galt, daß ſonſt wol nicht mehr der Hundertſte des Krämers Töchtermann werden möchte.

Zuſel gieng von jetzt an etwas weniger ſelten in den Laden als bisher. Hansjörg und Angelika glaubten damit ſchon viel gewonnen und gaben ſich alle Mühe, ſie nun auch in Verkehr mit der immer zahlreichern Kundſchaft zu bringen. Das aber war nicht möglich.

Wenn ſie auch einmal etwas half, ſo war ihr anzuſehen, daß ſie die Gedanken bei ganz etwas Anderem hatte.

So ſtand ſie auch an einem Sonntag neben dem Zahltiſch und ſah dem Hansjörg zu, wie der ein von Angelika gebrachtes Schriftbündel durchſuchte. Es fehlte ihm die Rechnung mit Stighanſen, welcher heute ſagte, daß er mit dem Heu, welches Jos als Knecht ihm am erſten Tage heimholen half, noch nicht alles ganz im Ebenen habe. Davon war nun im Hauptbuche nichts zu finden, die Rechnung mußte daher unter den andern Papieren geſucht werden. Hansjörg überflog ein Blatt nach dem andern und ſchüttelte den Kopf. Endlich kamen nur noch Briefe. Dieſe ſah der Burſche bloß an. Einen jedoch las er ziemlich weit hinein. Die Wangen glühten ihm und ſeine Hand zitterte, da er ihn plötzlich in die Taſche ſchob.

„Was machſt du?“ fragte Zuſel.

„Dieſen Brief braucht kein Menſch mehr zu ſehen. Ich will ihn verbrennen.“

„Aber er iſt mein. . . . .“

„Gewiß . . . . drum darf ich ihn vernichten, wenn du es erlaubſt.“

„Aber ich erlaub es durchaus nicht.“

„Wenn du mir nicht glauben willſt, daß niemand ihn ſehen darf, ſo künd ich dir gleich den Dienſt.“

„Ich will ihn erſt ſehen, er iſt mein.“

„Ja das iſt er,“ hauchte Hansjörg, warf den Brief auf den Tiſch und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Zusel entfaltete den Bogen und sah mit Staunen die eigene Handschrift. Ein schwerer Seufzer verrieth, daß sie den Inhalt schon wußte. Regungslos stand sie da und starrte nur die zierlichen Buchstaben an.

„Was habt ihr denn?“ frug Angelika näher tretend.

„Was wir haben?“ fuhr Zusel auf, während eine unnatürliche Röthe ihr blasses Gesicht überflammte. „Unser verrathenes, verkauftes Lebensglück sehen wir in seiner Schöne. Diesen Brief hab ich an Hansjörg geschrieben. Er aber hat doch noch nicht an mich geglaubt, hat gewähnt, die Zusel verzweifle so bald als er. Der Elende redete von Liebe zu mir und empfand nicht, wie stark sie macht. Er glaubte schon alles verloren, da er mir nicht mehr vorschwätzen konnte, und doch redete mein Herz für ihn. Aber er hielt auch des Herzens Sprache nur noch für Geschwätz und verkaufte nur aus Eitelkeit und dummem Trotz diesen Brief mit ein paar andern um einige Gulden an meinen Vater. Nun hört, ob er nicht etwas werth war! Er fängt an: Innigstgeliebter, unvergeßlicher!“

„Um Gottes Willen hör auf,“ bat Hansjörg, welcher schon durch die unbestreitbare Einleitung tief getroffen, wie vernichtet auf seinem Stuhl saß.

Zusel aber las: „Von mir bist du noch nicht fort, überall hab ich dich bei mir. Ich fürchte nicht einmal, du werdest mich vergessen in der weiten Welt draußen. Ich merke, wie schwer man das kann, und du wirst mir drum glauben.“

„Ja,“ unterbrach sich das Mädchen, „für dich wie

du warst, ist nun das freilich kein Trost und vielmehr ein Absagebrief gewesen. Hier steht noch deutlich: „Du brauchst nur an das zu denken, was du an meinem Platze thun würdest.“

Das Mädchen schwieg. Es erschrak selbst über sein strenges Gericht. Die anfängliche Aufregung wich einer milden Stimmung und es klang eigen weich, als es, mehr sprechend als lesend, fortfuhr: „Der Vater ist freilich gegen dich, und wie er es nimmt, hat er auch recht. Ich weiß, er meint es immer gut mit mir. Ich hab ihn auch gern und könnte für ihn durch ein Feuer .... aber in diesem Stück ....“

„Nein!“ schrie das Mädchen plötzlich, daß es allen durch Mark und Bein gieng, und zerriß den Brief. „Ich kann das nicht mehr lesen, denn mir fehlt die Kraft, welche mir die Liebe gab.“

„Du strenge Richterin,“ begann Hansjörg kaum hörbar. „Ich kann mich nicht einmal entschuldigen, da du mich schon durchschaut hast. Ich armer elender Tropf sah damals in dir nur das reiche, launenhafte Mädchen. Erst als ich wieder kam im letzten Herbst, hat eine wahre Neigung mich recht unglücklich gemacht.“

„Und ich hab nach dem Osterfest im vorletzten Frühling, wo der Vater mir von deinem Streich erzählte, wol jeden Tag und jede Nacht daran gedacht, um recht bös auf dich zu werden. Ich hab es auch so weit gebracht, daß ich dir Schlimmes wünschte. Ja fast nur dir zum Possen hab ich anfangs den Stighans zu fangen gesucht. Jetzt aber hab ich dir — ich will dir verzeihen.“

„So gefällt es mir,“ sagte nun Angelika. „Jetzt ist von früher alles klar und jetzt wird euerer Neigung niemand mehr im Wege sein.“

„Gewiß ist niemand ärger dagegen als ich selbst,“ antwortete Zusel. „Einmal hielt ich sie nur noch für Mitleid. Ich bat ihn zu uns, nur um ihm Gutes zu thun, aber sein Fleiß verdient ja mehr als ich ihm gebe.“

„So laßt jetzt um Gottes Willen die alten Rechnungen und denkt einmal an die Zukunft!“

„Ich hab schon daran gedacht.“

„Und? —“

„Meinen Plan gemacht.“

Das war nun einmal ein gutes Hören*) für Angelika, die Freude leuchtete ihr aus den Augen, während sie, der Antwort schon ziemlich sicher, lächelnd die Vermutung aussprach: „Sie werde wol den guten Hansjörg noch einige Jahre mit ihrer Wunderlichkeit plagen, jeden Tag seine Geduld auf die Probe stellen und dann am Ende — “

„Ich geh in ein Kloster!“ sagte das Mädchen so leidenschaftlich, wie es noch selten auch den boshaftesten Bemerkungen widersprochen hatte.

„Ins Kloster?“ frug Angelika noch fast erschrockener als Hansjörg.

Zusel war selbst erstaunt über das, was ihr da die Begierde zu widersprechen oder ihr Unmut oder der

---

*) eine gute „Hörat“ sagt die Mundart.

heilige Geist eingab. Sie sann darüber nach und es war, als ob schon dieses Wort sie von vielem erlöst habe. Das war nicht nur ein Schreckschuß. Ja das war für sie, die alles schief ansah, die auf der Welt keine Ruhe, keinen Genuß mehr hoffte, und auch für die arme Seele des Vaters das Beste. Rasch entschlossen, richtete sie sich so stolz und trotzig auf wie früher. Dann aber sah sie den Hansjörg auf seinem Stuhl und sagte nun etwas unsicher: „Ja, Hansjörg, ins Kloster, denn dort hab ich viel zu thun und hier wird mich wol niemand mangeln."

Der Bursche schwieg. Angelika dagegen sagte: „Du hättest auch hier noch viel zu thun. Gott sieht es gewiß lieber, wenn wir das, was seine Güte verliehen hat, zum eigenen und zum Wohl des Nebenmenschen brauchen, als wenn wir alles in ein Kloster vergraben. Hansjörg weiß nicht mehr was er sagen soll, ich aber sage: durch dein sonderbares Wesen hast du euch beiden eine schöne Zukunft verdorben."

Vielleicht ärgerte dieser Vorwurf das Mädchen weniger, als daß Hansjörg schwieg, aber Angelika mußte nun doch dafür büßen. „Ich verderbe gar nichts mehr," sagte sie. „Er denkt nicht so schnell ans Heiraten und ich auch nicht wie du. Sonst aber wären wir schon selber eins worden und hätten keine Kupplerin gebraucht. Ich seh es euch an, daß ihr mich nicht mehr versteht, höret drum wie wunderlich die Zusel ist. Die Geschichte mit den Briefen wär noch unsere Sache, doch es steht auch Anderes zwischen uns. Um uns zu trennen hat

der Vater wol in ganz guter Absicht alles aufs Spiel gesetzt und ist unglücklich worden vielleicht an Leib und Seele. Gewiß er hätte noch im Grab keine Ruh, wenn das alles nun gar nicht mehr geachtet würde."

Angelika meinte: „Im Fall, daß das aber eine Ungerechtigkeit gewesen sein sollte, wär der Vater gewiß froh, wenn sie nun aufhören thät."

„Ungerechtigkeit! Für mich ists geschehen, und wenn er fehlte, muß er für mich büßen. Soll ich nun jubeln und tanzen auf seinem Grab? Sollen wir beide vor Gottes Altar ihm zurufen mit unserem Ja, daß sein Tod uns recht glücklich und selbherr gemacht habe?"

„Ja du hast recht," sagte Hansjörg feierlich. Jetzt versteh ich dich einmal wieder, und wieder bist du größer, besser als ich mir vorstellen konnte. Deine Opferwilligkeit für die Deinen soll mir immer ein Beispiel sein. Auch ich will ihnen leben und früheres Versäumniß einbringen. Nicht beten, aber handeln kann ich für sie, und nicht wahr, auch das ist schön?"

„O, gewiß!" rief Zusel begeistert, und indem sie dem Burschen die Hand reichte, setzte sie bei: „Du bist und bleibst mein Bruder!"

„Aber," warnte die ältere Schwester, „bedenkt noch was ihr thut! Ins Kloster führen viele Wege, heraus nur noch der ins Grab. Jedermann, sogar der Pfarrer wird gegen diesen Schritt sein."

„Ich kenne sie," versetzte Zusel heftig, „sie, die einem immer aus- oder einreden wollen, und ich hab oft

geſehen, warum ſie das thun. Du brauchſt mich ja nicht ſo zu verkuppeln, den Stighans laß ich dir freiwillig, wenn du den bekommſt, und will ihn dir von Herzen gönnen.“

In ihrer Aufregung hatten alle drei nicht bemerkt, daß die Ladenthür ſich langſam öffnete. Erſt jetzt ſah Angelika den Letztgenannten in Lebensgröße hart neben ihr ſtehen und einen lauten Schrei ausſtoßend eilte ſie ins Nebenzimmer.

Noch nichts that ihr ſo weh wie dieſer Vorwurf der Schweſter. Litt ſie nicht ſchon ſonſt genug an dieſer unglücklichen — Liebe? und hatte ſie nicht gerade darin Troſt ſuchen wollen, wenigſtens die Schweſter glücklich zu machen? Hans kam ſeit jenem Unglücksabend nie ins Haus, und gerade heute nun mußte er kommen. Ihr Geſicht glühte, während ſie in ihr Zimmer eilte und hinter ſich die Thüre ſchloß.

Auch Zuſel hatte ſich, ohne noch ein Wort zu ſagen, ſofort aus dem Laden entfernt.

Hansjörg, wie ſehr ihm auch die unterbrochene Unterredung noch im Kopfe war, hatte doch noch genug Faſſung wieder gewonnen, um dem Angekommenen, bevor dieſer zum Worte kam, die Mittheilung zu machen, daß die Rechnung nicht unter den vorhandenen Schriften und wahrſcheinlich mit der Brieftaſche des Krämers im Feuer zu Grunde gegangen ſei.“

„Dann,“ ſagte der Bauer, „iſts doch gut, daß ich die mitnahm, die mir Jos geſchrieben hat.“

Hansjörg begann mit gewohnter Sorgfalt nachzu-

zählen, während Hans über die beim Hereinkommen von Zusel gehörten Worte nachdachte. — Gleichgültig warf er die auf dem Blatt stehende Summe hin und fragte dann, welche Zimmerthür Angelika vorhin so gewaltig zugeschlagen habe?

Hansjörg machte sogleich den Führer, wobei er behauptete, daß auch geschlossen worden sei.

„Wer ist denn im Hause?" frug Hans.

„Niemand Fremdes als du."

„Dann hat sie meinetwegen geschlossen."

Hansjörg schwieg.

„Nun, sie soll auch meinetwegen wieder aufthun."

Das war bereits geschehen, aber jeden Augenblick wollte sie wieder schließen. Bald wünschte, bald fürchtete sie sein Kommen; dann sagte sie traurig: Er kommt nicht, und als sie seinen Tritt auf der Stiege hörte, hätte sie den Gang von dort bis zur Thüre wenigstens eine Stunde lang wünschen mögen, um sich noch zu besinnen, ob sie schließen sollte oder nicht.

Fest und sicher trat Hans herein, setzte sich aufs Kanapee neben das bebende Weib, und kurzweg, als ob sie täglich beisammen wären, frug er, was vorhin da drunten verhandelt worden sei?

„Zusel will nun gar noch in ein Kloster. Ich aber möchte das ihr ausreden. Es kommt mir vor, ob doch noch eine Versöhnung zwischen ihr und Hansjörg möglich sei. Sie wird mit der Zeit wills Gott wieder anders denken lernen und dann — —"

„Das ist ein Abweg," fiel Hans ein, „machs nur

kurz und gut! Du ſprichſt ihr alſo gehörig zu — nun — und dann?“

„Dann heißt ſie mich eine Kupplerin, und doch weiß Gott im Himmel —“

„Aber der Tauſend! was ſagte ſie noch?“

„Sie möge gar nicht heiraten, auch dich nicht.“

Eine Minute war alles ſtill im Zimmer, dann ſagte Hans: „Du wirſt doch nicht halb und falſch gegen mich ſein?“

Angelika richtete ſich ſtolz auf und ihr Blick begegnete dem des Burſchen ſo frei und offen, wie ſeit langer Zeit nicht mehr. Jetzt gleich ſollt er die ganze Rede wörtlich hören, dieſer Entſchluß war ihr anzuſehen. Aber es gieng nicht und gieng nicht. Aus war es plötzlich mit aller Selbſtbeherrſchung, und ihr Erröthen an ſeiner Bruſt verbergend, flehte ſie: „Du haſt es ſchon gehört, und gelt du plagſt mich doch nicht mehr damit, es noch einmal zu ſagen?“

„Ich weiß davon, daß ſie mich dir geſchenkt hat. Ich hab das auch nicht ungern, wenn du mich nur willſt.“

Angelika ſchob ſanft den Arm weg, der ſich um ihren Hals legte. „Wir hätten dieſes traurige Spiel nicht noch einmal anfangen ſollen,“ ſagte ſie wehmütig.

„Aber mir iſts heiliger Ernſt. Ich hab nun lange genug nur geſpielt und mich Pontius und Pilatus gefügt, hab lange Predigten gehört und mit mir ſelber gehadert. Willſt du mein Weib werden oder nicht? Wenn nicht — ja, dann freilich hätten wir uns nicht mehr ſehen ſollen.“

„Gelt Hans?!“

Es war das eigentlich gar keine Antwort, aber der Burſche hörte doch ſchon ein Ja heraus und jubelte: „Alſo doch noch mein und es iſt kein Traum mehr! Schon einmal hat deine Stimme mich durch die Flammen zu dir gerufen. Schon da iſt es mir geweſen, ob ich und du und das Kind zuſammen gehörten.“

„Aber deine Mutter?“ frug Angelika.

„Plagen wir uns doch nicht mehr mit dem Alten,“ bat Hans, der dieſe Frage wie einen Vorwurf empfand. „Wir haben ſchon genug darunter gelitten. Ich bin damals noch ein ſchwacher dummer Junge geweſen, du vielleicht zu empfindlich, zu raſch. Das iſt nun vorbei, wenn wir es auch vorbei ſein laſſen und uns darum nichts mehr vorwerfen.“

„Das will ich nicht, aber denke, was alles die Mutter jetzt erſt gegen mich haben würde.“

Hans richtete ſich ſtolz auf und ſagte fröhlich: „Wer einmal durchs Feuer iſt, fürchtet ſich ſchwerlich vor einem kleinen Hagelwetter. Und bös wird es nicht werden. Sie hat ſchon alles geſagt, ich fleißig zugehört, wie es einem Sohne Pflicht iſt; aber ich hab nichts gehört, was ſo ſtark war wie meine Liebe. Ich hab alles erwogen, drum komm ich erſt heut. Bisher gehts gut und ferner ſchon auch noch. Die Mutter hat mich überaus gern und will nur mein Glück, das zeigt ſich ſogar in dem, womit ſie mir weh thut. O laß mich jetzt nur machen!“

So beinahe, wie damals im Bregenzerwalde nur

irgend ein „anſtändiges Paar", wären die Beiden ſogar noch zum Küſſen gekommen. Ganz freilich kamen ſie nicht dazu, doch auch ohne das fühlten ſie ſich überglücklich. Ein Wonneſchauer durchrieſelte den Burſchen, als des ſchönen Weibes weißer Hals willig ſeinen zitternden Arm trug, während ihr Köpfchen an ſeinem hörbar pochenden Herzen ruhte. Selbſt als er immer ernſtlicher vom Heiraten redete, ſagte ſie nicht mehr viel dagegen, und beim Abſchied — es war ſchon ſpät — gaben ſie ſich die Hand darauf, im nächſten Frühling wo möglich neben Jos und Dorotheen vor den Traualtar zu treten.

Alles was jetzt noch zu erzählen bleibt, könnte der freundliche Leſer ſich leichter ſelbſt vorſtellen als das Lächeln der Stigerin, mit dem ſie ſich, über Hanſens Eigenſinn ſtaunend, nach einigem Sträuben in ihr Schickſal ergab, nun trotz allem und allem noch Angelikas Schwiegermutter zu werden. „Hans iſt nicht mehr der Alte und Nachgeben wird wol das Klügſte ſein," ſagte ſie, ſich dabei feierlich verwahrend vor aller Schuld an dem was daraus entſtehen möge. Viel allerdings mochte neben Hanſens wahrhaft männlichem Auftreten auch der Kaplan dazu beigetragen haben, daß es ſo gut gieng. Der war jetzt mit den Betſchweſtern gerade ſo ſtreng wie der Pfarrer, mit dem er überhaupt im ſchönſten Frieden lebte und wirkte. Es wurde den frommen Ordensmitgliedern bei jeder Gelegenheit eingeſchärft, daß ſie ihr Leſen und Beten bloß in der Stille für ſich, Andern

gegenüber jedoch nur Geduld, Sanftmuth, Liebe und vor allem Demut üben sollten. Die Betschwestern murrten freilich über solchen Zuspruch und solche, die schon beinahe für den Orden gewonnen waren, wollten jetzt nicht mehr eintreten, da man diese Regeln ja jeden Sonntag in der Predigt sattsam hören könne. Jede Betschwester hatte die Andere im Verdacht, beim Kaplan das Spiel verdorben zu haben, und gab sich so liebsam, daß es für viele zum Staunen war, um ja selbst für nichts schief angesehen zu werden. Die so entstandene Verwirrung in dem Bunde, dessen Beschlüsse fast jeder Dorfbewohner bisher gefürchtet hatte, wenn er keines Fürsprechers in demselben sicher war, kam nun Hansen und seiner Angelika sehr trefflich zu statten. Die Stigerin hörte fast nur Liebes und Gutes über das Paar, so daß die Sorge um das Urtheil der öffentlichen Meinung ihr bald nicht eine Stunde Schlaf mehr kostete.

Der Kaplan sorgte Zuseln wider Willen um Aufnahme in ein Kloster, was in Anbetracht ihres hübschen Vermögens nicht viele Mühe machte. Dabei redete er immer noch dagegen, aber alles, was er als untergeordneter Geistlicher sagen durfte, war umsonst. Die Dorfbewohner fast durchweg fanden Zusels frommen Entschluß ganz in der Ordnung, und er trug nicht wenig dazu bei, daß man jetzt das Vergangene gänzlich ruhen ließ, weil man alles gesühnt sah. Ueberall kamen die Leute jetzt dem guten Mädchen, in dem sie schon ein höheres Wesen erblickten, mit scheuer Freundschaft entgegen und baten sie um ihr Gebet. So wurde ihr denn der Abschied vom

Dorf und von Bruder Hansjörg noch so schwer, daß sie die Abreise verschob, ohne jedoch den Entschluß aufzugeben, in dem ihr ganzes Wesen wirklich wieder neue Kraft und neues Leben gewonnen hatte. Angelika hoffte darauf umsonst. Eines Morgens war Zusel fort und auf dem Tische fand sich ein kurzer Abschiedsbrief mit der Bemerkung, daß sie über ihr Vermögen brieflich bestimmen und gewiß auch den Hansjörg nicht vergessen werde.

Der Winter — es war ein mehr als halbjähriger — vergieng den Dorfbewohnern ungewöhnlich schnell, weil Hansjörg, der in der Welt draußen für alles ein offenes Auge hatte, nun in der Lage war und die Mittel besaß, manchen bisher unbekannten Erwerbszweig in der Gemeinde einzuführen. Daß eigentlich Jos die Erinnerungen des weitgereisten Soldaten verwerthete, war kein Geheimniß, aber dieser selbst gönnte seinem Freunde gerne die Ehre des Erfinders. Das that ihm wohl und brachte ihn wieder auf neue Pläne, mit deren Ausführung sich dann der Sohn der Schnepfauerin für frühere Unbilden rächte.

Den Tag, welcher unsere beiden Paare für immer verband, schmückte der Frühling mit aller seiner Pracht und schien noch etwas mehr für dieses Fest besonders aufbehalten zu haben. Vogelsang und Blumenduft drang bis in die Kirche, wo trotz des wunderlieblichen Morgens, der die Bauern zur dringenden Feldarbeit einlud, beinahe die ganze Gemeinde versammelt war. Jos, der jetzt wieder so sicher und aufrecht daher schritt,

trug lange fremde Kleider. Hans erſchien in kurzen Lederhoſen und Kamiſol neben der noch halb in Trauer gekleideten Angelika. Dorothee, die Vielgeprüfte, trug das Kränzchen. Es war zum letzten Mal, drum trug ſie es auch nach Ortsbrauch auf dem weißen Trauerſchleier, der wahrſcheinlich ſeinen Tod bedeuten ſoll.

Zu einer lärmenden Hochzeitsfeier waren die beiden Paare nicht aufgelegt. Gegen Abend ſaßen ſie in dem damals recht geräumigen Schopfe des Kronenwirtshauſes bei einem einfachen Mahl. Aber wie ſtill es auch, ſchon der noch immer nicht vergeſſenen Todten wegen, zugehen ſollte, Abends wars doch allen recht, daß die Dorfmuſikanten mit ihrem fleißigen Kapellmeiſter vor dem Hauſe ſich aufſtellten und ihre luſtigen und anmuthigen Weiſen zu ſpielen begannen. Hans rief ſie fröhlich herein und war glücklich, ihnen viele jungen Leute, Burſche und Mädchen, folgen zu ſehen. Er ſchaffte überall zu trinken an und lief ſelbſt, um Gläſer zu holen, während Jos für hundert herzliche Glückwünſche dankte und vor lauter Reden kaum noch an den Tiſch kam, wo die angeſehenſten Männer der Gemeinde neben Dorotheens ärmlich gekleideten Verwandten Platz genommen hatten und ungeduldig warteten, bis der kurzweilige Hochzeiter ſich mit ſeinen vielen Freunden abgefunden hatte.

Als er kam, ſtieß der Vorſteher kräftig mit ihm an und ſprach dann laut ſein Bedauern darüber aus, daß nun wahrſcheinlich des Krämers Haus mit ſammt dem Laden in ganz andere Hände kommen werde. Die ganze Gemeinde habe ſich wohl befunden unter der jetzigen

Leitung. Das Häuschen der Schnepfauerin sei wahrhaftig zu eng für so unruhige Köpfe, so daß die leicht noch einmal über die Grenze kommen könnten. Wenn Mehrere, die auch etwas vermöchten, gesinnt und gesotten wären wie er, thät man zusammen stehen, um dem Jos mit den Seinen durch Bürgschaft und wie immer auf den Platz zu helfen. Er halte das für eine Gemeindeangelegenheit und habe daher öffentlich davon sprechen wollen.

Ein Beifallssturm, der nicht enden wollte, war diesen Worten gefolgt. Hunderte wol erzählten sich jetzt, daß auch ihnen diese Sorge die Freude des Festes ein wenig verdorben habe. Hans, der aufgestanden war, mußte lang warten, bis es wieder so stille war, daß er glauben konnte, seine kräftige volle Stimme werde nun doch einigermaßen gehört werden. Dann aber begann der reiche Bauer, während seine Wange sich röther und röther färbte, laut und feierlich: „Ich kann gar nicht gut reden, aber wenn mir einmal etwas auf dem Herzen liegt — ihr alle wißt es ja — dann muß es mir heraus und mag man darüber sagen was man will. Lange schon ist in mir ein Gedanke im Wachsen, der dem des Vorstehers gleicht wie ein Gänseblümlein dem andern. Heut nun, wo es doch so wunderbar warm ist und wie ein ganzer Frühling auf einmal, darf man sich nicht wundern, daß er plötzlich reif worden ist. Da der Jos mit der wackern Dorothee, Hansjörg und alles was drum und dran hängt, soll und muß im Hause bleiben. Ich will schon bürgen für den Preis, den Zusel fordert. Sie ist

gern im Kloſter und will dem ein Hübſches geben, aber auch uns hat ſie noch nicht vergeſſen. Dem Jos wär alſo geholfen und er muß nicht mehr über die Grenze, damit er ſich auch rühren könne; doch wie vielen mag es ſchon gegangen ſein wie ihm und Hansjörg. Behalte drum, und allenfalls dem Jos zu Lieb, deinen guten Willen für dir. Verſprich mir das. Du wirſt ſehen, es iſt gut angewendet."

Der Vorſteher nickte Hanſen beifällig zu.

Jos bemühte ſich vergebens, ein Wort hervorzubringen, aber auch die beſte Rede wäre nicht gehört worden im Jubel der Menge, die ſich mit ihrem Lieblinge geehrt fühlte. Dorothee hatte große Tropfen in den ſchönen Augen und die Goldfäden in ihrem Kränzchen zitterten fort und fort. Angelika wollte Hanſen ſagen: „wenn Zuſel dieſen Tag noch hier mitgelebt hätte, wäre ſie gewiß nicht mehr ins Kloſter"; Hans aber hörte nichts in dem fröhlichen Lärm und verſtand nur ihren dankbaren Blick. Auf einmal, man wußte nicht wer den Anfang machte, ſtanden die zwei Paare auf und reichten ſich die Hände. Lange hielten alle viere ſich feſt, die Muſikanten begannen ein luſtiges Stück zu ſpielen, und ohne daß jemand nach polizeilicher oder anderer Bewilligung frug, tanzte ein Paar nach dem andern um die Brautleute und den Tiſch herum.

Endlich hörten die Muſikanten auf. Die jungen Leute ruhten und jetzt konnte man wieder ein Wort reden. Das wollte nun aber auch alles benützen, um ſeinem Herzen Luft zu machen. Sogar Hansjörg, der

anfänglich etwas ſtill war, plauderte vertraulich mit der alten Stigerin, und ſein Auge, ja ſein ganzes Geſicht leuchtete, während er ſagte: „Alles iſt recht gekommen und auch gut, daß es wol die Kämpfe werth iſt und die Leiden, die es gekoſtet hat.“

„Freude am Glück Anderer iſt doch auch Freude,“ ſagte die Stigerin in einem Ton, ſo herzlich, wie mans gewiß von ihr nur ſelten hörte.

Und die arme Schnepfauerin, die man vor vielen, vielen böſen und guten Jahren gleichſam da herein geſchmuggelt hatte, wie ſtill und ſelig ſaß die Demüthige dort an der Tiſchecke grad im Schatten des wohlbeleibten Gemeindevorſtehers, und ihr Herz wollte doch beinahe ſpringen vor Freude, da dieſer mit ihrem Jos anſtieß auf eine Zukunft, ſo glücklich wie er und ſein wackeres Weib es verdienten. O! ſchon das war dem guten Mütterlein zu viel, viel zu viel. Es ward ihm angſt vor ſo hoher Ehre, ſo großem Glück. Und nun kam auch noch des Vorſtehers Antrag, Hanſens Rede, und dann ſtanden ſie Hand in Hand, die ſchönen kräftigen Geſtalten. Wars nicht ein Traum? Hatte nicht ihr Geliebter ſie in den Himmel geholt? Nein, auch die Welt konnte ſo viel geben! Die arme, aus der Heimat Verſtoßene kam ſich jetzt hier faſt noch fremder vor als damals. Hatte ſie denn das verdient? Wunderbarer, gerechter, heiliger Lenker aller Schickſale! Ja, der hatte geholfen, daß ſie nun ihren armen Jos als den Liebling aller gefeiert ſah. Wie gönnte ſie ihm das, und doch ſchwindelte ihr auf dieſer Höhe. Faſt wollte ſie zaghaft werden und klein-

mütig, aber ein Blick ſchon in des Lieblings funkelndes Auge gab ihr die feſte Zuverſicht, daß er das alles noch verdiene und daß noch gar nicht zu viel geſchehen ſei. O wie gern hatte ſie den Lärm, der ihr nun doch laut zu jubeln, zu beten und zu weinen erlaubte.

Sie hielt ſich für ganz unbeachtet, aber nach dem Tanz, als man wieder ſprechen konnte, wendete der Gemeindevorſteher ſich um und ließ etwas Licht auf ſie fallen. „Stoß an, Schnepfauerin!“ rief er fröhlich das Glas erhebend! „Und nun ſag mir,“ fuhr er nach einem herzhaften Schluck fort, „ob du nicht das Heimatsrecht noch in aller Form bekommen habeſt? Man ſollte halt keinen Menſchen ganz wegwerfen aus Gewinnſucht oder vorgefaßter Meinung; denn was er wird, kommt viel auf andere an. Dein Jos da, der herzhafte, fleißige, beleſene Sappermenter, hat ſich nun einen Heimatsſchein in viele Herzen geſchrieben. Er lebe hoch!“

„Hoch! hoch! hoch!“ ſcholl es von allen Ecken.

Jetzt aber konnte, mußte Jos reden. „Was ich gethan hab — und ſo ein armer Tropf kann wenig — iſt zum großen Theil auch aus Hochmut geſchehen,“ rief er aus. „Tag und Nacht hab ich geſchafft und mich neben der Sorge fürs Brot um alles und jeden angenommen; aber viel geſchah wieder nur, damit man ſehe, wer in mir geſchimpft und verhöhnt worden ſei. Aber jetzt, o wie geht mir das Herz auf! Was für einen Schatz von Liebe gibt mir dieſer Tag. Einen Schatz, mit dem ſich das Vergangene wett machen, dann aber

auch die ganze Zukunft davon zehren läßt. Ja, dieſer Tag macht mich zu allem ſtark.“

„Dieſer Tag,“ ſprach feierlich der Kaplan, den man bisher nicht beachtet hatte, „wird hoffentlich nicht nur unſern Gefeierten ein Segen fürs ganze Leben ſein. Wir alle, Reich und Arm, wie wir eben ſind, freuen uns gemeinſam mit gleicher inniger Freude, wie das gewöhnlich nicht auf Hochzeiten vorkommt, ſondern bloß da, wo alles durch irgend welches Ereigniß eine ſchwere, drückende Laſt abgeworfen, etwas Wichtiges, Folgenreiches gewonnen fühlt. So ein Gewinn, wie der dieſes Tages, iſt für uns die Erkenntniß des hohen Menſchenwerthes und ein Funken chriſtlicher Liebe. Wo dieſe fehlen, iſt auch der Reiche recht, recht arm und der Arme iſt es dreifach; wo ſie aber ſind, ja da kann man gewiß nicht bloß bei einem äußern Anlaß, ſondern ganz von ſelbſt und jeden Tag ein Feſt feiern.“

Druck von Otto Wigand in Leipzig.